

Graf Reinhard

Wilhelm Lang

Graf Reinhard.



Reinhard.

Graf Reinhard.

Ein deutsch-französisches Lebensbild

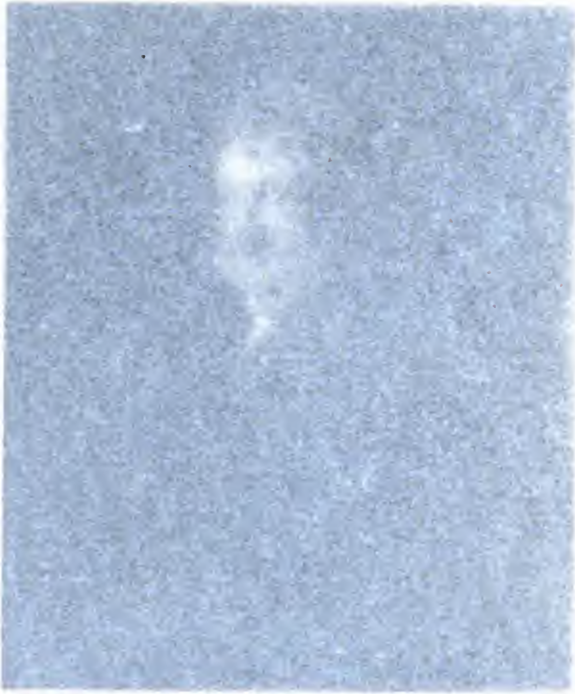
1761–1837.

Von

Wilhelm Lang.

[illegible]

Bamberg.
C. C. Buchners Verlag,
Rudolf Koch.



Graf Reinhard.

Ein deutsch-französisches Lebensbild

1761—1837.

Von

Wilhelm Lang.

Mit zwei Bildnissen in Lichtdruck.

Bamberg.
C. C. Buchner Verlag
Rudolf Koch.
1896.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

Vorwort.

Der schwäbische Pfarrersohn Karl Friedrich Reinhard, der in jugendlichem Drange für die französische Staatsumwälzung sich begeisterte und dadurch in die wunderbarsten Lebensverhältnisse geriet, Frankreich als sein zweites Vaterland erwählte, in dessen Dienste trat, hier zum Diplomaten und Minister aufstieg, als Graf und Pair von Frankreich seine Tage beschloß, hat bis heute noch eines biographischen Denkmals entbehrt. Ein merkwürdiger Lebenslauf schon durch die Führung des äußeren Schicksals; von größerem Reiz noch durch die vielfältigen Beziehungen zu bedeutenden Zeitgenossen, Männern der That und Männern des Geistes; am merkwürdigsten durch die Doppelstellung, die Reinhard zeitlebens eingenommen hat als Deutscher, der Franzose geworden und doch deutsch geblieben ist. Es war sein Vorsatz, beides zu sein: wie ihm dieses gelang im Zeitalter der Revolutionskriege und der Napoleonischen Weltherrschaft, wie und wie weit er in seiner Stellung als Diener der fremden Gewalt und als ihr Diener im eigenen Vaterland seinen Vorsatz durchzuführen vermochte, das sind Fragen, auf die eben nur die ausführliche Erzählung seines Lebens Antwort geben kann.

Berufenere Kräfte sollten sich an diese Aufgabe machen. Gleich nach dem Tode des Grafen Reinhard war es der Wunsch der Freunde, daß Karl Sieveking seine Biographie schreibe. Aber das äußere Leben des zu Schildernden schien nur eine dürftige Hülle des inneren Lebens, und in dieses hatte der Neffe zu tiefe Blicke thun dürfen, als daß er sich jenen Wunsch zu erfüllen getraute. Bei dem Zwiespalt, der sich durch Reinhards Seele zog, ist dieser selbst von der Aufzeichnung seiner Lebenserinnerungen abgestanden, und derselbe Grund, urteilte Sieveking, werde auch seinem Biographen in den Weg treten.

Aber Reinhard hatte wenigstens über einzelne Epochen seines Lebens Aufzeichnungen gemacht, und mit ihrer Hilfe, mit einer Auswahl von Briefen und sonstigen Papieren des Nachlasses, sowie Auszügen aus den Gesandtschaftsberichten gedachte der Sohn ein urkundliches Lebensbild herzustellen. Der Plan war weit gediehen. Guhrauer teilte im Jahre 1847 mit, daß eine Sammlung des Interessantesten aus diesen Papieren, von dem Sohne

geordnet und herausgegeben, zu erwarten sei, „doch erst vielleicht in einigen Jahren“. Und in einem Briefe vom 27. Mai 1850 schrieb der Sohn an den Freiherrn von Cotta: „Allerdings wäre eine Lebensbeschreibung meines Vaters ein interessantes Werk, und seine Papiere, die ich alle mit der seinem Andenken schuldigen Verehrung auf das sorgfältigste aufbewahrt, würden mich in den Stand setzen, diese Arbeit beinahe nur mit von ihm herrührenden Materialien, denen ich nur kurze Verbindungsworte anzureihen hätte, zu vollenden, doch müßte nicht nur für den Buchhandel, sondern für die Welt überhaupt eine günstigere Zeit erscheinen, um sowohl mir die für das Vollbringen dieses Werks erforderliche Stimmung, als dem Werk selbst teilnehmende Leser zu verschaffen.“ Allein diese günstigere Zeit wollte nicht kommen. Der Sohn ist darüber gestorben und dessen Erben halten den Nachlaß — gleichviel aus welchen Gründen — unerbittlich verschlossen. Auf die Benützung der dort befindlichen Schätze muß auch die gegenwärtige Biographie verzichten, und es war wohl die Frage aufzuwerfen, ob es unter diesen Umständen statthaft war, die Aufgabe überhaupt zu unternehmen. Wenn ich es gleichwohl that, so bestimmten mich folgende Gründe.

Einmal: so sehr es zu bedauern ist, daß nicht aus der Familie, aus der Hand von Nächststehenden eine Biographie hervorgegangen ist, so hat die Entfernung der Zeit und daß, frei von verwandtschaftlicher Rücksicht, lediglich das geschichtliche Interesse den Biographen bestimmt, auch seine Vorteile. Die Gestalt des Grafen Reinhard ist der Gegenwart so weit entrückt, daß sie der Gegenstand rein historischer Betrachtung geworden ist. Eine so tief in die Geschichte verflochtene Persönlichkeit will aus ihrer Zeit heraus verstanden werden. Die Thatsachen sollen reden, um zu erklären, wie aus Anlage und Erziehung, aus Gunst oder Zwang der äußeren Umstände ein so seltsames Schicksal und ein so eigentümliches Charakterbild gewoben worden ist. Vor allem soll er selber zum Worte kommen: die wahre Biographie ist Selbstdarstellung. Reinhard hat für schweigsam und verschlossen gegolten; gleichwohl zieht sich durch sein Leben eine Reihe von Selbstbekenntnissen in Gedichten und Briefen, die als Grundstock der Biographie zu betrachten sind. Und neben diesen Selbstzeugnissen gilt es zu zeigen, wie der Mann seinen Zeitgenossen erschien, wie Fernerstehende und wie vertraute Freunde ihn beurteilten, seine Handlungen zurechtlegten, von ihm abgestoßen oder angezogen wurden. In beiden Beziehungen aber, — sowohl an eigenen Briefen Reinhards, als an Mitteilungen von Zeitgenossen über ihn, — ist im Laufe der Jahre ein ungemein reiches Material ans Licht gekommen. Vieles, was jetzt dem Biographen zur Verfügung steht, wäre einer früheren Darstellung vorenthalten geblieben, und manches, was der Nachlaß enthält, ist auf andere Weise in die Öffentlichkeit gelangt.

Bis jetzt ist die von G. E. Guhrauer im Jahre 1847 im Historischen Taschenbuch veröffentlichte „Skizze" das einzige Lebensbild des Grafen geblieben. Guhrauer fußte auf Angaben, die er in der Familie Reinhards selbst erhielt: es ist ein im wesentlichen zuverlässiger Grundriß. Aber wie ungemein ist die Kenntnis von Reinhards Leben seitdem vervollständigt worden? Als Guhrauer schrieb, war noch nicht einmal der Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard veröffentlicht. Er konnte blos die Briefe an K. E. Oelsner benützen, und was Gagern und Harnier aus den an sie gerichteten Briefen mitgeteilt hatten. Seitdem sind nicht blos die Briefe an Goethe, sondern auch die an Charles v. Villers und an Sulpiz Boisserée veröffentlicht. Außerdem finden sich zahlreiche Briefe an verschiedenen Orten zerstreut, Briefe an Talleyrand, an schweizerische Staatsmänner, an deutsche und französische Freunde. Von der diplomatischen Korrespondenz Reinhards war damals noch nichts veröffentlicht. Seitdem sind auch von ihr wichtige Abschnitte, zum Teil zusammenhängende Reihen, wie die Korrespondenz aus Kassel, ans Licht gestellt worden. Das geschah von französischer Seite, während auch deutsche Forscher, in erster Linie Prof. Dr. A. Wohlwill in Hamburg, diplomatische Verhandlungen, bei denen Reinhard beteiligt war, aus den Archiven ausgegraben haben. Dazu kommt nun eine Fülle von Zeugnissen Mitlebender, die sich in der Brief- und Memoirenlitteratur des Zeitalters finden. Die bloße Sammlung dieses weitzerstreuten Materials würde eine neue Bearbeitung rechtfertigen. Endlich aber hat mir Nachforschung wie glücklicher Zufall eine Fülle ungedruckter Briefe zugebracht, denen die wünschenswertesten Beiträge zur Biographie zu entnehmen waren, ja durch die ganze Zeiträume überraschend aufgehellt wurden. Und auch aus der Überlieferung, zum Teil aus dem Mund von Verwandten des Grafen, waren noch Aufschlüsse zu gewinnen. Sollte alles dieses Material unbenützt bleiben, bis die Schätze des Nachlasses sich aufthaten? Ja, wenn überhaupt Aussicht vorhanden war, daß in absehbarer Zeit diese Quelle sich öffnen würde. Da diese Aussicht nicht vorhanden ist, habe ich mit den Mitteln, die mir erreichbar waren, eine Darstellung gewagt, die in jedem Falle ein aus ursprünglichen Quellen gewonnenes, wesentlich bereichertes und berichtigtes Lebensbild ergiebt. Unrichtige Angaben galt es in Menge zu widerlegen. Es ist unglaublich, wie viel Irrtümliches über Reinhard gedruckt ist. Bei der Ungewöhnlichkeit seines Lebenslaufs hat sich früh und spät die mythenbildende Phantasie desselben bemächtigt und die wirklichen Vorgänge entstellt oder ausgeschmückt. Durch den beständigen Wechsel der Schauplätze seines diplomatischen Berufes ist er, zumal er selbst sich stets in bescheidenem Dunkel hielt, rasch dem sicheren Gedächtnis der Zeitgenossen entschwunden. Selbst bei Guhrauer finden sich starke Irrtümer. Überall das Thatsächliche genau und vollständig darzustellen, ist meine Haupt-

absicht gewesen. Eben dadurch war eine gewisse Ausführlichkeit von selbst gefordert; ich denke aber, die Mühe, die auf eine eingehende Biographie verwandt wurde, wird niemand für unnütz halten, der historischen Sinn besitzt und in Reinhard eines der bezeichnendsten Beispiele für den aus der weltbürgerlichen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts hervorgegangenen Idealismus erkennt; ein Beispiel, das um so lehrreicher ist, als sein Idealismus, wie der keines anderen der deutschen Bewunderer der Revolution, auf die harte Probe der realen Weltverhältnisse gestellt worden ist. Es ist doch höchst merkwürdig zu verfolgen, wie der Jüngling, dessen Leidenschaft die Liebe zur Freiheit, der Haß gegen jede Art von Unterdrückung war, eben dadurch und in gerader Linie der Entwicklung, in eine Laufbahn geriet, die ihn in beständigen Widerspruch mit seinen Idealen bringen mußte.

Lücken sind allerdings vorhanden. Nicht alle Lebensverhältnisse sind deutlich aufgehellt. Doch diejenigen Lücken, die am meisten empfunden werden, sind im Grund psychologischer Art, und es ist fraglich, ob gerade sie durch die Papiere des Nachlasses befriedigend ausgefüllt würden. Mehrfach stößt man auf dunkle Punkte, auf seelische Rätsel, für deren Lösung dem Biographen die Mittel versagen. Er konnte nichts thun als gewissenhaft mitteilen, was er gefunden, auf unsichere Vermutungen aber verzichten. Zuletzt bleibt bei jeder Persönlichkeit, deren Leben erzählt werden soll, ein ungelöster Rest zurück. Jeder Biograph wird die gleiche Erfahrung machen. Je tiefer man in das Leben des Helden eindringt, um so mehr wird man sich bewußt, wie viel sich verbirgt, dunkel bleibt, der vollständigen Kenntnis sich entzieht, und die Achtung vor diesem Unbekannten ist es, die gerade die besten Kenner vorsichtig im Urteil machen wird. Es muß zuletzt dem Leser selbst, seinem Takt, seiner Erfahrung und seinem Ahnungsvermögen überlassen bleiben, die Ergebnisse der Forschung zum vollen lebendigen Bilde abzurunden.

Was von gedruckter Litteratur benützt ist, habe ich an einem andern Orte verzeichnet. Hier will ich noch von den handschriftlichen Schätzen, die ich gesammelt habe, Rechenschaft geben. Es sind folgende.

Die Mitteilung zahlreicher Familienpapiere verdanke ich der Güte des Herrn Oberst a. D. von Karaß in Stuttgart, eines Großneffen Reinhards. Sie stammen aus dem Nachlaß von Reinhards jüngerem Bruder Philipp Christian, der als Professor an der Universität Moskau im Jahre 1812 gestorben ist, und reichen bis in das Balinger Dekanathaus hinauf: Briefe der Eltern und Briefe unter den Geschwistern, darunter 40 Briefe, die Reinhard aus dem Tübinger Stift und in den folgenden Jahren (1779—1786) an seinen Bruder Christian geschrieben hat, 50 Briefe Christians an den älteren Bruder aus den Jahren 1795—1804, allerlei Aufzeichnungen und Gedichte Reinhards aus der Zeit seines Aufenthalts in Vevey u. A.

In gleich großherziger Weise sind mir von der Familie Sieveking in Hamburg wertvolle Briefschätze zur Verfügung gestellt worden. Von Reinhard selbst finden sich darunter mehrere Briefe an seinen Schwiegervater, den Arzt und Prof. Dr. J. A. H. Reimarus, und über 50 Briefe an seinen Neffen Karl Sieveking aus den Jahren 1811—1837; ein Brief an den Philosophen Jacobi vom Jahre 1806; sodann Briefe von Frau Christine Reinhard an ihre Schwester Sieveking und an Charles von Villers, Briefe von Reinhards Schwiegermutter, der Doktorin Reimarus, an ihre Tochter Sieveking, Briefe von Reinhards Sohn und Tochter an die Hamburger Verwandten.

Nächstdem ist zu nennen der Briefwechsel zwischen Reinhard und August von Hennings, dem Oheim seiner ersten Frau; im Besitz der Hamburger Stadtbibliothek. Er gehört den Jahren 1797 und 1798 an, wozu noch einige Briefe Reinhards aus den Jahren 1818 und 1819 kommen. Drei Briefe Lavaters an Reinhard aus den Jahren 1799 und 1800; im Besitz des Herrn Antistes Dr. G. Finsler in Zürich. Briefe Reinhards an den Züricher Bürgermeister D. Wyß aus dem Jahre 1800, die mir durch den im Jahre 1893 verstorbenen Prof. F. Wyß in Zürich mitgeteilt wurden. Eine Anzahl Briefe Reinhards an J. Fr. Cotta von 1798—1826: dazu Briefe von Reinhards Sohn an den Frhrn. G. von Cotta von 1850—1857; im Besitz der Buchhandlung J. G. Cotta Nachfolger in Stuttgart. Eine fortlaufende Reihe von über hundert Briefen Reinhards an den Koadjutor und Bistumsverweser Frhrn. J. H. von Wessenberg von 1819—1837, die sich im Besitz der kön. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart befinden.

Wichtige Beiträge sind mir aus Weimar gespendet worden. Dem Goethe- und Schiller-Archiv ist auch das Müller-Archiv einverleibt und hier befinden sich gegen 50 Briefe von Reinhard Vater und Sohn an den Kanzler v. Müller aus den Jahren 1822—1846; 5 Briefe Müllers an Reinhard; sodann der Entwurf der biographischen Skizze, die der Kanzler v. Müller dem Goethe-Reinhard'schen Briefwechsel vorzusetzen gedachte, und eine Reihe von Materialien, die der Kanzler zu dieser Biographie gesammelt hatte, darunter ein ungedruckter Brief Reinhards an Gagern. Vereinzelte Briefe Reinhards verdanke ich der kön. Bibliothek in Berlin (an Lafayette und an Heeren); dem kön. preußischen Staatsarchiv in Breslau (an Schlabrendorf); dem ständischen Archiv in Stuttgart (an die wirtembergischen Stände); Freifräulein von König-Warthausen in Stuttgart (an Schiller und an Bardili).

Benützt wurden ferner die zahlreichen Briefe Georg Kerners an die Familie Breyer in Stuttgart aus den Jahren 1791—1800; im Besitz der kön. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart; sowie die Briefe Kerners an den Grafen Schlabrendorf von 1798—1811; im kön. preußischen Staatsarchiv in Breslau. Endlich war auch den zahlreichen Briefen des holländischen

Diplomaten J. G. Reinhold an J. H. v. Wessenberg (1818—1838), im Besitz der Stuttgarter Bibliothek, sowie den Briefen des Frhrn. A. von Wangenheim an den Geh.-Rat A. von Hartmann einiges zu entnehmen; letztere im Besitz des Herrn Prof. J. Hartmann in Stuttgart, dessen reges Interesse für diese Arbeit mir auch sonst vielfach zu statten gekommen ist.

Die Briefe Reinhards an seine Freunde und Verwandte in Deutschland sind meist deutsch geschrieben. Abgesehen von denen an Villers bediente sich Reinhard nur an Wessenberg und Gagern der französischen Sprache. Was ich aus den französischen Briefen mitteile, gebe ich in deutscher Übersetzung. Bei den deutschen Briefen Reinhards habe ich mich, wie auch bei seinen Gedichten, nicht streng an die ursprüngliche Schreibart gebunden. Es scheint mir geziert, Briefe dieser Art, die bloß geschichtliche Dokumente sind, philologisch zu behandeln. Für Liebhaber dieser Dinge bemerke ich nur, daß Reinhard regelmäßig schreibt: Gefül, Erfarung, Blik, glüklich, drüken, Woltat, wälen, verlohren, sey, bey, vest, Sistem, Seegen, ungefehr, gewis Kayser u. s. w.

Eine aufzuwerfende Frage war die, in wieweit das allgemein Geschichtliche in diese Biographie hereinzuziehen war. Ein ausführliches Zeitgemälde, also „Reinhard und seine Zeit", war von selbst ausgeschlossen. Reinhard gehört nicht zu den repräsentativen Figuren seines Zeitalters, er war immer nur der Ausführende höherer Gewalten. Niemand wird in dieser Biographie eine Erzählung der Schreckensherrschaft oder eine Geschichte des 18. Brumaire suchen, so wenig als eine Charakteristik Napoleons oder Talleyrands. Immerhin waren, da Reinhards Leben, je nach dem Wechsel der Orte seiner Bestimmung, in einzelne Abschnitte zerfällt, jedesmal die politischen Ereignisse und Verhandlungen zu berühren, in denen er beschäftigt war. In wie weit dies geschah, hing vornehmlich von den zu Gebot stehenden Urkunden ab. Für den einen Zeitraum sind mehr seine persönlichen, für den anderen mehr seine amtlichen Verhältnisse aufgehellt. Es liegt also an der Beschaffenheit der Quellen, wenn bald das eine, bald das andere mehr in den Vordergrund tritt. Auch dies liegt in der Natur der Sache, daß aus den französischen Quellen mehr für die amtliche Thätigkeit Reinhards zu schöpfen war, während die deutschen Quellen vornehmlich für seine litterarischen Beschäftigungen, seine Familien- und Freundesbeziehungen in Betracht kommen. Und da nun die Quellen letzterer Art besonders reichlich flossen, so mag es wohl sein, daß in meiner Darstellung scheinbar ein allzu starker Nachdruck auf die deutsche Seite seines Wesens fällt, die französische zu kurz kommt. Es ist dies ein Punkt, über den sich schon anläßlich von Guhrauers biographischer Skizze der Sohn des Grafen mit folgenden Worten gegen Karl Sieveking ausgesprochen hat: „Ich könnte hinzufügen, daß Guhrauer meinen Vater aus

einem zu exklusiv deutschen Standpunkt beurteilt; denn, nachdem mein Vater französischer Bürger und Staatsmann geworden, hat er gewiß, bei aller Liebe und Teilnahme, die er für sein Geburtsland behalten, in den wichtigsten Beziehungen seines Lebens und besonders bei seiner öffentlichen Wirksamkeit die Förderung des Wohles des Landes, das ihn aufgenommen, als seine Hauptaufgabe betrachtet und sich bei Erfüllung seiner Pflichten durch keine andere Rücksicht stören lassen." Das müssen auch die Leser unserer Darstellung im Auge behalten. Im übrigen wird es ihnen nur willkommen sein, wenn sie überall die Urteile deutscher Zeitgenossen eingestreut und viele Auszüge aus Reinhards deutscher Korrespondenz mitgeteilt finden.

Einzelne Abschnitte sind früher von mir ausgearbeitet und in Zeitschriften veröffentlicht worden, und zwar in Sybels Historischer Zeitschrift, in der Deutschen Rundschau, in den Preußischen Jahrbüchern, in den Württembergischen Vierteljahrsheften. Sie sind zum Teil durch die Auffindung neuer Quellen veraltet, und alle für den Zweck der Gesamtdarstellung mehr oder weniger stark umgearbeitet, hier gekürzt und dort erweitert worden. Einen gedrängten biographischen Abriß habe ich für die Allgemeine Deutsche Biographie (Bd. XXVIII) verfaßt. Über Reinhard als deutschen Dichter habe ich in der Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte Bd. VI gehandelt. Seine Äußerungen über Goethe, die sich in den an Wessenberg gerichteten Briefen zerstreut finden, sind von mir im Goethe-Jahrbuch Bd. IX veröffentlicht worden. Auch in meiner Sammlung kleiner Schriften von und aus Schwaben ist Reinhards wiederholt gedacht und das vorliegende Lebensbild mag als eine Fortsetzung der dort vereinigten Biographien schwäbischer Landsleute betrachtet werden.

Zum Schlusse bleibt mir noch übrig, den Dank auszusprechen für die vielseitige Förderung, deren sich diese Arbeit zu erfreuen hatte. Dank vor allen den Besitzern der handschriftlichen Schätze, die mir so bereitwillig zur Verfügung gestellt wurden; zunächst den jederzeit in Hilfleistungen unermüdlichen Vorständen der kgl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, den Vorständen der kgl. Bibliothek in Berlin, der Stadtbibliothek in Hamburg, des kgl. preuß. Staatsarchivs in Breslau, des ständischen Archivs zu Stuttgart, der Direktion des Goethe- und Schillerarchivs in Weimar, den Herren Dr. W. Sieveking in Hamburg, Antistes Finsler in Zürich, Oberst v. Karaß und Geh. Kommerzienrat Kröner in Stuttgart. Für die Jugendjahre Reinhards ist mir bei der Durchsicht der Kirchenbücher in Schorndorf und Balingen, der Seminarakten in Maulbronn und der Stiftsregistratur in Tübingen die entgegenkommendste Hilfe geleistet worden. Ganz besonders aber habe ich Herrn Prof. Dr. A. Wohlwill in Hamburg zu danken, dessen Schrift: Vaterlandsliebe und Weltbürgertum in Schwaben zum erstenmal den Ideenkreis darstellte, unter dessen

Herrschaft Reinhards Jugendentwicklung stand, der mit seinen archivalischen Forschungen über die Geschichte seiner Vaterstadt zu Ende des vorigen und zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts wichtige Abschnitte in Reinhards Leben urkundlich aufgehellt und der auch sonst durch stets bereite Ratschläge, Winke und Nachweise diese Arbeit in zuvorkommendster Weise gefördert hat.

Die beiden Bildnisse, die, dank dem Entgegenkommen des Herrn Verlegers, den Band schmücken, sind in der Kunstanstalt von M. Rommel & Co. in Stuttgart hergestellt. Die Originale befinden sich im Besitze des Herrn Oberst von Karaß, dem ich auch für diese Zuwendung zu lebhaftem Dank verpflichtet bin: das eine, ein Lichtbild nach einem Miniaturporträt des jugendlichen Reinhard, worin man eine Bestätigung seiner Ähnlichkeit mit Schiller finden wird; das andere, ein Ölgemälde, das wohl aus der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts stammt. Sonst sind mir von Bildnissen noch bekannt eine Lithographie, die Reinhard in mittleren Jahren darstellt und in jener geraden, übergeraden Haltung, die allgemein auffiel, so daß Talleyrand sagen konnte: il se tient si droit, qu'il dépasse la perpendiculaire; endlich ein Relief-Medaillon von David, das die tief gefurchten Züge des Gealterten wiedergiebt. Das von Schmeller im Oktober 1829 gezeichnete Bild, das Goethe für seine Sammlung anfertigen ließ, und das Reinhard selbst als „treffend ähnlich" bezeichnete, wird demnächst in den Schriften der Goethegesellschaft zur Veröffentlichung gelangen.

Stuttgart, 10. September 1895.

Dr. W. Lang.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Familie und erste Jugend. In den Klosterschulen.

1761—1778.

Schorndorf. Das Elternhaus. Die Geschwister. Die Lateinschule. Mitschüler. K. Ph. Conz. In Denkendorf und Maulbronn. Klosterzucht. Freunde. Klosterzeugnisse.

Karl Friedrich Reinhard ist am 2. Oktober 1761 zu Schorndorf geboren. Das altwürttembergische Städtchen, damals noch mit wohlerhaltenen Festungswerken, lag an der großen Straße, die in den Jahrhunderten des Kampfes zwischen dem Hause Habsburg und der Krone Frankreich Heer an Heer vorüberziehen sah. Unvergessen waren die Durchmärsche der Franzosen unter Ludwig XIV., unvergessen, was Städte und Dörfer von ihnen zu erdulden hatten. Leuchtend in der Erinnerung aber stand jene Heldenthat der wackeren Bürgermeisterin von Schorndorf, die mit dem anderen Weibervolke im Dezember 1688 die Forderung der Übergabe an Melac abgewehrt, die Männer beschämt und durch ihre entschlossenen Verteidigungsanstalten die Stadt gerettet hatte: ein seltenes Beispiel deutschen Mutes in jener männerarmen Zeit. Die Überlieferung trug den Ruhm der Heldin von Geschlecht zu Geschlecht. Jedes Kind der Stadt war stolz auf die tapfere Bürgermeisterin; auch der Knabe, der einst in den Dienst Frankreichs treten sollte, als dieses die Eroberungsplane des großen Königs noch erfolgreicher wieder aufnahm, fühlte sein Herz höher schlagen beim Gedächtnis jener preiswürdigen Begebenheit, und eines der Jugendgedichte, die der spätere französische Staatsmann niederschrieb, ist den heldenmütigen Weibern von Schorndorf gewidmet.

Der Vater war der zweite evangelische Geistliche des Städtchens M. Georg Christoph Reinhardt [1]), geboren am 25. Juni 1732 als Sohn des Expeditionsrats Christoph Jakob Reinhardt in Stuttgart (1687 bis 1749) [2]); er war im Mai 1760 Diakonus in Schorndorf geworden und

hatte sich am 17. Juni desselben Jahres mit Katharina Felicitas, Tochter des ersten Geistlichen der Stadt, des Spezialsuperintendenten M. Heinrich Eberhard Hiemer, vermählt.[3])

Reinhard ist aus einer jener weitverzweigten altwürttembergischen Familien[4]) hervorgegangen, deren Mitglieder meist dem Beamtenstand oder der Kirche des Herzogtums angehörten; ehrbare Geschlechter, in bescheidenen Verhältnissen, reicher an Kindern als an irdischen Gütern. Dem Großvater Hiemer waren zwanzig Kinder geboren, von denen zehn am Leben blieben. Kaum weniger gesegnet war das Haus des Diakonus. Fast Jahr um Jahr stellte sich Zuwachs ein. In Schorndorf erlebte Karl noch fünf nachwachsende Geschwister, und in Balingen, wohin der Vater im Oktober 1775 als Spezialsuperintendent befördert wurde, kamen acht weitere hinzu, also im ganzen vierzehn, von denen aber vier noch in zartem oder jugendlichem Alter starben, so daß außer Karl noch neun am Leben blieben. Ein merkwürdiges Geschick hat diese Geschwister fast alle in die Ferne getrieben und in die Welt verstreut; wovon allerdings in den meisten Fällen der Lebensgang des Ältesten die Ursache war. Diese Geschwister, denen man im Leben unseres Reinhard ab und zu begegnet, sind folgende:

1. Christoph Heinrich, geb. 1763. Er schlug die Laufbahn eines württembergischen Schreibers ein und starb als Gerichtsnotar in Blaubeuren. Von allen Geschwistern ist er allein in der Heimat geblieben.

2. Philipp Christian, geb. 1764, durchlief die Seminarien mit Auszeichnung, ging, nachdem er bei seinem Vater Vikar gewesen, 1788 als Hauslehrer nach Wezlar, lebte 1794—1797 als Privatgelehrter in Marburg und Jena, ging 1798 nach Köln, wo er im folgenden Jahr als Professor der Geschichte an der Zentralschule angestellt wurde, folgte 1804 einem Ruf als Professor der Philosophie an die Universität Moskau und starb im Unglücksjahr 1812 in Nischnei-Nowgorod. Ein Sohn dieses Bruders, Louis Reinhard, war württembergischer Diplomat, zuletzt Bundestagsgesandter 1850—1866.

3. Eberhard Gottlieb, geb. 1769, Kaufmann in Bordeaux, seit 1793 in Paris, ist nach wechselnden Glücksumständen auf einer Reise nach Amerika gestorben.

4. Christiane Friederike Wilhelmine, geb. 1771, vermählt im Jahre 1795 mit Johann Karl Friedrich Hauff aus Stuttgart, Professor der Naturlehre und Mathematik in Marburg. 1808 ging dieser nach Wien, und später war er in Augsburg, in Mähren, in Köln, zuletzt in Genf und Brüssel, wo er 1846 starb. (s. Allg. D. Biogr.) Goethe, der ihn i. J. 1813 in Teplitz traf, schreibt von ihm (Tageb. 5, 49): „wegen technischer Talente angestellt und wohl angesehen, aber wegen politischem Eigensinn nirgends lange aushaltend.“

5. Marie Friederike, geb. 1774. Vermählt im Jahr 1794 mit Georg Friedrich Kugler aus Fellbach bei Cannstatt, Kaufmann in Offenbach a. M.

6. Johann Christoph Wilhelm, geb. 1776. Wurde Kaufmann und ist nach einem unsteten Leben in Gibraltar gestorben.

7. Wilhelmine Mariane, geb. 1781, vermählt mit dem jüngeren Loder, der Hospitalarzt in Hamburg war und als Professor in Königsberg 1813 starb.

8. Gottlob Ferdinand, geb. 1783. Dieser jüngste Bruder wurde in Hamburg zum Kaufmann erzogen und gründete ein Geschäft in Christiansand in Norwegen, wo er preußischer und hanseatischer Konsul wurde. Direkte männliche Nachkommen des Balinger Dekanathauses sind nur noch aus diesem Zweige vorhanden.

9. Eleonora Augusta, bei deren Geburt, am 27. November 1786, die Mutter starb. Sie vermählte sich mit Professor Ide in Moskau und lebte nach dessen frühem Tode in der Familie des Bruders daselbst, dessen jüngere Kinder nach der Katastrophe von 1812 bei ihr in Rußland blieben.

Mit Sorgen mögen die Eltern in die Zukunft einer solchen Kinderschar geblickt haben; doch diese Sorgen überwand das damalige Geschlecht mit eingeschränkter Lebensführung und mit Hilfe eines unerschütterlichen Gottvertrauens. Eine einfache Frömmigkeit wurde im Hause gepflegt und ging von selbst in die kindlichen Gemüter über. Noch war der Glaube von keinerlei Zweifeln angegriffen, aber auch unduldsame Härte war dem Hause fremd, und daß der Vater ein abgesagter Gegner von Mystizismus und Pietismus gewesen, hat ihm der Sohn ausdrücklich bezeugt. Einen Blick in das Elternhaus gewährt uns Reinhards „Lied einer Mutter, die viele Kinder hat", das er in einem der schwäbischen Musenalmanache veröffentlichte. Es macht uns zu Zeugen des süßen Wohlgefallens wie der Befürchtungen und frommen Sorgen, mit denen der Blick der Mutter auf den Ihrigen ruhte. In dem Gedicht auf ihren Tod (1786) hat Reinhard der unermüdlichen Liebe und Pflichttreue der Mutter, ihrer Geduld und ihrem Mut noch einmal ein Denkmal gesetzt, aber zugleich angedeutet, daß sie geneigt war, das Leben schwer zu nehmen, daß die Sorgen sie niederdrückten, ja daß zuletzt ein Geist trüber Schwermut über sie kam, so daß die Vermutung nahe liegt, der Sohn habe den Hang zu mißtrauischem, selbstquälerischem Trübsinn, der schon in frühen Jahren sich zeigte und in späteren oft krankhaft bei ihm sich steigerte, schon als mütterliches Erbteil erhalten. Ein schwerflüssiges Temperament war fast allen Geschwistern eigen, und so zärtlich sie einander liebten, so schwer haben sie sich gegenseitig das Leben gemacht.

Es verstand sich fast von selbst, daß der Erstgeborene, der gute Gaben zeigte, für die Laufbahn durch die Klosterschulen und zum väterlichen Berufe bestimmt wurde. Zur Vorbildung genügte die lateinische Schule zu Schorndorf, die eben damals an dem Präzeptor Mebold einen trefflichen Lehrer von

Ruf besaß. Unter den Mitschülern war Friedrich Wilhelm Schmid, ein Sohn des Stadt- und Amtsschreibers in Schorndorf; auch er lief durch die Klöster, studierte dann aber die Rechte, wurde 1790 Professor in Tübingen und war seit 1794 Schöffe und Syndikus in Frankfurt a. M.[5]) Reinhard traf mit ihm im Stift wieder zusammen und hat sich auch später in Frankfurt mit diesem Schulkameraden berührt, ein näheres Verhältnis hat aber nie zwischen ihnen bestanden. Um so enger wurde die Freundschaft mit einem anderen Mitschüler, mit dem ein Jahr jüngeren Karl Philipp Conz, der in dem nahen Lorch geboren, von seinem Vater, dem dortigen Klosteramtsschreiber, gleichfalls der Meboldschen Schule zur Vorbildung übergeben war. Gemeinsam waren Spiel- und Schulstunden, gemeinsam die Empfindungen der erwachenden Knabenseele, und Conz mag wohl von den Bildnissen der Staufenkaiser, vor denen er oft voll Ehrfurcht in der Kirche zu Lorch gestanden hatte, oder von der mächtigen Linde vor dem Klosterhof erzählt haben, vielleicht auch von dem dunkel im Gedächtnis gebliebenen Kameraden, mit dem er in früher Jugend in Lorch zusammengespielt hatte und der Friedrich Schiller hieß.

Durch den schwärmenden Freund Conz hörte Reinhard auch zuerst den Namen Klopstock. Im Hause selbst war nichts von schöner Litteratur, nichts, was die Phantasie des Knaben angelockt und entzündet hätte. Die fromme Mutter duldete keine Romane und was sie schlechte Bücher nannte. Um so mehr stürzte sich der Knabe auf einen Auszug der allgemeinen Weltgeschichte, den der Vater besaß, „und so war ich der einzige von meinen Mitschülern, der bis zum dreizehnten Jahre etwas mehr wußte als griechisch und latein."

Reinhard schreibt dies in dem Brief an Goethe vom 4. Dezember 1811, mit dem er die Sendung der ersten Bücher von Dichtung und Wahrheit erwiderte. Angeregt durch die Erzählung von Goethes Jugendjahren hatte er in die Erinnerungen seiner eigenen Jugend zurückgegriffen und sich Art und Gestalt des Knaben zu vergegenwärtigen gesucht. Auch er wurde früh von der Blatternkrankheit entstellt; „und so geschah es, daß ich durchaus keinen Wert auf mein Äußeres legte. Unbeholfen und unbefangen, mit unbewußtem Selbstgefühl; schüchtern erst, später stolz und bescheiden, nie mit Anwandlung von Ehrgeiz. Da es Neid erregte, daß der Vorsteher unserer Schule in einem Zeugnis mich divinum ingenium genannt hatte, konnte ich weder den Neid noch das Zeugnis begreifen."

Reinhard hat später, als er noch ungewiß in die Zukunft blickend seinen ganzen Bildungsgang verwünschte, unmutig auch über die Schuljahre in

Schorndorf sich geäußert. „Um Magister zu werden, ist man verdammt, vom sechsten Jahr an von einem lateinischen Präzeptor durch die doppelte Portion von Schimpfnamen, Maulschellen, Stockstreichen und Ruthenhieben sich das Latein nebst einem bißchen hebräisch und griechisch, die arabischen Definitionen aus der Logik und Rhetorik nicht zu vergessen, einprägen zu lassen, während ein anderer mit der einfachen davonkommt." Das war aus der Verstimmung seiner Vikariatsjahre heraus geschrieben, aber es fehlt nicht an Zeugnissen, daß Reinhard sonst mit freundlicheren Empfindungen an seine Jugendjahre zurückdachte. Er dankte es insbesondere der Mutter, daß ihm manche frohe Stunde in Gottes freier Luft zum eigenen Gebrauch blieb. Von Natur war er kräftig, eine ansehnliche Gestalt, höher gewachsen als die anderen, und er machte schon damals den Anführer bei den kriegerischen Spielen, oder gar den gebietenden König mit der Flitterkrone auf dem Haupt. Und auf seinen Schultern trug er hoch im Triumphe den jungen Baum aus dem Walde, den im Frühjahr die Schüler ihrem Lehrer vor das Haus zu setzen pflegten. Wir erfahren es aus einer Elegie an Conz vom Jahre 1783, die mit wehmütiger Freude bei den gemeinsam genossenen Knabenjahren verweilt, bei den sorglosen Spielen am Ufer der Rems und bei den ersten Empfindungen, die der Natur sanftstrahlende Schönheit den Knaben ins wächserne Herz grub.

Dieses Kinderparadies endigte, als Reinhard dreizehn Jahre alt war. Im Landexamen, das zu jener Zeit noch mehrmals Jahr für Jahr wiederholt wurde, war er für die Klosterschule reif befunden worden. Während Conz und Schmid noch in Schorndorf zurückblieben, wurde ihr vorangeeilter Gespiele im Herbst 1774 nach Denkendorf aufgenommen; zwei Jahre später siedelte er mit seiner Promotion nach Maulbronn über.

Auch über den Aufenthalt in den niederen Klöstern hat Reinhard später ein höchst ungünstiges Urteil gefällt. Selbst die landschaftliche Lage der Klöster, „mit der furchtbaren Aussicht an dichte Wälder und kahle Felsenwände, die über sie hereinzustürzen drohen," wird aufs abschreckendste geschildert. Denkendorf allein, das höher gelegen „die Aussicht in ein artiges Thal bietet," wird ausgenommen. Und wie sah es erst im Innern dieser Klöster aus! „Dicke Mauern, enge, traurige, feuchte Zellen für den Sommer, und für den Winter zwo bis drei sogenannte Winterstuben, d. h. zehn Fuß lange und zehn Fuß breite Winkel, wo ihrer zehn bis zwölf aufeinander gepfropft sind. In diesen Mauern, wie in einem Kerker verschlossen, ohn' Erlaubnis, freie Luft zu schöpfen oder einen Fuß hinauszuwagen, als etwa eine Stunde des Tags und im Sommer etwa noch eine Stunde drüber,

wovon aber wie billig, Sonnabend und Sonntag ausgenommen sind, dieser, weil er der christliche, jener, weil er der jüdische Sabbath ist." Von der Lebensweise, der Kost, den geistlosen Frömmigkeitsübungen, der pedantischen Zucht und dem tyrannischen Lernzwang macht Reinhard eine trostlose Beschreibung. „Selbst die fleißigsten Zöglinge, wenn sie in die Jahre kommen, wo sie ihren Verstand selber gebrauchen können, klagen mit Unwillen, daß man sie ihre kostbare Zeit durch eine zwecklose Art, zwecklose Dinge zu studieren, so elend habe verschleudern lassen. Wer sich ganz im Geist dieser Anstalten bildet, wird ein gelehrter einseitiger Pedant. Aber ein brauchbarer Mann wird er niemals."

Ohne jeden Lichtpunkt ist dieses grau in grau gemalte Bild. Gefehlt haben sie doch wohl nicht. Die Zöglinge empfanden, der eine mehr der andere weniger, den geübten Zwang, aber sie waren jung genug, sich dafür zu entschädigen. Reinhard selbst erwähnt, daß der Aufenthalt in Maulbronn erträglicher war als in Denkendorf. Man sah dort den jungen Leuten durch die Finger; die Ordnung, der Zwang der Klostertracht wurde laxer gehandhabt, ja Maulbronn stand geradezu im Ruf der Ausgelassenheit und Zügellosigkeit. Man trieb allerlei Mutwillen, wie er in diesem Alter auch bei strengster Zucht nicht auszutreiben ist, und der possierliche Widerspruch, den Nicolai bei seinem Besuch des Tübinger Stifts zwischen der ehrwürdigen Kleidung und der jugendlichen Munterkeit der Zöglinge fand, wäre ihm sicher ebenso in einem der niederen Klöster aufgestoßen. Und hier wurde der Grund zu jenen Jugendfreundschaften gelegt, die, wenigstens bei den Besseren, zugleich zu besonderen Liebhabereien in den Studien zu führen und überhaupt den Lerntrieb anzuspornen pflegten. Reinhard gehörte zu denen, die ihre Zeit keineswegs verloren.

Unter den Mitschülern waren es besonders zwei, mit denen er einen innigen Freundschaftsbund schloß: Christoph Gottfried Bardili, Sohn des zweiten Professors in Maulbronn, und Johann Friedrich Wurm aus Nürtingen. Bardili war in Leonberg bei seinem Geschwisterkind Diakonus Schelling, dem Vater des Philosophen, vorgebildet worden und hat sich später selbst als Philosoph einen Namen gemacht; er ist schon im Jahr 1808 als Professor in Stuttgart gestorben. Wurm wurde i. J. 1807 gleichfalls Professor am Stuttgarter Gymnasium und ist 1833 gestorben. Was diesen Freundschaftsbund befestigte, war die Neigung aller drei Jünglinge zu Physik und Naturwissenschaften. Bardili hat im Jahr 1780 mit einer physikalisch-meteorologischen Dissertation seine Magisterwürde erworben, und Wurm ge-

wann durch die Abhandlungen, die er in Bodes astronomischem Jahrbuch veröffentlichte, einen Ruf als Mathematiker und Astronom. Wir werden finden, daß auch Reinhard zeitlebens Neigung und Beschäftigung mit diesen Dingen sich bewahrte. Das Verständnis, das er den Farbenphänomenen entgegenbrachte, sollte ihm einst Goethes Freundschaft verschaffen. Anregung für diese ihre Studien fanden die Jünglinge bei dem ersten Professor in Maulbronn, Balthasar Sprenger, der große Reisen gemacht hatte, Mitglied der Akademien von Göttingen und Bern war und neben Schriften über Feldbau, Weinbau und Landwirtschaft auch opuscula physico-mathematica herausgegeben hatte.

Daß Reinhard zu den vorzüglichsten Schülern gehörte, ersehen wir aus der Lokation, die damals in erster Linie von der Kenntnis des Lateinischen abhing: er nahm in seiner Promotion den zweiten Platz ein. Wir besitzen auch noch die Halbjahrszeugnisse, die der 15- bis 17jährige Reinhard von seinen Maulbronner Lehrern erhielt, und die seine ausgezeichnete Begabung und Führung bekunden. Vorzügliche Anlagen, aufgeweckter Geist, tüchtige Fortschritte, Lenksamkeit, Ordnung und tadellose Sitten sind ihm durchweg bezeugt.

Im Oktober 1776, also bei seinem Eintritt in Maulbronn, heißt es: Operam dedit, ut et studiorum profectibus et morum honestate nulli commilitonum nisi primo esset secundus.

Dann im März 1777: Ingenium praestans, cujus alacritatem ostendunt specimina eximia, morum suavitate commendabilis.

Im August desselben Jahres: Praestans et alacre ingenium luculentis profectuum speciminibus demonstrat, mores itidem suaves et mansueti.

Endlich im März 1778: Alacri et praestanti ingenio respondent luculenti profectus, mores suaves et ad legem compositi.

Zweiter Abschnitt.

Im Tübinger Stift. Wissenschaft und Dichtkunst.

1778—1783.

Das herzogliche Stipendium und sein Ephorus Schnurrer. Die Stiftsordnung. Philosophie. Geschichte und Sprachen. Übersetzungen aus dem arabischen. Das theologische Studium. Orthodoxie und Rationalismus. — Die neue Dichtkunst. Erste poetische Versuche. Wertherstimmung. Dichterfreundschaften. G. Fr. Stäudlin. Der Musenalmanach. Begegnung mit Schiller. Wallfahrt nach Zürich. Freiheit und Natur. Lavater. Episteln. Scherz und Ernst. — Theologische Disputation. Freiheitsdrang. Hypochondrie. Rousseau. Otaheiti. Stiftszeugnisse. Schlußprüfung. Tibull-Übersetzung. Elegien. Conzens Abschiedslied.

1.

Im Oktober 1778 kam Reinhard mit seinen Maulbronner Genossen in das Stipendium zu Tübingen, den ehrwürdigen Augustinerbau, den schon Nikodemus Frischlin dem trojanischen Pferde verglichen hat, wegen der vielen berühmten Geisteshelden, die aus seinem Leibe hervorgestiegen sind. Den Neueingetretenen wurde am 7. November nach vorgenommener Prüfung die erste Würde zu teil: sie empfingen primae laureae honores, wurden damit Baccalaureen, und hatten nun zwei Jahre lang Philosophie mit den dahin gehörigen Fächern der Geschichte und der Sprachen zu studieren. Die Erwerbung der Magisterwürde schloß den zweijährigen Vorbereitungskursus ab.

Vorsteher des Stifts waren zwei Superattendenten und der Ephorus. Jene Würde bekleideten damals die Professoren Uhland und Hegelmaier, beides lutherisch-orthodoxe Gottesgelehrte. Ephorus aber war seit 1777 der 35jährige Professor der griechischen und der orientalischen Sprachen, Christian Friedrich Schnurrer, eines der gewichtigsten Mitglieder des damaligen corpus academicum. Bis dahin war der Ephorus nur eine Art Hausaufseher, magister domus, mit untergeordneten Befugnissen gewesen. Erst durch Schnurrers überlegene Persönlichkeit wurde das anders; mit seiner durchgreifenden Art — eine Herrschernatur, die sich mehr scheue Achtung erzwang als Liebe — nahm er die eigentliche Herrschaft im Stift an sich und

schaltete mit diktatorischer Gewalt, der sich auch die Superattendenten beugten. Das war in mancher Hinsicht ein Gewinn. Schnurrer hatte sich auf ausgedehnten Reisen eine weltmännische Bildung angeeignet und war verständig genug, die strenge Stiftsregel nicht durch pedantische Handhabung noch unerträglicher zu machen. Noch immer galten die mönchischen Satzungen von 1752, die alljährlich zweimal den Zöglingen vorgelesen wurden: Satzungen, von denen Schnurrer selbst gesagt hat, „daß sie hinter dem damals bereits vorhandenen Geschmack und Geist des Zeitalters zurückblieben." Das Ansehen, das er genoß, gründete sich aber vornehmlich auf seine schwere wissenschaftliche Rüstung. Seine Stärke waren die orientalischen Sprachen, das Arabische besonders, das damals als eine Art Modesache betrieben wurde. Mit allen großen Orientalisten der Zeit war er persönlich bekannt. Wie er es bei Michaelis in Göttingen, dem Stifter der neuen Schule, gelernt hatte, erläuterte er die heiligen Schriften an der Hand der Manuskripte und der ältesten Übersetzungen. Notwendigkeit der Kritik war sein Lieblingswort und wer mit ihm Kritik in diesem Sinn trieb, dem schenkte er wohl seine besondere Gunst.

Wie es aber damals im Stift aussah, das hat als klassischer Zeuge eben Reinhard in ausführlicher Schilderung der Nachwelt überliefert. Wir meinen den Aufsatz in Armbrusters Schwäbischem Museum (1785), der an einen Ausfall W. L. Wekhrlins gegen das Stift im „grauen Ungeheuer" anknüpfte. „Nirgends existiert mehr in allen protestantischen Ländern eine Anstalt von einer noch so ganz mönchisch-despotischen äußern und innern Verfassung" — in diesen Worten faßt Reinhard sein Urteil über die Stiftsordnung zusammen, der er sich fünf Jahre lang zu fügen hatte, wobei er freilich nicht verschweigt, daß vieles in- und außerhalb der Stiftsräume geschah, was mit der strengen Regel und mit dem künftigen Beruf der Zöglinge in gröblichem Widerspruch stand. Niemand wird in Reinhards Schilderung geschont, weder Ephorus, noch Inspektoren, noch Repetenten. Sein ganzer Ingrimm aber kocht auf, wenn er auf die Famuli zu reden kommt, welche die niederen Verrichtungen im Stift zu besorgen und zugleich die Aufpasser beim Essen, in der Kirche, auf den Straßen zu machen hatten, die privilegierten Angeber und Spione des Ephorus, ein unerträglicher Anblick jedem Zögling von Ehrgefühl. Dreißig Jahre später ist dieser Stiftler französischer Gesandter am Hofe des Königs Jerome und dieselbe Empörung des Ehrgefühls, die ihn einst gegen die allgemein mißachteten Polizeispürhunde des Stifts aufgebracht hat, wird sich jetzt gegen die Angebereien der politischen Polizei im Königreich Westfalen richten. Nichts hat Reinhard in

seinen Depeschen aus Kassel so beharrlich wiederholt, als daß diese Einrichtung ein Schandfleck, ja der Krebsschaden des Königreichs sei und unverträglich mit den Sitten eines deutschen Volkes.

Philosophie also war das Hauptstudium während der ersten zwei Jahre. Logik und Metaphysik trug damals Gottfried Ploucquet vor, ein scharfsinniger Anhänger der Leibnitz-Wolffischen Lehren. Es scheint aber nicht, daß Reinhard seinen Vorträgen oder denen des Moralphilosophen und Aesthetikers Boek großen Geschmack abgewonnen hätte. Mehr zogen ihn die geschichtlichen und sprachlichen Studien an. C. F. Rösler, seit 1777 Professor, trug die ältere und neuere Geschichte in freimütigem Sinne vor, und seine mit Anekdoten gewürzten Vorlesungen wurden gerne gehört. Noch lebhafter war Reinhards Neigung für die philologischen Fächer. Da mußte freilich für die Griechen und Römer alles das Privatstudium thun. Die klassischen Schriftsteller waren auf der Hochschule ganz vernachlässigt, es waren für sie, wie überhaupt für die „angenehmen Wissenschaften und Künste", noch keine Lehrstellen geschaffen. Württemberg war, wie Haug im Jahre 1781 schrieb, nicht reich und groß genug, um es darin mit Göttingen aufzunehmen. Um so eifriger wurden unter Schnurrers Leitung die orientalischen Sprachen getrieben. Ihnen hat auch Reinhard mit Eifer und Neigung sich gewidmet und, wie Freund Conz erzählt, „bei der Tüchtigkeit seines Kopfes, womit er alles erfaßte, sehr schnelle Fortschritte darin gemacht." Daß der große Orientalist auf seinen Lebensgang keinen unbedeutenden Einfluß hatte, hat Reinhard noch vierzig Jahre später an Goethe berichtet.[1]) Als ein Schüler Schnurrers hat er auch im Sommer 1780 die Magisterwürde erworben.

Das Magisterwerden war eine umständliche Sache. Es gehörte dazu einmal die Verteidigung von Thesen, welche die Professoren aufgestellt hatten. Von der philosophischen Fakultät wurde in Gegenwart des Kanzlers eine mündliche Prüfung vorgenommen, das examen rigorosum, das über die letzte, nunmehr für das ganze Leben gültige Lokation entschied. Auch wurde ein Programm gedruckt und angeschlagen, das die Personalien jedes Kandidaten enthielt und die besonderen schriftlichen Leistungen aufzählte, die Specimina, die er zum Beweise seiner Tüchtigkeit vorlegen konnte. Seinem Bruder Christian, der damals im Seminar zu Denkendorf war, schrieb Reinhard am 21. Juni: „Nun gehen unsere Geschäfte an. Specimina und Theses- und Disputation rücken mit mächtigen Schritten an. Specimina hab' ich im Sinn drei zu schreiben, eins für Boek über verschiedene Gegenstände aus der Aesthetik, eins für Schnurrer über die arabische Dichtkunst und eins für

Ploucquet, über dessen Materie ich mich noch nicht ganz entschlossen habe, vielleicht eine Untersuchung der Frage, ob die Seele immateriell oder materiell sei. Nach dem Plan, den ich mir vorgezeichnet habe, eigene Gedanken zu liefern und nicht bloß auszuschreiben, kosten sie doch ein wenig Mühe."

Seiner Arbeit über die arabische Dichtkunst waren Proben der Übersetzung ins Deutsche angehängt. Er hatte dabei hauptsächlich den Engländer William Jones zum Führer genommen, dessen Poeseos arabicae commentariorum libri sex Eichhorn im Jahre 1777 herausgegeben hatte, ein Werk, das auch Goethe unter den Quellen für seine Divanstudien nennt. Endlich beteiligten sich die meisten Kandidaten als Respondenten an einer Dissertation, die von einem der Professoren geschrieben, von seinen Schülern zum Gegenstand eines Streitgesprächs gemacht wurde. Wir finden Reinhard mit sieben anderen als den ersten Respondenten bei der philologischen Dissertation Schnurrers: de pentateucho arabico polyglotto. Es war darin der Beweis geführt, daß die arabische Übersetzung des Pentateuchs in den Polyglottenbibeln zu London und Paris identisch sei mit einer von dem Juden Saadjah aus Fayum im Jahre 1546 in Konstantinopel veröffentlichten Übersetzung. Angehängt waren der gelehrten Abhandlung zwanzig Sätze als weiterer Stoff zum Disputieren. Bei der Lokation behauptete Reinhard den zweiten Platz, und so empfing er mit 22 Genossen am 27. September in feierlicher öffentlicher Sitzung supremos in philosophia honores mit einer Glückwunschrede des Dekans der philosophischen Fakultät, auf die der Primus zu erwidern hatte. Er war jetzt Doktor der Philosophie, trug als solcher das schwarze, samtene Magisterkäppchen, bekam von da an eine doppelte Portion Wein zum Mittagstisch und trat nun in das Triennium des theologischen Studiums.

Bei einem so umständlichen Verfahren, so vielfältigen Geistesturnieren konnte wohl Einer zeigen, was er gelernt hatte. Dennoch war die Magisterwürde auswärts wenig geachtet. Conz spricht einmal von dem „nichtigen Kranz käuflicher Ehre“, und wenn wir Reinhard Glauben schenken, so vermochten sich durch alle diese Fährlichkeiten leicht auch diejenigen hindurchzuschlagen, die ihre ganze Weisheit abschrieben oder nachbeteten oder nur sich in einer ganz besonderen Materie sich die nötigsten Kenntnisse angeeignet hatten. „Daß die Natur,“ schreibt Reinhard, „gütiger ist als die Verfassung, daß trotz den unzählbaren Schwierigkeiten von Schlendrian, Pedanterei und Despotismus dennoch einige gute Köpfe sich zuweilen durcharbeiten, wollen wir der Vorsehung danken.“

In den drei Jahren, die dem theologischen Studium gewidmet waren, 1780—1783, hat Reinhard außer bei Schnurrer und Rösler bei den Doktoren L. J. Uhland (des Dichters Großvater), Hegelmaier, Chr. G. Storr, Märklin eine Reihe von Vorlesungen dogmatischer und exegetischer Art gehört. Noch immer war Tübingen eine feste Burg der lutherischen Orthodoxie. Die theologischen Lehrer gehörten ausschließlich dieser Richtung an, und die Zöglinge wurden nicht aus dem Stift entlassen, wenn sie nicht die Definitionen des Kompendiums von Chr. Fr. Sartorius fein auswendig gelernt hatten. „Dies hält man für eine Vormauer gegen die einreißende Heterodoxie." Allein, daß man solcher Vormauern bedurfte, beweist am besten, wie es in Wirklichkeit mit der Rechtgläubigkeit stand. Sie war nicht mehr ein sicherer Besitz, den man nur nach außen, gegen Römische und Zwinglianer, zu verteidigen hatte; im Innern waren noch gefährlichere Gegner erstanden, gegen die man sich in die Verteidigung gedrängt sah. Die Tübinger Theologie war wesentlich Abwehr geworden gegen die Neuerungen, die von Halle und Berlin aus in das rechtgläubige Kirchentum eingebrochen waren. Auch die Mauern des Tübinger Stifts hatten sich gegen den einschleichenden Feind nicht absperren lassen. Man konnte die Neuerer nicht widerlegen, wenn man sie nicht studierte. Und waren einmal die Zweifel geweckt, so fanden diese Nahrung ebenso in der philologisch-kritischen Behandlung der Schrift durch Schnurrer, wie in der Erzählung der Kirchengeschichte durch Rösler, der die menschlichen Zuthaten und Beweggründe in der Entwicklung des Lehrbegriffes nachzuweisen bemüht war. Der Ephorus, bezeugt Reinhard, „befördert die Freiheit im Denken, soviel er kann, das heißt, er hindert sie nicht, welches auch nichts mehr helfen würde." Auch in Tübingen wuchs ein Geschlecht heran, das in der Bibel Wesentliches und Unwesentliches, im Lehrbegriff das Urchristliche und das Dogmatische unterschied, dem es Bedürfnis war, für das Christentum moralische und Vernunftstützen zu suchen. Spittler und Planck, die Reinhard noch als Repetenten im Stift antraf, hatten hier ihre schriftstellerische Thätigkeit begonnen, die ihnen eben in diesen Jahren die Berufung nach Göttingen eintrug, und nur ein Jahr jünger als Reinhard war der Stiftsgenosse H. E. Gottlob Paulus, der schon im Stift die Elemente der rationalistischen Theologie in sich auszubilden begann, deren künftiges Haupt er werden sollte.

Daß auch Reinhard von den Neuerungen angesteckt wurde und im theologischen Studium den kindlichen Glauben des Vaterhauses verlor, hat er selber in einem Bekenntnis gegen Goethe ausgesprochen. „Da nach Er-

kenntnis der Sünde der vorgeschriebene Bekehrungsprozeß bei mir nicht anschlagen wollte, gab ich mich auf; die Zweifel kamen in Menge bei freigegebener Schrifterklärung und freimütig vorgetragener Kirchengeschichte, und Voltaires Schriften, die mir in die Hände fielen, brachten den Leichtsinn hinzu." Die französische Litteratur fand schon durch die Mömpelgarder Eingang in das Stift, wo sie eine eigene Stube einnahmen. An einer anderen Stelle sagt Reinhard, daß wenigstens die Henriade in Tübingen gelesen wurde; nur der teure Preis der Werke Voltaires habe die weitere Verbreitung gehindert. Von Rousseaus Schriften dagegen seien wenigstens dreißig Exemplare im Stift abgesetzt worden. Es scheint, daß schon damals Reinhard mit Vorliebe Französisch trieb: von den Freunden wurde er, wie wir aus einem Gedichte Stäudlins ersehen, „Monsieur Reinhard" genannt.

Dennoch fällt nun der kühle Ton auf, in dem Reinhard von den theologischen Neuerungen spricht. Von den Philosophen und von den Pietisten redet er, als ob ihn die einen so wenig angingen als die anderen. Die Neuerungssucht ist ihm ein schleichendes Übel, gegen das alle Mittel nichts helfen, eine Zeitkrankheit, ja eine Sache der Mode, die mit anderen Moden wechselt. „Ich habe Frömmigkeits- und Saufperioden, Tanzperioden, Spielperioden, Poesie- und Genieperioden, Witz- und Unsinnsperioden, musikalische Perioden, selbst eine Galanterieperiode erlebt. Gegenwärtig ist ein wahres Chaos im Stift, das erst einen fürchterlichen Sturz, aber mit der Zeit eine neue notwendige Schöpfung verspricht. Alle Perioden gären untereinander: die hervorstechendste ist die Periode der Heterodoxie, wie man im ganzen Lande wohl weiß, und dieser klägliche Zustand hat schon viele tausend Seufzer ausgepreßt." Reinhard nimmt ersichtlich den Standpunkt eines Unbeteiligten ein. Sieht er einen Neugläubigen streiten mit Altgläubigen, so ist ihm das nichts als ein erheiterndes Schauspiel, ja ein Gegenstand des Spottes. „Es ist freilich lustig, wenn ein solcher neoterischer Theologe mit den Altgläubigen in Kollision kommt, und unberufen, wie ein Missionar unter dem Heidenvolk, voll Bekehrungssucht seine neuen Aufklärungen ausstreut. Keiner von beiden Teilen kennt die Waffen des andern, und es ist nicht immer der jüngere, welcher den Sieg davonträgt. Denn gewöhnlich sind beide Teile Nachbeter, und gewöhnlich haben die Alten besser nachbeten gelernt, als die Jungen. Die Vernünftigen schweigen und erwarten alles von der Zeit."

So wenig tief gehen ihm die damaligen Streitigkeiten in der Theologie. Sie greifen ihm gar nicht ins Innerste, interessieren ihn bloß als

etwas geschichtlich Merkwürdiges. Seine Neigung ist weder bei den Alten noch bei den Neuen, sie ist überhaupt nicht bei der Theologie, die er studiert, weil er nun einmal in diese Laufbahn gestellt ist, und gewissenhaft studiert, weil er alles, was er thut, gewissenhaft thut. Seine Neigung aber gehört ganz anderen Gebieten. Seitdem er die Sprache der Araber gelernt hat, reizt es ihn, die Liebeslieder und Kriegsgesänge dieses Volkes in deutschen Weisen wiederzugeben. Zu seinen Lieblingen gehören die römischen Elegiker, und schon ist er daran, den Tibull in deutsche Distichen umzusetzen. Er hat meisterhaft gelernt, lateinische Verse zu schmieden, aber auch die deutsche Muse ist ihm genaht und hat ihn gelehrt für Freud und Leid eigene Weisen zu finden. Er ist im Begriff ein deutscher Dichter zu werden.

2.

Dem Einfluß der neuen deutschen Dichtkunst hatte sich das Stift so wenig entziehen können als der theologischen Aufklärung. Noch vor einem Jahrzehnt waren Geßners Idyllen verbotene Ware gewesen und Klopstocks Messias durfte nur „unter den Felben des Wöhrd" hervorgeholt und von den empfindsamen Jünglingen an den Busen gedrückt werden. Eigene Versuche in weltlicher Poesie waren von den Hütern des Stifts empfindlich bestraft worden. In den siebziger Jahren sehen wir diese Strenge nachlassen, verschwinden: sie hätte auch nichts mehr genützt. Schon in den niederen Klöstern wurde jetzt der Messias, wurden die neuen Dichter verschlungen, die man sich in den billigen Reutlinger Nachdrucken verschaffte. Von Paulus wissen wir, daß in Blaubeuren seine Lieblingslektüre Romane waren: Siegwart, Sophiens Reisen, Tristam Shandy. Ja, wir erfahren, daß Goethes Werther schon in den niederen Klöstern nicht bloß gelesen, sondern auswendig gelernt wurde. Wir vernehmen die Klage, daß die Stiftler bereits mit den neuen Dichtern bekannter seien als mit den alten, so daß Württemberg in Gefahr stehe, schöne Geister zu Pfarrern zu bekommen, die in Empfindungen zerschmelzen und die Gesellschaften mit Liedern unterhalten.[7]) Da ließ sich auch der Drang, selber den Musen zu opfern, nicht länger niederhalten. Der Ehrgeiz, endlich aus dem noch immer als böotisch verschrieenen Schwaben mit eigenen Leistungen in Wettbewerb mit den nördlichen Gegenden zu treten, ergriff auch das Stift. Und wenn es bis dahin nur Einzelne gewesen waren, die solchem Drang nicht hatten widerstehen können, so sehen wir jetzt Freundschaftsbündnisse entstehen, die auf die Pflege der Dichtkunst sich gründen: das Stift erlebt seine „Poesie-

und Genieperiode". Ganz zu derselben Zeit war es, daß auch in Stuttgart in der hohen Karlsschule das Dichten um sich griff. Hier wie dort beförderte das enge Zusammenleben in den Jahren der Freundschaftsregung solch gemeinschaftlichen Geniusflug: man übte sich im Wetteifer der Kräfte und unternahm gemeinsam die ersten Versuche auszuschwärmen.

Schon in früher Zeit, vor Tübingen, hatte Reinhard die ersten dichterischen Flüge gewagt. Als ihm Klopstocks Elegie: „Rothschilds Gräber" in die Hand fiel, war es ihm wie eine Offenbarung. „Es ist unglaublich, welchen Eindruck besonders auch die mir im Deutschen noch ganz ungewohnte Versart auf mich machte." Durch den Inhalt und mehr noch durch den Wohlklang von Klopstocks Elegien ward er selbst zu der elegischen Versart hingezogen, die ihm ein bescheidenes Gewand, zugeschnitten für sanfte Klagen, schien. In elegischem Versmaß sind denn auch seine frühesten Gedichte, noch vom Jahr 1778: Lotte bei Werthers Grab und Siegwart, die er im Jahr 1783 mit anderen Elegien veröffentlichte. Beide Gedichte sind ein unmittelbarer Ausdruck der Wertherstimmung. Er und die Seinigen zu Hause empfinden mit Werther, leiden mit Werther und vergeben dem Unglücklichen seine That, — nicht bloß die Schwestern, denen beim Anhören der Dichtung Seufzer der Brust sich entringen, nein, auch der Vater giebt, der amtlichen Würde vergessend, der Empfindung ihr volles Recht, und der Sohn flicht ihm hier ein schönes Denkblatt ein:

> Aber, daß selber der Greis, auf dessen sokratischer Stirne
> Ruh' und würdiger Ernst, milder durch Heiterkeit, wohnt;
> Der noch der Jugend gedenkt und trotz dem silbernen Haare
> Ihrer Freuden sich freut und sie dem Jüngling nicht wehrt,
> Amtlicher Würde vergaß und der gravitätischen Miene,
> Und den thränenden Blick freudig zum Himmel erhob,
> Und mit Lotten auch fleht' am Grab des geopferten Jünglings
> „Ich vergab ihm! Und nun, Vater! vergieb ihm auch Du!"
> Ja! Das sage mein Lied den besseren fühlenden Seelen,
> Daß sie ihn lieben und einst segnen sein heiliges Grab!

In Tübingen kamen neue Einflüsse hinzu und die wetteifernde Muse der Freunde. Reinhard trat hier wieder mit seinem ältesten Jugendfreunde Conz zusammen und die gemeinsame Liebe zur Dichtkunst bildete fortan ein neues Band ihrer Freundschaft. Andere gleichstrebende Jünglinge schlossen sich an, auch Bardili opferte den Musen, auch Karl Friedrich Stäudlin, der gleichaltrig mit Reinhard der Paulusschen Promotion angehörte. Allen voran aber war Stäudlins älterer Bruder, Gotthold Friedrich, der frühreife

Kopf, der schon als 16jähriger Jüngling mit Bardengesängen hervorgetreten und beim Abgang vom Stuttgarter Gymnasium zur Universität von Haug mit dem Dichterlorbeer geschmückt worden war. In Tübingen, wo er die Rechte studierte, hatte er ein Lobgedicht auf Haller veröffentlicht, und eben schickte er sich an, Proben einer deutschen Äneis nebst eigenen lyrischen Gedichten herauszugeben. Im Jahre 1780 nach Stuttgart zurückgekehrt, schwang er sich zum „Anführer der poetischen Zunft in Schwaben" auf: er wurde der Mittelsmann zwischen den Dichtern im Stift und den poetischen Talenten der Karlsschule, aus denen dann freilich ein einziger, der große Sohn Marbachs, so gewaltig in die Höhe schoß, daß er die Genossen und die Rivalen, die Stuttgarter und die Tübinger, gänzlich in das Dunkel der Vergessenheit gedrückt hat. Dieses Schicksal ahnte freilich Conz nicht, als er im März 1781, noch bevor Schillers Räuber erschienen, den Freund seines Knabenalters im feiernden Bardenlied grüßte und jener unter der Lorcher Klosterlinde gemeinsam genossenen kindischen Freuden sich erinnernd ihn treuherzig aufforderte, mit ihm und Reinhard zugleich nach der Unsterblichkeit zu fliegen, wohin ihnen Stäudlin vorausgeeilt sei! Durch Conz, der schon früher die Bekanntschaft Stäudlins gemacht hatte, schickte Reinhard gleichfalls im März 1781 dem Sänger Hallers und Bodmers, dem Übersetzer Virgils, seinen ersten poetischen Gruß. Sich selbst stellt er dabei als „der Liebe sanfteren Sänger" vor, der auch neben dem heldenbesingenden Barden nach dem Kranze greifen darf und selbstbewußt nach dem Kranze greift —

> Denn das Herz
> Schlägt höher bei dem großen Namen Ruhm
> Und höher auch bei deinem Namen: denn
> Du bist ein Dichter meines Wirtembergs.

Im Verkehr mit seinen Sangesgenossen ging für Reinhard eine neue Zeit an. Er hatte bisher in dumpfem Unmut seine Tage im Stift verbracht. „In Balingen," schrieb er seinem Bruder am 7. Mai 1780, „braucht man sich keine Sorgen zu machen, ich möchte zu lustig sein, denn ich habe, glaub' ich, so lang ich hier bin, in meinem Gesicht noch nicht die Lachmuskeln in Bewegung gesetzt. Freilich ist nichts ohne zureichenden Grund —". Jetzt lesen wir in einem Brief vom 9. August 1781:

Heute verlebt' ich einen herrlichen Nachmittag bei Conz und [Fritz] Stäudlin. Auch goß sich die Freude der Becher herum! Bruder! Solcher Nachmittage nur zween in einem halben Jahr und dann sind alle trüben vergessen! .... [Gotthold] Stäudlin fragte mich neulich um mein Urteil über Schillers Räuber (ein Trauer-

spiel von diesem aufkeimenden, wahrhaftig großen, aber noch nicht gebildeten Genie. Er war in der Akademie und ist jetzt Regimentsdoktor in Stuttgart). Ich schrieb ihm, dies Trauerspiel sei ungeheuer schön oder ein schönes Ungeheuer. Heute sprachen wir auch davon, und siehe, Conz hatte die nämlichen Worte geschrieben. Nächstens will ich dir einen Teil meiner Korrespondenz mit Conz und Stäudlin schicken. Stäudlin ist der herrlichste Kerl von der Welt. Seine Briefe atmen wahre Freundschaft. Ich freue mich wie ein Kind, ihn zu sprechen. In einem Brief an Conz, wo also sein Urteil nicht parteiisch zu sein braucht, schreibt er von mir: „Reinhardts Tibull hab' ich mit wahrer Seelenfreude gelesen. Es ist das Werk eines poetischen Geistes, eines gebildeten Geschmacks und eines sorgsamen Fleißes. Er hat mir Gedichte zugesandt, die alles das erfüllen, was Sie mir davon versprachen." Mit dem Almanach wird diese Woche der Anfang zum Druck gemacht. Ich werde 10—12 Stücke drein liefern. Vom Stipendium liefern sonst wenige drein: Stäudlin hat's so ziemlich abgelehnt, und auch dies ist schmeichelhaft für mich."

Der Almanach, zu dem in diesem Herbste Gotthold Stäudlin die poetischen Kräfte Schwabens sammelte, sollte endlich zeigen, daß auch am Neckar die Musen aufgewacht waren. Das Titelbild zeigte eine über dem barbarischen Schwaben aufgehende Sonne. Von den Stiftsgenossen beteiligten sich Reinhard, Conz, Bardili, V. M. Bührer, J. J. Duttenhofer, J. Lang an diesem ersten schwäbischen Musenalmanach, der von Schiller die Entzückung an Laura brachte und kleinere Beiträge von dessen Stuttgarter Freunden enthielt. Mit seinem Namen steuerte Reinhard neun Gedichte bei. In der Anzeige dieses Musenalmanachs im Wirtembergischen Repertorium hat Schiller, der die von Stäudlin veranstaltete Sammlung bekanntlich spöttisch und wegwerfend behandelte, doch die Beiträge Reinhards besonders herausgehoben und anerkannt: „sie verraten die zärtlichste Empfindung und den liebenswürdigsten Charakter ihres Verfassers". Was uns heute an ihnen wie an den übrigen Beiträgen vor allem auffällt, ist die Unsicherheit des Geschmacks dieser zwanzigjährigen Jünglinge, ihr Schwanken zwischen den mannigfaltigen Einflüssen, die von den damaligen Häuptern der Litteratur ausgingen. Das nächste Vorbild ist der Göttinger Musenalmanach. Also das bardische Pathos und der hausbackene Ton der volksmäßigen Ballade, die Naturempfindung und die elegischen Liebesgefühle, der Vaterlandstolz, Preis der Sitteneinfalt und die Verachtung französischer Mode. Die Schwaben knüpfen das lange Versäumte gleichsam nachholend genau an die Göttinger an. Daß ein Jahrzehnt seit der Stiftung des Hainbundes verflossen ist, kann man gleichwohl spüren. Die schwäbische Muse, die zudem gleich eine lokale und lokalpatriotische Färbung annimmt, ist immerhin freier vom übermächtigen

Einflusse Klopstocks, sie teilt auch nicht den leidenschaftlichen Haß gegen Wieland. Reinhard zumal hält sich in einer gewissen verständigen Mitte; er stimmt nicht in das verstiegene Bardenpathos ein, zu dem sich Stäudlin anstrengt und anfangs auch Conz; ebenso ist ihm der niedrig burleske Ton fremd, der bei Stäudlin als anderes Extrem erscheint. Aber innerhalb der Grenzen, die er sich steckt, finden wir doch eine große Mannigfaltigkeit von Tönen, zwischen hochgespannter Empfindung und dem derben Realismus der Bürgerschen Balladen. Ganz in dem Volkston der letzteren ist die breit erzählte grausige Gespenstergeschichte „Johann" gehalten. Und unmittelbar an Bürgers Lied von den Weibern von Weinsberg knüpfen Reinhards „Weiber von Schorndorf" an. Er singt ein anderes, noch hübscheres Schwabenstädtchen

> Und seine Weiber — deutschen Muts
> Und deutscher Treu und deutschen Bluts.
> Und zweifle mir ein Spötter noch,
> Ob dem wohl auch so wäre:
> Mein Schorndorf ist's! und wer mir's doch
> Nicht glauben will, der höre,
> Was schon vor hundert Jahren da
> Durch Weibertapferkeit geschah.

In diesem Tone wird, wiederum breit und redselig, die ganze Geschichte erzählt bis zu Melacs schmählicher Flucht —

> Da legt' er alle Segel bei
> Und floh mit Schimpf und Schande.
> Die Deutschen rüstig hinten drein,
> Verjagten ihn bis hin zum Rhein.

In dem Gedicht „Der Zauber" wird eine Szene gezeichnet, zu der sich Reinhard den Griffel der Anakreontiker borgt. „Der Wollüstige" ist ein phantastisches Gemälde, wie sie damals besonders beliebt waren. Ähnlich wie ein Ungenannter im Almanach die Wirkungen des Zorns, Stäudlin die der Eifersucht geschildert hat, so versucht sich Reinhard in einer Schilderung der Gewissensqualen eines Verworfenen. Auch Conz hat den gleichen Gegenstand behandelt und ähnliche Vorwürfe kehren in Schillers Gedichten der Anthologie wieder: rhetorische Übungen oder Ausschweifungen einer ungeheuerlichen Phantasie, die, selbst mit einem Zusatz lüsterner Sinnlichkeit behaftet, gegen die Sinnlichkeit poltert. Auch zur Schilderung des „Fanatismus" bietet Reinhard die stärksten Mittel auf: den Erebus, höllische Mitternächte und Indiens grimmigste Tiger, um zuletzt an das aufregende, durch Voltaire der gebildeten Welt ins Gewissen gedrückte Ereignis zu erinnern:

Ha! Da reißen sie Calas zum Tod, da zerschmettert ein Rad ihn,
Und — die Menschheit verstummt!

In allen diesen Stücken ist Reinhard doch nur Nachahmer. Erfreulicher ist, was er in der eigentlichen Lyrik leistet. Einfache Herzenstöne findet er in den Strophen „An die kleine Christiane St.“, und daß seine Stärke allerdings die schmelzenden Empfindungen sind, zeigt die beredtströmende Elegie: „Das Mädchen am Grab ihrer Schwester“ und die alkäische Ode: „Die Erscheinung“, worin der Nachklang einer anmutigen Begegnung bei einem Schorndorfer Herbstfeste in zartester Weise zu einer Vision verklärt erscheint. Hier zeigt sich ein echter Dichter, nicht minder in dem „Liebesblick“, wo er die Wonne erwiderter Neigung in leicht fließenden Versen feiert.

Der Stolz der Schwaben auf ihre Heimat, einer der Beweggründe dieses ersten schwäbischen Musenalmanachs, fand noch besonders in einer Anzahl von Gedichten desselben Ausdruck. Conz sang ein „Schwabenlied“, voll heimatlichen Eigenlobs, und Stäudlin rief die Jünglinge des Vaterlandes schwungvoll auf, den Hohn der Sachsen zu entwaffnen. Doch diese Jünglinge, die in Klopstock ihr Vorbild verehrten, wollten auch gute Deutsche sein, und nicht ohne Absicht war ein Lied des verstorbenen Thill „An Deutschland“ der Sammlung vorangestellt. Beides aber, die Liebe zur Heimat und zum großen Vaterland floß zusammen, wenn es Thaten zu feiern gab, die der Geschichte der Heimat und des Vaterlandes zugleich angehörten. So wenn Reinhard die mutigen Weiber seiner Vaterstadt pries, oder Conz den Staufenberg als Heldenvater grüßte und Barbarossas Schatten beschwor. Für Conz und Reinhard war der ihrer Heimat benachbarte Hohenstaufen mit den frühesten Jugendeindrücken verknüpft, und es ist aller Grund, zu vermuten, daß kein anderer als Reinhard der Verfasser der mit -t. gezeichneten Strophen „An F. L. Graf zu Stolberg“ ist, die gleichfalls die staufische Heldenzeit und den Rothbart, „Schwabens Abstamm, Deutschlands Kaiser“, mit begeistertem Schwunge feiern.

Wenn ich oft auf — [Schorndorfs] Wällen
Stauffens hohen Gipfel sah,
Fühlt' ich Friedrich mir so nah,
Fühlt' ich meines Blutes Wellen
Höher diesen Busen schwellen
Dort umkränzt vom blauen hellen
Aether ragt' er stolz hervor,
Über alle Berg' empor!

Demselben Stolberg, den er hier stürmisch als Bruder begrüßt und dem er stolz entgegenruft:

> Sinkt vielleicht vom Himmel nieder
> Schwabens goldne Zeit nun wieder,
> Ha! durch mich und meine Brüder? . . .
> Auch in meinen Adern wallet
> Schwabens unverdorbnes Blut,
> Schwabentreu und Schwabenmut! —

demselben Stolberg hat Reinhard kurz nachher seine Tibullübersetzung gewidmet. Und wenn der Dichter den Rothbart besonders deswegen preist, weil er den Papst seine Feuerrache fühlen ließ, so ist hier eine Saite angeschlagen, die auch später noch stark in Reinhards Leier erklingen wird.

Ist die Vermutung richtig, so wird auch das andere mit -t. (dem Buchstaben, den Reinhard erst später von seinem Namen abwarf) gezeichnete Gedicht „Der Tanz" ihm zuzuschreiben sein. Der Tanz, der geflügelte deutsche Rundtanz, regt die „philosophische Muse" des Dichters zu Gedankenreihen an, zu Bildern, dem Sphärentanz entlehnt, die entschiedene Verwandtschaft mit späteren Gedichten Reinhards zeigen, wie denn auch der Hinweis auf Buffon ganz in Reinhards Art ist, der es liebte, gelehrte Andeutungen und entlegene Beispiele in seine Gedichte einzustreuen.

Hienach sind es elf Gedichte, die Reinhard zum Musenalmanach beisteuerte. Zum erstenmal hatte er die Freude, Verse von sich gedruckt zu sehen. Mit Ehren konnte er sich damit unter den Genossen blicken lassen. Es waren, wie er selbst sagte, nicht die schlechtesten unter den mittelmäßigen. Man konnte hoffen, daß sich hier eine dichterische Individualität, nicht von hinreißender Kraft, aber von glücklichem Ebenmaß, herausbilden, daß die anhaltende Beschäftigung mit den römischen Elegikern ein verheißungsvoll aufkeimendes Talent zur Reife bringen werde.

Stäudlins Vorrede zum Musenalmanach ist vom September 1781 datiert. Noch in demselben Monat kam er nach Tübingen, und Reinhard machte hier die persönliche Bekanntschaft des Herausgebers, der ihm neben Conz und Armbruster der liebste unter den Jugendfreunden werden sollte. Und jetzt standen die Ferien bevor, diesmal noch heißer ersehnt als sonst. Längst schon hatte sich Reinhard darauf gefreut, in Stuttgart, in der Freiheit, unter den Freunden einmal eine andere Luft zu atmen als im Tübinger Stift. „Schon umdüften mich," schrieb er dem Bruder Christian nach Maulbronn, „die Freuden des Elysiums! So wohl ist mir, daß ich einige

Wochen aus diesem Gefängnis erlöst werde und nach Stuttgart komme, ha! wohin?" Er lechzte nach dem Genusse der Dichterfreundschaften, die der Musenalmanach gestiftet hatte, und vor allem verlangte es ihn, Schiller kennen zu lernen, der mit seinen Räubern plötzlich weit über das einheimische Poetenhäuflein emporgestiegen war, aber mit dem eigenen Ruhme zugleich die Heimat bestrahlte, so daß die Jugend Schwabens anfing an ihm als Führer hinaufzusehen. Von den letzten Tagen des September bis zum 5. Oktober hielt sich Reinhard in Stuttgart auf, am meisten im Ständlinschen Hause verkehrend, wo auch sein Geburtstag, der 2. Oktober, in Rheinwein gefeiert wurde. Den Mittag des folgenden Tages brachte er mit seinem Schildknappen Conz, der ihn nach Stuttgart begleitet hatte, bei Schiller zu, und dieser empfing die beiden Schützlinge Ständlins aufs Freundlichste, kurz ehe er sich mit dem Herausgeber des Almanachs entzweite. In jenem Urteile Schillers über die Mitarbeiter des Almanachs ist noch zu erkennen, welch' günstigen Eindruck er namentlich von Reinhards Persönlichkeit empfing. Er ließ sich von Reinhard metrische Übersetzungen aus Tibull und aus dem Arabischen vorlesen, Liebeselegieen und andere Gedichte, nahm sie, wie Conz nachher berichtet hat, mit Beifall auf und ermunterte den Übersetzer auf dieser Laufbahn fortzufahren, auf der er gewiß wie auf der dichterischen Lorbeeren pflücken werde. Ja, Conz erinnerte sich noch in späteren Jahren, wie beim Hören der arabischen Gesänge „Schillers Angesicht voll Glut wurde, wie er sich in eine neue Welt versetzt fühlte und gestand, daß eine neue ihm hier eröffnet sei." Beim Abschied erhielt Reinhard ein Exemplar der Räuber zum Geschenk. „Damals," so erzählt er selbst in einer Aufzeichnung über den Stuttgarter Aufenthalt, „sah ich zum ersten- und letztenmale nur drei Tage lang Schillern, der soeben die Karlsakademie verlassen hatte. Eine hohe, hagere Figur, mit hochblondem Haar, blasser Farbe und militärischem Schnitt, nicht Haltung; so erschien er mir damals. Er hatte zu mir eine Zuneigung, die ihn nie verlassen hat. Bei der Fehde mit dem Herausgeber des Almanachs gab er mir Beweise davon und nach seinem Tode fand ich andere mir wichtig und wert gewordene in Weimar." Die Weimarer Gesellschaft aber wollte finden, daß Reinhard in seiner hageren Gestalt wie im Schnitt seiner Gesichtszüge auffallend an Schiller erinnerte.

Von Stuttgart wurde die Fußreise bis nach Heilbronn fortgesetzt. Da war eben die Weinlese im Gang und Reinhard genoß an zwei Abenden die nach den Begriffen eines Altwürttembergers freien Herbst- und Tanzvergnügungen dieser Reichsstädter. Damals empfing er die Eindrücke, die er dann

in das Gedicht „Heilbronn. Ein Gemälde nach der Natur" zu fassen versuchte. Es ist ein Bruchstück in Hexametern und giebt das Bild einer schwäbischen Weinlese, wie dies ja damals und später ein beliebter Vorwurf für schwäbische Dichter wurde. Die Schilderung der Herbstfreuden, lärmender und zärtlicher Art, ist lebendig genug, allerdings auch nicht frei von lüstern ausgemalten Szenen im Geschmacke jener Zeit. Dabei enthält es, breit angelegt, allerlei Abschweifungen, so einen wiederholten Preis der Weiber von Schorndorf, eine Betrachtung der menschlichen Vergänglichkeit, die durch den Anblick der fernen Solitude, der Schöpfung des Herzogs Karl, erweckt ist, und der Wartturm, unter dessen Zinnen das rauschende Fest vor sich geht, regt das Gedächtnis der deutschen Vorzeit an —

Da noch freie teutonische Kraft mit Wildheit sich paarte,
Keiner der Edlen dem Joch, Gesetzen sich Wenige beugten,
Und den strömenden Mut kein Damm beschränkte, kein Ufer.

Wehmütig blickte er den Türmen der Reichsstadt nach, als er mit Tagesanbruch wieder aus dem Thore wanderte. „Abends um 5 Uhr kam ich nach Stuttgart. Ich ging gleich zu Stäudlin, aber da war keine Seele zu Haus. Schiller, Petersen, Niemand. Den andern Tag traf ich sie an, nur Schiller nicht. Lotte [Stäudlin] weinte, da ich Abschied nahm, warum? weiß ich nicht. Ich ergriff ihre Hand, machte ihr ein herzliches Kompliment und ging. Stäudlin begleitete mich, und wir saßen noch in Degerloch beisammen bis 4 Uhr. Dann trennten wir uns: ein einziger Kuß und Adjeu!" — Nach den mannigfaltigen Genüssen dieser Reise kam es ihm im Elternhaus in Balingen, wo der Rest der Ferien zugebracht wurde, freudlos und öde vor. „So unerträglich elend war's noch nie in diesem Harmgefilde." Dazu kam, daß er von Stuttgart mit einer Wunde im Herzen geschieden war. Jene vielumworbene Minna Andreä, die man zu Schillers „Laura" machen wollte, hatte es ihm angethan, er wechselte Briefe mit ihr während der nächsten Monate, sie tauschten ihre Schattenrisse aus und mehrere von Reinhards Elegien und anderen Gedichten haben ihren Anlaß in dieser rasch aufgeschossenen Neigung. Sehnsüchtig verlangte es den Liebenden alsbald nach einer neuen Reise nach Stuttgart. Schon im Februar sehen wir ihn mit dem treuen Conz wieder unterwegs nach der Hauptstadt. Doch sie sind ohne Erlaubnis fortgegangen, und wie sie den halben Weg zurückgelegt haben, schlägt ihnen das Gewissen, sie kehren um und büßen in Anbetracht ihrer Reumütigkeit die Übertretung der Stiftsgesetze mit einer leichten Karzerstrafe. Um so ungeduldiger wird nun den Osterferien entgegengesehen.

Reinhard muß die Geliebte wiedersehen. Obwohl er weiß, daß der Vater stark ob einer neuen Reise nach Stuttgart zürnen wird, er kann nicht anders: „Und wenn das Schlimmste zu fürchten wäre, es muß sein, ich muß Minna wiedersehen." Aber damals scheint nun auch die Enttäuschung erfolgt zu sein. Briefe vom Mai zeigen ihn völlig ernüchtert, frei, geheilt. So rasch die Flamme aufgelodert war, so rasch war sie erloschen.

Das war ein aufregender Winter gewesen und für die Dichtung ein fruchtbarer. Es war auch die Blütezeit für das Dichterkränzchen im Stift. „Wir haben einen Dichterbund," schrieb er dem Bruder am 4. Februar 1782, „unsrer sechs, Lang, [Fritz] Stäudlin, Bührer, Bardili, Conz und ich. Wöchentlich einmal Zusammenkunft in einem dazu gemieteten Privatzimmer in der Stadt. Hier lesen wir einander eigene Arbeiten vor. Man urteilt zuerst über die Deklamation: dann schreibt man das Gedicht in ein besonders dazu verfertigtes Buch ein, und in der nächsten Sitzung wird dann drüber geurteilt. Einer ist Präses, und dies wechselt ab. Nun hab' ich Freunde, und dies sagt viel: und diese Freunde sollen auch die Deinigen werden." Und ein andersmal: „Gestern hatten wir auf dem Gesellschaftszimmer einen kleinen Schmaus. Wir deklamierten dabei der Reihe nach aus Klopstocks Oden. Ich las die: Der Rheinwein. Bei der Stelle: Freund, laß die Laube schließen, umarmten und küßten wir uns. O Bruder! was ist für ein Unterschied zwischen Trinken und Trinken!" [3]) Eine Zeitlang meinten die Freunde auf Klopstocks Autorität hin auch seine seltsame Rechtschreibung annehmen zu müssen. Gotthold Stäudlin hatte selbst einen Brief von Klopstock (nebst einer gedruckten Anweisung) erhalten und ihn den Tübingern mitgeteilt, die mit schuldiger Ehrfurcht das eigenhändige Schreiben des Messiassängers entgegennahmen. Solche Schwärmerei im Dichterbunde war Trost und Labsal in der Einförmigkeit des Stiftslebens, und wahrhaft glücklich ist Reinhard, als er im März seinem Bruder melden kann, daß sein Herzenswunsch erfüllt worden ist, allein mit seinem Conz ein Arbeitszimmer (Musäum) zu beziehen. Doch solche Stimmung hält nicht an, sie unterbricht nur zeitweilig das Gefühl der Öde und des Druckes, das fast in allen Briefen zum Ausdruck kommt. Reinhard klagt in dieser Zeit auch über Störungen seiner Gesundheit und er grübelt darüber nach, ob nicht, da das Geistige so vom Körperlichen abhänge, am Ende alles auf dem Körper beruhe, auch was man dem Geist zuschreibe. Die Vorlesungen sind ihm verhaßt, er glaubt sich — mit Recht oder Unrecht — von dem herrischen Ephorus mißhandelt, er hat Anwandlungen eines timonischen Menschenhasses, ja es

giebt Mißverständnisse unter den Freunden selbst.[4]) Dazu kommt noch die Enttäuschung wegen seiner Stuttgarter Liebe, dazu seine Unlust an der Theologie — „Theologie! heu quantum distat ab illo! Religion will ich einst lernen und üben, aber Theologie nicht! Das ist ein hundertköpfiges Ungeheuer, das aus jedem Rachen Feuer speit. Theologie und Religion verhalten sich wie der Aesthetiker und der Dichter. Dieser braucht gerade soviel von Aesthetik zu wissen, daß er weiß, wie viel von Aristoteles bis — zu meinem specimen Unsinn gesagt worden ist. Und es gab einen Homer und einen Ossian, die auch davon nichts wußten. Jener kann beinahe vermöge seines Handwerkes kein wahrer Dichter sein."

In der Blumenlese auf das Jahr 1783 (so nannte Stäudlin diesmal den Almanach) finden wir nur einen Beitrag Reinhards. Es ist die mit —h— gezeichnete, an Minnas Schwester gerichtete empfindsame Ode „An Luisen. An ihrem Geburtstag"[5]). Reichlicher steuerte er wieder bei, als Stäudlin im Frühjahr 1783 für den dritten Musenalmanach warb. Einmal ein Stammbuchblatt für Charlotte Stäudlin, die Schwester seiner Freunde; eine Totenklage „die Mutter am Grab ihres Kindes"; dann eine Romanze „Schloß Beiren", in der wiederum die Neigung für mittelalterliche Ritterromantik sich gütlich thut. In den öden Trümmern, wo Eulen flattern, Raben krächzen und der Wanderer scheu vorübereilt, gedenkt der Dichter mit Sehnsucht der heldenhaften Faustrechtszeiten. Man spürt, wie Goethes Götz noch in den Köpfen der Jugend wirkte. Die „Weissagung" ist durch das vernichtende Erdbeben von Messina im Jahr 1783 veranlaßt. Der Dichter versetzt sich in die Rolle eines strafenden Sehers, der dem sorglos dahinträumenden Volk die stete Gefahr plötzlicher, zerstörender Erdumwälzungen vorhält. Endlich aber wagt sich der Übersetzer römischer und arabischer Poesien — er der erste — an Dantes mächtige Terzinen[6]). Er giebt die grausige Ugolino-Scene aus der Hölle in einer metrischen reimlosen Übertragung, die für jene Zeit, ein Jahrzehnt vor A. W. Schlegel, gar nicht uneben ist.

Während der Universitätszeit ist Reinhard noch der sehnsüchtige Wunsch einer Wallfahrt nach Zürich erfüllt worden. Nach Bodmers und Lavaters Umarmung, nach den Reizen des Sees, den Klopstock besungen, verlangte es die Herzen aller schwäbischen Jünglinge. So oft ein Glücklicher aus der Schweiz zurückkam, weckte seine Erzählung von den dortigen Herrlichkeiten in dem jüngeren Geschlechte Wunsch und Gelöbnis der Nachfolge. Und wenn man noch Bodmer, der an der Pforte der Ewigkeit stand, in die

Arme schließen wollte, war keine Zeit zu verlieren. Die im Jahre 1782 gedichtete Elegie „An H . . .“ versetzt uns lebhaft in die Empfindungen, die in Reinhard eben durch die Erzählung eines von dort kommenden Freundes erweckt wurden. Durfte er doch erfahren, daß Bodmer seine Gedichte gelobt, ihn Freund genannt habe! Aber noch ist das Ziel ferne, der glühenden Sehnsucht nach dem glücklichen Zürich stellen sich die körperlichen Schranken, stellt sich die Gefangenschaft im Stift entgegen. Einstweilen trägt ihn die Phantasie hinüber zu den Weisen der Limmatstadt, zu Lavater, Pfenninger, Geßner, hinüber in das Land, wo ihn die Natur ebenso anlockt, als der freie Schweizergeist und die Einfalt des Volkes, die von französischem Modewesen noch unberührt ist. „Es lebe die Freiheit! Es lebe Natur!“ — zum erstenmal in Reinhards Leben begegnen wir hier dem Einfluß Rousseaus, zum erstenmal verkündigen diese Töne das Ideal, das ihm in wenigen Jahren so sehr den Busen füllen wird, daß sein ganzes Leben dadurch seine schicksalvolle Wendung nimmt. Die Elegie ist für seinen damaligen Zustand, und man darf hinzufügen, für den der damaligen Jugend bezeichnend genug, um sie in ihren Hauptstellen hier einzurücken.

Freund! Nicht lang umfloß mir den Mund dies horchende Lächeln,
  Jenen feurigen Blick löschte die Traurigkeit bald.
Da ich so andachtsvoll hing an deinem Munde, der Edlen
  Lob, wie in Wüsten des Quells Labung der Wanderer, trank;
Da du umher mich im glücklichen Zürch und zur Hütte mich führtest,
  Wo des nahenden Ziels Bodmer der Weise sich freut;
Da ich mit dir beschiffte den See und vorüber die Dörfer
  Und das Saatengefild flogen im wechselnden Tanz:
Da entglüht' ich und rief: Ich eile nach Zürch hin! Geebnet
  Hatt' ein zaubernder Traum jeden uns trennenden Berg.
Aber er schwand! Nun heben vor mir sich Alpengebirge,
  Und ein Bleigewicht reißt mich vom Entschlusse zurück! . . .
Wo nicht Fesseln des Körpers uns hielten, da hält uns das Schicksal!
  Kraftlos krümmen wir uns unter dem lastenden Druck!
Sieh! da bin auch ich an den öden Felsen geschmiedet,
  Freund! Und Jahre vielleicht lösen die Bande mir nicht!
Jahre schmacht' ich vielleicht der Edlen Umarmung entgegen,
  Wie der Gefangne dem Licht seines befreienden Tags!
Bin ich dann dort, so such' ich vielleicht in der Hütte vergebens
  Meinen Bodmer, umsonst seinen mich segnenden Gruß!
Ach! dann hat er den Stab, an welchem er lange schon wankte,
  Weggeworfen und fliegt himmlischen Wohnungen zu!
Statt der Wallfahrt zum Greis, mit der Jünglingsthatkraft im freien
  Patriarchalischen Blick wall' ich zum Toten ans Grab!

Nein! ich reiße die Fesseln und wähle zu treuen Begleitern
Meinen einsamen Stab und dies empfindende Herz!
Bodmer soll meine Umarmung hinübernehmen! und festlich
Ist an der Ewigkeit dämmernder Pforte der Kuß;
Lavaters Geniusflug soll mächtig mich heben zur Gottheit:
Trinken will ich, wie er, Strahlen vom Urquell des Lichts,
Lesen will ich mit ihm im Menschenantlitz die Seele,
Lernen die Liebe von ihm, üben die Liebe wie er . . . .
Ha! dann wandeln wir durch die Gefilde, besteigen die Berge,
Oder im leichten Kahn gleiten wir über den See.
Uto, dich und den schimmernden See und die Traubengestade
Und die Wipfel des Walds, welcher die Insel umkränzt,
Und die schönen Begleiterinnen hat Klopstock gesungen:
Würdig ist der Gesang eurer und ihr des Gesangs.
Dort im umschatteten Dorf hat er die Freude geladen,
Und zum mäßigen Mahl stieg sie beseelter herab!
Also will ich mich auch mit den Freunden und Freundinnen lagern
Zu der Schüssel voll Milch, welche die Meierin bringt.
Rufen will ich bei klingenden Gläsern: Es lebe die Freiheit!
Mitten in ihrem Gebiet jauchzen: Es lebe Natur! —
Land der glücklichern Zone, wohin die Einfalt geflohn ist,
Wo kein gelber Despot opfert der Laune sein Volk,
Möge nie dich entweihn das Geschwätz des geründeten Franzmanns,
Nie sein modisches Gift mählich verzehren die Kraft!

Die Befürchtung Reinhards, daß er Bodmer nicht mehr am Leben treffen werde, sollte sich freilich erfüllen. Am 2. Januar 1783 entschlummerte der „Lehrer Germanias", 85 Jahre alt. Wie die Nachricht von seinem Hingang auf den Tübinger Freunde- und Dichterkreis gewirkt hat, spricht die Totenklage Reinhards aus:

Auf Bodmers Tod.

Bodmer! Wenn dein unsterbliches Ohr noch sterblichen Liedern,
Und dein Herz dem Gefühl klagender Liebe sich neigt;
Wenn nicht das Rauschen der Harfen am Thron und das Halleluja
Deines vollendeten Liebs schon dich der Menschheit entzog;
O so höre die Klage des Jünglings, den du geliebt hast,
Da dein silbernes Haupt hin nach dem Sarge schon sank.
Sieh, da blickt er dir nach, wo du wohnst in den Hütten des Friedens,
Wie, da du lebtest, zum Tag deiner Umarmung, und weint!
Ja! wir haben geweint! Statt des frohen ein trauriger Abend
Dämpfte der Saiten Ton, hemmte den Jubel des Horns,
Da uns kund ward: Bodmer ist tot! — der Becher, zum Kreisen
Schon gehoben, sank in der erschütterten Hand!
C[onz] du weißt es! Wir eilten hinweg! In der einsamen Kammer
Saßen wir, Hand in Hand; schwiegen und senkten den Blick.

Endlich drücktest du mich ans Herz! — „So plötzlich! Und heute!
 Ach! wir wollten uns freun! Und da sind Thränen des Leids!
O daß Wahrheit wurde die Ahndung deines Gesanges:
 Wenn ich komme, da ruht Bodmer im heiligen Grab!“
Und ich gelobt' es: Ich walle zum Grab! und halten will ich es.
 Wallen will ich, und still trocknen die Augen und gehn!
O, was wäre sein Handdruck gewesen! Sei es von seinem
 Hügel ein Blümchen nur! Meine Reliquie dies!
Klage, Germania, du den Lehrer! Klage den Dichter,
 Wessen Lied ihn erreicht! Aber ich klage den Freund!

Endlich, in den Osterferien 1783, versagte der Vater nicht länger die Erlaubnis zu der ersehnten Reise. Drei Tage verlebte Reinhard in Zürich. Sie waren ihm, als er am vierten sich losreißen mußte, wie ein Augenblick, wie ein einziger blitzschneller Pulsschlag gewesen. Auch ihm hatte es Lavater, der „gute, fromme Lavater“, angethan und der künftige Diener des göttlichen Wortes schied, wie er in dem Gedicht „An Lavater, 27. April 1783“, dem neugewonnenen Freunde nachrief, mit dem Gelöbnis:

 ähnlich dir
Zu werden an Geduld und Ernst und Güte
Und tiefem gottgelenktem Forschungsgeist . . .
Ich sah im Kreise deiner Kinder dich,
Und an der Seite deines trauten Weibs!
Ich sah für Freunde deinen heitern Blick,
Ich sah für Freunde deinen offnen Arm —
Ich sah für Feinde deinen Christensinn!
An gottgeweihter Stätt' auch hört ich dich
Voll hohen Sinns, voll sanfter Wärme reden;
Und tausend merkten auf dein Wort wie ich!
Dies sah und hört ich nun das erstemal,
Und auch das letztemal vielleicht! Ich bin
Ein Mensch; in meinen Adern zirkelt Tot . . .
Dein Handdruck und dein Kuß noch — und ich gehe!
Sei's wieder oder so! Ja, gut wie du,
Das will ich werden — und dann liebst du mich.

Wie er gelobt hatte, ist er auch zu Bodmers Grab gewallt —

Ein unbesuchtes, denkmalloses Grab
Umschattet ihn, und nicht ein Röschen blüht
Auf seinem Hügel, daß ein frommer Wandrer
Es etwa brächte zur Reliquie!

So berichtet er, nach Tübingen zurückgekehrt, an Stäudlin, den er auffordert, jetzt ein Lied zum Preise Bodmers zu singen und seine Großthaten, seinen wahren Ruhm zu verkündigen, „nicht den, womit der gute,

biedre Greis in seinen grauen Tagen tändelte, wie mit der Gliederpuppe spielt das Kind." So frei steht er doch jetzt dem verehrten Jugendlehrer und Jugendfreund gegenüber, und frei auch gegenüber Stäudlin, dem „Barden", den er mit unverkennbarer Ironie behandelt, unbeschadet aller Freundschaft; mit einer Ironie, die er ebenso gegen sich selber zu kehren bereit ist. Die launigen Verse bezeugen es, wie Reinhard in den letzten zwei Jahren gewachsen ist, Täuschungen abgestreift, seine Empfindsamkeit inzwischen mit einer starken Dosis Satire versetzt hat. Ihm, der künftig mit Leichenpredigten die Menge rühren soll, ist die Dichterunsterblichkeit bereits ein fragliches Ding geworden. Vielleicht, daß künftig ein Antiquar in seinem Musenlexikon des Halbvergessenen gedenkt und also spricht:

„Ein Dichter, dem man einiges Verdienst
Zu malen und zu rühren lassen muß.
Er schrieb" — nun ja! noch weiß ich selbst nicht, was?
Sein Vaterland nach der Gelehrten Meinung,
War Wirttemberg; zum mindsten sagt er's selbst.
Doch wär' es möglich, und ich bin geneigt,
Aus guten Gründen dies zu glauben, daß er
Aus Ironie, vielleicht aus Zwang des Schicksals,
Hier einen falschen Namen nennt: er ist,
Wenn mich nicht jenes Merkmal trügt, aus Salzburg.
Wahrscheinlich zog er auch nach Eben-Ezer,
Das sieht man klarer als die Mittagssonne,
Aus seinem Drang nach Freiheit, und der Stelle
Von Ludewigs bekehrenden Dragonern;
Mit Mädchen, scheint es, hatt' er manchen Kampf
In Scherz und Ernst: dies zeugen die verschiednen
Benennungen: doch ist es glaublicher,
Dies hab' er nur so phantasiert, und nie
Ein Mädchen angeblickt. In seinen Elegien
Herrscht viel Satire bei Empfindsamkeit.
Nur grenzt er schon ans aevum plumbeum
Der deutschen Poesie: drum ist sein Stil
Und seine Phrasen nicht wohl nachzuahmen u. s. w.

Die launig hingeworfenen Verse sind eine Probe der neuen Gattung, in der sich Reinhard, wetteifernd mit Conz, in dieser Zeit mit Vorliebe übte, der horazischen Epistel. Das nächste Vorbild dieser Freundschaftsepisteln war Göckingk, der im Juni 1781 selbst in Tübingen gewesen war und das Stift besucht hatte. Überall ist aber eigenes Erlebnis und eigene Empfindung sichtbar. Der Ton wechselt zwischen elegischen Gefühlen, heiterer Laune, satirischer Schärfe. Eben in dieser Mischung von Scherz und Ernst liegt

der Reiz dieser Gattung. Der Spott hat nichts Verletzendes: um so mehr empfindet man es als eine Wohlthat, daß den überströmenden Freundschaftsergüssen etwas Salz beigemischt ist. Auch jetzt zeigt sich Reinhard den Freunden entschieden überlegen. Nirgends ist er glücklicher als in diesen Spielen der Ironie, sei es, daß er diese gegen das eigene Pathos kehrt, oder daß er den Barden Stäudlin zeichnet: „trägt einen grauen Hut mit goldner Schnur und einen grünen kurzgeschnittenen Frack", oder daß er die tiefgelehrten Freunde Conz und Fritz Stäudlin belauscht, wie sie magische Formeln murmelnd zimmerauf und zimmerab rennen, in der Faltenstirne ein Repertorium von Entwürfen für Jahrhunderte, oder wie sie acherontischen Blickes am Pulte sitzen, vergraben unter einem Berg von Folianten, „deren Geist gerad' im umgekehrten Verhältnis ihres Körpers sich befindet." Die Klopstock-Ossianischen Stimmungen sind überwunden: Lucian und Swift haben es dem empfindsamen Jüngling angethan.

3.

Als Reinhard von seiner Schweizer Reise nach Tübingen zurückkehrte, galt es die Vorbereitungen zur letzten Prüfung und zum Abgang von der Universität. Auch das theologische Studium war jetzt beendet. Am Schluß desselben war man noch zu einer theologischen Disputation verpflichtet. Wir finden Reinhard mit 13 Genossen als Verteidiger einer von Prof. Hegelmaier verfaßten historisch-theologischen Dissertation über das Recht des christlichen Volkes auf den Gebrauch der heiligen Schrift. Die Abhandlung war durch den Erlaß des Kaisers Joseph II. vom 10. August 1781 veranlaßt, der die ungehinderte Zulassung katholischer Bibelübersetzungen für das gemeine Volk angeordnet hatte. Für die Disputation war noch eine Anzahl dogmatischer Thesen über die heil. Schrift angehängt, deren Formulierung bezeichnend ist für eine Altgläubigkeit, die sich gegen die Aufstellungen der neueren Theologie zu wehren hatte, und die zugleich einen Begriff davon geben, in welchen dogmatischen Spitzfindigkeiten Jünglinge ihren Geist zu tummeln hatten, deren Neigung nach ganz anderen Dingen gerichtet war.

Reinhard seufzt über das Scholastik-Dorngebüsch, durch das er sich durcharbeiten soll, und selbst der sanftere Conz schilt die Theologie respektwidrig eine runzlichte Matrone und sagt in seiner Epistel an Horaz den Bonzen die Meinung, „die im Faltenmantel der Religion einherstolzierend uns mit heilgen Stricken zusammenschnüren wollen den Verstand." So erneute sich im Stift die Klage, die wir schon vom niederen Kloster kennen,

daß die kostbare Zeit durch eine zwecklose Art zwecklose Dinge zu studieren elend verloren gehe. Gerade die besseren Köpfe und die Fleißigen trugen unmutig den Formalismus des Studiengangs. Je größere Freiheit im übrigen die geistige Entwicklung genoß, um so unwilliger fügte man sich in die starre Ordnung eines veralteten Pedantismus. Von der allgemeinen Unzufriedenheit der Stipendiaten mit ihrer Lage und der allgemeinen Unzufriedenheit mit ihnen sprach man damals als von einer allbekannten Thatsache. Wenn früher einige Zöglinge gegen den Stiftszwang sich aufgelehnt hatten, so wiederholte sich das jetzt bei selbständig angelegten Naturen in verstärktem Maß. Heraus aus diesen Fesseln! Haß allem Despotismus! So tönt es klagend und anklagend aus den dichterischen Ergüssen dieser Jugend. Das war doch nicht jener abstrakte Tyrannenhaß der Göttinger Hainbündler. Vielmehr wie aus dem militärischen Zwang der Karlsschule das erschütternde Manifest In tyrannos hervorgegangen war, so hatten auch die Zöglinge des Stifts den Despotismus am eigenen Leibe verspürt. „Ich danke," schrieb Reinhard später an Schiller, „dem Stift, in dem ich fünf Jahre verloren habe, nichts als durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis. Ich weiß nicht, hab' ich's der Elastizität meines Charakters oder der Schonung meines Aufsehers zu danken, daß mein Geist gerade nur bis auf den Punkt niedergedrückt wurde, wo er den Druck noch aushalten konnte, ohne zu brechen." Reinhards Gedichte aus dem Stift sind voll von Stellen, die diesen Zustand bezeugen, voll von prometheischen Trotzworten. Er selber fühlt sich an den öden Fels geschmiedet. In der Halle des Elends, klagt er, schwinden ihm die Tage öde und freudenlos hin, und oft, wenn Luna ihm winkt, verwünscht er die düstere Zelle: Könnt' ich denn fliehen, und, o, hätt' ich die Flügel des Sturms! Wermut schlürft er, da wo Honig für andere quillt. Mit Wollust schwelgt er im Gedanken an das frühe Grab, wohin ihm Hölty, der Sänger der Wehmut, der Jüngling mit fühlender Seele vorangegangen, und wie Tibullus, sein Liebling, gefällt er sich darin, sein eigenes Leichenbegängnis auszumalen. Als ihm ein Schwesterchen stirbt, umfängt ihn düsterer Gram, daß er ihm nicht ins Grab folgen kann, da ihn der Kerker noch umfängt. Freiheit! ruft er, eng ist das Grab, aber noch enger die Welt! Du kennst mich ja, singt er an Freund Conz,

> Ich bin ein Hypochonder und bespreche mich
> Nicht bloß in Elegien mit Freund Hain.
> Besonders so bei Nacht, wenn dieses Blut
> Im Herzen sich gedämmt zusammenpreßt
> Und bang und dumpf mir Puls und Stirne schlägt

Und in den Ohren widerhallt der Sturm,
Und hohle Todesbilder flattern mir
Vorüber mit verzücktem, grausem Grinsen.
Da schaur' ich auf und fleh' ihn: Nein! noch nicht! . . .
Auch giebt es noch der schlimmen Fälle viel,
Wo mir der Schlaf gar sehr gelegen käme,
Und wär' es Siebenschläferschlaf: zum Beispiel,
Wenn mich so etwas auf der Leber drückt,
Das einen Ruch nach Despotismus hat.
Dann bin ich gram, wie Assa fötida,
Und hu! es steigt zu Kopf und schwächt und dumpft
Die Nerven und das Hirn und dickt das Blut
Und mischt's mit Galle zur Melancholie.

Auch freundlichere Gestalten führt ihm die Muse in seine Zelle, Ahndungen, Engelsbotschaften aus einer schöneren Welt; die Seele umschweben Eingeborene der besseren Sphären der Schöpfung und wehen mit ätherischen Schwingen am heißen Tag glühenden Wangen Kühlung zu [7]). Mächtiger aber sind in seiner Seele die gramvollen Phantasien. Statt Menschen umschweben ihn Gespenster. Wie für seinen Despotenhaß war Reinhard unter den Freunden auch dafür bekannt, daß ein Winter von Gram ihm den Geist in Nebel hüllte. Schon jetzt fühlt der Dichter wie auf Saul einen schwarzen Geist auf seinen Nacken sich niedersenken — der finstre Geist, der, durch die späteren Schicksale immer wieder aufgeweckt, niemals völlig von ihm gewichen ist.

Auf eine so gestimmte Seele hat das Evangelium Rousseaus einen mächtigen Eindruck ausüben müssen. Vom Zwang rief es zur Natur, von der verkünstelten Mode zur Einfalt, vom Eigennutz zur Tugend, den Sklaven zeigte es ein Ideal des Menschen. Natur hatte Reinhard bei Tibull, bei Theokrit und Geßner, Natur und kunstlose Sitten in den unerreichten Gesängen Homers gefunden. Doch diese Dichter sangen entschwundenen Zeiten. Rousseau zuerst weckte in der Mitwelt den Glauben, daß eine Wiederkehr des goldenen Alters möglich sei. Wenn vollends — fern von dem entnervten Europa — ein Ort wäre, wo Paradiesesunschuld heute noch herrschte, wie würde ihm die Sehnsucht unwiderstehlich zufliegen! Und ein solcher Ort war vorhanden; die von den Dichtern gepriesenen glücklichen Inseln waren gefunden, seitdem der Weltumsegler Cook aus der Südsee zurückgekehrt war und sein Gefährte auf der zweiten Reise, der junge Georg Forster, in seiner im Jahre 1777 erschienenen Reisebeschreibung mit Rousseauschen Farben ein Bild von den dortigen Inseln entworfen hatte. Mit dem Namen Ota-

heiti stieg ein Bild der höchsten Glückseligkeit zauberhaft vor dem jungen Geschlechte auf, das aus dem Zwang des entarteten Kulturstaates hinausstrebte. Paradies und Elysium waren hier verwirklicht. Bei den deutschen Jünglingen, die von diesen Schilderungen ergriffen wurden, war nur das noch die Frage, ob man sich auch die Frauen nach diesem Paradiese aus der Heimat mitnehmen oder vielmehr die Gattin aus den Kindern der heiligen Unschuld wählen solle. Schon im November 1777 schrieb im ersten Enthusiasmus einer der Göttinger Hainbündler, der sanfte Lyriker Overbeck, an Voß, er habe sich mit Gerstenberg vereinigt, sämtliche Freunde aufzubieten, um diese falsche europäische Welt zu verlassen. Forster selbst, hoffte man, werde die Führung übernehmen. Am Neckar waren die Herzen der Jünglinge nicht minder von der neuen Botschaft ergriffen als an der Leine. Im Jahre 1783 ging einer der Söhne des Balinger Dekanatshauses, der zum Kaufmann bestimmt war, in die Fremde. Reinhard sang dem Bruder eine Abschiedselegie, die zu seinen gedankenreichsten Dichtungen gehört. Aus den gothischen Mauern, aus der gedrückten Gegenwart, die in kühner Bildersprache geschildert ist, trägt die Phantasie den Dichter zu den verwirrenden Labyrinthen menschlichen Wissens, trägt ihn in die weite Welt, zu den Denkmälern der Vergangenheit, nach Rom, das, durch Sittenstrenge groß geworden, durch Bürgerkrieg und Despotismus unterging, zu den Pyramiden, die eine sinnlose Sklaverei aufgetürmt hat, trägt ihn zu den Wundern der modernen Kunst in Paris, —

> Dort, wo die majestätischen Zinnen der Louvre verbreitet,
> Dort, wo Verschwendung und Pracht über Versailles schwebt,
> Dort hat Ludwig die Völker entnervt, die Größe durchs Blut von
> Myriaden erkauft, und durch Dragoner bekehrt.

Nirgends, wohin der Bruder in Europa den Fuß setzt, wird er Menschen finden; überall herrscht der Satan Eigennutz, überall Vergiftung der Unschuld, Ketzergerichte und die Verbrechen der Inquisition —

> Bruder, ich reise dir nach! doch nicht bei den Wundern Europas
> Will ich weilen; nicht da, wo sich die Menschheit vermummt.
> Mich erwartet das allumgrenzende Weltmeer: ich segle
> Glücklichen Inseln und friedlichen Wohnungen zu!
> Ah! wie flattern die Wimpel! wie hallen die Jubel des Schiffsvolks!
> Dort im südlichen Meer hebt sich Atlantis empor!
> Bruder! dort liegt es im Glanz der Morgenröte, Taheiti!
> Dort Taheiti, der Lust Eden, der Thron der Natur!
> Hier will ich wohnen und hier will ich Thaten thun, edel und groß, weil
> Niemand sie kennet, denn nur ich und ein glückliches Volk!

Dort von den Kindern der heiligen Unschuld — ihr Brautschatz sei Einfalt,
Grazie sei ihr Gewand — wähl' ich die Gattin mir aus.
Herrschen nicht durch mördrischen Blitz im gedrückten Taheiti,
Aber Lehrer und Freund will ich im glücklichen sein!
Nichts von üppiger Kunst, von gelahrtem Forschen nach Stäubchen,
Schleich' ins schöne Gebiet unsrer Gespräche sich ein.
Schwestern der freien Natur, der Arbeit Gehilfinnen, Künste
Mit der Einfalt gepaart, sollen erquicken ihr Herz.
Weisheit sollen sie schöpfen, mit ihr zu veredeln die Sitten
Und zu erleichtern vom Gram, kennt' ihn Taheiti, die Brust.

Die Elegie klingt dann, wie billig, in einen Hymnus auf J. J. Rousseau aus.

Diese Sehnsucht Reinhards nach Taheiti, nach einem Grab unter den trauernden Blättern der Kasuarina war mehr als nur ein dichterischer Traum. Auch das spätere Leben Reinhards ist nicht frei von Stimmungen verwandter Art. Dem Gedanken einer Weltverbesserung im Sinne der Rückkehr zu Vernunft und Freiheit hat allerdings die französische Umwälzung eine ganz andere Richtung gegeben. Als aber die Hoffnungen, die sich an den Sturm der Bastille geknüpft hatten, stückweise zergingen, schlich sich in seine Seele wiederholt der Wunsch, in ferne Breiten, zu kulturlosen Völkern jenseits des Meeres zu fliehen. Und durch sein ganzes Leben zieht sich der Widerstreit eines auf öffentliche Wirksamkeit gerichteten Ehrgeizes und der Sehnsucht nach stiller Selbstbefriedigung in einem weltfernen Tusculum, dessen idyllisches Glück er seinen römischen Dichtern nachempfand.

Von Lavaters Persönlichkeit hingerissen hatte Reinhard das Gelöbnis gethan, es diesem Gottesmann dereinst im geistlichen Berufe nachzuthun. So wenig er und seine gleichdenkenden Freunde an der theologischen Wortmeisterei und Zanksucht jener Tage Geschmack fanden, so bestimmt unterschieden sie von der Theologie und ihren wechselnden Moden die unveränderliche Religion. Doch auch das Wissen in der Theologie machte sich Reinhard mit dem Fleiße zu eigen, wie er einem der Vordersten in der Promotion sich ziemte. So war es auch bei allem Unmut über die despotische Verfassung des Stifts doch keineswegs seine Art, sich eigenmächtig über deren Schranken hinwegzusetzen. Er ertrug das Unabänderliche knirschend, aber er ertrug es. Wir finden zwar, daß Reinhard sich in jedem Vierteljahr etliche jener kleinen Vergehen zu Schulden kommen ließ, die mit Entziehung des Tischweins bestraft wurden, sei es, daß er dem Morgengebet oder der Kirche oder der Vorlesung sich entzog, oder ohne Erlaubnis außerhalb des Klosters „vagierte". Allein solche Übertretungen wurden, falls sie sich nicht gar zu sehr häuften, und wenn sonst das Betragen löblich war,

nicht schwer genommen. Daß es ihm zuweilen nicht leicht wurde, sich in die verhaßte Ordnung zu fügen, und daß ein unliebsamer Auftritt mit dem herrischen Ephorus Schnurrer sich ereignen konnte, wie er nach Jahren vom Syndikus Schmid in Frankfurt erzählt wurde[8]), werden wir leicht glaublich finden; nur ist es ganz unrichtig, daß ein solcher Auftritt, wenn er so oder ähnlich sich ereignete, über das spätere Schicksal Reinhards entschieden und ihn ins Ausland getrieben hat. Thatsache ist jedenfalls, daß Reinhard im Stift stets seinen Platz behauptet und stets die besten Zeugnisse erhalten hat. Das Zeugnis von Georgii 1781, das erste nach dem Magisterium lautet: ingenium bonum, diligens, mores probi. Dieses Zeugnis bleibt bis zum Schlusse unverändert dasselbe, nur daß an die Stelle von ingenium bonum seit Martini 1781 ingenium felix tritt, ein höheres Prädikat, das nur den Begabtesten verliehen wurde. Als im Sommer 1783 die Promotion nach Stuttgart sich aufmachte, um hier vor dem herzogl. Konsistorium die Dienstprüfung abzulegen, erhielt Reinhard folgendes Schlußzeugnis:

Valetudo satis firma. Statura procera. Eloquium satis distinctum, gestus nonnulli. Ingenio et judicio valet. Memoria tenax. Scriptio lectorem non impediens. Mores probi ac candidi. Industria laudabilis. Opes non multae. Studia theologica pro ingenii felicitate cum successu tractavit. Oratio sacra solide elaborata neque inconcinne recitata. In literis philosophicis et inprimis philologicis multum profecit. In Poësi praesertim feliciter versatus.

In dem Entwurf der Repetenten hatte das Zeugnis sowohl in Beziehung auf Gaben als auf Fleiß und Sitten noch günstiger gelautet; die Supperattendenten hatten aber die Ausdrücke durchweg ermäßigt, mit Ausnahme des Zeugnisses in der Dichtkunst, das sie erhöhten. Unter Dichtkunst war natürlich die Kunst lateinischer Verse verstanden.

Auch die Prüfung in Stuttgart fiel vorzüglich aus. Dem Ersten der Promotion kaum nachstehend, commilitoni primo non multum secundus wurde er in dem Zeugnis genannt, das Inhalt und Vortrag der Predigt und ebenso die in den mündlichen Antworten bewiesene Gelehrsamkeit belobte. Der Zufall wollte, daß dem künftigen Revolutionär und Staatsmann als Predigttext jene Stelle gegeben wurde, die die politische Weisheit des Neuen Testaments enthält, nämlich 1. Petri II, 13. 14: Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige, als dem Obersten, oder den Hauptleuten als seinen Gesandten.

Die kurze Zeit, die Reinhard nach bestandener Prüfung noch in Tübingen zubrachte, benützte er dazu, die letzte Hand an die Tibull-Über-

setzung zu legen. Die Vorrede ist vom August datiert. Bei dem Besuch in Zürich war auch mit Johann Heinrich Füßli, Lavaters Freund, dem Teilhaber der Orellischen Buchhandlung, ein Herzensbund geschlossen worden. Jetzt erschien in dem genannten Verlag als die reife Frucht dreijährigen Fleißes das Werk, mit dem Reinhard — von den Beiträgen zum Musenalmanach abgesehen — seinen ersten Eintritt in die Öffentlichkeit wagte: Alb. Tibullus. In der Versart der Urschrift übersetzt. Mit einem Anhang von eignen Elegien. Zürich, Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1783. Innere Verwandtschaft hatte ihn zu dem gefühlvollsten der römischen Elegiker geführt, den er, nach der Heyneschen Ausgabe, erstmals im Versmaß des Originals ins Deutsche übertrug. Eine kurze Einleitung war vorausgeschickt; Erläuterungen, zum Teil philologischer Art, waren angehängt. Die Übersetzung erwarb sich, „zumal als Werk eines jungen Mannes," das Lob Fr. A. Wolfs. Heyne selbst beurteilte sie günstig in den Göttingischen Anzeigen. Daß sie nicht in allen Teilen gleich gelungen sei, sagte sich der Verfasser selbst. Die Schwierigkeiten sind einmal besser, ein anderesmal weniger glücklich überwunden, und die Bildung der Verse ist ungleich, bald ziemlich fließend, den besten der vorklassischen Zeit nicht nachstehend, bald wieder lahm und ungelenk. Nicht übel hat Reinhard selbst in der Elegie: „An Tibullus" seine Übersetzung charakterisiert:

> Ja, ich hab' es gewagt mit oft entsinkenden Händen
> Deine Grazie zu hüllen in deutsches Gewand.
> Reize hat deutsches Gewand, die nur der französische Knabe
> Und Ein Mann nur, so wert helleren Blickes, verkennt.
> Aber liebenswürdiger trat die elegische Muse
> In dem römischen Kleid, wie du es webtest, einher.
> Nicht, was noch keiner vermocht', entfalten die Reizungen alle
> Konnt' ich — ich wäre dann wert schönerer Kränze denn du —
> Nicht vermeiden die Klippen all' und die Wirbel: mein Nachen
> Stieß an jenen oft an, ward oft von diesen gedreht.
> Aber sanfter gleitet er doch zuweilen mit deinem
> Durch die bläuliche Flut, wo in ihr zittert der Mond;
> Fliegt dem deinigen nach, wo die Wog' und der Sturmwind ihn fortreißt,
> Jetzt hinunter zum Gram, jetzt zu der Hoffnung hinauf.
> Immer hab ich mit dir den Scherz und die Freuden empfunden,
> Aber das tiefe Gefühl strömt' in den Griffel nicht aus;
> Wie in der Seele des Malers die Züge des Urbilds sich spiegeln,
> Nie sein Pinsel sie ganz zaubert ins gröbere Tuch.

Das Büchlein, das dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg gewidmet war, den Namen seines Verfassers jedoch verschwieg, enthielt außer-

dem noch die Übersetzung von sechs Elegien des Properz, ferner die Kriegslieder des Tyrtäus, diese von Freund Conz aus dem Griechischen übersetzt, und endlich hatte Reinhard, wie Stäudlin zwei Jahre zuvor den Proben seiner teutschen Äneis eine Anzahl eigener Gedichte angehängt hatte, gleichfalls achtzehn eigene Elegien hinzugefügt, mit denen er den Anspruch erhob, selbst als Dichter, als Schüler Tibulls zu gelten. Jugendliche Versuche des Sechzehnjährigen waren hier mit seinen jüngsten und reifsten Hervorbringungen vereinigt. Neben Klängen einer noch gestaltlosen, verschwommenen Wehmut jene Elegie an H., welche die Sehnsucht des Gefangenen nach der Schweiz aussprach, die Totenklage auf Bodmer, der gedankenvolle Gesang an den Bruder, die Elegie an Conz, die von derselben düsteren Schwermut und Todessehnsucht eingegeben ist, wie die „Winternacht“. Man sah, der Dichter, der sich hier darstellte, hatte in wenigen Jahren eine Entwicklung durchgemacht, bei der eigene Erfahrungen ebenso mitwirkten, wie das Vorbild der Alten. An Tibull erinnern besonders die Gesänge, die mit Klagen verschmähter oder betrogener Liebe angefüllt sind. Auch die Schwelgerei im Gedanken an das eigene Ende und Begräbnis erinnert an ein Motiv Tibulls. Überall aber liegen, wenn auch durch die Phantasie erhöht, eigene Herzenserfahrungen zu Grunde, wie denn Conz geradezu dem Freunde bezeugt: „Du sangst sie (die Liebe); doch nur, was dir dein Herz gebot und die Flamme des Busens sprach.“ Die Schmerzen des echten lyrischen Dichters waren ihm nicht erspart. Frühzeitig hatte er in die dunklen Seiten des menschlichen Lebens Blicke gethan. Im Alter erschien ihm wohl sein ganzes Leben als eine Kette von Enttäuschungen, doch schon der Zweiundzwanzigjährige hat Erlebnisse, die ihm die Klage um verlorene Ideale und Paradiese auspressen. Dichten war ihm Bekenntnis, Aussprache des unmittelbar Erlebten. Daher auch das vielfach Dunkle in diesen Dichtungen, sei es, daß die Empfindung sich noch nicht losgelöst hat zum freien Spiel der Einbildungskraft, sei es, daß wir auf Anspielungen stoßen, die uns nicht mehr verständlich sind. Daß wir häufig den Spuren einer vielseitgen und gelehrten Lektüre begegnen, ist schon früher erwähnt; erklärende Anmerkungen hat Reinhard selber nicht selten hinzuzufügen für nötig erachtet. Im ganzen hat er jetzt schon den Grad von Vollkommenheit erreicht, den er nicht mehr überschreiten wird. Eine gewisse Schwerfälligkeit ist er nie ganz los geworden. Wie sein Wesen überhaupt etwas Steifes und Ungelenkes hatte und behielt, so hat es auch der Dichter nicht überwunden. Er reicht zuweilen nahe an die Stufe der Vollendung, die unsre großen Dichter zu betreten im Begriffe sind, im ganzen

aber können sie den vorgoethischen Charakter nicht verleugnen. Um so wichtiger sind uns in den Gedichten, die sein Inneres abspiegeln, die Spuren, die nach vorwärts, in sein künftiges Leben deuten. Noch immer gilt er unter den Freunden vorzugsweise als der sanfte elegische Sänger: in Wahrheit ist er jetzt beim Abgang von Tübingen doch zugleich von anderen und stärkeren Empfindungen erfüllt. Rousseau hat ihm mächtig das Herz berührt, und wenn die durch Rousseau erweckten Gedanken gleichfalls eine elegische Wendung nehmen, in der Sehnsucht nach einem idyllischen Leben in ungekünstelter Einfalt, so schärft das Gefühl der Entlegenheit dieses Zustands in ihm zugleich den Haß gegen eine Staats- und Gesellschaftsverfassung, die das Gegenteil von Otaheiti ist. Im Zwang des Stifts hatte er jeden Zwang verabscheuen gelernt.

Dem großen Genfer hat auch Stäudlin, wie Schiller, ein poetisches Opfer gebracht, und wenn Reinhard die schweizerische Einfalt gegenüber der von Gallien ausgehenden Unnatur und Entnervung preist, das deutsche Gefühl, das stets der Schminke sich schämt, gegenüber dem Geschwätz des Franzmanns und seinem modischen Gift, so sind das Töne, die wir überall, im Norden und im Süden, aus dem Munde unsrer damaligen Dichter vernehmen. Aber bemerkenswert ist nun doch, wie Reinhard immer wieder auf Paris die zornvollen Blicke richtet, als den Herd des Giftes, das unsre ganze Gesittung angefressen hat, wie er auf den Königsthron von Versailles zielt, der das Beispiel von Zuchtlosigkeit und Gewaltthat gab und die Protestanten durch Dragoner bekehrte. Es war nicht bloße Anempfindung, wenn er einen verhaltenen Groll gegen allen Despotismus in sich trug, dem er das Schlimmste anwünschte. Finden wir ihn künftig als leidenschaftlichen Anhänger einer Bewegung, die jenen Königsthron zerbricht und die ganze Staatsordnung Europas umzustürzen verheißt, so werden wir sagen: er hat die Genugthuung, daß er mithandeln darf bei einem Werke, das schon dem ungeduldigen dunklen Gefühl des Tübinger Stiftlers vorgeschwebt hat. Der Elegiker wird zum Freund und Genossen der Königsmörder — wir werden sehen, daß er mitten im Taumel der blutigen Schreckenszeit zugleich der sanfte schwäbische Lyriker blieb.

So war denn die Stunde des Abschieds von Tübingen gekommen. Reinhard selbst pflegte, wenn ältere Genossen den Freundeskreis verließen, ihren Abschied mit Versen zu feiern, heiter und wehmütig, wie sich bei solchem Anlaß ziemte. Ihm aber sang jetzt das Abschiedslied der treue Freund Conz, der eben erst die Magisterwürde erworben hatte — ein be-

wegtes, warm empfundenes Lied, das der einstigen Knabenspiele am Ufer der Rems gedachte, wie des gemeinsamen Pfades zur Weisheit, des gemeinsamen Gesanges, der gemeinsamen Liebesgeheimnisse und der bis zum Morgenstern ausgedehnten nächtlichen Herzensergüsse, aber auch der Lockungen des Ruhmes, der gemeinsamen Träume der Zukunft — noch steht sie wie eine dunkle Wolkenburg vor dem Auge, doch von tausend Blitzen durchzückt, welche die Seele mit Wonne füllen, denn durch die Klüfte der Nacht bahnt sich Phantasie den Weg, hin nach Italien und nach Großbritannien — —

Vom Gestade des Po winken mir Freuden her,
Wo an rieselnden Quellen sich
In Zitronengebüst, unter Pomeranzenlaub
Baut' an Mälern der alten Kunst
Ihren Tempel Natur . . . .
Oder wandl' ich im Geist, da wo beschattender
Ernst dem Britten Gedanken zeugt:
Oder drüben, wo noch in Caledoniens
Höhen Ossians Schatten weht.
Sieh! So strebt es hinaus in die Unendlichkeit
Seines Wollens, dies flutende,
Nimmer rastende Herz — —

Wir wissen auch aus anderen Gedichten des Freundeskreises, daß man sich in den Mauern des Stifts mit weitfliegenden Entwürfen trug „von fremden Ländern und Sitten und Menschenkenntnis bei Franzen und Welschen, Russen und Britten“ [9]); Entwürfe, die bei den allermeisten Luftschlösser blieben. Das schien jetzt auch Reinhards Los zu sein. Etliche gingen sofort als Parastaten d. i. Hauslehrer ins Ausland, nach der Schweiz. Es war Überfluß an jungen Theologen, und erst kürzlich, im Jahre 1780, hatte ein herzoglicher Erlaß deshalb vom Studium der Theologie abgeraten. Wer eine Hofmeisterstelle auswärts gewann, dem wurde der Urlaub nicht verweigert. Reinhard aber ging unmutig ins Vaterhaus nach Balingen; er sollte seinen Vater, der allmälich die Bürde des Alters spürte, als Hilfsgeistlicher unterstützen. Als im Oktober der Musenalmanach für 1784 erschien, sandte das Vorwort des Herausgebers Stäudlin den Mitarbeitern Grüße, und so grüßte es auch —

Dort oben, unserm Schwaben-Blocksberg nah,
Den biedern zärtlich klagenden Vikar,
Sonst Monsieur Reinhard zugenannt.

Dritter Abschnitt.

Vom Vaterhaus in die Fremde.

1783—1787.

Der Vikar in Balingen. Gedichte. Liebesroman. Herausgabe der Episteln. Beiträge in Stäudlins Musenalmanach und in Armbrusters Zeitschriften. Publizität. Besuch des Hohenzollern. Aufsatz über das Stift. Unmut. Drang in die Ferne. Nach der Schweiz. — Hauslehrer in Juliens Land. Tod der Mutter. Abenteuerliche Plane. Neue Stelle in Bordeaux.

1.

Zwei und ein halbes Jahr, vom Herbst 1783 bis Frühjahr 1786, brachte Reinhard als Vikar bei seinem Vater in Balingen zu, am Fuße des Heubergs, des schwäbischen Blocksbergs, wie er in dem eben erwähnten poetischen Zuruf Stäudlins genannt wird. Wir wissen wenig von seinem Leben an diesem Orte. Das wissen wir: der Beruf hat weder seinen Geist befriedigt, noch seine Zeit ausgefüllt. Man liest das auch aus den Worten heraus, die er an Schiller über Balingen schreibt: „wo ich in einem kleinen Kreise, den mein Beobachtungsgeist ganz erschöpfen konnte, die Menschen und mich studierte". Reinhard that pflichtgemäß, was seines Amtes war, er predigte und begleitete den Vater zu seinen Visitationen, er schrieb für das Konsistorium eine Denkschrift über die damals betriebene Verbesserung des Gesangbuchs, er half auch dem Unterricht seiner jüngeren Geschwister nach, aber auch so blieb Zeit genug für anderweitige geistige Beschäftigung. Daß er alles mögliche las und trieb, er, der nach dem Zeugnis des Freundes Conz „keiner Kenntnis fremd" war, wissen wir schon aus den in Tübingen entstandenen Gedichten, die voll sind von Spuren einer höchst ausgebreiteten Lektüre. Sie erstreckte sich neben den Alten und neben der neuesten deutschen Litteratur auch auf ausländische Dichtwerke, auf Tausend und eine Nacht, auf Dante und Cervantes, Milton, Swift und Sterne, Rabelais, Rousseau und Voltaire, und ebenso auf Geschichte, Reisen und Naturwissenschaftliches. Dieser Vielleserei kam jetzt die Muße des Vikariatslebens zu statten, ohne

daß wir davon unterrichtet wären, was ihn vorzugsweise anzog und beschäftigte. Doch dürfen wir aus einer Stelle des Aufsatzes über das Stift schließen, daß er in dieser Zeit eifrig Schlözers Staatsanzeigen las, in denen der Trieb nach Publizität ein die verschiedensten Schäden im damaligen Staatsleben scharf beleuchtendes Organ gewann. Möglich, daß er jetzt auch mit der kritischen Philosophie sich bekannt machte. Kants Kritik der reinen Vernunft war im Jahre 1781 erschienen, doch begann die Beschäftigung mit ihr auf der Tübinger Hochschule erst nach Reinhards Abgang von dort. Er zeigt in späteren Jahren genaue Kenntnis und lebhafte Teilnahme für diese Philosophie, in der er die wissenschaftliche Begründung der Aufklärung, ja der französischen Revolution finden sollte.

Und auch für den Dichter blieb an diesem stillen Sitze Muße genug, wenn auch wenig äußere Anregung. Er ist

> Im weiten Kreis der einz'ge Leiermann.
> Und diese kleinste selbst von allen Himmelsgaben,
> Wo freilich dann mein Herz, aus andrem Thon gemacht,
> Oft, wo sie lachen, weint, oft, wo sie weinen, lacht,
> Mißgönnen sie, nur weil nicht sie sie haben.
> Deswegen ist denn auch für sie
> So fremd mein bißchen Poesie,
> Als käm' es von den Malebaren;
> Und was sie selbst nicht sind und niemals waren
> Bin ihnen ich, ein Wundertier — Genie.

Je vereinsamter er sich in dem kleinen Städtchen fühlte — „was kann ich dafür, daß ich luscus inter caecos lebe!“ — um so mehr ist ihm der schriftliche Verkehr mit den Freunden Bedürfnis, mit Stäudlin und Conz, und seit dem Besuch in Zürich ist er auch in lebhaftem Briefwechsel mit J. M. Armbruster aus Sulz, der gleichaltrig mit Reinhard zu dem aus der Karlsschule hervorgegangenen Poetenhäuflein gehörte, seit 1782 bei Lavater als literarischer Gehilfe beschäftigt war und selbst voll literarischer Pläne steckte. Die Verbindung mit Tübingen unterhielt der Briefwechsel mit dem Bruder Christian, der im Herbst 1782 gleichfalls ins Stift eingetreten dort noch ein Jahr mit ihm zugebracht hatte. Er selbst macht gleich im Frühjahr 1784 einen Besuch in der Universitätsstadt und bald darauf ist er so glücklich, in Balingen Besuche von Conz und (im Juni) von Stäudlin zu empfangen. Der letztere war damals auf seiner Schweizerfahrt begriffen, der er, wie Reinhard, Gesänge voll Sehnsucht vorausgeschickt hatte. Er blieb ein paar Tage bei Reinhard in Balingen, wo sie „viele lustige, oft aus-

gelassene Stunden" mit einander verbrachten. Reinhard begleitete den Freund noch bis Dotternhausen, um dann wieder in seine Vikarstube zurückzukehren, deren eine Wand er mit Kupferstichen und Silhouetten berühmter Männer, den übrigen Raum mit Landkarten ausgefüllt hatte.[1])

Auffallen muß es nun doch, daß er nach dem Anlauf, den er genommen, und nach den Aufmunterungen, die seinem Genius zu teil geworden waren, jetzt nicht den Drang zu einer größeren Dichtung in sich spürt. Freund Conz war schon im Jahre 1780, also mit 20 Jahren, mit einem Trauerspiel Conradin hervorgetreten, freilich nicht zur Erhöhung seines Dichterruhms. Reinhard scheint ein ähnliches Wagnis nie in den Sinn gekommen zu sein. Als ob er der Grenzen seines Talents sich ganz genau bewußt wäre, schränkt er sich auf das Gelegenheitsgedicht ein, und wie er schon in Tübingen gethan, bedient er sich dazu auch in dieser Zeit vorzugsweise der Epistel, und es gelingen ihm hier, gerade wenn er sich an unmittelbare Erlebnisse seines bescheidenen einförmigen Lebens hält, so vortreffliche Stücke, wie die Epistel an H. V. P., einen Freund, der in der Nähe von Balingen droben auf der Alb lebte, (Freiherr von Pach, in Oberhausen, am Südabhang der Lochen), dessen harmlose glückliche Zufriedenheit dem Dichter um so anziehender und beneidenswerter erschien, als ihm selbst diese Tugend fehlte. Er, der Dichter, hat nur flüchtige Augenblicke, wo ihm diese Kunst gelingt, so wenn er einmal so glücklich ist, guten Samen unter das Heidekraut zu streuen, wenn er die Zweckmäßigkeit in Werken der Natur bewundert, wenn er bei guten Menschen weilt oder am Busen der Natur auftaut,

> Wie zum Beispiel, da ich gestern
> Schied von dir zu unsern guten Schwestern,
> Da vor mir die Aussicht still und groß
> Wie ein Nebel ineinander floß,
> Und herauf zu meinen Höhen
> Aus dem weiten Nachtrevier
> Flimmerten die Lichtlein unter mir,
> Und herab von ihren Höhen
> Funkelten die Lichter über mir,
> Und ein lindes leises Wehen,
> Wie der nahen Gottheit, mich umfloß.
> Wahrlich! Freund! mein Herz ward groß,
> Froh und frei und sorgenlos
> Tanzt' ich von dem Felsengipfel
> Durch die Nacht der dichten Tannenwipfel
> Bis bergab in meines Thales Schoß.

So, bekränzt mit Nelken und mit Rosen
Deines Gartens meinen Freiheitshut,
Freilich mit gejagtem Blut,
Während in der Sommerglut
Alle Poren sich von Schweiß ergossen,
Trat ich duftend, gleich dem Mai'n
In den Kreis der guten Schwestern ein,
Freilich etwas müden Fußes u. s. w.

Andere dieser Episteln sind nicht leicht verständlich, weil sie allzusehr von den Zufälligkeiten persönlicher Beziehungen erfüllt sind. Das gilt auch zum Teil von dem Cyklus der Gedichte an Mira, dem poetischen Niederschlag eines kleinen Herzensromans, den schon der Student in den Ferienwochen, die er in Balingen verlebte, angeknüpft hatte.[1]) Man liest aus diesen Gedichten, die leidenschaftlich beginnen und ironisch endigen, heraus, daß es sich um die Schöne eines benachbarten Dorfes handelte, die dem Dichter ihr Herz geschenkt hatte. Freiwillige Entsagung einem ernsthafteren Bewerber gegenüber, Schmerz der Trennung, dann die Qualen der Eifersucht und beim Wiedersehen erneuter Ausbruch der Liebesflamme, endlich die Heilung durch die Erkenntnis, daß er nur ein Phantasiebild geliebt hat und Mira nicht das gesuchte Ideal gewesen ist, das ist der Inhalt dieser Gedichte, die er zuletzt mit einer Epistel dem beglückten Nebenbuhler selbst zuschickt. Eigen ist auch hier wieder die peinliche Selbstquälerei, mit der der Dichter seine Empfindungen zergliedert, dann aber münden sie in nüchterne Selbstbesinnung aus, die den Dichter von diesem Erlebnis befreit. Daß die dunkle Ahnung, er sei noch zu andern Dingen bestimmt und dürfe sich hier nicht durch flüchtige Leidenschaft an die Scholle binden lassen, zum Entschluß freiwilliger Entsagung mitgewirkt hat, darf man wohl aus den auffälligen Worten im ersten dieser Gedichte schließen:

Vorüber ist der Morgenträume Zeit:
Am Tage ziemt dem Manne Thätigkeit . . .
Mich trägt mein Fuß in ferne Länder hin —
O daß der Schmerz nicht mein Begleiter bliebe!

— gedichtet in einer Zeit, da der Dichter noch keine Aussicht, aber wohl den starken Drang nach fernen Ländern besaß.

Im Jahre 1785 sammelte Reinhard die Episteln, die in Tübingen und in Balingen entstanden waren, dazu diese Mira-Gedichte, und vereinigte sie mit einer ungefähr gleichen Anzahl Episteln des Freundes Conz zu einem Bändchen, das gleichfalls in Zürich erschien: Episteln. L. F. Goekingk

und Klamer Schmidt gewidmet von K. R. und K. Noch enger verschwistert als in den Elegien trat die Muse beider Freunde diesmal in die Öffentlichkeit. Die Widmung an die beiden Halberstädter aber kennzeichnet am besten die neue Sammlung, die nach einem Ausdruck, den Klamer Schmidt selbst von seinen und seiner Freunde Poesien gebrauchte, den „Geist der Bagatelle" nicht verleugnete. Spiele des Witzes, Freundes- und Liebesscherze, eine heitere, lässige Lebensphilosophie, Auflehnung gegen den Zwang der Konvenienz, dabei eine in Wielands Art hinüberspielende Neigung zur Satire nehmen den breitesten Raum in dieser Gattung ein. Bei Reinhard kommen aber doch Züge hinzu, die ihm eigentümlich sind und seinen Dichtungen ein besonderes, durch die fremden Muster hindurchscheinendes Gepräge geben: das grausame Zerpflücken der eigenen Empfindungen, Schwanken zwischen wühlendem Weltschmerz und ironischer Kälte, die häufigen Ausbrüche einer Mißlaune, die er selbst auf das bunte Schattenspiel der Welt: „hier Verworfenheit der Majestät, dort das Laster bei Altären, Büberei beim Tribunale", kurz auf seinen Haß des Despotismus zurückführt.

Ach! so leicht verwechselt man die Namen;
Und ich wüßt' aus nah und fern
Dir davon manch Beispiel auszukramen
Selber von gelahrten Herrn,
Die soeben vom Katheder kamen.
Nackter Bosheit mangelt nie
Außenschimmer heiligen Gewandes.
Eignen Vorteil nennet sie
Wohl des teuren Vaterlandes.
Papagein-Geschwätz heißt Glauben;
Menschenrecht und Freiheit rauben
Heißt erziehn mit Sorgsamkeit;
Und gekränkter Menschheit Krümmen
Freche Widersetzlichkeit
Gegen liebevolle Stimmen;
Lama's-Stühle Gottesthron,
Wörterschwall Religion,
Und noch mehr dergleichen Kleinigkeiten . . .

In diesen Episteln ist Reinhard zum letztenmal sozusagen als Dichter von Beruf aufgetreten. Was er noch weiter veröffentlichte, sind Beiträge in Taschenbüchern und Zeitschriften, die ihn kaum mehr von einer neuen Seite zeigen, in denen er nur ausnahmsweise die bisher erstiegene Höhe behauptete oder überholte. Für die Schwäbische Blumenlese von 1785, wie Stäudlin diesen und den folgenden Musenalmanach taufte, gab Reinhard

das Lied einer Mutter, die viele Kinder hat, das schon früher erwähnt ist, und ein paar andere unbedeutende Stücke. Besser war er in der Blumenlese für 1786 vertreten, nämlich durch jene Epistel an H. V. P. und durch eine zwar nur mit -r.- gezeichnete, aber nach sicheren Merkmalen von ihm herrührende Elegie: An Minna, die zu seinen besten lyrischen Stücken gehört und deren Anmut und beredter Wohllaut anzeigt, daß kein weiter Weg mehr zurückzulegen war bis zu der Vollendung der Goetheschen Elegien.

Am 28. Februar 1786 fand in Schorndorf die Hochzeit des Professors Abel an der Karlsschule mit Röschen Schmid, der Tochter des dortigen Stadt- und Amtsschreibers, statt. Reinhard, der beiden nahe stand, stellte sich mit einem poetischen Glückwunsch ein, der seinen Inhalt daraus empfing, daß es ein Professor der Philosophie war, der sich in Hymens Fesseln schlagen ließ. Das Gedicht, das die Liebe als Grundkraft des Weltalls, als die Begründerin von Familie, Staat und Gesittung feierte, veröffentlichte er im Musenalmanach für 1787. Das Erscheinen des Almanachs erlitt nun eine mehrjährige Unterbrechung. Bald nach jenem Hochzeitsfeste hatte Reinhard die Heimat verlassen, und dies gab Stäudlins ganzem Unternehmen einen Stoß. Als er im Jahre 1792 den Musenalmanach wieder aufnahm, bemerkte er im Vorwort, die lange Pause sei „hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß einige vorzügliche Mitarbeiter, wie z. B. unser vortrefflicher Reinhard, durch weite Entfernung aus dem Vaterland und Veränderung ihrer Lage außer Verbindung mit den schwäbischen Musen kamen und — schwiegen." Nachzuholen ist nun aber noch, was Reinhard in der Balinger Zeit in einem anderen Unternehmen veröffentlicht hat.

Armbruster gab im Jahre 1784 ein Poetisches Portefeuille heraus (St. Gallen bei Reutiner), zu dem er hauptsächlich seine Landsleute als Mitarbeiter gewann. Reinhard steuerte sechs Gedichte bei, meist leichte Ware, noch in Tübingen entstanden; darunter jenes Bruchstück, in dem ein Heilbronner Herbstfest besungen war.

Wichtiger sind seine Beiträge in das Schwäbische Museum, das Armbruster in zwei Bänden (Kempten 1785 und 1786) herausgab. Die neue Zeitschrift sollte nicht bloß eine Sammlung poetischer Kleinigkeiten sein, auch nicht eine statistische Zusammenstellung, wie Haugs Schwäbisches Magazin. Das Ziel war höher gesteckt. In dem als Vorwort dienenden „Brief an den Herausgeber" war wiederholt auf Schlözer hingewiesen: die Absicht war in erster Linie die, durch Aufdeckung von Mißbräuchen und Thorheiten zur Verbesserung der Zustände in dem so vielfach zurückgeblie-

benen Schwaben beizutragen. „Publizität ist die furchtbare Feindin der Dummen oder der schurkischen Heuchelei und des Despotismus. Schlözer verdient Ehrensäulen, daß er zuerst Deutschland gezeigt hat, es gebe noch ein sichtbares Tribunal, vor dem kleine und große Tyrannen erzittern müssen, außer jenem unsichtbaren, das sie gewöhnlich nicht achten." Je mehr man sich in dieses Vorwort hineinliest, das der neuen Zeitschrift ihr Programm vorzeichnet, um so mehr stößt man auf Reinhardsche Gedanken und Wendungen. Ich bin überzeugt, daß er und kein anderer der Verfasser ist. Die Art, wie er sich auf den Herausgeber der Göttinger Staatsanzeigen beruft, gelegentlich auch auf Goekingk und Wekhrlin hinweist, wie er über den bisherigen Mangel an Publizität gerade in Schwaben Klage führt, wie er Intoleranz, Aberglauben, Dummheit und Despotismus als die zu bekämpfenden Feinde hinstellt, alles das weist auf den Vikar in Balingen. Jedenfalls hat ein für Aufklärung schwärmender Theologe den Brief an den Herausgeber geschrieben, und zwar ein vielseitig belesener und einer, der eine unmutig scharfe Feder führt. Und aus dem Satze: „Oder was ist's anders, als aufs höchste gedehntes Recht des Stärkern, wenn dem Mitglied einer Gesellschaft zum Verbrechen gemacht wird, seine Meinung über Angelegenheiten dieser Gesellschaft frei heraus zu sagen?" aus diesem Satze kann man geradezu eine vorausgeschickte Rechtfertigung des Aufsatzes herauslesen, der Reinhards wichtigster Beitrag im Museum ist. Kurz, ich bin sicher, daß Reinhard der Verfasser ist. Dann verstehen wir auch, warum seine dichterische Muse immer schweigsamer geworden ist. Er hat sich ganz anderen Anliegen zugewandt, die ihm wichtiger geworden sind, als Predigen und als Dichten. „Übrigens," schreibt er dem Bruder am 13. Juni 1784, „bin ich seit Monaten gar nicht m e i n — sonderbare Erfahrungen mach' ich an mir. Mein Nachdenken schärft sich, und meine Dichterader vertrocknet."

Die widerstreitenden Empfindungen, die ihn in dieser Zeit bewegen, läßt die Elegie „An meine Muse" deutlich erkennen. Er sieht sich an einem Scheideweg: hier winkt die Muse, der Dichterruhm, dort gebieten Zwang, Bestimmung, Vaterwort, Vorurteil, Konvention —

> Gespielin, Freundin! O Holdselige,
> Wir sollten uns — wir sollten trennen uns? . . . .
> Nein, Himmlische! So wahr dein Feu'r in mir
> Wohlthätig glimmt — nun diese Flamme du
> Mir eingesenkt, so soll sie nicht der Sturm
> Des Zwangs erlöschen! Aber heiliger
> Als du noch sei mir Menschenpflicht,

Sie, die das Allgemeine nie
Besonderm Vorteil unterjocht, und gern
Des Elends Thräne wischt, und gern
Gekränkter Unschuld Rechte schützt,
Das Laster geißelt, aber Menschen schont,
Wenn nicht ihr Beispiel Pesthauch ist....
Pflicht sei mein erstes, du mein zweites Gut.

Gedichte sollten im Schwäbischen Museum nur ausnahmsweise zugelassen werden. Einige poetische Beiträge lieferte auch Reinhard. Einmal ein in Wielands Art nacherzähltes Feenmärchen aus Tausend und eine Nacht; es sind nicht weniger als 87 Verse, eine fleißige Übung in Reim- und Versbau. Gleichfalls nur eine Übung sind die Übersetzungen aus lateinischen Dichtern des 14. und 15. Jahrhunderts; meist Liebeslieder, in verschiedenen antiken Maßen nachgedichtet. Reinhard hatte unter das Feenmärchen wie unter diese Übersetzungen seinen Namen gesetzt und Armbruster fügte dazu, voll Heimatstolzes, eine wohlwollende Anmerkung, die auf die in Zürich erschienenen Elegien Reinhards hinwies: diese Elegien „sind — gerad herausgesagt — die besten Elegien der Deutschen neben den Stolbergischen. Wie viel Almanachsdichter wiegt der einzige Reinhardt auf! Und Vaterland Schwaben! Er ist dein Sohn! Kenn ihn!" Reinhard hatte keine Freude an diesem ungeschickten Lob. „Meine 87 Strophen-Ballade," schrieb er seinem Bruder, „hätte wohl wegbleiben können, es war Zeitverderb, auch ist sie schon über drei Jahre alt, und die Note hinter den Übersetzungen ist von Freund Armbruster die baarste Sottise, über die ich von ganzem Herzen errötet bin. Er hat, mich zu loben, keine Stimme. Es sieht gerade so aus, als ob ich's selbst geschrieben hätte. Pfui!"

Von den prosaischen Aufsätzen Reinhards in diesem Band ist der eine die Beschreibung einer Wanderung zum nahen Hohenzollern im August 1784. Er ist mit O. unterzeichnet, übrigens durch ein späteres Zeugnis (R. an Goethe 11. Nov. 1826) von Reinhard anerkannt. Vielleicht hat er mit Conz die Wanderung gemeinschaftlich ausgeführt. Conz hat im Musenalmanach für 1785 dem Hohenzollern eine schwungvolle Ode gewidmet, die in den Preis Friedrichs als des Größten aus dem Zollernstamme ausklang. Nichts von solchem poetischen Schwung ist in Reinhards Beschreibung. Es fehlt ihr zwar nicht an Naturgefühl; Reinhard hat für Natureindrücke immer eine starke Empfindung gehabt. Aber der Gang durch die Burg selbst und ihre damals noch vorhandenen Räume ist vollkommen nüchtern beschrieben, und überall sind sarkastische Bemerkungen eingestreut. Beim

Anblick der drei Invaliden, die nebst einer Schafherde die Besatzung der Burg bilden, bringt er einen Ausfall gegen den Krieg an. Unter allen christlichen Religionsparteien seien die Quäker am konsequentesten. „Daß christliche Theologen in ihren Kompendien den Krieg wenigstens zwischen Christen jemals gestattet haben, ist der seltsamste Widerspruch und er wäre unbegreiflich, wenn nicht in solchen Fällen Widersprüche — gerade das begreiflichste wären.“ Geringe Achtung flößen ihm auch die aufgestellten Ritterrüstungen ein, und — so sehr ist er von den romantischen Anwandlungen früherer Tage geheilt — er bedauert es gar nicht, daß diese alten Denkmale körperlicher Stärke und Wildheit jetzt im Winkel verrosten. Er gedenkt der neuen Erfindungen im Kriegswesen und gerät in dieser Ideenverbindung auf Phantasien über den Einfluß der Luftmaschinen im nächsten Jahrhundert. Am meisten aber beschäftigt ihn ein Zimmer mit Ahnenbildern, das der Graf Johann Georg im Jahr 1616 hat ausmalen lassen. Auf der einen Seite König Wittekind von Sachsen, der Stammvater der Könige von Frankreich und dessen Bruder Bruno, der Grafen von Zollern Ahnherr. An der gegenüberliegenden Wand hatte Graf Johann Georg sich selbst abbilden lassen, „den Hut in der Hand in einem unterthänigen Bückling begriffen, dem Ludwig XIII. von Frankreich freundlich auf die Achsel klopft.“ Der Graf Johann Georg hatte selbstgedichtete Verse dazu gefügt, die der hohen Befriedigung des gräflichen Verfassers darüber Ausdruck gaben,

> Daß also auch herkommen thut
> Aus einem Stamm von einem Blut
> Mit jetzigem König von Frankreich
> Das Hohenzollerisch Haus zugleich.

Man sieht wohl, daß es Reinhard um eine Bloßstellung des deutschen Kleinfürstentums zu thun war. Er wollte in dem neuen Organ für Publizität diese „Mischung von Erniedrigung und Ahnenstolz, übrigens wohl beides nicht so böse gemeint,“ an das Licht ziehen.

Der andere Aufsatz aber, über das Tübinger Stift, entsprach noch unmittelbarer den Zwecken, die Armbrusters Museum verfolgen sollte. Denn hier handelte es sich um eine der wichtigsten Einrichtungen in Schwaben, die nach des Verfassers Ansicht einer gründlichen Erneuerung im Geist der vorgeschrittenen Zeiten bedurfte. Der berühmt gewordene Aufsatz, der schon in anderem Zusammenhang erwähnt worden ist, war durch einen Ausfall in A. L. Wekhrlins Grauem Ungeheuer (Nr. 9) „Über das theologische Stift in Tübingen“ veranlaßt. Der Spötter Wekhrlin war nicht selbst im Stift ge-

wesen, nur vom Hörensagen kannte er die dortigen Zustände, er hatte keine andere Absicht, als sich über Stiftler und Magister lustig zu machen. Den Übertreibungen Wekhrlins gegenüber will nun Reinhard in seinen „Berichtigungen und Zusätzen“ die Wahrheit über den heutigen Zustand des Stifts zur Kenntnis bringen. Er hat selbst noch eben fünf Jahre im Stift zugebracht, und zu reden fühlt er sich gedrungen, weil man nirgends so lichtscheu ist, eine solche Furcht vor Publizität hat, als in diesem an Weisheit und Thorheit so reichen Lande. Jetzt ist die Zeit zu reden. Andere Länder und ihre Patrioten entdecken ihre Gebrechen und suchen ihnen abzuhelfen. Warum sollten wir die letzten sein? Hier ist der eigentliche Beweggrund des durch Schlözer angeregten und ermutigten schwäbischen Patrioten. „Schlözers Thätigkeit, fast könnte man sagen seine Epoche, hat auf mein Schicksal einen entscheidenden Einfluß gehabt,“ so schrieb Reinhard 42 Jahre später an den Kanzler Müller. Und an Goethe schrieb er einmal im Rückblick auf diese Zeit: „Publizität und Aufklärung waren meine Losungsworte; beinahe wär' ich der Märtyrer von beiden geworden, von jener, weil ich Aufsätze über die würtembergischen Schulen geschrieben hatte, von dieser, weil ich, da ich einen runden Hut trug, für einen Ketzer galt.“ [3])

Wer nun aber in Reinhards „Berichtigungen“ eine Widerlegung oder auch nur Abschwächung des Angriffs im Grauen Ungeheuer erwartet, sieht sich gänzlich getäuscht. In der Sache selbst ist sein Urteil nicht glimpflicher und es fällt nur um so schwerer ins Gewicht, als man überall durchfühlt, daß der Verfasser aus frischer Erfahrung und in ernster Absicht, nicht ohne innere Teilnahme redet. Denn die Einrichtung an sich, führt er aus, wäre vortrefflich; sie ist nur abgenützt und übel geleitet. Sie hätte alle Anlagen dazu, die einzige in ihrer Art und die vortrefflichste zu werden, aber die mönchisch-despotische Verfassung bedarf einer gründlichen Umbildung im Geiste der Zeit. „Man müßte freilich von unten anfangen: man müßte die Trivialschulen umformen: man müßte dem Unfug der Pedanterei in den niederen Klöstern steuern: man müßte — — O! was müßte man nicht alles thun, und Wirtemberg könnte durch diese einzige Anstalt in Rücksicht auf seiner Bewohner Aufklärung und Glückseligkeit das erste Land im teutschen Reich werden.“

Der Aufsatz ist nicht eine parteilose Beurteilung des damaligen Stifts mit Abwägung der guten und der schlimmen Seiten. Reinhard schreibt zu dem Zwecke seine Landsleute aufzurütteln, es ist ihm nur darum zu thun, die Schäden bloßzustellen und grell zu beleuchten. Er selbst steht noch ganz unter

der Nachwirkung der im Stift ausgestandenen Qualen, ja er empfindet sie jetzt noch viel stärker, da er an ein ungeliebtes Amt gefesselt keinen Ausweg sieht aus dem Stiftsverband, der über sein ganzes Leben entscheidet. Was er vom Stift sagt, ist wahr, aber er sagt es bitter. Man erkennt aus den eingestreuten stacheligen Bemerkungen die tiefe Verstimmung, an der er krankt. Indem er die vier Jahre niederes Kloster, die fünf Jahre Stift gleichsam noch einmal durchlebt, kommt ihm erst recht zum Bewußtsein, daß sein Leben gründlich verfehlt ist. Der „Freiheitshut", den er auf dem Kopfe trägt, hilft ihm nicht darüber hinweg, daß er sich Sklave fühlt. Sein Geist strebt in die Weite und er sieht sich in die einförmige Laufbahn eines Geistlichen eingeengt. Er will in der Welt wirken und die Stiftserziehung hat ihn dazu unfähig gemacht. Von seinem Stäudlin mußte er immer den Spott hören, daß die Stiftler allesamt keine Lebensart haben. Und er selber sagt: „Sehr wenige wird man finden, denen nicht eine gewisse Plumpheit, eine gewisse schiefe Art sich zu benehmen, die entweder in Blödigkeit oder in Unverschämtheit ausartet und ein gewisser eigensinniger, einseitiger Geist die Dinge zu betrachten, von ihrer Bildung im Stift her anhinge. Und für die wenigen, die im Umgang der Welt, auf Reisen und in verfeinerten Gesellschaften diese Schlacken abwarfen, wär' es ohne Widerrede doch immer besser gewesen, hätten sie — keine Schlacken abzuwerfen gehabt." Und diese unvermeidliche Nachwirkung der Stiftserziehung war Reinhard am wenigsten zu verzeihen geneigt. Seine Selbsterkennung sagte ihm, daß auch er nicht frei von diesen Mängeln sei. Ein Studiengenosse, der in Tübingen viel in seinem Umgang war, schrieb später von ihm: „Der talentvolle junge Mann kündigte zwar auf der Universität ungemein viel Geschicklichkeit in Sprachen an, machte sehr schöne Gedichte, aber die Vernachlässigung seines Äußern hinsichtlich der Kleidung und der Reinlichkeit ließ nie vermuten, daß er zu einer großen politischen Rolle im diplomatischen Fache berufen sei."[1]) Das hat später das Leben und wohl der Einfluß der Gattin ins Rechte gebracht, aber mit einer gewissen Unbeholfenheit hat Reinhard zeitlebens zu kämpfen gehabt. Schon jetzt empfand er diese Mitgift des Stiftes aufs schärfste. Für das Leben unbrauchbar geworden — das ist für ihn die Summe dieser Lehrjahre. Es waren peinliche Tage im Elternhaus; hier der einsilbige verschlossene Sohn, der zum Entsetzen der Seinigen verriet, daß sein Sinn nach fernen Meeren und Ländern stand, während der jüngere Sohn Christian im Stift gleichfalls mit der Theologie zerfallen, lebensüberdrüssig über seine verlorenen Jahre seufzte. Unermüdlich war die Mutter in rührenden Ermahnungen zur Ge-

duld und Gottesfurcht, meistens verbunden mit der Ermahnung, fleißig zur Ader zu lassen, aber es gab auch scharfe Auftritte, die das Herz des Erstgeborenen, auf dem die Hoffnungen der Eltern ruhten, nur noch mehr verhärteten. Die Gedichte dieser Zeit, was sonst ihr Gegenstand sein mag, sind voll von Ausbrüchen des Unmuts. Die verdüsterte Stimmung, zu der Reinhard schon von Natur geneigt war, hatte sich in der Balinger Einsamkeit nur noch steigern können.

> Glaub es, Freund! Ich fühl's in jeder Sehne,
> Wie dies Feuer unnütz mir verströmt,
> Wie die Ohnmacht meine Glieder lähmt.

Und ein andermal:

> In dies entlegene Leben
> Verirrt so leicht sich Scherz und Laune nicht!
> Zwar Laune wohl; allein dann macht sie eben
> Ein grämliches, heimtückisches Gesicht,
> Und meine Schwinge bleibt an ihrer Rute kleben.

Allerlei war bisher versucht, nichts mit Entschiedenheit ergriffen und nirgends winkt ein Ziel, das Befriedigung verheißt. Immer mächtiger wird die innere Stimme, die ihm zuruft: hinaus aus dem engen Kreise der Landstadt, hinaus in die Welt, aus dem Pfarrhaus in ein größeres Leben! Gab es denn kein Mittel, dieser Öde und Langweile zu entfliehen? Manche seiner Genossen hatten Hofmeisterstellen im Ausland angenommen. Darauf ist jetzt auch sein Sinn gerichtet und es werden allerlei Vorschläge erwogen.[5]) Doch bisher hatte der Vater den unruhigen Geist zurückgehalten; nur ungern hätte er den Amtsgehilfen entbehrt. Jetzt aber bringt jene Schilderung des Stifts willkommene Erlösung. Der Aufsatz hatte das größte Aufsehen gemacht und umsonst machte Reinhard den Versuch, den Verdacht der Urheberschaft von sich abzuwälzen.[6]) Man kannte seine Verbindung mit Armbruster, er selbst hatte mit Schnurrer über den Plan der Zeitschrift gesprochen und dieser hatte mit feiner Witterung seine Bedenken geäußert: man werde eine solche Zeitschrift, die schwäbische Mißstände aufdecken wolle, dazu mißbrauchen, „an ehrlichen Leuten sich zu rächen". Auch war es nicht schwer den Verfasser zu erraten, nachdem Reinhard in demselben Bande zweimal seinen Namen unter andere Beiträge gesetzt hatte. Er hatte in ein Wespennest gestochen. Wir ersehen es aus einer Zuschrift, die Armbruster im zweiten Bande des Museums zum Abdruck brachte. Von den Stiftlern war der Aufsatz mit hellem Jubel aufgenommen worden; um so betroffener waren die Professoren. Zwar die Thatsachen wurden ausdrücklich als wahr anerkannt, aber man tadelte

den bitteren Ton und besonders die Ausfälle auf den Ephorus Schnurrer, für dessen unbestechliche Amtsführung diese Zuschrift mit Wärme eintrat. Da lag die Befürchtung nahe, daß die Kirchenbehörde dem Stipendiaten sein rücksichtsloses Vorgehen ins Wachs drücken möchte. Selbst die Aussicht im vaterländischen Kirchendienst schien ihm jetzt unsicher geworden, und unter diesen Umständen war auch der Vater nicht länger dagegen, daß der Sohn sein Glück in der Fremde suche. Ob jene Befürchtung gegründet war, ist übrigens nicht ausgemacht. Wenigstens ist noch in späteren amtlichen Berichten Reinhard wiederholt und bloß rühmend erwähnt, so z. B. bei den Vorschlägen des Inspektorats zu den Repetentenstellen unter dem 21. April 1788, zu einer Zeit, da Reinhard in Bordeaux sich befand.[7]) Wie dem auch sei, Reinhard war glücklich, vom Vater und vom Herzog die Erlaubnis zu einer Hauslehrerstelle im Ausland erhalten zu haben. Als er im Frühjahr 1786 sein Bündel nach der Schweiz schnürte, war es ein Abschied für immer. Er ist nicht mehr zur Kanzel, in die Heimat nur noch zu kurzen Besuchen zurückgekehrt.

2.

Die adlige Familie Blonay, die ihn als Hauslehrer angenommen hatte, wohnte in La Tour de Peilz bei Vevey. Das Stammschloß Blonay, das noch heute mit seinen wohlerhaltenen altertümlichen Türmen auf einem Hügel nordöstlich von Vevey aus dem Schatten mächtiger Bäume aufragt, war im Besitz eines anderen Zweiges der Familie. Es ist eine der lachendsten und anmutigsten Gegenden der Welt. Über die Fläche des Sees gleitet der Blick zu den Bergen des savoyischen Ufers mit den Steinbrüchen von Meillerie und zu den schneebedeckten Gipfeln der Dent du midi; ringsum aber breitet sich das unvergleichliche Gelände aus, das durch eine der berühmtesten Dichtungen verklärt ist und von dieser einen Glanz empfing, der damals noch frischer strahlte als in unseren Tagen. Hier war der Schauplatz von Rousseaus Neuer Heloïse, dem Roman, der in Reinhards Geburtsjahr erschienen, seitdem fortfuhr alle empfindsamen Herzen zu bezaubern. Selbst ein begeisterter Rousseauschwärmer hat Reinhard mit vollem Enthusiasmus diesen geweihten Boden betreten, aber freilich auch den Widerstreit von Ideal und Wirklichkeit sofort unsanft empfunden. Wir werden es gerne glauben, daß der Schwabe, trotz des erfüllten Herzenswunsches und trotz dieser geweihten Scenerie, von einer Art Heimweh befallen wurde. In dem Bericht an Schiller vom Jahre 1792 heißt es: „Ich fand außerordentlich schöne Natur und Ein-

wohner, die, wie Rousseau sagt, zwar im Lande der Julien lebten, aber nicht fürs Land der Julien geschaffen waren. Mein schneller Heraustritt aus einem engen Kreis, wo ich etwas galt, meine Versetzung in fremde Sitten, in eine fremde Sprache, erregten oft meine Sehnsucht nach dem Vaterland mitten unter den herrlichen Naturscenen des Genfersees.“ Auch in der Elegie auf seine Vermählung (12. Okt. 1796) gedenkt Reinhard der heloisischen Gefilde und es bleibt unentschieden, ob die „Täuschung“, zu der er sich hier bekennt, auf ein neues zärtliches Verhältnis sich bezieht oder bloß auf die allgemeine Wahrnehmung, daß sich die dortigen Bewohner in Wirklichkeit ganz anders ausnahmen, als im Roman. Kurz, er findet auch hier nicht, wonach er verlangt, und wo wird er es finden? Er besorgt den Unterricht der ihm anvertrauten Kinder mit einem Fleiße, von dem noch heute die Zeugnisse vorhanden sind in Stößen von Auszügen und Aufzeichnungen. Aber dieses Tagewerk bietet keine Befriedigung: „es ist freilich ennuyant, ein paar hartköpfige Jungens lesen und schreiben lehren.“ Er nimmt auch zuweilen dem deutschen Geistlichen eine Predigt ab. Allein es fehlt ihm an Zerstreuung, an Umgang, an geistiger Nahrung, und wieder hat er über Störungen seiner Gesundheit zu klagen. An seinem Geburtstag, 2. Oktober 1786, stellt er schwermütige Selbstbetrachtungen an; fünfundzwanzig Jahre ist er alt, vielleicht die Hälfte seines Lebens, und was hat er gethan? Unstet, unentschlossen steht er in der Welt und die letzten Monate hat er nur so fortvegetiert: „dieses Jahr wie leer — an Freuden, an Thaten, an Genüssen und des mannigfachsten Elends wie voll!“ In diese Stimmung fiel die Nachricht vom Tode seiner Mutter. Sie war am 27. November gestorben, nachdem sie vier Stunden zuvor ihrem vierzehnten Kind, einem Mädchen, das Leben geschenkt hatte. In einer Elegie von La Tour datiert, die später im Musenalmanach für 1792 erschien, klagt der Sohn, daß er verlassen in der Fremde weilen muß, wo er vergebens die Hand nach Gefährten des Grams ausstreckt, wo er seinen Schmerz nicht in den Jammer des Vaters und der Geschwister mischen kann. Er gedenkt der Thränen, die beim Abschied geflossen sind ohne Ahnung, daß es eine Trennung für immer war, aber er gedenkt auch der Pflichten, die jetzt auf ihm, dem Erstgeborenen, liegen:

> Meine Mutter! ich bin der Erstgeborene von Eilfen,
> Alle dein Blut und von dir alle mit Schmerzen erkauft.
> Meine Mutter! den Pfad mit deinen Thränen bezeichnet,
> Will ich ihnen voran, und mit Entschlossenheit gehn!
> Keiner drückenden Last die schwache Schulter verweigern,
> Keiner Wunde den Fuß, keiner Ermüdung den Arm!

Aber du — sende zuweilen von deinem schöneren Sterne
Einen leitenden Blick dann, wenn wir straucheln, herab,
Bis wir alle zu dir mit dem glücklichen Vater versammelt
Weinen an deiner Brust! — wenn noch die Freude da weint.

Mit den Pflichten, die er auf sich, den Erstgeborenen, gelegt fühlte, mit dem Gelöbnis, den Seinigen Führer und Stütze zu sein, hat es Reinhard in der Folgezeit ernst genug genommen und Gelegenheit war ihm reichlich dazu gegeben. Für jetzt aber schärft ihm der Tod der Mutter das Gefühl der eigenen drückenden und sorgenvollen Lage. Er kommt in seiner Bedrängnis auf höchst abenteuerliche Plane, um in andere Verhältnisse zu gelangen. In Vevey lebt ein reicher Engländer, ein Sonderling, hochgebildet, Freund der alten Sprachen und Litteraturen, der eben im Begriff ist, nach Jamaika zu reisen; diesem naht er sich mit einer lateinischen Elegie, um seine Gunst, seine Freundschaft zu gewinnen, vielleicht durch ihn eine Änderung seines Loses herbeizuführen. In ergreifenden Tönen schildert er in dem merkwürdigen Gedicht das Gefühl der Vereinsamung, des Überdrusses, seine stummen Klagen am Seegestade, seine ungestillte Sehnsucht nach fremden Ländern, und wieder nennt er Italien mit seinen klassischen Erinnerungen und England mit seinem freiheitsstolzen Volke, wohin er in seinen eitlen Träumen getragen wird.[8]) Vergebens — der mißtrauische Engländer bleibt ungerührt und würdigt ihn keiner Antwort. Indessen thut er Schritte, um wenigstens eine andere zusagendere Hauslehrerstelle zu finden. Dem Bruder Christian, der jetzt dem Ende seiner Studien gleichfalls nahe ist, wird eine Stelle bei der Familie Riedesel in Wezlar angetragen und zwischen den Brüdern entspinnt sich ein Wettstreit des Edelmuts, wer von beiden sie annehmen solle. Endlich wird entschieden, daß Christian nach Wezlar gehe; dem älteren Bruder hat sich eine Aussicht nach Bordeaux eröffnet und er ist entschlossen, diesem Wink des Schicksals zu folgen.

Im Frühjahr 1787 richtete Reinhard an den Herzog Karl von Würtemberg eine Eingabe, worin er dem Landesherrn eine Art Rechenschaft über das erste im Ausland verbrachte Jahr ablegte und um die Erlaubnis zur Annahme der neuen Stelle bat. Er schilderte seine wenig befriedigenden Verhältnisse in Vevey.

Indessen that ich meiner Pflicht Genüge und in meinen Nebenstunden war französische Lektüre und Mathematik mein Hauptstudium. . . . Die Lage, in der ich mich befand, war meinen Absichten wenigstens für die Zukunft nicht sehr angemessen und die Bemühung einiger Freunde hat mir eine andere Stelle verschafft, die ganz

meinen Wünschen entspricht und zu deren Annehmung ich mir die Erlaubnis Ew. H. D. erbitte. Die Stelle ist in Bordeaux bei einem reichen Privatmann, der sich Teulon nennt und alte Litteratur zu seinem Lieblingsstudium gemacht hat. Der einzige Sohn, dem ich in den alten Sprachen und in den mathematischen Wissenschaften Unterricht geben soll, hat 13 Jahre. Der Ort meines Aufenthalts wird Paris sein. Mein Gehalt ist ansehnlicher als das bisherige. Nach einigen Jahren werd' ich, wenn ich ausharre, meinen Zögling auf Reisen begleiten und am Ende eine meinen Verdiensten angemessene Vergütung erhalten. Da die Gründe, die Ew. H. D. bewogen haben, mir die Erlaubnis zu meiner ersten Stelle zu geben, noch die nämlichen sind, da der unvermutete Tod meiner Mutter mir, dem ältesten Glied einer so zahlreichen Familie, noch größere Verpflichtungen aufgelegt hat, deren Erfüllung ich in dieser neuen Laufbahn nach manchen Rücksichten hoffen kann, da selbst der Aufenthalt in Paris und der Umgang mit einem in der klassischen Litteratur so bewanderten Manne meiner eigenen gelehrten Ausbildung und meiner künftigen Brauchbarkeit für mein Vaterland, die ich gewiß niemals aus den Augen verlieren werde, so vorteilhaft sein muß, so zweifl' ich nicht, Ew. H. D. werden mir die Gnade gewähren, zur Annehmung dieser neuen Stelle mich zu berechtigen.

Der Herzog erteilte die Erlaubnis am 20. April 1787. Noch in demselben Frühjahr reiste Reinhard über Lyon an den Ort seiner neuen Bestimmung.[9]) Immer näher rückte er, wie von einem unwiderstehlichen Zauber angelockt, jener Brutstätte einer ungeheuren Bewegung, der schon im voraus das Herz des schwäbischen Lyrikers arglos entgegenschlug.

Vierter Abschnitt.

Die Revolution. Der Bürger Frankreichs.

1787—1791.

In Bordeaux. Vorspiele der Revolution. Prophetische Gedichte. — Eindruck des Bastillesturms und des 4. August. Berichte an das Schwäbische Museum. Begeisterung und Kritik. Der Klub der Freunde der Verfassung. Aufsatz über die deutsche Litteratur. Wachsende Anziehungskraft der Revolution. Der Bürger Frankreichs. — Erster Besuch in Paris. Aufsatz in Schillers Thalia über die Ursachen der Revolution. Die girondistischen Freunde. Abreise nach Paris.

1.

Zum erstenmale fand sich Reinhard, wohin er sich so lange gesehnt hatte, in der großen bewegten Welt. Bordeaux war die zweitgrößte Handelsstadt Frankreichs, „ein Markt der Welt, unter dem schönsten Himmelsstriche, bewohnt vom lebendigsten Volke der Erde.“ Seinen Hafen füllten die Fahrzeuge aller Nationen. Die Fabriken, der Handel mit den Weinen der Garonne und vor allem der mühelose Austausch mit den westindischen Kolonien, hier fast monopolisiert, waren zu einer Quelle großen Wohlstandes geworden. An prächtigen Häusern, sagte man, übertreffe Bordeaux alle anderen französischen Städte. Hier bot sich eine Fülle von Eindrücken dem weltfremden Magister, der bisher gezwungen war, seine Kenntnisse aus Büchern zu schöpfen. Beobachtend, lernend sah er in das betäubende Räderwerk eines der großen Verkehrsmittelpunkte des Erdteils. „Keiner Kenntnis fremd,“ das sollte sich auch hier bewähren. Daß für ihn das ungewohnte Schauspiel nicht ohne Nutzen war, dürfen wir aus der überraschenden Sachkenntnis schließen, womit Reinhard auf seinen späteren diplomatischen Posten gerade solche Gegenstände zu bewältigen verstand, die gänzlich außerhalb seiner früheren Studien lagen, nämlich diejenigen, die mit den wirtschaftlichen Interessen, mit Handel und Verkehr, mit dem Völkerrecht zusammenhingen.

Doch bald zog ein viel gewaltigeres Schauspiel seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. In dumpfem Grollen kündigte sich der Gewittersturm an, der Frankreich von Grund aus verwandeln, den ganzen Weltteil erschüttern

sollte. „Im Sommer 1787 ging ich nach Bordeaux. Es war unmittelbar nach der Trennung der ersten Notabelnversammlung, folglich in dem ersten Augenblicke der Gährung." Die Notabelnversammlung, die infolge der Verwirrung des Staatshaushalts Calonne (im Februar 1787) berufen hatte, war am 26. Mai wieder geschlossen worden, ohne ein anderes Ergebnis, als daß die öffentlichen Zustände zum Gegenstande leidenschaftlicher Erörterung gemacht, die Unzufriedenheit und das Verlangen nach ordentlichen Reichsständen von Tag zu Tag gesteigert wurden. Jetzt schon war Reinhard den Ereignissen nahe genug, um ihren Verlauf und ihre Verkettung von Anfang an beobachten zu können. Er that es als ein überzeugter Anhänger Rousseaus, der schon im Tübinger Stift einen ingrimmigen Haß gegen den Hof von Versailles, gegen allen Despotismus eingesogen hatte. Und hier inmitten des gährenden Landes, inmitten einer für dieselben Ideen eingenommenen Gesellschaft hat das Evangelium von dem ursprünglichen Naturzustand, vom gleichen Rechte aller, von Menschenbeglückung und Weltbürgertum noch ganz anders wirken müssen als in der weltverlorenen Ecke seiner schwäbischen Heimat. Das waren nicht mehr sehnsüchtige Wünsche, die in der Studierstube ohnmächtig verhallten: hier zeigte sich ein verheißungsvoller Einklang der Geister und ein Wille, der von Tag zu Tag stärker werdend seine Zuversicht nicht mehr verbarg. Ein natürliches Verwandtschaftsgefühl näherte ihn dem Volke, in dem er lebte. Jugendliche Unreife hatte es als ein Volk von Stutzern und Schwätzern mißachtet. Bewundernd sah jetzt Reinhard, wie dieses selbe Volk sich anschickte, entschlossen nach den Rechten zu greifen, welche die Staatsweisheit der Zeit als die untrüglichen Mittel zur Rettung aus einem entwürdigenden Zustande der Menschheit anpries. Voll Enthusiasmus teilte er den Glauben jenes Geschlechtes, daß es möglich sei, eine neue Gesellschaft zu begründen, den Staat nach den ewigen Grundsätzen der Vernunft neu aufzubauen. Wir werden bald sehen, daß er es doch nicht ohne kritische Vorbehalte that. Seine Begeisterung ist rein und andauernd, sie ist fähig, auch die grausamsten Enttäuschungen zu überdauern, aber doch ist ihr von Anfang an ein Element nüchterner Kritik beigemischt. Und wie er einst seine lyrische Stimmung selbst bezeichnet hatte als Empfindsamkeit mit viel Satire, so ist die Stimmung des angehenden Politikers Enthusiasmus mit einer Beimischung gesunden Menschenverstands.

Im folgenden Jahre brachte Reinhard mit der Familie seines Zöglings — die Hoffnung, nach Paris zu kommen, sollte sich nicht so rasch erfüllen — einen Monat in dem Pyrenäenbade Cauterets zu. Eben damals waren die

Stände von Bearn in Pau versammelt. Die Notabelnversammlung hatte wenigstens die eine Wirkung gehabt, daß die von Necker früher in zwei Provinzen versuchsweise eingeführten Provinzialversammlungen im ganzen Reiche berufen wurden. In diesen Versammlungen, denen die Umlage der öffentlichen Lasten anvertraut wurde, waren zum erstenmal die Vertreter des dritten Standes denen des Klerus und des Adels gleich an Zahl; eine Umwälzung, die zunächst eine grenzenlose Verwirrung in der Verwaltung, aber zugleich eine ungeheure hoffnungsvolle Aufregung in den Gemütern hervorbrachte. Reinhard war von diesen Vorgängen aufs tiefste erregt. Sie begeisterten ihn zu zwei französischen Gedichten; so sicher fühlte er sich schon in der fremden Sprache. Das eine war eine Epistel über die religiöse Freiheit. Auch für religiöse Aufklärung, auch für die Sache des Protestantismus war der Umschwung verheißungsvoll. Die Epistel war an den vormaligen Jesuiten Abbé Raynal gerichtet, der im Jahr 1780 das Buch veröffentlicht hatte: histoire philosophique de commerce des Européens dans les deux Indes. Das Buch war merkwürdig genug. Der Exjesuit hatte nicht nur, nach Reinhards Ausdrucke, „die Verheerungen des europäischen Lasters in den fremden Weltteilen dargestellt und, wohin er immer seine feurigen Blicke trug, dem Fanatismus und der willkürlichen Gewalt ein Brandmal aufgedrückt," er war nicht nur für Erlösung des Arbeiters durch Freiheit von Handel und Gewerbe eingetreten, er war auch der Prophet der revolutionären Diplomatie. Hier fand sich bereits jene Mischung von patriotischem Schwung und kosmopolitischem Enthusiasmus, von friedeverkündenden und kriegatmenden Ergüssen, die den Kern der Konventsreden bildete. Das alte Europa war hier vor den Richterstuhl der Menschheit, der Philosophie, einer auf das Glück der Völker gegründeten Politik gefordert, und hier waren bereits die haßerfüllten Drohungen gegen Englands Tyrannei und Egoismus ausgestoßen: „Engländer, ihr habt den Sieg mißbraucht. Jetzt ist der Augenblick, gerecht zu sein, oder es wird der der Rache kommen." — Das andere Gedicht vom Jahre 1788, unmittelbar durch die Provinzialversammlung von Pau angeregt, war eine Ode an die Freiheit. Daß er in der Erregung, die sich an jene Versammlung knüpfte, prophetisch das Vorspiel der Revolution sah, hat Reinhard noch später mit Genugthuung erfüllt:

Ich sang,
Wie Kassandra, von keinem geglaubt, mir selber nicht glaubend,
Ein weissagendes Lied, eh' die Bastille noch fiel.

2.

Die Begebenheiten der großen Umwälzung sollen hier nicht erzählt werden. Die nächste Äußerung, die wir von Reinhard haben, stammt aus der Zeit des ersten Freudenrausches über die siegreiche Erhebung des Pariser Volkes im Juli 1789. Ein Aufschrei des Frohlockens pflanzte sich von der Hauptstadt fort in die Provinzen und über die Grenzen des Reiches. Laut jubelten die stolzen Söhne Teuts zu den befreienden Thaten der neuen Franken und es sind dieselben Töne, die wir jetzt von dem freiheitbegeisterten Schwaben an der Garonne vernehmen. „Wenn ehmals die Welt jene französische Anmaßung lächerlich fand, die erste Nation der Welt zu sein, so wird nun allgemeines Zujauchzen diesem edlen Volke die Palme weih'n, die es aus bescheidenem Selbstgefühle verweigern wird. England selbst wird sich mit der Ehre begnügen, ein Jahrhundert gesetzmäßiger Freiheit in seinen Annalen voraus zu haben, und wird ohne Eifersucht seine Nebenbuhlerin betrachten, wie sie zu gleicher Zeit sein Beispiel befolgt und übertroffen hat. Und unsre deutschen Dichter werden nicht mehr singen:

> Wer des Rheines Gabe hasset,
> Trink' als Knecht am Marne Strand."

So beginnt Reinhard einen Brief vom 23. Juli, in dem er seinen deutschen Landsleuten die großen Ereignisse vor und nach dem Fall der Bastille erzählt. Der Brief war an das Schwäbische Museum gerichtet, das der Professor an der Karlsschule Phil. W. Gottl. Hausleutner in 2 Bänden, Stuttgart 1790 und 1793 herausgab. Reinhard erzählt darin die Ereignisse, wie man sie in Bordeaux erfuhr, untermischt mit allgemeinen Bemerkungen über die Revolution, die nach ihm vornämlich durch Montesquieu und Rousseau, sowie durch das verführerische Beispiel des amerikanischen Freiheitskrieges vorbereitet war. Man bekommt ein anschauliches Bild von den Wirkungen, die Schlag auf Schlag die ungeheuren Nachrichten in der großen Handelsstadt hervorriefen. Viermal in der Woche kam damals die Post aus Paris an. Am 16. Juli erhielten Kaufleute die Nachricht von dem am 11. Juli erfolgten Sturze Neckers, der die nächste Ursache des Aufstandes war. Die Kaufleute hielten die Nachricht zurück, um eine Geschäftskrisis hintanzuhalten, aber das Gerücht verbreitete sich rasch und brachte allgemeine Bestürzung hervor. Andern Tages, am 17. abends, kam im Hause des protestantischen Kaufmanns Neirac, der Abgeordneter zur Ständeversammlung war, ein Kurier mit den Nachrichten von den Begebenheiten

in der Hauptstadt bis zum 14. Juli an: Sturm auf die Bastille, Öffnung der Gefängnisse, die ersten Mordthaten, die Vereinigung der Soldaten mit den Bürgern, das Erscheinen des Königs in der Nationalversammlung, die Zurückziehung der Truppen. Der Druck dieses inhaltvollen Briefes wurde anfänglich vom Generalprokurator untersagt. Andern Tages holte sich aber ein Haufe junger Leute die Erlaubnis zur Veröffentlichung des Briefs, der übrigens durch Abschriften bereits verbreitet war. Mit der Post waren bloß unbestimmte Nachrichten vom Aufruhr angelangt, noch nicht vom Siege des Volks; durch die Veröffentlichung jenes Briefes wurde nun einem drohenden revolutionären Ausbruch vorgebeugt. Am 18. schwamm die Stadt in Jubel, alles war auf den Straßen, man las Briefe und Bulletins und versammelte sich um die Redner der Kaffeehäuser. Am Sonntag den 19. wurde eine Dankadresse an den Abgeordneten Neirac abgeschickt, zugleich mit der Forderung, die neuen Minister abzusetzen und Necker zurückzurufen. Hoch und Nieder, Alles mußte Kokarden anlegen. Bürgerscharen mit Truppen vermischt, durchzogen die Stadt mit Trommeln, Musik und Fahnen. Man fing an, eine Bürgermiliz zu errichten; auch Reinhard und sein Zögling wurden eingereiht und trugen die Flinte. Es wurden so viele Regimenter errichtet, als Kirchspiele waren. Die Bürgerschaft versammelte sich in den Pfarrkirchen, wobei die 90 Bürger, die die Abgeordneten zur Nationalversammlung gewählt hatten, die Leitung übernahmen. Am Schlusse des Briefs kommt Reinhard auf die begonnenen Verfassungsarbeiten:

„Die Stände haben volle Freiheit, die beste Konstitution zu gründen, die je ein Volk beglückt hat. Freilich — wir sehen nicht in die Zukunft. Es ist möglich, daß eine unerwartete Katastrophe dem Despotismus wieder aufhelfe, und dann würde Frankreich zu einer Mordgrube werden. Allein es ist für jetzt wenigstens nicht wahrscheinlich. Der Streich ist den Aristokraten allzu völlig mißglückt: der Triumph ist zu vollkommen und die Gesinnungen der Nation zu einmütig. Indessen — auch das glücklichste gesetzt — so werden noch lange dem Staat von dieser heftigen Krise Fieberschauer zurückbleiben und in allen Teilen der Administration wird eine zeitlang Insubordination und Unordnung herrschen. Weise Männer fürchten auch noch von der Unbeständigkeit des Nationalcharakters. An eine unstäte Gesetzgebung und Regierungsverwaltung gewöhnt, ist auch die Nation unstät; fähig im ersten Feuer alles zu unternehmen, erschlafft sie sehr leicht bei einiger Dauer. Aber wie dem sei: noch in keinem Volk, in keinem Jahre der Welt hat man eine so ehrwürdige Versammlung und eine so merkwürdige Revolution gesehen wie diese."

Ein zweiter Brief, vom 10. September geschrieben, knüpft daran die Erzählung der seitdem vorgefallenen Begebenheiten, „die ebenso überraschend

für die Neugierde als fruchtbar an Folgen und für den Philosophen wichtig sind." Zunächst die Wirkungen der Revolution in den Provinzen.

„Unmittelbar nach der Revolution, bei einer so schnellen Aufeinanderfolge von Bestürzung, Erstaunen und Freude war das ganze Königreich für einige Augenblicke in einer Art von Lähmung. Nur das Delphinat und die Bretagne hatten im ersten Augenblicke, da Neckers Exil ihnen bekannt wurde, die Waffen ergriffen, von den übrigen Provinzen erfuhr man zu gleicher Zeit das Komplott und die Revolution, die es zernichtete. Sobald die Gemüter ein wenig zu sich selbst gekommen waren, brachen mit lange zurückgehaltener Heftigkeit alle Leidenschaften los, Rache und Trotz, Freude und Furcht. Die Städte waffneten sich, die Landleute, von neuen ungewohnten, notwendig falschen Begriffen trunken, schüttelten ihr lange unerträgliches Joch und überall galt Anarchie für Freiheit und Gewalt für Recht. Eine ganz ungewöhnliche, fast unerklärliche Erscheinung beschleunigte eine furchtbare Explosion, die überall durch den Brotmangel um so wütender ward. Beinah' am nämlichen Tag und in ganzen Provinzen beinah' um die nämliche Stunde verbreitete sich durchs ganze Reich ein Gerücht von anrückenden Feinden. In Guyenne waren es die Spanier, in den nördlichen Provinzen die Engländer, in andern die Deutschen. Die innern Provinzen zitterten vor Räuberhaufen. Durch diesen allgemeinen panischen Schrecken bekam die schon gewaltsame Gährung eine neue furchtbare Kraft; alle Bauern waffneten sich gegen einen nicht vorhandenen Feind und ihre einmal aufgebrachte Imagination trieb sie nun anzugreifen, da sie sich nicht zu verteidigen hatten. Mehr als 200 adelige Schlösser und Abteien wurden verbrannt, geplündert, ihrer Archive beraubt. Ihre unglücklichen Bewohner flüchteten sich von allen Seiten, und nicht alle entgingen schrecklichen Mißhandlungen .... Diese Scenen ereigneten sich vorzüglich in den Provinzen, die von Auflagen und vom Lehensystem am meisten gedrückt waren. Die minderbeschwerten, mittäglichen Provinzen blieben größtenteils ruhig. Diese Auftritte beschleunigten die Errichtung der Nationalmiliz und die großmütigen Opfer von der Nacht des 4. Augusts."

Die berühmte Nacht vom 4. August und die Verfassungsarbeit der Nationalversammlung bilden den Hauptinhalt dieses Briefes. Die letztere wird gegen den Vorwurf der Langsamkeit ihrer Beratungen in Schutz genommen: durch die Revolution und deren Folge, die Anarchie, ist ihre Aufgabe ungeheuer erschwert, aber das Ziel auch um so höher gesteckt worden. Bei ihrem Zusammentritt konnte der verwegenste politische Träumer nicht voraussehen, daß die französische Freiheit einen so kühnen Schwung nehmen werde.

„Was man hoffen konnte, war Verbesserung des alten Systems, aber nicht sein gänzlicher Umsturz. Ohne die große Revolution wären die Beratschlagungen einen weit sichereren und methodischeren Weg gegangen. Ohne Zweifel hätte man weniger erhalten, aber — man hätte auch weniger verlangt". Die edle Auf-

wallung, die zu den Beschlüssen der Augustnacht führte, wird in vollem Maße anerkannt: „niemals hat sich der französische Ungestüm schöner gezeigt und eine glücklichere Wirkung hervorgebracht“; aber auch die Kehrseite wird nicht verschwiegen. Durch diesen unmethodischen, wenn schon notwendigen Schwung wurde die Nationalversammlung aus dem Kreise ihrer Arbeiten herausgerissen. Die genauere Fassung der in der Begeisterung angenommenen Artikel erforderte beträchtliche Zeit und veranlaßte heftige Debatten. Jetzt zuerst bildeten sich zwei Parteien, die sich heftig befehdeten. Hier wird die kurze Charakteristik einiger Hauptpersönlichkeiten eingeschaltet. Der Abbé Sieyès wird besonders hervorgehoben als einer der größten Denker in der Versammlung, als der wärmste Verteidiger der Rechte des Volkes. Aber Sieyès wird auch dafür gerühmt, daß er im Namen der Gerechtigkeit der Beraubung des Klerus — vergeblich — sich widersetzte. Infolge der Beschlüsse vom 4. August kehrte allmählich die Ruhe zurück. Freilich verfiel jetzt das Volk der Täuschung durch den Ton so neuer ungewohnter Worte. „Freiheit war ihnen Licenz. Gleichheit suchten sie in Aufhebung alles Ranges und aller Rechte und in Verteilung der Güter. Aber solche Irrtümer, durch wachsame Aufsicht an gefährlichen Folgen verhindert, können sich nicht lange erhalten und werden bald richtigeren Begriffen Raum geben.“ Näher rückte jetzt die Entscheidung der unendlich wichtigen Frage: „ob es möglich wäre, daß das Problem, noch niemals gelöst, gelöst werden könnte: ein Volk, unterdrückt seit Jahrhunderten von einem langen, eisernen Despotismus, mit allem Luxus der Künste, der Wissenschaften, der Üppigkeit und der Wollüste vertraut und geteilt durch eine ungeheure Ungleichheit von Reichtümern, Ständen, Begriffen und Rechten — ein Volk, bei dem schon lange Egoismus zur Weisheit geworden war, auf einmal zu den ersten Grundsätzen des Naturrechts und der Freiheit zurückzuführen.“ Die Erklärung der Menschenrechte kam zuerst an die Reihe. Aus der Beratung über „diese sicherste, heiligste Vormauer gegen Unrecht und willkürliche Gewalt“ hebt Reinhard besonders die erregte Debatte über die Religionsfreiheit hervor, über die zunächst in einem die Protestanten keineswegs befriedigenden Sinne entschieden wurde. Reinhard macht hier die Bemerkung, daß diese Mißachtung der Religion ein neuer Beweis dafür sei, „wie sehr in gewissen Rücksichten die deutsche Denkungsart über französische noch den Vorzug hat.“ „Nun befand sich die Versammlung an der Schwelle des Tempels. Wenn Sie Rousseaus Contrat social, Montesquieus Geist der Gesetze, die englische und die neue amerikanische Staatsverfassung aus dem Grunde kennen, nur dann sind Sie im stand, über die unendlich wichtigen Debatten, welche die Grundsäulen der Konstitution veranlaßten, vollständig zu urteilen.“ Die lebhaftesten Debatten veranlaßte das königliche Veto. Reinhard zeigt sich geneigt, es mit Mounier und seinen Freunden, den „edelsten und weisesten Gliedern der Versammlung“, zu halten, die ein der englischen Verfassung entsprechendes Veto für die Würde und Festigkeit des Throns und zum Schutz gegen ehrgeizige Demagogen für notwendig hielten. Der Gang der Debatte wurde aber dann durch die drohende Haltung des von den Rednern des Palais Royal bearbeiteten Pariser Volkes beeinflußt. „Überhaupt ist Paris gegenwärtig ein Schauplatz der beunruhigendsten

Anarchie und überall lodert geheimes Feuer, das jeden Augenblick in wütende Flammen ausbrechen kann." Die wichtigsten Artikel der Verfassung waren zur Zeit, da Reinhard den Brief absandte, erledigt, aber jetzt erhob sich drohender als zuvor, infolge des Geldmangels, des Scheiterns der Anleihe, der Stockung aller Geschäfte, das Gespenst der finanziellen Frage.

So ist das Gemälde, das Reinhard von den ersten Versuchen zur Umschaffung Frankreichs entwirft. Daß das Verfassungswerk bei den unzähligen Hindernissen und Gefahren scheitere, stellt er als Möglichkeit hin, dann würde die Folge völlige Zerrüttung oder unheilbarer Despotismus sein; aber das Gelingen, wenn auch vielleicht erst nach neuen fürchterlichen Konvulsionen, scheint ihm wahrscheinlicher, zumal der König selbst die besten Gesinnungen hat. „Die nun so hell vorgetragenen und so allgemein angenommenen Grundsätze sind außerdem ein Same, der notwendigerweise früher oder später in ganz Europa seine Früchte tragen muß." Hier wirft Reinhard einen Blick auf sein deutsches Vaterland. Ist es möglich, ist es wünschenswert, daß das französische Beispiel auf deutschem Boden nachgeahmt werde? Reinhard verneint diese Fragen. Bei der Zersplitterung der deutschen Fürstentümer wäre der Ausbruch einer vereinzelten Revolution aussichtslos. Aber die Zustände in einem großen Teile Deutschlands sind auch für Freiheit, Ruhe und Glück der Einwohner so befriedigend, daß ein Drang nach größerer Vervollkommnung nicht aufkommen kann.

„Gewiß ist, daß, seit die Zahl guter und aufgeklärter Fürsten die Zahl der schlimmen so merklich übersteigt, der größte Teil der deutschen Länder, selbst da, wo keine Landstände die willkürliche Macht einschränken, glücklicher ist, selbst bei einer unvollkommenen Verfassung, und weniger Auflagen, reinere Sitten hat, als das mächtige Frankreich jemals haben wird. Außerdem hält unter solchen Umständen die öffentliche Meinung und die in Deutschland wenn schon nicht autorisierte, doch zu hindern unmögliche Preßfreiheit Eigenmacht und Laster im Zaum. Die überall angefangene Verbesserung der Nationalerziehung, die glückliche Aufklärung in der Religion, welche das einzige Mittel ist, dem in Frankreich so allgemeinen Atheismus vorzubeugen, wirken durch die Unterthanen auf die Höfe und durch die Höfe auf die Unterthanen zurück."

Eine Nachschrift vom 2. Oktober erwähnt noch die zunehmende Verschlimmerung der Finanzlage, verwahrt die unerhörte Nationalrevolution, die auch als bloßer gescheiterter Versuch eine der wichtigsten Begebenheiten in der Weltgeschichte wäre, gegen absprechenden Spott, räumt ein, daß die Schritte der Nationalversammlung als ein ungeheures Wagnis notwendig selbst unter den unbefangensten Beurteilern Tadel finden müssen, schließt aber mit den Worten: „Mounier hat nach zehnjähriger Prüfung die englische Verfassung als die beste gefunden. Die Nationalversamm-

lung ist ihren eigenen neuen Weg gegangen und sie hat keine Erfahrung für sich. Aber sie ist den Prinzipien getreu geblieben; die Begriffe sind aufgehellt; die Gewalten sind abgesondert. Dieser Weg war der einzige ihrer würdige. Ob sie sich geirrt habe, darüber ist die Zeit Richterin, und die Zeit allein."

Verständigere Urteile über die Revolution, als in diesen Briefen niedergelegt sind, wird man aus der Zeit des ersten Freudenrausches über den Fall der Bastille nicht viele finden. Neben den damaligen Dithyramben der deutschen Lyriker oder neben den überschwänglichen Briefen eines J. H. Campe, der die Augusttage selbst in Paris erlebte, und der bis zu süßen Freudenthränen gerührt die neuen Catone und Brutusse nicht genug bewundern kann, fällt der Ton in Reinhards Berichten durch seine Mäßigung, das Urteil durch seine Unbestechlichkeit auf. Aus diesen Berichten spricht ein ernsthafter Beobachtungssinn. Er war in Bordeaux dem Herd der Bewegung nahe genug, um deutlicher in die Triebkräfte zu blicken, ferne genug, um sich nicht durch die Aufwallungen des Tages fortreißen zu lassen. Auch er ist von den Aussichten, die sich der Menschheit eröffnen, tief erregt. Aber seine erste Empfindung beim Ausbruch der Revolution war doch eine Art Bestürzung über das unberechenbare Wagnis. Er hätte den methodischeren Weg vorgezogen; dieser hätte ein bescheideneres Ziel gehabt, wäre aber sicherer gewesen, und für Deutschland empfiehlt er, auf dem durch das aufgeklärte Fürstentum eingeschlagenen Pfade zu bleiben. In Frankreich aber gilt es jetzt, entschlossen nach dem höheren Ziele zu greifen. Nachdem einmal der Weg der Reformen verlassen, der Umsturz geschehen, für einen Neubau der Boden freigemacht ist, muß der große unerhörte Versuch gemacht werden, die Gesellschaft nach Grundsätzen einzurichten, den Staat auf die Vernunft zu bauen, ein entartetes Volk zur Tugend zurückzuführen, und der Sohn der deutschen Aufklärung ist Optimist genug, zuversichtlich an den endlichen Sieg des Guten und der Vernunft zu glauben. Freilich erst nach schweren Erschütterungen; denn das reine Bild ist bereits getrübt, Gewalt nennt sich Recht, Freiheit wird mit Zügellosigkeit verwechselt, Anarchie löst alle Bande und Reinhard bemäntelt diese Dinge nicht; er scheut sich nicht, ein ehrgeiziges Demagogentum bei seinem wahren Namen zu nennen. Seine Hoffnung ist aber die, daß die Freiheit selbst ihre Auswüchse heilen werde. Wenn nur Begriffe und Grundsätze in ihrer Reinheit verkündigt und gepredigt werden, so kann der Erfolg zuletzt nicht ausbleiben, die Köpfe müssen immer heller, die Herzen immer besser werden. Und selbst im schlimmsten Falle, auch der gescheiterte Versuch gälte einer großen Sache und wäre ein wichtiges Beispiel. So sind

Furcht und Hoffnung noch gemischt, während er mit wachsender Teilnahme den Verlauf der großen Begebenheit verfolgt.

Wie in allen größeren Städten, waren auch in Bordeaux die neuen Grundsätze mit südlicher Lebhaftigkeit ergriffen, pomphaft ausgerufen und zum allgemeinen Glaubensbekenntnis geworden. Unter den zahlreichen Zuschriften, die im März 1790 an die Nationalversammlung gelangten, war auch eine aus der Stadt und Landschaft von Bordeaux, die nach einer überschwänglichen Huldigung an die Vertreter der Nation folgendes ausführte: „Die Natur hat allen Völkern das Recht gegeben, sich selbst zu regieren, mit Königen oder ohne Könige. Alle Völker müssen wissen, daß sie vom Himmel und von der Erde zu Wächtern über ihre Regierungsform, sowie zu Schöpfern derselben bestimmt sind; daß es von ihnen abhängt, Form und Sache nach Gefallen zu ändern, daß im Staate niemand ein Recht hat, das nicht von dem Volke gegeben wäre. Mögen die Nationen erwachen, um diese Grundsätze zu hören! Diese Grundsätze stehen in der neuen Welt geschrieben; wie könnte die alte Welt dieselben verkennen?“ Die wortreiche schwülstige Zuschrift schloß mit der Einladung an alle europäischen Nationen, dem Beispiel Frankreichs zu folgen und ein allgemeines Bündnis zu einem ewigen Frieden zu machen. Man erkennt in diesem Schriftstücke die Gedanken Rousseaus und man vernimmt in demselben bereits die Sprache, mit der die Jakobiner in der Folge die öffentliche Meinung im Sinne eines gänzlichen Umsturzes bearbeiteten. Im Laufe des Jahres 1790 begann ein Netz von Filialen des Pariser Jakobinerklubs, die eine in den Gang der Revolution so tief eingreifende Triebfeder wurden, das Land zu überziehen. Man zählte zu Ende dieses Jahres zweihundert solcher Gesellschaften der Verfassungsfreunde, wie sie sich nannten. Zu den berühmtesten gehörte die Société des amis de la constitution in Bordeaux, und als deren Mitglied hat Reinhard seine politische Laufbahn begonnen. Nicht als ein unverständiger Brausekopf, sondern, wenn wir seinen eigenen Worten Glauben schenken, als ein mäßigendes Element, das sich eben dadurch Aufmerksamkeit und Achtung erzwang. „Er hat — so schrieb er selbst ein Jahr später von seiner Thätigkeit im Klub — in einer Provinz, deren Bewohner durch ihr lebhaftes Blut bekannt sind, oft deutsche Mäßigung dem französischen Aufbrausen und deutsche Grundsätze dem neugallischen Volkswahn entgegengesetzt, und wenn er gleich dadurch von den glühenden Köpfen sich den Vorwurf zuzog, daß er keine ganz französische Seele hätte, so hat er doch vom vernünftigeren und, was bemerkenswert ist, vom größeren Teile dieser Gesellschaft manche Beweise von Zutrauen und Achtung erhalten und

seine Stimme ist in mehreren Fällen entscheidend gewesen.“ Reinhard that sich dermaßen hervor, daß er einmal die Präsidentenstelle bekleidete, eine Würde, die jeden Monat wechselte. Und hier schloß sich seine Freundschaft mit jenen glänzenden Rednern aus dem Advokatenstande, die das große Wort im Klub führten und später die berühmten Häupter der Girondisten wurden. Mit dem Enthusiasmus jener Tage nahmen sie den gesinnungsverwandten Schwaben in ihrer Mitte auf. Sie waren alle um weniges älter als Reinhard. Vergniaud war um 8, Roger Ducos um 7, Guadet und Gensonné um 3 Jahre älter, Joh. Franz Ducos 4 Jahre jünger. Reinhard hat sich am engsten an Roger Ducos angeschlossen, den einzigen, der die Katastrophe der Girondisten im Oktober 1793 überleben sollte.

Daß ein Deutscher so begeisterten Anteil nahm an dem was in Frankreich vorging, stimmte ja trefflich zu den Ideen der allgemeinen Brüderlichkeit, die die Revolution in Umsatz gebracht hatte.[1]) Da lag es nahe, daß der Wunsch entstand, durch ihn näheres über das merkwürdige Volk der Deutschen zu erfahren. In Bordeaux wußte man bloß, daß die Deutschen gute Kaufleute waren, denn der Charteron, der prächtige Quai längs der Garonne, bestand aus einer unabsehbaren Reihe stattlicher Häuser, die fast von lauter Fremden und überwiegend deutschen Handelsherren bewohnt waren, so daß dieser eigentliche Mittelpunkt des Großhandels den Reisenden wie eine deutsche Kolonie erschien. Nun war aber auch die Kunde nach Bordeaux gedrungen, daß die Deutschen neuerdings beträchtliche Fortschritte in den schönen Wissenschaften gemacht, ja nichts geringeres als eine litterarische Revolution vollbracht hätten, und so richtete denn das Journal de Bordeaux an Reinhard, der selbst als ein Dichter bekannt war, das Ersuchen um einen Beitrag, der den Franzosen einen Begriff von der neuen deutschen Dichtkunst mit Proben derselben geben sollte. Reinhard entsprach dem Verlangen in einem Aufsatz, von dem Guhrauer Auszüge mitgeteilt hat. Der Zeitpunkt schien dem mit seinen Gedanken ganz in der französischen Gegenwart lebenden Deutschen seltsam gewählt.

„Sie fordern, Herr Redakteur, die Übersetzung einiger Stücke aus der deutschen Litteratur von mir — welchen Augenblick wählen Sie dazu? Während Sie kaum sich erinnern, daß Sie einen Racine, einen Corneille, Deshoulières und Saint-Lambert gehabt haben, möchten Sie, daß ich Ihnen von unserem Lessing und unserem Schiller, unserem Wieland und unserem Göckingk rede!“ Um einer Würdigung der deutschen Poesie den Weg zu bahnen, knüpft dann Reinhard an die bekannte Schrift Friedrichs des Großen an, welche die deutsche Litteratur in demselben Augenblick, da sie sich von Grund aus verwandelte, vor dem Ausland herab-

setzte. Der Schmerz der deutschen Dichterjugend über diese Verkennung von Seite des bewunderten Königs hatte schon in Reinhards Gedichten Ausdruck gefunden; einem französischen Publikum gegenüber lag es besonders nahe, das durch den König erweckte Vorurteil aus dem Weg zu räumen. Deutscher Stolz führt dem Schreibenden die Feder. „So oft ich mich mit Unbekannten zusammenfand, unterließen diejenigen unter ihnen, die mir die Ehre erwiesen, mir einigen Geist zuzutrauen, niemals, mich zu fragen: Sie sind ein Engländer? Wenn ich nun so aufrichtig war zu sagen: Nein, mein Herr, ich bin ein Deutscher, so hatten diese Leute, die ohne Zweifel das Problem des P. Bouhours, ob ein Deutscher Geist haben könne, bereits gelöst hatten, nichts eiligeres zu thun, als mir den Rücken zu kehren. Hätt' ich Gold gehabt, dann freilich diesem Gold zuliebe, das alles ersetzt und alle Klassen einander gleich macht, hätte man es mir verziehen, meiner Nation anzugehören; aber Deutscher und ohne Gold, konnte ich nur ein Tropf sein! . . . Ich verstand nicht zu lügen und überall beim Weggehen hatte ich meinen Freunden geschworen, immer ein Deutscher zu bleiben; denn bis auf einige kleine Modifikationen ein Deutscher in Deutschland zu sein, will genau das nämliche besagen, was Franzose in Frankreich bedeutet." Schließlich klingt der Aufsatz in einen Hymnus auf die Revolution aus: „Nicht alle meine Landsleute lieben eure Revolution, und zumal sind es die Gelehrten, die am meisten kläffen. Ist einer ein Gelehrter und hat Geist, so macht er sich ein System und hält an diesem System; ist einer ein Gelehrter und hat keinen Geist, so ist er noch schlimmer. Alsdann zieht sich das Denkvermögen in dem Maß zusammen, als die Belesenheit zunimmt. Es soll einmal einen Musiker gegeben haben, der während seines ersten Unterrichts immer auf einem Kasten saß; er konnte seitdem niemals eine Note spielen, wenn er nicht auf einem Kasten saß. Die Gelehrten sind ihm ähnlich, sie können niemals ihren Geist in Gang bringen, wenn sie nicht ihr Auge an einem Buche kleben haben. Nun findet sich aber eure Verfassung noch nicht in den Büchern der Gelehrten. Was mich betrifft, der ich weder Gelehrter bin, noch ein System habe, ich finde sie einfach bewundernswert, weil ich sie in dem Buche der Natur geschrieben finde. . . . Schon glaube ich unter euch einige Keime der allgemeinen Brüderlichkeit sich entwickeln zu sehen, welche die Grundlage der besten Verfassung sein muß, wie sie die der besten Religion ist. Jenen Leuten, die der Despotismus auf den Isolierschemel des Egoismus gestellt hatte, erschien diese allgemeine Brüderlichkeit als eine Chimäre, wie alle die erhabenen Reformen, die unter ihren Augen sich verwirklicht haben; aber das erinnert mich an das Erlebnis eines deutschen Professors, der vom Katheder herab die Unmöglichkeit des Luftballons mathematisch erwies; er hatte noch nicht ausgesprochen, als zwei Luftschiffer majestätisch in die Wolken stiegen."

Das ist eine zuversichtlichere Sprache, als wir in jenen ersten, kurz nach dem Fall der Bastille geschriebenen Briefen vernahmen. Seitdem er in der politisierenden Gesellschaft von Bordeaux mitthut und mitspricht, ist er ein erklärter Anhänger der Bewegung geworden. Damals hatte er seine Beobachtungen als ein fremder Zuschauer angestellt; er fühlte sich seinem

deutschen Vaterlande zugehörig und er sagte sich, daß dort trotz unvollkommener Verfassungszustände das Volk sich glücklicher befinde und besser sei als in Frankreich. Auch jetzt bleibt er des Schwures beim Abschied von der Heimat eingedenk, stets ein Deutscher bleiben zu wollen, aber zugleich beginnt er sich dem fremden Volke, einer neuen Heimat zugehörig zu fühlen. Der Fortgang der Bewegung hat eine unwiderstehliche dämonische Anziehungskraft auf ihn geübt. Angesichts der großen Geschicke, die sich auf französischem Boden entscheiden, beginnt in seinem Herzen das Bild der Heimat mit ihren kleinen Verhältnissen zu verblassen; unerträglich wird ihm der Gedanke, eines Tages in den Dienst des herzoglichen Konsistoriums in Stuttgart zurückkehren zu sollen. Je mehr das Problem sich verwickelt, je größere Verhältnisse es annimmt, um so mehr reizt es ihn, sein Schicksal mit demselben zu vermischen. Es ist nicht bloß ein großartiges ästhetisches Schauspiel, dessen Betrachtung unerschöpflichen Genuß gewährt, es ist ein sittliches Problem, bei dem man die Pflicht hat mitzuthun; es ist die Sache aller Völker, die Sache der Menschheit und Reinhard ist entschlossen, ihr seine Person zur Verfügung zu stellen. Er selbst hat einen bestimmten Zeitpunkt angegeben, in dem sich sein Tausch des Vaterlandes vollzogen hat. Mit der vereitelten Flucht des Königs (21. Juni 1791) trat die entscheidende Wendung ein, die nach einem Augenblicke der Bestürzung zum Untergang der Monarchie, zum völligen Umsturz und Neubau des Staates führte. In Bordeaux rief die erste Nachricht von der Flucht des Königs eine ungeheure Erregung hervor. In wenigen Stunden ließen 2400 Bürger ihre Namen zur Verteidigung des Vaterlandes einschreiben. In diesen Stunden der Begeisterung hat Reinhard den Entschluß gefaßt, der ihn zu einem Bürger Frankreichs machte: „Ich sah die Revolution entstehen, ich umarmte sie mit Begeisterung und an dem Tag, da die Flucht Ludwigs XVI. in Bordeaux bekannt wurde, erklärte ich, als Franzose leben und sterben zu wollen.“[2])

3.

Reinhards höchster Wunsch war, endlich Paris, den Mittelpunkt der Bewegung, selbst zu sehen, die Reden, welche die Welt erschütterten, mit eigenen Ohren zu hören. Im Sommer 1791 ist ihm dieser Wunsch erfüllt worden. Welchen Eindruck er in der Nationalversammlung empfing, ersehen wir aus einem Briefe, den er kurze Zeit darauf an Lafayette richtete. Er hatte in der Jakobinergesellschaft vorgeschlagen, Thomas Payne, den Verfasser der Rights of men zum Mitglied zu ernennen und wurde dann auch be-

auftragt den Beschluß des Klubs dem gefeierten Amerikaner mitzuteilen. Da er wußte, daß Payne zu den Freunden Lafayettes gehörte, bediente er sich der Vermittlung des letzteren, zugleich um bei dieser Gelegenheit dem Helden zweier Weltteile seine Verehrung zu bezeugen. Er schrieb an den General:

Vielleicht hat mein Verlangen, Ihnen die Hochachtung zu bezeugen, die Sie mir eingeflößt haben, mich verhindert, eine andere Gelegenheit aufzusuchen, um den Brief der Gesellschaft an Herrn Payne gelangen zu lassen. Ich habe mich einem Gefühl des Stolzes überlassen, indem ich den Vorwand ergriff, an den Helden zweier Revolutionen, die das Antliz der Welt zu verändern bestimmt sind, zu schreiben. Ich bin Deutscher, mein Herr! Ihr Name war bis in meine Einsamkeit gedrungen. Ich segnete Sie, während Sie die Einöden Amerikas durchwanderten. Dann kam ich nach Frankreich und ich fand Sie in der Nationalversammlung ebenso wie Sie im Feldlager von York-town gewesen waren. Im letzten Sommer machte ich eine Reise nach Paris, um einigen Sitzungen der Nationalversammlung beizuwohnen. Ich sah Sie an der Seite des Herrn Bailly. Mir klopfte das Herz. Bourke hatte Unrecht zu sagen, daß er seine Blicke „mit Ehrfurcht" zu den Königen wende. „Mit Ehrfurcht" habe ich die meinigen auf Sie und Herrn Bailly gerichtet. Es steht mir nicht zu, Sie zu loben. Indessen von Payne sprechend mußte man auch von Lafayette sprechen. In dem Bericht, den ich der Gesellschaft von dem Werke Paynes erstattete, war eine Stelle, die Sie betraf, und der einstimmige Beifall, den sie fand, ermutigt mich, sie Ihnen vorzulegen als einen Beweis, daß sechshundert Patrioten von Bordeaux Ihnen Gerechtigkeit erweisen. In einer Revolution, wo inmitten des Strudels der Ereignisse alle Ideen sich verwirren, die Gefühle abirren oder sich fälschen, ziemt es sich vielleicht Herrn von Lafayette zu sagen, daß er Freunde hat, weil es Thatsache ist, daß er Feinde hat ... Ich selbst, mein Herr! habe immer an die Tugend geglaubt und immer die Freiheit angebetet. Damit ist genug gesagt: niemals kann ich mich irren in der Meinung, die ich von Herrn von Lafayette gefaßt habe.

Eben im Sommer 1791 wurde Reinhard vom Hofrat Schütz in Jena aufgefordert, der litterarische Korrespondent der allgemeinen Litteraturzeitung für das mittägige Frankreich zu werden. Doch was sollte er von südfranzösischer Litteratur berichten? „Ich hätte höchstens einige Bemerkungen über die Mönchsbibliotheken in Bordeaux mitteilen können, von deren einigen ich das Inventarium zu verfassen hatte, oder die Notiz einiger Sitzungen des Musée und einiger kleinen Akademien in der Nachbarschaft." Hätte man politische Berichte von ihm verlangt, ja dazu wäre er gern bereit gewesen. Je weiter die Revolution fortschritt, um so mehr wurde es ihm Bedürfnis, die große Begebenheit in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu ergründen; um so mehr war ihm zugleich daran gelegen, zum Verständnis derselben in seinem alten Vaterlande beizutragen. In diesem Sinne schrieb er jetzt einen Beitrag für

Schillers Thalia und schickte ihn seinem Bruder Christian, der, wie wir uns erinnern, Hofmeister in Wezlar geworden war und jetzt einen Besuch in Jena machte, dem Mittelpunkt der philosophischen Bewegung in Deutschland. Dieser brachte den Aufsatz Schillern, der ihn im 12. Heft des III. Bandes der Thalia aufnahm: „Übersicht einiger vorbereitender Ursachen der französischen Staatsveränderung. Von einem in Bordeaux sich aufhaltenden Deutschen.“

Vorausgeschickt ist ein kurzer Abriß der inneren Geschichte Frankreichs bis zu dem Punkte, da die Laster des Hofes und das Steigen der Staatsbedürfnisse, die grausame Unterdrückung des niederen Volkes und der zunehmende Haß gegen die privilegierten Stände die Gedanken auf eine Staatsveränderung hinlenkten. Die Politik wurde Mode, doch zunächst in leichtsinniger, frivoler Weise und die Staatsveränderung entwickelte sich ebenso unerwartet und plötzlich, wie die Auflehnung des Wittenberger Mönchs gegen die päpstliche Hierarchie. Den eigentlichen Anstoß erhielt die Bewegung durch die Lehren Montesquieus, Voltaires und Rousseaus. Montesquieu zeigte zuerst die Absonderung der Gewalten, und diese einzige Idee macht' ihn zum Wohlthäter des Menschengeschlechts. Für das Studium der Staatsverfassungen, für die Entdeckung ihrer Gebrechen schuf er den Franzosen und dem ganzen Europa gleichsam einen neuen Sinn. Ohne ihn wäre die französische Staatsveränderung nie zu Stande gekommen, aber blos nach seinen Grundsätzen ausgeführt, wäre sie tiefer unter der Vollkommenheit geblieben, als sie gegenwärtig zu stehen scheint. Er verdammte die Tilgung des Unterschieds der Stände und die Verteidiger dieses Unterschieds hielten seine Lehre ihren Gegnern gleich einer Ägide vor: mächtigere Waffen zertrümmerten die Ägide und diese Waffen reichte Rousseau. Ehe noch dieser seinen Gesellschaftsvertrag gab, hatte Voltaire gegen alle Arten von Vorurteilen in den Sitten, in der Litteratur, im Staat, in der Religion, und gegen die Wahrheit selbst, soweit sie mit Vorurteilen verkettet war, die Waffen eines anmutigen, unwiderstehlichen Spottes gerichtet. Doch für eine wahre Verbesserung, wo standhafter Mut und Aufopferung unentbehrlich werden, gab Voltaire, dessen Selbstsucht nichts heilig war, weder Eifer noch Kraft. Ganz anders gestimmt war die Seele des Bürgers von Genf. In ihr erregten Laster und Vorurteil niemals Spott, sondern heiligen Haß oder Mitgefühl. Sein Witz selber floß aus seinem Herzen und dieser Witz war bitter und ernst. Der Ton seiner Überzeugung, weil er aus dem Herzen kam, drang unwiderstehlich ins Herz. Er hat mehr Gutes gewirkt als er hoffte, weil die Menschen besser sind als er glaubte. Durch den nämlichen Widerspruch, kraft dessen er die Wissenschaften verdammte und ihre glänzendste Zierde war, erklärte er den Stand der Gesellschaft für unnatürlich und unheilbar. Er ahnte nicht, daß er seinen Gesellschaftsvertrag mit dem großen Lehrsatz von der ursprünglichen Gleichheit für Frankreich geschrieben hatte, und daß in einer Nation, die Wissenschaften und Reichtümer liebte, doch Energie genug verborgen liege, um die verlorene Führerschaft wieder an sich zu reißen. Während er, Zeuge ihres Verfalls, ihren Tod voraussagte, hatte sein hoher Geist neues Leben in sie gehaucht. Diesen drei großen Männern dankte Frankreich die wohlthätige Erleuch-

tung, ohne welche die Staatsveränderung niemals aus der Nacht hervorgegangen wäre. Montesquieu hat am unmittelbarsten, Voltaire am allgemeinsten, Rousseau am tiefsten gewirkt.

Reinhard schildert dann die unaufhaltsame Verbreitung der Aufklärung: erst bemächtigte sie sich der Lesezimmer, dann der Gesellschaften und endlich des Volks. Die ersten Siege erfocht sie gegen Fanatismus und Aberglauben. Mit Neckers Rechenschaftsbericht begann sie ihre Fackel über die Abgründe der Staatsverwaltung zu schwingen. Ganz Frankreich stürzte nun los aufs Studium der Staatsverwaltung wie auf eine neue Eroberung. So erhielt Publizität in den Staatsangelegenheiten ihren ersten Triumph und die öffentliche Meinung ihre erste entscheidende Richtung. Dann kam der amerikanische Krieg, dessen Folgen kein Minister berechnete. Dort bildete sich Lafayette, der Freiheit Krieger und Redner: dort ward die große Lehre gerechtfertigt, daß Aufstand gegen Unterdrückung nicht Aufruhr sei. Der amerikanische Krieg hatte zugleich zu einer unheilbaren Erschöpfung der Finanzen geführt, so daß hinfort alle Palliativmittel versagen mußten. Dennoch hätte ein König mit Festigkeit und Talent noch auf lange Jahre der willkürlichen Gewalt ihr volles Ansehen erhalten können. Schwäche der Krone, Unfähigkeit der Minister, Versuche der Neuerung ohne Zusammenhang und Nachdruck führten das Verhängnis herbei. Kaum hatte Calonne in unglaublichem Leichtsinn das Wort Notabeln ausgesprochen, so sprach die Nation das Wort Generalstände aus, und von diesem Augenblick an war die Staatsveränderung unvermeidlich. „So ist die gegenwärtige Umschaffung Frankreichs, welche von ganz Europa noch immer mit ungläubigem Erstaunen betrachtet wird, in doppeltem Sinne das Werk der Aufklärung und das Werk der Philosophie und seine mächtigsten Triebfedern waren Publizität und die öffentliche Meinung."

Volle Zuversicht in das Gelingen der Revolution spricht aus dieser Abhandlung. Ihr Verfasser hat den festen Glauben, daß was aus der Philosophie hervorgegangen ist, unmöglich scheitern könne. Es ist zwar ein Versuch, der noch niemals gemacht wurde, für den keine Erfahrung vorliegt, aber sichere Leitsterne sind die neuentdeckten Grundsätze. Haben bisher die Auflehnungen der Völker in der Regel damit geendigt, daß sie aus einer Sklaverei in die andere stürzten, so ist diesmal solche Befürchtung ausgeschlossen; seitdem die Quelle des Übels von der Wissenschaft erkannt, der einzuschlagende Weg von ihr angegeben ist, kommt es bloß darauf an, den gefundenen Grundsätzen einer wahren Staatsverfassung in der Anwendung treu zu bleiben.

Wer so zuversichtlich auf das Werk der Vernunft baute, konnte in diesem Augenblick die Revolution bereits beendet glauben. Der Aufsatz ist im Sommer 1791 geschrieben, als der Abschluß der Verfassung unmittelbar bevorstand und ihre Wirksamkeit einen geregelten Gang der Dinge versprach. Die erste Probe der Verfassung waren die Wahlen zur gesetzgebenden Ver-

sammlung, die im September stattfanden. Die Mitglieder der Konstituierenden waren zu der neuen Versammlung nicht wählbar; überall gingen die Redner der durch das ganze Land verbreiteten Klubs aus den Wahlen hervor. In Bordeaux waren Reinhards politische Freunde die Erwählten, und als diese sich zur Abreise nach Paris rüsteten, wurde der Drang des schwäbischen Magisters, sich ihnen anzuschließen, um im Mittelpunkte der Bewegung ihren Fortgang zu verfolgen, unwiderstehlich. Die Würfel über sein ganzes künftiges Leben waren gefallen. In einem Wagen mit Vergniaud, Ducos und Guadet, so schrieb er selbst viele Jahre später, hat er die Reise nach Paris gemacht.[3]) Er sollte hier zunächst die Erziehung seines 16jährigen Zöglings fortsetzen, der später ehrenvoll in der Armee gedient hat. Was weiter werden sollte, wußte Reinhard selbst nicht. Ohne festen Plan ging er einer verhüllten Zukunft entgegen. In seiner Brust aber trug er ein doppeltes Gelöbnis: immer ein Deutscher zu bleiben und für Frankreich leben und sterben zu wollen. In diesem doppelten Schwure lag das Schicksal seines ferneren Lebens; die Revolution hat ihn zum Franzosen gemacht mit dem Vorbehalt, ein Deutscher zu bleiben.

Fünfter Abschnitt.

Der Freund der Girondisten. Eintritt in den französischen Staatsdienst.

1791—1792.

Die Nationalversammlung von 1791. Brief an Schiller. — Archenholz. Beiträge für die Minerva. Verteidigung der Jakobiner. Oelsner, Schlabrendorf, Sieyès. Briefe über die Kantische Philosophie. — Das Ministerium der Gironde. Eintritt in den französischen Staatsdienst.

1.

Die neue Versammlung wurde am 1. Oktober 1791 eröffnet. In nichts sind die Beurteiler so einig, als darin, daß diese zweite Versammlung keinen Vergleich aushalten konnte mit der ersten. Durch jene verhängnisvolle Bestimmung ausgeschlossen, fehlten die Talente und Charaktere der Konstituierenden. Fast durchweg waren es junge Leute von Temperament, mit großen Worten, ohne Einsicht, Wissen, Erfahrung. Kaum war die Verfassung fertig geworden, so begann die Arbeit, sie zu unterwühlen. Die erwählten Gesetzgeber selbst förderten dieses Zerstörungswerk; durch üblen Willen die einen, durch Schwäche die anderen. Schon nach wenigen Wochen hatte die Versammlung alles Ansehen verloren, in Paris und in den Provinzen. Reinhard, mit den Männern befreundet, die bald die erste Rolle spielten, konnte seine Beobachtungen aus nächster Nähe anstellen und er gab sich keiner Täuschung hin über die Beschaffenheit einer solchen Volksvertretung. Wenn er noch in Bordeaux mit dem Abschluß der Verfassung das Schwerste gethan glaubte, so traten jetzt neue Gefahren in Sicht. Daß ein regelmäßiger Gang der Freiheit gesichert sei, diesen Gedanken mußte man bei der Entartung des Klubwesens und der Schwäche der Versammlung aufgeben. In seinem Urteil über die Revolution ist Reinhard dadurch nicht erschüttert worden. Was sie bisher verdienstliches gewirkt hatte, hatte sie nach seiner Meinung durch die Grundsätze gewirkt. Auch für die Zukunft durfte man auf deren Wirkung vertrauen. Und selbst wenn das auf sie gebaute Werk

unglücklicherweise in Frankreich scheitern sollte, — dieser neue Gedanke taucht jetzt in seiner Betrachtung wie in der anderer deutscher Bewunderer der Revolution auf — wenn der Boden Frankreichs sich für den Vernunftstaat untauglich erweisen sollte, so müßte der ausgestreute Same anderswo, bei empfänglicheren Völkern mit besserem Erfolge aufgehen.

Der Brief, den Reinhard nach zweimonatlichem Aufenthalt in Paris am 16. November an Schiller geschrieben hat,[1]) enthält sein damaliges Glaubensbekenntnis in wünschenswerter Ausführlichkeit. Sein Zweck ist, Schiller um seine Ansicht über die Revolution zu bitten, oder vielmehr ihn für diese günstiger zu stimmen. Denn er hat bemerkt, daß der Geschichtschreiber des dreißigjährigen Kriegs nicht mehr dieselbe Wärme für die Menschenrechte zeige, wie in der Geschichte des Abfalls der Niederlande.

„Es sind zehn Jahre," so beginnt der Brief, „seit ich das Glück hatte, Ihre Bekanntschaft in Stuttgart zu machen. Die Räuber und die Anthologie hatten bereits den Mann angekündigt, der Sie geworden sind. Es schien mir damals, Sie hätten mich einiger Aufmerksamkeit gewürdigt, und oft, wenn ich seitdem Ihre Meisterwerke las, hat mich diese Erinnerung stolz gemacht." Er erwähnt dann Don Carlos, die beiden Geschichtswerke, den Geisterseher, Werke, in denen er französischen Geschmack, deutsche Empfindung und englische Gedankenfülle vereinigt findet. „Nur dem deutschen Genius vielleicht war es möglich, die eigentümlichen Vorzüge so ungleichartiger Nationen in solchem Grade zu vereinigen und unter den Lieblingen dieses Genius kenn ich nur einen einzigen Schiller. Sie haben, was Shakespeare besaß, tiefe Kenntnis des menschlichen Herzens und hohes Talent der Versinnlichung; aber Shakespearen fehlte, was Sie besitzen, das Vollendete des Geschmacks und die Bestimmtheit des philosophischen Geistes. — Ich weiß nicht, ob ich Ihrer Geschichte des Abfalls oder Ihrer Geschichte des dreißigjährigen Kriegs den Vorzug geben soll. Hier bemerkt man freilich den schon geübteren Blick, der ein weiteres Feld mit minderer Anstrengung umfaßt und die Meisterhand, die größere Resultate in einen engeren Kreis zusammenpreßt. Aber was mich in jener am meisten anzog, ist der kühne freie Geist, der der Epoche vorsprang, wo die französische Revolution Europas Denkungsart entfesselte. Soll ichs Ihnen gestehen! In Ihrer zweiten Schrift scheinen Sie mir zuweilen die Grundsätze zu vernachlässigen, die Sie nun nicht mehr ausschließend oder in Gemeinschaft mit wenigen besitzen, und durch allzugroßes Streben nach Unparteilichkeit scheinen Sie mir zuweilen parteiisch geworden zu sein. Mich dünkt, in einem Zeitpunkt, wo der große Prozeß zwischen den Herrschern und den Beherrschten so laut zur Sprache gekommen ist, sollte von einem Manne, dessen Stimme so überwiegend ist wie die Ihrige, den Menschenrechten auch nicht ein haarbreit vergeben werden, selbst nicht aus Furcht, ihren Mißbrauch zu begünstigen. — Sie denken leicht, daß ich in den Auftritten, von denen ich seit drei Jahren Augenzeuge bin, mit voller Seele Partei genommen habe. Ich sah in der französischen Revolution nicht die Angelegenheit einer Nation, mit der ich vielleicht niemals ganz

sympathisieren werde, sondern einen Riesenschritt in den Fortgängen des menschlichen Geistes überhaupt und eine glückliche Aussicht auf die Veredlung des ganzen Schicksals der Menschheit. Folglich hätten alle die fürchterlichen Schilderungen wahr sein können, die man im Ausland von den Exzessen der Freiheit gemacht hat, und ich hätte der Göttin ihre blutige Rache verziehen. Es mußte mir sogar gleichgiltig sein, ob die Nation für einen so ungewohnten Genuß schon reif wäre, wenn nur indessen andere Nationen mit unverdorbenen Organen für diesen Genuß heranwuchsen. Der Plan der neuen Konstitution schien mir eine Erfahrungsprobe zu sein, die Frankreich auf seine Kosten zu Gunsten des Menschengeschlechts anstellte, und niemals habe ichs meinen Landsleuten verzeihen können, daß sie aus positiven Rechtsbegriffen ein so großmütiges Unternehmen tadelten. Allerdings schien mir, besonders anfangs, Sittenverderbnis und der unglaublich tief eingewurzelte und weit verbreitete Egoismus ein unübersteigliches Hindernis; allein die Thatsachen, von denen ich Zeuge war, die Beobachtung, die ich anzustellen Gelegenheit hatte und mein eigenes Nachdenken leiteten mich bald auf eine meinen Wünschen günstigere Theorie. Ich fand das Gegengewicht der menschlichen Leidenschaften in der Aufklärung. Nicht jene mußten folglich, wie die Freunde der englischen Verfassung behaupteten, Grundlage der neuen Regierungsform werden, sondern diese; folglich mußte das neue Gebäude nicht auf Erfahrung, sondern auf Grundsätze sich stützen. Waren diese richtig bestimmt, so mußten die Folgerungen bald von den Umständen die schicklichste Modifikation erhalten, ungefähr so wie die ewig anspülenden Wellen des Ozeans dem Sand am Ufer denjenigen Neigungswinkel geben, der am geschicktesten ist, ihrem Eindringen sich entgegenzusetzen. Der Erfolg hat bis jetzt die Erwartung vollkommen gerechtfertigt. Die Nation im ganzen hat an intensiver und extensiver Aufklärung bereits unendlich gewonnen. Selbst ihr moralischer Charakter, die höheren Klassen ausgenommen, deren unnatürlicher Existenz das neue Element tötlich war, hat sich unglaublich veredelt. Beinah' alle herrschenden Vorurteile, durch dummdreiste Leidenschaften gegen die Prinzipien angetrieben, sind an diesen zu Trümmern gegangen. Der Widerstand des Adels führte zur Vernichtung der Titel; der Widerstand der Geistlichkeit führte zur Auflösung des Knotens, der die katholische Religion an den Staat knüpfte und vielleicht ist der Schwertstreich nicht ferne, der ihn völlig zerhauen wird. Sie sehen, wie in Varennes der letzte heilige Schimmer verschwand, den politischer Aberglauben um die Krone gezogen hatte; in einem zweiten Varennes würde vielleicht die Krone selbst für immer verloren gehen. Ich habe diese erstaunende Revolution im Großen betrachtet. Auf Frankreich eingeschränkt ist sie nur ein Miniaturgemälde, wovon ich Ihnen überdies nur erst die schöne Seite gezeigt habe. Wenn ich sage: die französische Nation habe sich gehoben, so ist dies in Beziehung auf die Versunkenheit, worin die Revolution sie fand, aber nicht, weil ich glaube, sie hätte bereits einen hohen Grad moralischen oder intellektuellen Werts erreicht. Es ist wahr, in diesem allgemeinen Aufruhr aller Leidenschaften und aller Begriffe müssen notwendig Weisheit und Tugend sich oft aus dem Gesichte der Zuschauer verlieren. Wenn die Hefe in Gärung ist, so trübt sie, so klein auch ihre Portion sein mag, den edelsten Wein.“ Reinhard kommt

dann auf die Jakobinergesellschaften zu reden, die in der ersten Zeit der Revolution unendliche Dienste geleistet haben, ohne die vielleicht noch keine Verfassung wäre. Allein sie haben in allen Teilen des Reiches zwar einige Talente, aber weit mehr unbegründete Ansprüche entwickelt. „Natürlicherweise galt ein hoher Grad von Übertreibung oder eine stark klingende Stimme für einen hohen Grad des Verdienstes, der selbst das stillere Verdienst derjenigen weit überwog, die in den Administrationskollegien mit dem unermüdetsten Eifer arbeiteten. Dazu kam ein sehr thätiger Innungsgeist, den einige feinere Köpfe, jeder in seiner kleinen Sphäre, sehr geschickt zu lenken wußten. So geschah's, daß vielleicht zwei Dritteile der neuen Legislatur aus den Mitgliedern der Klubs gewählt wurden: und nun muß es Ihnen leicht sein zu erraten, aus welchen Elementen diese Versammlung zusammengesetzt ist. Der herrschende Zug in ihrer Physiognomie ist unverstellter leidenschaftlicher Patriotismus, aber um diesen her schlängeln sich so viele kleinliche Nebenzüge, daß das Ganze dadurch zu einer widerlichen Karrikatur wird. Jedem dünkt der hehre Saal der Gesetzgeber der Nation noch der Saal der Gesellschaft zu sein, in deren engem Kreis er die ersten Rollen spielte, und jeder hat folglich die Manie der ersten Rollen. So entsteht ein unerträglicher Zusammenstoß der Eitelkeit und der Eigenliebe, eine über alle Begriffe gehende Intoleranz gegen Meinungen und selbst gegen einzelne Ausdrücke und Worte, ein Tumult, der selbst einen Biersaal entehren würde. Ungewöhnliche Talente finden sich äußerst wenige, und wenn welche vorhanden sind, so werden sie entweder durch den Argwohn des großen Haufens zurückgeschreckt oder durch ihr eignes Selbstgefühl zurückgehalten. Selbst weise Entschlüsse nimmt diese Versammlung auf eine so linke Art, daß dadurch ihre Weisheit verdächtig wird. Kurz, man bemerkt überall Mittelmäßigkeit, Mangel an Würde, Mangel an Erziehung, und nichts vielleicht als eine neue Krise kann dieser Versammlung den Ton geben, der ihrem wahren Charakter gemäß wäre, und die Schreier, die Redner und die Geschäftsmänner an ihre Stelle setzen. Nichts ist gewisser, als daß eine solche Krise in kurzem erfolgen wird. Ich sehe wenigstens eine fünffache Gefahr: die noch nicht entwickelte Verwirrung der Finanzen, die Konvulsionen des Fanatismus, das Ungewitter, das von den Kolonien her droht, die Entwürfe der Emigranten, der Mangel des baren Geldes mit den hohen Getreidepreisen. Die sechste, allgemeinste und drohendste ist: die Macht, den Gang einer so neuen, so verwickelten Maschine zu leiten oder aufzuhalten, in den Händen einer unzuverlässigen Regierung. Indessen wenn, wie ich hoffe, irgend ein glückliches Resultat aus dieser langen, schreckenden Ungewißheit hervortritt, so wird die Menschheit den Weg zu ihrer Vollkommenheit geebneter finden. Vielleicht wird Frankreich das Opfer seiner Unternehmung: allein könnten deswegen die Grundsätze der Gleichheit sich nicht in empfänglichere Gegenden verpflanzen? In den Gotteshäusern Jerusalems ertönen jetzt einzig die Gebete des Korans; aber ganz Europa hat zum Kreuze geschworen. Noch mehr. Die Theologen zu Jena finden nun vernünftigere Dinge in der christlichen Religion, als Libanons Mönche zur Zeit des Propheten von Mekka."

Ob und was Schiller auf diesen Brief geantwortet hat, ist nicht bekannt. Reinhard hatte eine richtige Witterung gehabt: Schiller befand sich

bereits auf dem Wege, seine Rousseauschen Ideale zu überwinden durch das Studium der Geschichte und der Philosophie. Gleichwohl hat er in dieser Zeit noch immer dem Fortgang der Revolution ein lebhaftes Interesse zugewendet. Im September 1792 erfährt er, daß die Nationalversammlung ihn zum Ehrenbürger Frankreichs ernannt habe, und er hält sich jetzt selbst den Moniteur, um die Kenntnis von Menschen und Ereignissen aus erster Quelle zu schöpfen. Als es zum Königsprozeß kommt, drängt es ihn, ein Wort mitzusprechen, um seinen neuen Mitbürgern „einige wichtige Wahrheiten" zu sagen, und erst als der Kopf des Königs unter der Guillotine gefallen ist, wendet er sich mit Ekel „von diesen elenden Schindersknechten" ab. Zu einem und demselben Ziele leitet ihn der Gang der Revolution und das Studium der Kantischen Ästhetik, nämlich zu der Erkenntnis, daß der Naturstaat zum Chaos wird, wenn er nicht zum sittlichen Staate wird. Freiheit ist nicht möglich ohne die sittliche Veredlung, deren Vorbedingung die ästhetische Erziehung ist. In denselben Tagen, da ihm Reinhards Brief zuging, empfing er jene großmütigen Anerbietungen der dänischen Freunde, die dem Leben des von Not und Krankheit Gedrückten plötzlich eine neue Wendung gaben. Den Dank dafür will er nicht den Kopenhagener Gebern, er will ihn der Menschheit abtragen und er schreibt die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. „Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das Heiligste aller Güter, aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern die Verfassung geben kann."

2.

Als Reinhard nach Paris kam, traf er dort eine Anzahl deutscher Landsleute, die vom Schauspiel der Revolution angezogen worden waren, oder schon vorher dort eingetroffen durch dasselbe festgehalten wurden. Sie waren meist in den Jakobinerklub eingetreten; auch scheint ein deutscher Klub bestanden zu haben, in dem dann solche, die nur vorübergehend nach Paris kamen, Ansprache bei den Landsleuten fanden. Einer dieser deutschen Zuschauer und Beobachter war der vormalige preußische Hauptmann J. W. von Archenholz. Nach einem zehnjährigen Aufenthalt in England war er gleich Reinhard kurz vor Eröffnung der gesetzgebenden Verhandlung mit Frau und Kind in Paris eingetroffen, denn er gedachte sich hier dauernd niederzulassen, um die erstaunliche Staatsveränderung an Ort und Stelle mitzu-

erleben und wahrheitsgetreu über sie seinen Landsleuten zu berichten. Zu diesem Zweck begründete er eine Zeitschrift, die vom Januar 1792 an unter dem Namen Minerva zunächst bei Unger in Berlin erschien. An Reinhard gewann er einen Hauptmitarbeiter für die nächsten Monate.

Jede Nummer enthielt einen politischen Bericht des Herausgebers, der sich darin als ein ehrlicher, überzeugter Anhänger der Aufklärung und der Revolutionsgrundsätze zu erkennen giebt, voll Staunens über die unglaublichen Veränderungen, die nicht bloß Staatsverfassung und Gesetze, die auch Religion und Sitten erfuhren, aber zugleich verständig und maßvoll, ein strenger Richter über Unordnung und Gewaltthat, wie er denn schon in seinem ersten Bericht (vom Anfang Dezember 1791) von der zunehmenden Anarchie wenig Gutes prophezeit. Außer diesen „historischen Nachrichten" war jedes Heft mit einer Anzahl Miszellen ausgestattet, die zum großen Teil mit R. gezeichnet sind; in den ersten Heften vereinzelt, vom April an häufiger. Meist sind es Übersetzungen aus Reden und Berichten, Anekdoten, Lesefrüchte, auch biographische Notizen, kurz ein Allerlei, wie man es für ein solches Journal brauchte. Manche dieser Stücke sind gegen die Jakobiner gerichtet; so z. B. ein Protest gegen das den meuterischen Schweizersoldaten von Chateauvieux gegebene Bürgerfest, eine Verteidigung Lafayettes gegen seine Verleumder im Jakobinerklub. Diese Stücke scheinen, wie eine Betrachtung über Mirabeau, von Reinhard im Auftrag des Herausgebers übersetzt. Mit seinem vollen Namen hat Reinhard bloß einen Beitrag unterzeichnet; es ist eine Nachschrift zu dem im ersten Aprilheft mitgeteilten Briefe von André Chenier „über die Ursache der Unordnungen, die Frankreich zerrütten und der Festgründung der Freiheit im Wege stehen." André Chenier, der ältere Bruder des Dichters und Abgeordneten Joseph Maria Chenier, hatte mit diesem offenen Briefe einen wuchtigen Stoß gegen den Jakobinerklub geführt, dessen Wesen, Zusammensetzung und wahre Zwecke niemals treffender und schonungsloser ans Licht gezogen worden sind. Geradezu klassisch ist die Aufdeckung des Mißbrauchs, den die Jakobiner mit dem Namen Volk trieben.

„Einige hunderte von Müßiggängern, die sich in einem Garten oder in einem Schauspielhause versammeln, oder einige Haufen von Banditen, die die Krämerladen plünderten, nennt man mit beispielloser Unverschämtheit das Volk; und nie ist den übermütigsten Despoten von den gierigsten Höflingen unreinerer und eckelhafterer Weihrauch gestreut worden als der ist, den alle Tage zwei- oder dreitausend Usurpatoren der Volkssouveränität von den Schriftstellern und Rednern dieser Gesellschaften, denen Frankreich seine fortdauernde Gärung verdankt, bis zur Betäubung

erhalten. . . . Hier äußern sich täglich Gesinnungen und Grundsätze, die der Sicherheit alles Besitzes und Eigentums drohen. Unter dem Namen von Aufkauf und Monopol werden Industrie und Handlung als Verbrechen vorgestellt. Wer reich ist, gilt für einen Feind des Staats. Geiz und Ehrgeiz schonen hier nirgends weder Leumund noch Ehre. Verbreitung des gehässigsten Argwohns, zügellose Verleumdung heißt Freiheit der Meinungen. Hier wird die Lehre, daß jede Angeberei, falsch oder wahr, immer eine lobenswerte, nützliche Sache sei, nicht nur geübt, sondern systematisch vorgetragen. Hier endlich werden die Patriotismus-Patente erteilt. Alle Glieder, alle Freunde dieser Kongregationen sind gute Bürger; alle andern sind Verräter." Der beredte Anklageakt kommt zu dem Schlusse, „daß es schlechterdings unmöglich sei, neben solchen Gesellschaften eine Regierung einzurichten und festzugründen; daß diese Klubs für Freiheit und Verfassung tötlich seien und sein werden; daß die wahnsinnige Rotte von Koblenz keine zuverlässigeren Hilfstruppen habe als eben sie, und daß ihre Vernichtung das einzige Heilmittel für Frankreichs Übel sei. Sie schreien an allen Enden, das Vaterland sei in Gefahr; dies ist unglücklicherweise sehr wahr und wird es bleiben, so lange sie existieren."

Archenholz überließ es seinem „sachkundigen Freunde", diesem Briefe Bemerkungen hinzuzufügen, und Reinhard, der selbst mit Leib und Seele Jakobiner gewesen war, machte sich daran, aus seinen Erfahrungen das Urteil Cheniers, ohne es umzustoßen, doch einzuschränken. Vor allem unterscheidet er die Revolutions- und die Verfassungsepoche. In jener Epoche waren die Gesellschaften ein Hauptmittel, die Aufklärung zu verbreiten, sie haben der Revolution die wichtigsten Dienste geleistet; selbst ihr Zweck, auf die Feinde der neuen Ordnung ein wachsames Auge zu haben, hat wohlthätig gewirkt und den Gang der neuen Regierungen beschleunigt. Anders wurde es, als die Verfassung beendet war; jetzt fingen die Gesellschaften an, von der einen Seite weniger nützlich, von der anderen gefährlich zu werden. Ihr Geist hatte sich unglaublich verschlechtert. Aus ihren Händen erhielt das Volk die Mehrheit seiner Vertreter, und die traurige Folge war — eine Nationalversammlung wie die gegenwärtige! Seitdem sind sie ein Hindernis für das Fortrücken der neuen Verfassung, und der Argwohn, der so manchen feindlichen Anschlägen der Freiheitsfeinde zuvorkam, hat sich nun gegen die konstituierten Gewalten gewandt. Vollends schlimm ist die Thätigkeit der Gesellschaft in Paris. Hier war eine Gesellschaft überhaupt weder notwendig, noch nützlich, und von ihr gilt alles, was Chenier von den Ausschweifungen der Klubs gesagt hat. Anders in den Provinzen, wo es nur entweder Aristokraten oder Patrioten giebt. Hier waren sie eine treffliche, unentbehrliche Quelle des Unterrichts. Jetzt hat freilich das Übel dermaßen überhand genommen, daß die Vernichtung der Klubs zum Wunsche unzähliger recht-

schaffener Bürger geworden ist. Allein diese Vernichtung ist unmöglich, der Versuch dazu würde die Jakobiner zur fanatischen Sekte machen, würde zum Bürgerkrieg führen. Die Heere der Fürstenliga könnten sie so wenig vertilgen, wie Ludwig XIV. die Protestanten. Ihrer Wirksamkeit kann nur die Meinung entgegengesetzt werden, und man kann sie nur mit den Waffen bestreiten, durch die sie selbst so mächtig geworden sind. Das Manifest des Herzogs von Braunschweig, das sie eines persönlichen Angriffs würdigte, hat die Sache der Jakobiner zur Sache der Nation gemacht. „Wenn es Leopold übernimmt, die Jakobiner auszurotten, dürften alle Freunde der Freiheit Jakobiner werden."

Für Reinhard war der Jakobinerklub zu Bordeaux eine zu wichtige und glanzvolle Erinnerung, als daß er einem Urteile, das über diese Gesellschaften summarisch den Stab brach, unbedingt beitreten konnte. Zum erstenmale kam er ins Gedränge zwischen der Revolution, wie sie in der Theorie, und der Revolution, wie sie in der Wirklichkeit sich darstellte. Sein Idealismus, der die Heilung der Mißbräuche der Freiheit unbeirrt von der Freiheit selbst erwartete, sollte noch auf härtere Proben gestellt werden. Nur langsam und stückweise sind seine Täuschungen den unerbittlichen Thatsachen gewichen, und einen Rest davon hat er im Grunde zeitlebens behalten.

Reinhards letzte Beiträge erschienen in den Juniheften der Minerva, zu einer Zeit, da er schon längst nicht mehr in Paris weilte. Archenholz selbst sah sich durch die drohende Gestaltung der Dinge und durch den Ausbruch des Krieges, in dem er von Anfang an nichts Gutes für die deutschen Waffen weissagte, veranlaßt, Mitte Juni die französische Hauptstadt wieder zu verlassen. Er ging nach Hamburg, von wo er die Minerva fortsetzte. Sein Pariser Berichterstatter war bis zum März 1793 der Schlesier K. E. Oelsner, der ebenfalls schon vor Ausbruch der Revolution nach Paris gekommen war und gleich seinem Landsmann, dem wunderlichen Grafen Schlabrendorf, dem „Socrates Parisiacus", dauernd dort festgehalten wurde. Archenholz stellte den neuen Mitarbeiter seinen Lesern vor als „Jakobiner, jedoch von der sehr gemäßigten Klasse". Später scheint ihm doch Oelsner allzu jakobinisch gewesen zu sein. Übrigens blieb Archenholz dabei, daß der Klub bis Ende 1791 untadelhaft und wohlthätig gewesen sei, wie er denn durchaus an den Ansichten festhielt, die er sich gebildet hatte: auch jetzt erklärte er, trotz aller Ausschweifungen die Revolution zu lieben, die Verfassung von 1791 trotz ihrer Mängel zu bewundern, die ausgewanderten Aristokraten ebenso wie die Häupter der ausgearteten Jakobiner zu verabscheuen. Es

blieb dies die Ansicht der meisten deutschen Bewunderer der Revolution, auch diejenige Reinhards.

An keine der französischen Größen haben sich diese Deutschen enger angeschlossen, als an Sieyès, der mit seiner Schrift über den dritten Stand der Bewegung einen so starken Anstoß gegeben, den Jakobinerklub mitbegründet hatte und später, als die Girondisten aus diesem sich abzweigten, aus der berechneten Zurückhaltung heraus, in der er verharrte, der leitende Kopf der Gironde blieb. Wenigstens galt er dafür; denn in seiner Schweigsamkeit hatte der Stubengelehrte, stets den Kopf mit großen Entwürfen ausgefüllt, sich in den Ruf eines tiefen Orakels gebracht, das sich mit geheimnisvoller Wichtigkeit zu umgeben verstand. Diese deutschen Schwärmer aber nahm er ganz besonders unter seinen Schutz, es bestand zwischen ihnen und Sieyès ein Verhältnis gegenseitiger Anhänglichkeit, und wie er Reinhard zum Fortkommen behilflich war, so hat er auch Oelsner wiederholt den Eintritt in den französischen Staatsdienst angeboten. Oelsner, der später die politischen Schriften Sieyès' herausgab, ist stets voll Bewunderung dieses großen Geistes geblieben, der ihm die Seele der ganzen Revolution zu sein schien. Es war wohl die philosophische Bildung des Abbé und sein Hang zu spekulativer Begründung der Revolution, was die Deutschen ihm zuführte, wie er selbst zu den deutschen Idealisten sich hingezogen fühlte. Er hatte von Immanuel Kant gehört, der mit seiner Kritik der reinen Vernunft die alte Metaphysik in Trümmer geschlagen, ein neues System auf die Freiheit der von der dunklen Erscheinungswelt unabhängigen menschlichen Vernunft aufgebaut und damit eine Umwälzung in der deutschen Philosophie hervorgebracht hatte, die gewissermaßen ein Seitenstück zu der französischen Staatsumwälzung war. Als Sieyès jetzt den Tübinger Magister kennen lernte, wünschte er durch ihn Näheres über den Königsberger Weisen zu erfahren, und Reinhard war dem mächtigen Manne gerne zu Willen: auf seine Aufforderung schrieb er eine Anzahl Briefe, „für solche Leser bestimmt, die sich einen kurzen, deutlichen und bestimmten Begriff von den Resultaten dieser Philosophie machen wollen, ohne Kants Werke selbst gelesen oder verstanden zu haben". Es sind dieselben, die in deutscher Bearbeitung unter dem Titel: „Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris" in dem von Reichardt herausgegebenen Journal: Deutschland, Berlin 1796, Stück 8—12 veröffentlicht worden sind.[7])

Wie wir aus dem ersten Briefe erfahren, hatte Sieyès gefragt, ob es der Mühe wert sei, auf Kants Studium Zeit zu verwenden, und ob die Verbreitung seiner Lehre von allgemeinem Nutzen sei. Reinhard antwortet,

er könne ihm das Studium der Kantischen Schriften nicht zumuten: „sie sind weitläufig und schwer und erfordern schlechterdings mehr Zeit und mehr Muße, als Ihre unruhvollen politischen Geschäfte Ihnen verstatten. Indessen ist es so schwer nicht, eine bündige Vorstellung von dem zu geben, was er herausbringt und durch welche Gründe er seine Resultate unterstützt. Ich habe Kants Werke genau, sehr genau studiert und will Ihnen in aller Kürze das Wesentliche ihres Inhalts wiedergeben. Ich werde Ihnen nicht die Worte, sondern den Geist derselben mitteilen; und Sie mögen dann selbst urteilen, ob es sich der Mühe verlohnt, die Philosophie dieses Mannes zu studieren, und ob es nützlich und gut ist, sie allgemein zu verbreiten."

Die Briefe behandeln die Kantische Erkenntnistheorie und zwar von ihrer negativen Seite, von der sie den Freunden der Aufklärung besonders sympathisch war. Die Kantische Philosophie ist dem Verfasser wesentlich Erfahrungsphilosophie im Gegensatz zur Metaphysik. Kant beweist, so führt der zweite Brief aus, daß die Bewegung und die Materie außer uns wirklich sind. Mit unserem Erkenntnisvermögen sind die Vorstellungen des erfüllten Raums und der Bewegung ursprünglich verbunden. „So falsch ist es also, daß Kant die Dinge im Raume läugnen sollte, daß er vielmehr die ganze Realität der menschlichen Kenntnis darauf gründet." Der nächste Brief erläutert die Lehre von Raum und Zeit. Nach Kant sind sie nicht Dinge an sich, sondern nur ursprüngliche Verhältnisse, wodurch die Vorstellung der Materie erst als möglich gedacht werden kann. Die Erfahrung lehrt uns wirkliche Gegenstände kennen; damit ist der feste Grund für Mathematik und Physik gelegt. Mit Unrecht wird Kant des Idealismus beschuldigt; „denn das Wesen des Idealismus besteht darin, daß man glaubt beweisen zu können, die Erkenntnisse räumlicher Dinge wären nichts als Einbildungen, da hingegen Kant behauptet, die Einbildungen wären nicht einmal möglich, wenn nicht die Erkenntnis äußerer Dinge vorherginge." Vierter und fünfter Brief: Die bisherige Metaphysik, lehrt Kant, ist ein bloßes Spiel mit Begriffen und leeren Einbildungen gewesen. Zweck seiner Philosophie ist: die Erfahrungskenntnisse sollen gegen die Angriffe des Skeptizismus und des Idealismus gesichert werden. Der Begriff des Absoluten bleibt stets eine bloße Idee; ob ihr ein Ding entspreche oder nicht, kann nicht erkannt werden. Metaphysik über das Absolute, über Anfang und Ende der Welt, die Seele rc. ist nichts als Hirngespinst. Was sich der Wahrnehmung entzieht, kann nicht Gegenstand menschlicher Erkenntnis werden. Die natürlichen Gesetze sind das letzte, was ich erkennen kann. „Frage ich mich nach dem Urheber der natürlichen Gesetze, so treibt mich diese Frage aus der Natur, dem einzigen Gegenstand meines Erkennens hinaus und ich befinde mich im Leeren. . . . In Anschauung des Übersinnlichen giebt es für uns nicht die allermindeste Einsicht, weder eine gewisse, noch eine wahrscheinliche. Alles vermeinte Wissen hierüber ist Schwärmerei oder träumerische Metaphysik."

Damit schließen diese Briefe, soweit wir sie besitzen. Sie bleiben im Vorhof der Kantischen Lehre stehen. Wie tief der Deutsche seinen französischen

Gönner in den Kern der kritischen Philosophie hineingeführt hat, wie tief er selbst in denselben eingedrungen war, wissen wir nicht. Und ebensowenig kennen wir die Nutzanwendung, die er zu gunsten der Revolutionsgrundsätze daran zu knüpfen schwerlich unterließ. Später hat sich Reinhard noch einmal eifrig Kant zugewendet, als dieser die Schrift vom Ewigen Frieden ausgehen ließ. Sonst hat ihn sein Lebensgang den eigentlich philosophischen Studien entfremdet, mit denen er durch die Forschungen des Jugendfreundes Bardili und durch die in Hamburg gemachten Bekanntschaften mit K. L. Reinhold und Fr. Jacobi doch immer in einigem Zusammenhange blieb.

3.

Die Gelehrsamkeit des schwäbischen Magisters hat seinen französischen Freunden keine geringe Achtung eingeflößt. Reinhard galt mit seinem Tübinger Schulsack für ein Wunder von Wissen. Welches Staunen seine vielseitigen Kenntnisse hervorgerufen haben, davon kann man die Spuren noch erkennen in der Rede, die Talleyrand nach Reinhards Tode in der Akademie gehalten hat und worin er seinem langjährigen Mitarbeiter nachrühmt: „Er trat mit einem großen Schatze erworbener Kenntnisse in die Geschäfte. Er kannte wohl fünf bis sechs Sprachen, deren Litteraturen ihm vertraut waren. Er hätte sich als Dichter und Historiker, als Geograph berühmt machen können.“ Ein solcher Schatz von Wissen und Fertigkeiten, dazu der schon in Bordeaux erprobte Eifer des jungen Deutschen für die Revolutionsgrundsätze und die empfehlenden Eigenschaften seines persönlichen Charakters, das alles mochte bei seinen Freunden den Gedanken erwecken, Reinhard in den Staatsdienst zu ziehen. Das kam den Herzenswünschen des Deutschen entgegen, der schon in der Heimat von Ruhmeskränzen geträumt und den unbestimmten Drang nach größeren Dingen in sich verspürt hatte, und der jetzt von der Revolution gefesselt, kein anderes Ziel kannte, als an dem ungeheuren Versuch, den Frankreich unternahm, selbstthätig und mit Hingabe aller seiner Kräfte teilzunehmen. Die Gelegenheit dazu war gekommen, als die Girondisten im März 1792 den König zu einem Ministerium ihrer Farbe zwangen. Mit diesem Ministerwechsel war zugleich der Krieg entschieden, den Dumouriez als ein politisches Spiel und als Mittel der Herrschaft zu führen gedachte, während die Redegewaltigen der Gironde einen grenzenlosen Eroberungszug der revolutionären Idee im Auge hatten. Eine der ersten Handlungen des neuen Ministers des Auswärtigen war die Neubesetzung der Gesandschaftsposten. Nach London wurde im April der Herzog von Chauvelin geschickt, ein junger Herr von

altem Adel, aber neuen Grundsätzen, und dieser Gesandtschaft wurde Reinhard beigegeben. Seine Ernennung zum ersten Sekretär Chauvelins trägt das Datum des 15. April 1792.[3]) Es blieb noch übrig, die Ermächtigung des alten Landesherrn einzuholen und um die Entlassung aus dem Stiftsverband nachzusuchen. Sie erfolgte ohne Schwierigkeit und in ehrenvollster Weise.

„Demnach wir unseren bisherigen herzoglichen Stipendiarium M. Carl Friedrich Reinhardt, von Schorndorf gebürtig, auf das von seinem Vater, dem Spezialis zu Balingen, bei unserem herzoglichen Consistorio diesfalls geschehene unterthänigste Ansuchen die Entlassung aus dem Nexu mit dem herzoglichen theologischen Stift und zwar in Hinsicht seines bisherigen rechtschaffenen Betragens ohne Kostensersatz, anmit gnädigst erteilt haben wollen, also habt Ihr u. s. w." — so heißt es in dem ex speciali resolutione erflossenen Dekret des Herzogs Karl vom 25. Mai 1792.

Es macht dem Scharfblick von Reinhards Freunden alle Ehre, daß sie ihn gerade für den diplomatischen Dienst bestimmten. Vermöge seiner Vorbildung schien der württembergische Klosterzögling für diese Laufbahn am wenigsten sich zu eignen. Die Erfahrung hat aber die gute Meinung seiner Freunde nicht Lügen gestraft. Es fehlt nicht an Urteilen von Zeitgenossen, die in fast überschwenglicher Weise Reinhards Beruf und Geschick für die diplomatischen Geschäfte preisen, und so viel ist gewiß, daß seine Dienste von sämtlichen Regierungen Frankreichs, von der Gironde an bis zum Julikönigtum geschätzt und gesucht wurden. Es geschah wohl, daß er bei dem jähen Wechsel so verschiedenartiger Systeme in persönliche Bedrängnisse geriet, aber keines wollte auf die Dienste eines Mannes verzichten, der Fleiß und Hingebung, Sachkenntnis auch in den schwierigsten Materien, Zuverlässigkeit und tadellose persönliche Führung Scharfsinn, Klugheit und vor allem die Gabe der schriftlichen Berichterstattung in seltenem Maße in sich vereinigte. Dennoch hätten diese Eigenschaften nicht hingereicht, ihn durch einen solchen Wechsel der Weltgeschicke anscheinend so stetig und sicher hindurchzuführen, wenn diesen Eigenschaften nicht noch eine besondere Gabe der Unterordnung sich verbunden hätte. Nichts verstand Reinhard besser, als seine Person zurückzustellen, sich in bescheidenem Dunkel zu halten, auch wenn er auf hohe und wichtige Posten gestellt war. Also nicht ein Staatsmann von weltgeschichtlichem Range, von eigener Verantwortung, von schöpferischen, richtunggebenden Gedanken, aber ein unschätzbarer Gehilfe, ein Mann des strengen Dienstes, ein zuverlässiges Werkzeug seiner Auftraggeber. Reinhard war ein Mann der Arbeit. Ein anderer Deutscher, den der Zauber der bei den Franken aufgegangenen Freiheit umstrickte, Georg Forster, kam im Wirrsal widerstreitender Empfindungen zum Schlusse,

daß ein Mann von seinen Grundsätzen und seinem Charakter unmöglich sich auf einem öffentlichen Posten erhalten und folglich dem Staate nützen könne; nicht Wirken, sondern „intellektueller Genuß“ schien ihm zuletzt der wahre Lebenszweck. Für Reinhard umgekehrt war praktische Thätigkeit Lebensbedürfnis. Ein unbezwingbarer Hang in der Welt zu wirken hat ihn aus den vier Wänden des Pfarrhauses in Balingen fortgetrieben. Er verschreibt sich der fränkischen Nation, weil ihm deren Sache als die der Menschheit gilt, und sein Ehrgeiz ist, unter ihren Arbeitskräften zu zählen, die — trotz aller augenblicklichen Verdunklung durch menschliche Leidenschaften — wie er überzeugt ist, einen helleren Tag für die Menschheit heraufführen helfen. Auch eine bescheidene Stelle, auch eine drückende Stelle wird er geduldig ausfüllen, wenn er glaubt auf ihr nützlich zu sein. Und von der Religion der Pflicht erfüllt, wie ihm Talleyrand nachrühmte, wird er an den französischen Staatswagen sich gebunden fühlen, unbeirrt, auch wenn er heute die Unfähigkeit oder morgen die brutale Gewalt auf dem Lenkersitze weiß.

Dabei war es für ihn persönlich, wenn er nun dem neuen Vaterland sich zu eigen gab, vom höchsten Gewinne, gerade in der Diplomatie seine Stelle und seine Zukunft zu finden. Glücklicher als seine Freunde von Bordeaux, entging er dadurch dem vulkanischen Boden der Hauptstadt. Kurz ehe der Kampf auf Leben und Tod zwischen der Gironde und dem Berge begann, sah er sich außerhalb dieses brodelnden Hexenkessels in einen Wirkungskreis verpflanzt, der seiner Natur nach von den wütenden Parteikämpfen verhältnismäßig unabhängig und unberührt blieb. In all dem Wechsel der Machthaber war die auswärtige Politik Frankreichs der einzige feste Punkt, das Beständige im Unbeständigen. Hier war eine Überlieferung, die durch alle Stürme sich erhielt und die wohl in den Mitteln, niemals in den Zielen sich veränderte. Nicht einer Partei hatte Reinhard Treue geschworen, sondern Frankreich und den neuen Grundsätzen. Darum konnte er, ohne sich selber untreu zu werden, allen Regierungen der Reihe nach dienen, denn die Politik aller sich folgenden Regierungen glich sich in dem einen Punkte, daß sie mit den neuen Grundsätzen das alte Europa bekämpfte.

Daß diese Politik des neuen Rechts in den Händen der wechselnden Machthaber nur das Aushängeschild für eine Politik nationalen Eigennutzes und gewaltthätiger Eroberung war, hat der idealistische Deutsche sich lange zu verbergen, mit künstlichen Vernunftgründen sich selber abzustreiten gesucht. Es ist ihm schwer geworden, auf den Traum der Verwirklichung des menschenbeglückenden Vernunftstaats zu verzichten. Wir werden in der Folge Zeugen

von Seelenkämpfen sein, die nicht ausbleiben konnten und ihn zuweilen in eine krankhafte Verdüsterung stürzten, womit der Franzose gewordene Deutsche gleichsam die Schuld, in die er sich verstrickte, abzubüßen hatte. Indem der Diplomat seine künftige Wirksamkeit überwiegend auf deutschen Posten fand, war es ihm ermöglicht, den ihm unentbehrlichen Zusammenhang mit deutschem Leben, deutscher Wissenschaft und deutschen Freunden andauernd zu pflegen, aber es ist ihm dadurch auch nicht erspart geblieben, unter seinen eigenen Landsleuten der Diener von Gewalten zu sein, die über keinem Lande so schonungslos und herzlos geschaltet haben, als über seinem Vaterlande.

Sechster Abschnitt.

Diplomatische Anfänge. In London. In Neapel.

1792—1793.

Talleyrands Sendung nach London. Werbung um Englands Freundschaft. Ernennung des Marquis von Chauvelin. Neutralitätserklärung. Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Sendung Marets. Die letzten Noten Chauvelins. Hinrichtung des Königs. Abreise der Gesandtschaft. — Sendung nach Neapel. Mission in Rom. Die Ermordung Bassevilles. Bassevilles Schatten. Haltung des neapolitanischen Hofs. Scheitern der Verhandlungen. Bündnis mit England. Abreise der Gesandtschaft. Reinhard und Papst Pius VI.

1.

Ein angehender Diplomat konnte auf keinen lehrreicheren Posten gestellt werden. Der Krieg gegen das alte Europa, auf den die Redner der Gironde seit dem Oktober hingearbeitet hatten, war erklärt, die Eröffnung der Feindseligkeiten an der belgischen und deutschen Grenze stand unmittelbar bevor; in diesem Augenblick war es vom höchsten Werte, die Gesinnungen Großbritanniens zu erkunden, sich seiner Freundschaft, mindestens seiner Neutralität zu versichern. In solcher Absicht war schon im Januar 1792 Talleyrand nach London geschickt worden und dieser blieb auch in der Folge der eigentliche Unterhändler, dem man nur deshalb die Gesandtschaft nicht förmlich übertragen konnte, weil die Mitglieder der Konstituierenden auch von jedem Staatsamt ausgeschlossen waren. So begann denn Reinhard seine diplomatischen Dienste unter den Augen des großen Meisters, der mit dieser Londoner Gesandtschaft gleichfalls seine diplomatische Laufbahn begann. Die Politik, zu deren Vertreter sich Talleyrand machte, war eigentlich ein Erbstück Mirabeaus, der schon im Jahre 1786 das Bündnis mit England und mit Preußen empfohlen und dann als Vorsitzender des diplomatischen Ausschusses der Konstituierenden dieselbe Politik vertreten hatte. Gleichzeitig mit Talleyrands Absendung nach London wurde deshalb Segur nach Berlin geschickt, der aber ganz und gar keinen Erfolg hatte: Am 2. Februar wurde das Bündnis



In London. In Neapel.

1.



zwischen Preußen und Österreich unterzeichnet. Dagegen schien die Sendung nach London keineswegs aussichtslos. Die französische Revolution hatte in ihren ersten Stadien auch jenseits des Kanals eifrige Anhänger. Die Führer der Whigpartei verteidigten im Parlament die neuen Grundsätze und ihre Klubs schickten Sympathieerklärungen nach Paris. Gleich nach seinen ersten Besuchen bei den Ministern schrieb Talleyrand, daß die Annäherung an England schwer, doch nicht aussichtslos sei, und schon am 10. Februar sprach er den Wunsch nach Absendung eines förmlichen Botschafters aus, der einen Neutralitätsvertrag abschließen könne. In der That war Volk und Ministerium in England friedlich gesinnt; man war zum Abwarten entschlossen, so lange Holland und Belgien nicht bedroht wurden. Aber freilich, in derselben Depesche an Talleyrand vom 15. Februar, worin der Minister Delessart zu einem schriftlichen Protokoll über die Neutralität drängte, war offen erklärt, daß die Niederlande das erste Kriegsobjekt sein würden. Die französischen Unterhändler mußten solche Absichten verleugnen, und Talleyrand mißbilligte wirklich eine Politik, die seine diplomatischen Bemühungen durchkreuzte. In einer Unterredung mit dem auswärtigen Minister Lord Grenville am 15. Februar schlug er vor, die gegenseitige Gewährleistung der Besitzungen beider Länder auszusprechen, und indem er diese Unterredung nach Paris berichtete, äußerte er zugleich den Wunsch, daß der Marquis von Chauvelin, den ihm seine Freunde Biron und Narbonne als jung, glänzend, geistreich, kurz als die beste Wahl geschildert hatten, als Botschafter nach London geschickt werde. Grenville wich aber einer amtlichen Antwort auf jenen Vorschlag Talleyrands aus und Delessart rief den Unterhändler zu mündlicher Berichterstattung nach Paris zurück. Das war wenige Tage vor dem Sturz des Ministeriums durch die Girondisten.

Das neue Ministerium, in dem Dumouriez das Auswärtige Amt bekleidete, ging ohne Verzug auf Talleyrands Absichten ein. Am 30. März erfolgte das Ernennungsdekret für den Marquis von Chauvelin. In dem Bericht des Ministers an den König war ausdrücklich gesagt: „es ist notwendig, daß dieser Beigeordnete ganz in der Hand Talleyrands sei und nichts allein und von sich selbst thun könne, da er schlechterdings nur Namenleiher ist.“ Talleyrand selbst hat in der Folge sowohl in Briefen an die Freunde als in der Öffentlichkeit dafür gesorgt, daß seine Verdienste nicht im Dunkeln blieben. Jedermann sollte wissen, daß er der eigentliche Unterhändler blieb und daß London der einzige Ort war, wo die französische Diplomatie eines Erfolgs sich rühmen konnte. Über die Befähigung Chauvelins lauten die

Urteile verschieden. Während Biron ihm immer wieder die glänzendsten Zeugnisse ausstellte, wird er in anderen Berichten als eitel, unruhig, unbedeutend hingestellt. Jedenfalls hat er sich als ein ungeschickter Unterhändler bewiesen. Mit Talleyrand stand er nicht zum besten, er konnte die Empfindlichkeit über seine untergeordnete Stellung nicht verbergen. Als dritter Bevollmächtigter war der Gesandtschaft beigegeben der Genfer Duroveray, der nach der Revolution von 1782 aus seiner Vaterstadt vertrieben Mirabeaus Mitarbeiter am Courrier de Provence und einer seiner finanziellen Agenten gewesen war. Der amtliche Schriftwechsel ging durch Chauvelin, die wichtigeren Schriftstücke aber hat Talleyrand verfaßt oder doch verfassen lassen, denn er hatte den Grundsatz, daß es unrecht sei etwas zu thun, was man durch andere besorgen lassen könne. Außerdem begleitete die Gesandtschaft der Schöngeist Garat, ein aufgeräumter Kamerad, der vergnügenshalber die Reise mitmachte. Vervollständigt wurde die Gesandtschaft nun durch Reinhard als ersten Sekretär, und er war es, der nach dem Zeugnis des neuesten Geschichtschreibers der Revolution (Sorel, II, 439) in derselben den Ernst, die Arbeit, die Kenntnisse und das Rüstzeug der Kanzlei repräsentierte. Auch Reinhard scheint von Chauvelin, seinem Chef, keine hohe Meinung gehabt zu haben; wenigstens schrieb am 16. Oktober ein geheimer Agent an das Ministerium in Paris, Reinhard beurteile Chauvelin als einen leichtfertigen Menschen, der in kurzer Zeit zehnmal seine Ansichten wechsle. Die Abreise der Gesandtschaft verzögerte sich. Chauvelin machte Miene, sich zu sperren: er kam sich vor wie ein junger Mensch, den man mit zwei Gouverneuren an einen fremden Hof schicken wolle. Endlich duldete Dumouriez keinen längeren Aufschub. Chauvelin reiste mit seinem Sekretär am 23. April ab; Talleyrand und Duroveray folgten einige Tage später.

Der Empfang auf englischem Boden war kälter als sie sich gedacht hatten. Hof und Gesellschaft waren im voraus gegen die Gesandten eingenommen; diese verkehrten bloß mit den Häuptern der Opposition, Fox, Sheridan ꝛc., was für beide Teile kompromittierend war. Am 28. April übergab Chauvelin sein Beglaubigungsschreiben dem Lord Grenville und am 2. Mai hatte er Audienz bei König Georg, dem er einen Brief Ludwigs XVI. übergab. Bezeichnend für diese improvisierten Diplomaten ist die Klage, die Chauvelin in einem Bericht vom 4. Mai seinem Minister vorträgt: sie müßten alles aus dem Gedächtnis thun, in den Archiven der Gesandtschaft befinde sich nichts von Hilfsmitteln, man möge ihnen doch schleunig die Texte aller englisch-französischen Verträge schicken. Den ersten amtlichen Schritt

that Chauvelin am 15. Mai mit der Übergabe einer Note, worin der Krieg sowohl als die Verfassungsänderung in Frankreich gerechtfertigt und das Verlangen gestellt wurde, daß kraft des Handels- und Schiffahrtsvertrags vom 26. September 1786 kein Engländer irgendwelche Feindseligkeit zur See gegen Franzosen ausübe. Um das Mißtrauen der englischen Staatsmänner zu verscheuchen, war die friedliche Gesinnung Frankreichs und seine Hochachtung vor den Regierungsformen anderer Länder beteuert; was auch immer das Loos der Waffen sein möge, Frankreich weise jeden Gedanken an Vergrößerung von sich. Der wirkliche Ausbruch des Krieges hatte in England doch verstimmt, nicht minder der bedrohliche Gang der Dinge in Paris und die immer rücksichtslosere Propaganda. Pitt hielt anfangs April eine heftige Rede gegen die französische Revolution und das absurde System der sogenannten Menschenrechte, und als eine Gesellschaft von Volksfreunden sich bildete, die unter dem Vorwand der Parlamentsreform die revolutionären Grundsätze verbreitete und mit französischen Sendlingen Verkehr hatte, erließ die Regierung am 21. Mai eine Proklamation, die die Behörden zur Strenge gegen aufrührerische Schriften und deren Verbreiter aufforderte. Gleichwohl beantwortete Lord Grenville am 24. Mai jene Note Chauvelins vom 15. Mai mit der Erklärung, daß die Bestimmungen des Vertrags von 1786 in Kraft bleiben sollen, und am Tage darauf folgte eine königliche Proklamation, die eine Art Neutralitätserklärung enthielt. Das war ein Erfolg, auf den sich Talleyrand nicht wenig zu gute that. Es war aber der einzige und letzte. Als die französischen Unterhändler in einer neuen Note England dreist als natürlichen Verbündeten Frankreichs bezeichneten und im Juli die englische Regierung zur Vermittlung bei den ihr befreundeten Mächten aufforderten, um diese zur Neutralität zu bestimmen, antwortete Grenville ablehnend. Vergebens hatte Talleyrand nach Paris fortwährend in mäßigendem Sinne geschrieben, zur Beruhigung der Neutralen einen förmlichen Beschluß der Nichteinmischung verlangt, den unglückseligen Geist der Propaganda beklagt. Dumouriez und die Girondisten hatten diese Ermahnungen nie beantwortet. Jetzt erbat sich Talleyrand einen Urlaub, um selbst nach Paris zu kommen. Am 6. Juli reiste er dahin ab. Er konnte seinen Auftraggebern von dem schlechten Eindruck berichten, den in London das Ereignis des 20. Juni, die Stürmung der Tuilerien, hervorgerufen hatte. Die zunehmende Anarchie in Paris erzeugte auch bei den Whigs den übelsten Eindruck, und nach dem 10. August wurden die diplomatischen Beziehungen abgebrochen. Aus Paris wurde der britische Gesandte zurückberufen und auch Chauvelin sollte abberufen werden.

Danton aber, damals der eigentliche Herrscher im Exekutivausschuß, und der auswärtige Minister Lebrun (seit dem 10. August) wollten die Verhandlungen mit England fortsetzen, und da Chauvelin sich wenig geschickt gezeigt hatte, sandte man einen neuen Unterhändler in der Person Noëls, eines Beamten im auswärtigen Ministerium, der gegen Neutralität die Insel Tabago und andere Vorteile anbieten sollte. Chauvelin selbst erhielt Auftrag zu bleiben, und auch Talleyrand, dem es unter Dantons Regiment in Paris nicht mehr geheuer war, kehrte im September nach London zurück. Die Verhandlungen waren um so schwieriger, als das Schicksal der königlichen Familie jetzt ernstliche Besorgnisse einflößte. Die französischen Unterhändler sahen ihren Verkehr auf wenige exaltierte Republikaner beschränkt, selbst die Häupter der Opposition zogen sich zurück, zu den Ministern war kein Zugang. Alle Berichte nach Paris wiederholten, wie übel man in London den Einfall in Belgien aufgenommen habe und wie das Schicksal des unglücklichen Königs alle Welt aufs Tiefste bewege.

Inzwischen setzte Chauvelin, obwohl er nicht mehr als Botschafter anerkannt war, einen nichtamtlichen Schriftwechsel mit Lord Grenville fort, der aber gänzlich unfruchtbar blieb und einen immer gereizteren Ton annahm. Er drehte sich um die drei Punkte: den Angriff auf Belgien, die eigenmächtige Öffnung der Schelde und die revolutionäre Propaganda in den neutralen Ländern, die durch die Erklärung vom 19. November förmlich zum Beschluß erhoben wurde. Die Öffnung der Schelde, ein Akt der Feindseligkeit gegen Holland, dem alte Verträge die Schifffahrt der Schelde zusprachen, wurde in den französischen Noten mit der Berufung auf das natürliche Recht der Völker begründet: alle Flüsse sollten von der Knechtschaft befreit sein; Verträge, die die Habsucht erzwungen, der Despotismus bestätigt habe, seien für den freien Belgier unverbindlich, — Grundsätze eines idealen Völkerrechts, die Reinhard damals mit besonderer Lebhaftigkeit ergriffen und wie wir später sehen werden, auch in der Folge stets dem englischen Handelsegoismus entgegengehalten hat.

Da weder Chauvelin noch Noël Zugang zu den Ministern hatten, sondern nur vom Hörensagen berichteten, versuchte es der Exekutivausschuß mit einem neuen Unterhändler. Anfangs November wurde auch Maret nach London geschickt, ein ehemaliger Jakobiner, der Redakteur des Moniteur, dann Adjutant des Marschalls Luckner gewesen und nach dem 10. August Direktor im auswärtigen Ministerium geworden war. Aus diesen Tagen stammt Reinhards Bekanntschaft mit Maret, dem späteren Herzog von Bassano, die in

der Folge bei ähnlichen Schicksalen und Wandlungen zu einer dauernden politischen und persönlichen Freundschaft wurde.

Maret besaß diplomatischen Takt und er glaubte sich Zugang bei Grenville und Pitt verschaffen zu können. Er hatte auch wirklich zwei geheime Unterredungen mit Pitt, der sich aber nicht mehr umstimmen ließ. Bereits hatte Holland die englische Hilfe angerufen und bereits hatte Pitt, was er bisher vermieden, sich in einen Meinungsaustausch mit den Höfen von Berlin und Wien eingelassen. Noch immer gaben die englischen Minister zu erkennen, wie unerwünscht ihnen der Bruch wäre, aber sie ließen sich durch die Beteuerungen der Unterhändler über die Absichten Frankreichs nicht in eine falsche Sicherheit wiegen und bereiteten sich bei den immer frecher werdenden Herausforderungen der Jakobiner zum Kriege vor. In diesem entscheidenden Augenblick setzte Talleyrand eine Denkschrift über die auswärtige Politik Frankreichs auf, die er am 25. November an Lebrun schickte, eine Denkschrift, die in eindringlicher Weise von einer Politik der Eroberung abriet. Sie machte doch Eindruck auf den Exekutivrat, und da Pitt den Wunsch ausgedrückt hatte, mit einer autorisierten Persönlichkeit zu verhandeln, wurde nocheinmal die Wiederaufnahme der Verhandlungen beschlossen, aber unglücklicherweise wieder Chauvelin damit beauftragt, den Pitt sich verbeten hatte. Chauvelin erhielt neue Weisungen, die die Bedeutung des Beschlusses vom 19. November abzuschwächen suchten, wegen Hollands aber wenig beruhigend lauteten. Pitt weigerte sich entschieden mit Chauvelin zu verhandeln. Am 13. Dezember wurde das Parlament mit einer ernst klingenden Thronrede eröffnet; es war eine letzte Verwarnung an Frankreich. Infolge des Königsprozesses und des belgischen Kriegs trieben die Dinge rasch dem Bruche zu. Eine Depesche Lebruns an Chauvelin vom 15. Dezember wies diesen an, von England eine förmliche Erklärung zu verlangen, ob es Krieg oder Frieden wolle. Das Parlament hatte inzwischen das im November erlassene Getreideausfuhrverbot genehmigt und eine Fremdenbill, die die Ausländer unter strenge Polizeimaßregeln stellte. Chauvelin schöpfte daraus den Stoff zu immer neuen akademischen Noten, die von Lord Grenville kurz abgewiesen oder einfach zurückgeschickt wurden, und ebenso wurde das neue Beglaubigungsschreiben, das Chauvelin durch den Minister Lebrun am 7. Januar 1793 erhalten hatte, zurückgewiesen. Grenville erklärte ihm, als Gesandter des Königs habe er alle Freiheiten genossen, die anerkannten Gesandten zukommen, jetzt sei er Privatperson und stehe als solcher unter der Fremdenbill. Chauvelin kündigte am 12. Dezember den Vertrag von 1786 und Tags darauf beschloß der Konvent eine Flotte auszurüsten.

Das war am Vorabend der Hinrichtung des Königs. Die Wirkung dieses erschütternden Ereignisses vollendete den Bruch. Drei Tage später, am 24. Januar, schrieb Grenville auf unmittelbaren Befehl des Königs an Chauvelin, seine Eigenschaft als Gesandter sei jetzt nach dem Tode des allerchristlichsten Königs gänzlich aufgehoben. „Nach einer solchen Begebenheit kann Ihnen der König nicht erlauben länger hier zu bleiben. Seine Majestät haben für gut befunden zu befehlen, daß Sie das Königreich in Zeit von acht Tagen verlassen." Zugleich übersandte der Minister die Pässe für den Gesandten und sein Personal. Chauvelin zeigte noch am gleichen Tage an, daß er am nächsten Morgen abreisen werde. „Herr Reinhard, der unmittelbar nach mir die erste Stelle dieser Gesandtschaft bekleidet, wird fünf Tage länger hier bleiben, um die Papiere der Gesandtschaft in Ordnung zu bringen." Am 27. Januar erhielt auch Reinhard seine Pässe. Im Begriff abzureisen schrieb er eine Depesche an Lebrun, die merkwürdigerweise noch immer die Hoffnung, daß der Krieg vermieden werden könne, festhielt. Die nationale Würde könne nicht beleidigt werden durch neue Schritte im Sinne des Friedens. „Die Regierung und die ungeheure Menge des Volkes," schrieb er, „ist uns allerdings offenbar feindselig, darüber ist eine Täuschung unmöglich. Aber bereits ist die erste Aufregung vorüber, die ruhigeren Geister, die einsichtigeren, beginnen sich zu sagen, daß den Krieg kein nationales Interesse verlangt, daß sein Ausgang zweifelhaft ist, daß er die freiheitlichen Hoffnungen bedroht. Der Eigennutz und der Egoismus, diese echt englischen Eigenschaften, werden reagieren und reagieren bereits für uns. Neue Schritte unsrerseits können nur nützlich sein: sind sie erfolglos, so bringen sie doch das Ministerium in Verlegenheit, klären die Nation auf und brechen die Einmütigkeit des Parlaments." Ratschläge, für die es jetzt zu spät war. Aber sie beweisen den Eifer, mit dem Reinhard bis zuletzt für die Abwendung des Krieges thätig war. Und wenn Chauvelin nicht noch größere Taktlosigkeiten beging, als er sich zu Schulden kommen ließ, wenn er zuweilen sogar Anwandlungen einer verständigen Mäßigung hatte, so schrieb man dies den Ratschlägen seines ersten Sekretärs zu.[1])

Talleyrands Sendung in London und die der anderen Unterhändler war an der revolutionären Eroberungspolitik der Franzosen und an der Vollendung des Umsturzes in Paris gescheitert. Der 20. Juni, der 10. August und endlich der 21. Januar haben England schrittweise der Koalition zugeführt. Reinhard hat in London die Wendung der Revolution erlebt, die ihre ganze Zukunft im Schoße trug. Indem sie sich verwirklichte, streifte

sie ihre Ideale ab. Statt der Freiheit hatte sie den Despotismus der Faktionen gebracht, statt des allgemeinen Friedens den allgemeinen Krieg, statt der Brüderlichkeit der Völker den begehrlichen Ruf nach den natürlichen Grenzen. Reinhard ist dadurch in seinem Glauben an die Revolution nicht erschüttert worden. Wer an die neue Religion glaubte, für welche Frankreich die Welt zu erobern auszog, dem blieb immer noch eine tröstliche Aussicht offen: er konnte hoffen, daß die Revolution von der Entartung zu ihrer idealen Reinheit zurückkehren oder in einem anderen jungfräulicheren Boden besser zeigen werde, was die Grundsätze vermögen. Den Lauf der Dinge konnte der einzelne nicht aufhalten, aber er konnte, in der Hoffnung auf bessere Tage, seine Pflicht erfüllen in dem ihm zugewiesenen Berufe. Während der Verhandlungen, die dem Bruch mit England vorausgingen, hatte Talleyrand sich von der Brauchbarkeit Reinhards im diplomatischen Dienste überzeugt, von seinem Eifer, seinen Kenntnissen und besonders von seiner Geschicklichkeit in schriftlichen Arbeiten. Erst die Girondisten, dann Sieyès, jetzt Talleyrand lernten den Wert eines solchen Beamten schätzen; durch sie ist er festgehalten und von Stufe zu Stufe erhoben worden. „Nicht ich hob mich, ich wurde gehoben," hat er später an Goethe bekannt. Das Verhältnis zu Talleyrand insbesondere, der ihm Gönnerschaft wie Kränkungen erwies, ist die Staffel zu seinen späteren Erfolgen und sein Verhängnis geworden.

2.

Reinhard war kaum vierzehn Tage in Paris, so erhielt er eine neue Verwendung; der Minister ernannte ihn am 16. Februar 1793 zum ersten Gesandtschaftssekretär in Neapel. Die Aufgabe der französischen Diplomatie war hier eine ähnliche, wie sie in London gewesen war; der neapolitanische Hof sollte in der Neutralität festgehalten werden. Auch diese Sendung endigte mit einem Mißerfolg.

Reinhards Ernennung hieng zugleich mit den römischen Angelegenheiten zusammen. Er war nämlich gewissermaßen zum Nachfolger, ja zum Rächer jenes Hugo von Basseville bestimmt, der am 13. Januar 1793 auf dem Corso in Rom durch eine wütende Volksmenge gewaltsamen Tod fand, eine That, die als blutiger Zusammenstoß zwischen dem alten und dem neuen Europa in der öffentlichen Meinung und in der Dichtung jener Zeit einen mächtigen Widerhall fand.

Nach dem Abbruch des diplomatischen Verkehrs zwischen Rom und dem revolutionären Frankreich blieb die Gesandtschaft in Neapel mit der Wahrung

der französischen Interessen in Rom betraut. Zum Gesandten war im September 1792 der Bürger Mackau ernannt worden, ein intriguanter, sich wichtig machender Revolutionär, den der neapolitanische Hof sich vom Leibe hielt. Einer seiner Sekretäre war Hugo Basseville, ein ehemaliger Theologe und Zeitungschreiber. Diesen schickte Mackau unter irgend einem Vorwand nach Rom. Er sollte hier — so schrieb ihm Lebrun vor — zurückgezogen und bescheiden sich verhalten, er that aber das Gegenteil. Es gefiel ihm, daß sein Erscheinen in Rom Schrecken verbreitet hatte, und er bemühte sich ihn zu unterhalten. Mit den in Rom lebenden Franzosen veranstaltete er herausfordernde Auftritte und freute sich nach Paris berichten zu können, daß die Römer anfingen ihre Schätze zu vergraben und die Kardinäle Perücken und weltliche Kleider in Bereitschaft hielten. Nachdem in Paris die Republik ausgerufen war, trat die französische Diplomatie in Neapel und Rom mit noch größerer Dreistigkeit auf. Vermittelst einer Flottenkundgebung erzwang Mackau in Neapel vorübergehend die Anerkennung der Republik und nun wies er auch seinen Agenten in Rom an, das königliche Wappen von seiner Wohnung in der französischen Akademie am Corso abzunehmen und an dessen Stelle die Abzeichen der Republik anzuheften. Vergebens widerriet der französische Konsul, der die Römer kannte, eine so unkluge herausfordernde Handlung. Es kam zu einem scharfen Notenwechsel mit dem Staatssekretär des Papstes, dem gelehrten spanischen Kardinal Zelada, im Volk selbst wurde die Stimmung drohend; am 13. Januar 1793 ereignete sich ein Volksauflauf vor der französischen Akademie, und als Basseville den unglücklichen Gedanken hatte, der aufgeregten Menge zu trotzen und mit Gattin und Söhnchen, mit dem französischen Flottenoffizier Latouche und einem Sekretär in offenem Wagen auf dem Corso zu erscheinen, mit den verpönten dreifarbigen Kokarden und Bändern geschmückt, brach die Wut des Volkes in hellen Flammen aus, die Franzosen wurden verfolgt und Basseville durch einen Dolchstich zu Tode getroffen. Am andern Abend verschied er, ohne daß er dem Drängen des Geistlichen, seine Irrtümer zu bekennen, willfahrt hätte. Er erfuhr noch, daß seine Frau und sein Söhnchen glücklich in Sicherheit gebracht und nach Neapel zurückgereist waren.

In Paris erregte diese Blutthat einen Schrei der Entrüstung. Für die Ausschreitungen des Pöbels machte man die päpstliche Regierung verantwortlich. In Rom selbst — so schrieb Lebrun — die Waffen in der Hand, werden wir vom Papst Genugthuung für diesen Schimpf verlangen. Cacault, der Gesandte in Florenz, sollte sich nach Rom begeben und die Bestrafung

der Schuldigen, sowie Absendung eines Nuntius nach Paris verlangen, während General Biron von der Alpenarmee Auftrag erhielt, eine Expedition nach Civita-vecchia zu unternehmen. Allein es fehlte an Fahrzeugen, und da der römische Hof sich von dieser Seite sicher sah, weigerte er sich Cacault zu empfangen. Die französische Republik versuchte es darauf, durch Unterhandlungen mit Genua und dem Hof von Turin, sich den Landweg nach Rom zu bahnen. In Florenz und in Neapel wurde wegen einer Teilung des Kirchenstaats sondiert. Diese Macht, die allzulange eine Schande Europas gewesen, sollte verschwinden. Da aber Mackau in Neapel durch seine Taktlosigkeiten die französische Politik bloßzustellen drohte, so beschloß man einen geeigneteren Unterhändler nach Neapel zu schicken. Die Wahl fiel auf Reinhard. Durch seine Thätigkeit in London hatte er sich bereits in den Ruf eines ernsthaften Politikers gesetzt.

Mit Reinhard zugleich wurde Maindouze zum zweiten Gesandtschaftssekretär ernannt. Sie hatten Auftrag, den Weg über Rom zu nehmen. Bevor das jakobinische Ministerium den Rachekrieg gegen den Kirchenstaat unternahm, sollte erst der Boden geprüft werden. Reinhard war angewiesen den Einfall der Franzosen vorzubereiten, Mittel und Wege dazu zu studieren. Die Unternehmung sollte nur gewagt werden, wenn mit Sicherheit auf den Erfolg zu rechnen wäre. Schlüge die Expedition fehl, schrieb der Minister Lebrun am 30. April an Reinhard, so würde der Papst nur triumphierender sich erheben, und Europa hätte vielleicht noch Jahrhunderte lang die Schande seiner Existenz zu ertragen. Am 13. März schiffte sich Reinhard mit Maindouze zu Toulon ein. Die Reise ging über Nizza, Genua, Livorno. Von hier wollte er sich nach Rom begeben.

Unter so seltsamen Umständen sollte der ehemalige Tübinger Stiftler die ewige Stadt, das Ziel seiner Jugendsehnsucht, betreten. An den römischen Elegikern hatte er seine eigene dichterische Begabung geschult. England zu sehen und Italien zu sehen, dort das Land der politischen Freiheit, hier das Land der klassischen Schönheit, das war der Traum der Jugendfreunde gewesen.

> Damals sah ich die Insel des selbst sich gebietenden Briten
> In prophetischem Traum und das italische Land.

England und Italien — dahin waren auch am Genfersee seine sehnsüchtigen Gedanken gerichtet. Nun war das Traumbild auf wunderbare Weise zur Wahrheit geworden. Im Dienste der fränkischen Nation sah Reinhard sich erst nach England, jetzt nach Italien geschickt. Er durfte mitwirken zum

Sturze der verhaßten Macht, die dem mit Leib und Seele der Revolution ergebenen Pfarrersohne als der eigentliche Tyrannensitz, als der Mittelpunkt aller völkerfeindlichen Mächte galt. Er durfte die Sieben Hügel sehen mit ihren großen Erinnerungen, die Heimat der Decius und Brutus, das Kapitol, Buonarroti's stolze Kuppel . . . .

Da ward den Erwartungen, die seine Brust schwellten, durch den Papst ein jähes Ende bereitet. Reinhard hatte im Hinblick auf das Schicksal Basseville's angefragt, ob es ihm und seinem Begleiter erlaubt sei, den Weg über Rom zu nehmen. Der Papst erwiderte, er gebe seine Einwilligung, doch unter der Bedingung, daß sie des Abends ankämen und noch in der Nacht abreisten. Die Vertreter der Republik konnten in dieser Antwort, wenn sie auch mit der Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit begründet war, nur eine höhnische Abweisung erblicken. Reinhard mußte darauf verzichten, Rom zu sehen; er war genötigt, den Weg nach Neapel zur See zu nehmen. Es war am 4. Mai, als er, zu Schiff an der Küste von Latium vorbeifahrend, der Kuppel von Sanct Peter ansichtig wurde, und dieser Anblick — so nah dem erträumten Ziele und unerbittlich von demselben zurückgewiesen — gab ihm die zornvollen Verse ein:[1])

Basseville's Schatten.

Im Angesicht von Rom.

Am 4. Mai 1793.

Es sei! Verschließe mir, des neuen Frankens Sohne,
Die Stadt, die sieben Hügel deckt,
O Priester, am Altar und auf dem morschen Throne
Vom Ruf der Freiheit aufgeschreckt.

Ich eile stolz vorbei an Buonarrotis Ehre,
Des fabelhaften Peters Dom.
Mit dieser Woge, wo sich gattet mit dem Meere
Die gelbe Tiber, flieh' ich Rom;

Sie wälzt noch unvermischt sich zu dem Oceane,
Bald unterjocht und farbenlos.
So, Priester, schwimmt der Wahn in deinem Vatikane
Noch jetzt in lichter Zeiten*) Schoß.

Nicht immer so verbannt werd' ich vorüber schreiten
Am Ufer, wo einst Brutus stand;
Es tönt ums Kapitol ein Nachhall größrer Zeiten,
Der hohe Namen Vaterland.

---

*) Handschr. Freiheit.

Umsonst beschwöreſt du, vom Arm der Zeit ergriffen,
Ungläubig selbst an deine Macht,
Den Schatten Hildebrands und Loyolas Tartüffen,
Und alle Täuschungen der Nacht.

Umsonst bewaffnest du zum Morde deine Sbirren
Und deinen Pöbel zum Verrat,
Dich schreckt der Freiheit Freund, um den die Fesseln klirren,
Dich foltert jene Frevelthat,

Da — o mein Vaterland! noch ist sie nicht gerochen —
Dein Abgesandter von der Hand,
Die Kreuz und Dolche schwingt, umarmt und dann durchstochen,
Was Priestertreue sei, empfand

Und hilflos und verhöhnt, von dummem*) Aberglauben
Umstürmt, den Tod drei Tage rief,
Am dritten, unbekehrt, treu seinem großen Glauben,
Der Freiheit Märtyrer, entschlief.

Des Tags der Rache harrend, irren seine Manen,
Er blickt hinaus auf Land und Meer.
„Noch,“ spricht er, „wehen nicht die dreigefärbten Fahnen
Von Mitternacht und Abend her —

Europa taumelt auf vom Schlaf der Vorurteile
Und ist dem edlen Volke gram,
Das, schon zu Thaten wach, mit ungestümer Eile
Den tiefen Schlaf zu stören kam.

Wer Völker unterjocht, schwört meinem Vaterlande
Den Untergang mit bleichem Mund.
Es treten gegen uns, wert ihres Jochs, o Schande,
Die Völker selber in den Bund —

Versöhnt umarmen sich, den nahen Sieg zu feiern,
Tyrannenstolz und Priestertrug;
Für sie strömt Deutschlands Blut, das beiden Ungeheuern
Einst jene tiefe Wunde schlug.

Selbst Albion vergißt der freiheitsvollen Jahre,
Und der Satrape, dem es fröhnt,
Verkauft um schnöden Preis dem Thron und der Tiare
Ein Volk von Sydneys Geist entwöhnt.

Wohlan! das Schlachtschwert klirrt, Blut sei des Bodens Weihe,
Auf dem der Menschheit**) Hoffnung ruht!
Gewaffnet stehen sie, die Millionen Freie,
Zu strafen Fürsten-Übermut.

---

*) Handschr. wildem.

**) Handschr. Völker.

Den blanken Stahl voran, der Freiheit Lied im Munde,
Mehr Römer, Decius, als du,
So stürzen eines Schrittes der Kanonen Schlunde
Zehntausend Deciusse zu!

O Franken! edles Volk, für Menschlichkeit geschaffen,
In jeder Tugend liebenswert,
Dich treffe nicht der Fluch, wenn die verwirrten Waffen
Der Bürger gegen Bürger kehrt.

Schwer falle jeder Mord und jeder Waise Stöhnen
Und jede diese Greuelthat*)
Dem Feindesbunde heim, der, altem Wahn zu fröhnen,
Vernunft und Recht zu Boden trat.

Noch mancher schwarze Tag trau'rt über Blutgefilden,
Noch manche Mitternacht umhüllt
Verbrecherischen Rat, der zischend aus dem wilden
Giftvollen Herzen überquillt,

Bis, der das Schicksal lenkt und vom umwölkten Sitze
Der Zeiten Glück**) und Elend wägt,
Hier mit der Freiheit Schwert, dort mit der Wahrheit Blitze
Europas Irrtum niederschlägt.

Dann, Franken, beut Natur dir wieder ihre Schätze
Und zum Genusse Jugendkraft,
Dann schließt Vernunft den Bund im Tempel der Gesetze
Mit schlackenloser Leidenschaft,

Dann komm' in edlem Zorn und räche meine Wunde,
Dann eil' aufs Kapitol hinan,
Und vom Tyrannensitz in schicksalsvoller Stunde
Künd' aller Geister***) Freiheit an!"

Mit Recht wendet Guhrauer auf diese Ode das Wort an: facit indignatio versum. Es ist Kraft, Schwung, Leidenschaft in diesen Versen. Man vernimmt den Ton einer starken Überzeugung, wenn man auch das rednerische Pathos, wie die Zeit und zumal die Parteigänger der Revolution es liebten, mit in Kauf nehmen muß. Basseville's Schatten trennt den Dichter von den sieben Hügeln, das Gedicht gestaltet sich so ungesucht zu einer Vision und ruft damit einen Vergleich mit der freilich viel kunstvoller gebauten Dichtung wach, zu der sich einer der berühmtesten italienischen Dichter der Zeit durch denselben Gegenstand begeistern ließ. In der That, was am 13. Januar 1793

*) Handschr. Und jede höllentstammte That.
**) Handschr. Der Völker Schuld.
***) Handschr. allen Völkern.

in Rom geschehen war, konnte wohl die Einbildungskraft der Dichter bewegen. Hier war eine tragische Katastrophe, in der sich der Kampf der großen Gegensätze der Zeit mit schrecklicher Deutlichkeit abzeichnete. Die französische Revolution und das päpstliche Rom hatten gleichsam einen ersten Gang mit einander gethan. Der Schauplatz selbst, die ewige Stadt, gab dem Ereignis einen gewaltigen Hintergrund. Doch daran hatte Vincenzo Monti noch nicht genug. Ein Virtuose in kunstvoll ausgeführten Visionsgemälden nach Dantes Vorbild, zog er, um dem Zeitalter einen Spiegel vorzuhalten, ein weiteres, größeres Motiv herbei. Wenige Tage nach dem Volksauflauf in Rom war in Paris das Haupt des Königs gefallen. Mit genialem Griff hat Monti diese beiden Motive zusammengewoben und daraus die Grundlage seiner Cantica Bassvilliana gemacht. Das Gedicht ist unvollendet geblieben. Reich an erschütternden Bildern, an Scenen von grausig phantastischer Größe, sollte es mit der Niederwerfung der Revolution, mit dem Triumph von Kirche und Königtum endigen. In der Tendenz ist es also Reinhards Strophen gerade entgegengesetzt und ebenso einseitig wie diese. Beide Dichter beschworen Bassevilles Schatten; doch bei dem damals päpstlich gesinnten Italiener verlangt dieser Schatten nach Versöhnung mit Rom, bei dem deutschgeborenen Franzosen dürstet er Rache. Dort verkündet das Gesicht den Triumph von Thron und Altar, hier den Sieg der Freiheit. In beiden pulsiert die Leidenschaft des Zeitalters, beide greifen nach den stärksten Ausdrücken, mit denen sie die gegnerische Sache verwünschen, und ein gerechtes Urteil werden wir hier so wenig wie dort suchen. Aber die erhitzten Leidenschaften des Tags finden hier und dort eine monumentale Sprache; es sind charakteristische Zeitbilder, gerade in ihrem Gegenüber doppelt ausdrucksvoll. Bei Reinhard aber war die Erregung durch ein persönliches Motiv verstärkt und gewissermaßen entschuldigt; er sah sich verhöhnt und er war um eine Hoffnung betrogen. Wir spüren die ungeheuchelte Empfindung und wir wissen, daß der Glaube des Dichters an den Sieg der Freiheit ausgehalten hat, bei allem Wechsel der Zeiten und seiner eigenen Schicksale. Nicht dasselbe läßt sich von dem italienischen Dichter sagen. Nach wenigen Jahren hatMonti der Sache, für die er so prachtvolle Terzinen baute, den Rücken gekehrt. Schon daß er seine Dichtung nicht vollendete, erklärt sich daraus, daß er bei dem siegreichen Fortgang der Revolution an seiner Sehergabe irre wurde. Noch vor dem Frieden von Tolentino begann er das aufgehende Gestirn Bonapartes zu feiern und dem Sieger zuzujauchzen. Seine Bassvilliana widerrief er, und mit demselben Eifer, mit dem seine Muse die

Revolution bekämpft hatte, wetterte sie nun gegen die Schandthaten der heiligen Babylon, gegen Aberglauben, Priestertrug und Priestergrausamkeit. Man kann die Bassvilliana nicht lesen, ohne an den unrühmlichen Gesinnungswechsel des Dichters zu denken, und auf diesem Hintergrunde kann sich neben Montis wohlgedrechselten Terzinen Reinhards ungelenk polternde Ode mit Ehren sehen lassen.

Im Mai 1793 muß Reinhard in Neapel angekommen sein. Nur wenige Monate währte sein Aufenthalt daselbst. Der neapolitanische Hof hatte zwar vor jener Drohung des französischen Geschwaders sich nachgiebig zeigen und die Republik anerkennen müssen, aber kaum war das Geschwader Ende Januar abgezogen, so kehrte der Hof seine wahren Gesinnungen wieder hervor. Ungeduldig ertrug Königin Karoline die aufgezwungene Neutralität, man rüstete unter der Hand die Flotte und ein österreichischer General war im Lande, der den Oberbefehl des Heeres übernehmen sollte. Als Reinhard in Neapel eintraf, waren die Verhandlungen Actons mit der britischen Regierung bereits im Gange. Vergebens stellte die französische Diplomatie den Regierungen von Neapel und Florenz vor, welches Interesse sie an der Beobachtung der Neutralität hätten und an der Verständigung mit der Republik, um die Engländer vom Mittelmeer fern zu halten. Im Juni sollte auch Maret nach Neapel geschickt werden, um den bourbonischen Hof zu gewinnen und ihn mit der Aussicht auf eine Teilung des Kirchenstaates zu locken; er wurde aber unterwegs in Graubünden von den Österreichern aufgehoben. Diese italienische Verhandlung war das letzte Werk des Ministers Lebrun. Die Kommune hatte seinen Sturz beschlossen und an seiner Stelle wurde am 21. Juni Deforgues, eine Kreatur Dantons, zum auswärtigen Minister ernannt.

Am 12. Juli kam der geheime Vertrag des neapolitanischen Hofs mit England zum Abschluß. Neapel war jetzt der großen Koalition beigetreten; doch konnten die offenen Feindseligkeiten erst ihren Anfang nehmen, als sich Neapel durch das Erscheinen einer englischen Flotte im Mittelmeer gedeckt sah. Inzwischen verlebte die französische Gesandtschaft peinliche Wochen. Ohnmächtig mußte sie den Rüstungen zusehen und vergebens protestierte Mackau gegen die Verfolgung der französisch Gesinnten, gegen die Schließung der Klubs, gegen die Verhaftungen, durch die sich die unterirdischen Kerker von Sant Elmo anfüllten. Am 28. August ließ Acton die Papiere Mackaus entwenden; er wollte die Korrespondenz zurück haben, die er in einer Zeit unaufrichtigen Spiels und erheuchelten Einverständnisses mit ihm gewechselt

hatte. Sobald er die Papiere in Händen hatte, am 1. September, erklärte er den Abbruch der Beziehungen mit der Republik und forderte Mackau auf, mit seinem Gefolge binnen 8 Tagen abzureisen. Am 17. ging das neapolitanische Geschwader unter Segel, um sich vor Toulon mit der Flotte des Admirals Hood zu vereinigen. Es war vorauszusehen, daß jetzt vollends ein unerbittliches Gericht über die Franzosen und ihre Anhänger ergehen werde. Wer konnte, der floh, und dasselbe Fahrzeug, das Mackau und Reinhard aus dem Hafen von Neapel nach Livorno trug, hatte auch die Wittwe und den Sohn des ermordeten Basseville aufgenommen.

Die Rache der Republik für Bassevilles Tod ist erst durch Bonaparte vollzogen worden. Ein neues blutiges Ereignis in Rom, das gewaltsame Ende des französischen Generals Duphot am 28. Dezember 1795, führte die Katastrophe des Kirchenstaats herbei. Als im folgenden Februar im Auftrag Bonapartes der General Berthier sich der ewigen Stadt näherte, richtete er vom Monte Mario aus an die päpstliche Regierung eine Reihe von Forderungen, unter denen auch diese war, daß auf den Plätzen, wo Basseville und Duphot ermordet wurden, Denkmäler errichtet werden sollten. Unter dem Schutz der französischen Waffen ist dann am 15. Februar die römische Republik ausgerufen und fünf Tage darauf Pius VI. nach Toskana verwiesen worden, wo er erst zu Siena, dann in der Karthause bei Florenz Zuflucht fand. Der Zufall hat gewollt, daß Reinhard noch weiter in feindselige Berührung mit dem Papste kommen sollte, der ihm um Bassevilles Schatten willen die Thore Roms verschlossen hatte. Es wird später erzählt werden, wie er als Gesandter des Direktoriums in Florenz dazu bestimmt war, den Papst aus Toskana auszuweisen und in sein letztes Exil zu treiben, in dem er am 29. August 1799 gestorben ist.

Siebenter Abschnitt.

Im auswärtigen Ministerium zu Paris.

1793—1795.

Untergang der Girondisten. Ernennung zum Bureauvorstand im auswärtigen Ministerium. Regierung des Wohlfahrtsausschusses. Deutsche Freunde. Georg Kerner. Aline Balletti. Idylle inmitten der Schreckenszeit. Sturz Dantons. Unter Robespierres Schreckensregiment. In Lebensgefahr. Der 9. Thermidor. — Wiederherstellung der Diplomatie. Der polnische Aufstand. Der Basler Friede. Verhältnis zu Sieyès und zu den deutschen Freunden. Baggesen in Paris. Ernennung nach Hamburg. Wahl ins Institut.

1.

Erst im November traf Reinhard wieder in Paris ein. Von Mitteln entblößt, hatte er sich eine Zeitlang in Genua aufhalten müssen — über Geldnot hatten in jener Zeit alle Agenten der Republik in ihren Berichten zu klagen. Doch schon am Tag nach seiner Rückkehr, am 12. November, erhielt er eine neue Verwendung. Er empfing von dem Minister Deforgues folgendes Schreiben: „Bürger! Nach den Beweisen von Vaterlandsliebe und Befähigung, die Du in den verschiedenen diplomatischen Sendungen, mit denen Du betraut warst, gegeben hast, glaube ich den Platz des Bureauvorstands der dritten Abteilung niemandem besser anvertrauen zu können als Dir. Ich fordere Dich auf, ungesäumt diese Funktion zu übernehmen." Die Stelle war dadurch erledigt, daß der Vorgänger Baudry seit dem Sturz des Ministeriums Lebrun im Gefängnisse saß. Am 24. Juli des folgenden Jahres wurde er hingerichtet.

Während der Abwesenheit Reinhards hatte sich in Paris der Umschwung vollzogen, der die Gironde vernichtete und den Berg an das Ruder brachte. Infolge des 31. Mai waren seine Freunde zersprengt, geächtet, im Gefängnis oder tot. Von den drei Genossen, mit denen er im September 1791 von Bordeaux nach der Hauptstadt gefahren war, hatte Vergniaud vor wenigen Tagen, am 31. Oktober, auf dem Blutgerüste geendet, Guadet war flüchtig,

um im folgenden Jahre ergriffen und gleichfalls hingerichtet zu werden, Roger Ducos hielt sich verborgen, um erst nach dem Ende der Schreckensherrschaft wieder in der Öffentlichkeit zu erscheinen. Reinhard hatte es seiner Entfernung zu verdanken, daß er nicht in den Sturz der Freunde verwickelt worden war. Auch jetzt ging er mit seiner Rückkehr offenbarer Gefahr entgegen und er verbarg sich diese nicht. Dennoch schwankte er nicht einen Augenblick. „Mein Vater hat mir oft erzählt," — so lautet eine Mitteilung des Sohnes — „daß er, wohl wissend, daß er bei seiner Ankunft in der Hauptstadt mitten unter die durch den Sturz seiner Freunde erregten Leidenschaften fallen würde, während der ganzen Reise sich die Gefahr lebhaft vorstellte, in die Ächtung der Girondisten verwickelt zu werden, daß aber nichtsdestoweniger sein Entschluß, bis zum letzten Augenblick sich seinem Adoptivvaterlande zu weihen, unerschütterlich geblieben sei."

Die Anstellung im auswärtigen Departement gab übrigens in diesem Augenblick eine gewisse Gewähr der persönlichen Sicherheit. Nichts war jetzt wünschenswerter, als unbemerkt zu bleiben. Und dies konnte nirgends leichter geschehen, als im auswärtigen Amt, das von den Parteikämpfen weniger berührt wurde als die anderen. Diese Anstellungen waren deshalb gesucht. Man fühlte sich im Dienste der Machthaber sicherer als außerhalb desselben. Auch dies war günstig, daß die Ministerien und ganz besonders das auswärtige immer bedeutungsloser geworden waren. Jeder Fortschritt der Revolution war ein weiterer Schritt zur Vernichtung der ausübenden Gewalt gewesen. Schon die erste Nationalversammlung nahm thatsächlich die auswärtige Politik dem Königtum aus der Hand, jetzt hielt der Wohlfahrtsausschuß als provisorische Regierung die Gewalt in seinen Händen; auch die Minister waren lediglich ausführende, aufs strengste überwachte Beamte. Die Geschäfte selbst sanken fast auf Null, da die Beziehungen zu allen größeren Mächten abgebrochen waren. So weit es überhaupt noch etwas zu thun gab, wurde das von den wenigen alten Dienern besorgt, die noch übrig waren, nachdem schon Dumouriez den größten Teil des Personals verjagt und durch Jakobiner ersetzt hatte. Der Konventsbeschluß vom 19. November, der alle Völker zur Empörung gegen ihre Regierungen aufrief, und der Tod des Königs riß vollends einen Abgrund zwischen Frankreich und der übrigen Welt. Während aber die französische Diplomatie nahezu aufgehört hatte, wurde um so mehr mit dem neuen Völkerrecht geprahlt. Die Sprache und die Gewohnheiten der Diplomatie sollten andere werden. Dem Stil der Sklaverei, so hieß es, folgt nun die Sprache der Freiheit. Bisher bestand

die Politik aus Lüge, Betrug, Bestechung, als der größte Staatsmann galt der größte Schurke, künftig ist die Politik so einfach als ehrlich. Es ist Zeit, verkündigte Minister Deforgues in seiner Antrittsrede am 21. Juni 1793, daß die Loyalität und der Freimut an die Stelle der dunklen Intriguen der Diplomatie treten; bald wird die Republik keine anderen Feinde haben, als die der Menschheit. Drastischer und ehrlicher drückte Barère den Grundsatz der durch den 31. Mai emporgehobenen Regierung aus: unsere Diplomatie muß diejenige der Kanonen und des Sieges sein. Immerhin besaß Danton, der leitende Kopf im Wohlfahrtsausschuß, noch politische Gedanken und ein Gefühl von der Wichtigkeit einer auswärtigen Politik. Aber sein Stern war bereits im Erbleichen. Überall stockten die Verhandlungen, und Robespierre, der seit dem 27. Juli im Ausschuß saß, wollte, daß überhaupt keine mehr stattfinden. Auf seinen Antrag wurde am 16. September beschlossen, daß während des Krieges die Republik regelmäßige Beziehungen nur mit den Ver. Staaten und der Schweiz unterhalten, sonst aber nur geheime Agenten verwenden solle. An Barthelemy, dem Gesandten in der Schweiz, besaß die Republik noch den einzigen Diplomaten von Bedeutung; was er und einige andere Geschäftsträger an Nachrichten nach Paris gelangen ließen, war das ganze Material für das auswärtige Ministerium. Immerhin genügte es, die Bewegungen der Koalition zu beobachten und es genügte, daß Carnot darauf seine Pläne zur militärischen Wiedergeburt und Erhebung des Landes baute.

So sah es im auswärtigen Amte aus, als Reinhard durch Deforgues dahin berufen wurde. Die dritte Division, zu deren Vorstand er ernannt war, umfaßte die Korrespondenz mit den nordischen Mächten, Schweden, Dänemark, Rußland und Polen. Die Vorstände der vier anderen Abteilungen waren Otto, aus Kork in Baden gebürtig, der spätere Gesandte in Berlin, Noël, Colchen aus Metz und Joseau. Generalsekretär im Ministerium war André François Miot, der mit Deforgues vom Kriegsministerium herübergekommen war, ein Mann von gemäßigten politischen Ansichten, wie denn überhaupt die von Deforgues eingeführten Männer durch Wissen, Erziehung und Ehrenhaftigkeit vorteilhaft abstachen von den durch die früheren Minister angestellten. „Es gereichte mir," so schreibt Miot in seinen Denkwürdigkeiten, „zu großer innerer Befriedigung, einer Verwaltung anzugehören, wo aufgeklärte, ehrenwerte Männer wie Otto, Colchen, Reinhard an der Spitze der Hauptabteilungen standen und meine Kollegen waren. Schon der Gegensatz, in der Art sich auszudrücken, schien mir ein unschätzbarer Gewinn. In den Bureaux des Kriegsdepartements begegnete man nur ungeschliffenen, rohen

Manieren; im Ministerium des Äußern herrschte ein feiner, gesitteter Ton, Frucht einer sorgfältigen Erziehung und der Gewohnheit mit Fremden zu verkehren. Die monarchischen Überlieferungen hatten da noch einen Zufluchtsort gefunden, und trotz der Partei, der er angehörte, suchte Deforgues, dem es weder an natürlichem Verstand noch an Bildung fehlte, keineswegs diese Überlieferungen zu vertilgen; er schien sogar in ihrer Erhaltung sich zu gefallen und ein gesittetes, anständiges Benehmen seiner Umgebung gerne zu sehen." Das Hôtel der Rue Cerutti war, wie Masson sagt, eine Art Chartereuse, wo man sich vom Ohnehosentum, vom Lärm der Straße möglichst abschloß. Dieses Stillleben wurde nur unterbrochen, wenn Deforgues zuweilen seine Patrone zum Essen einlud: Danton und seine Freunde, Lacroix, Legendre, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins ꝛc. Unten an der Tafel saßen die ersten Beamten des Ministers, nie an der Unterhaltung teilnehmend; sie wagten vor Scheu kaum aufzublicken, wenn Danton übermütig vom Theater und allem möglichen plauderte, zuweilen eines seiner großen Schlagworte dazwischen werfend. Seltener erschien Robespierre; schon damals war sein Ehrgeiz, sich in den Ruf eines großen Staatsmanns zu setzen, allen unheimlich. Solche Mahlzeiten, bei denen man die Gewaltigen des Tages sah, waren die Hauptereignisse im Ministerium. Zu thun gab es, wie gesagt, wenig; Miot und Reinhard benutzten die Zeit, die ihnen das Amt übrig ließ, dazu, fleißig im Archiv des Departements sich umzusehen und sich eine gründliche Kenntnis der Korrespondenzen zu erwerben.

Gleich die nächste Zeit nach Reinhards Eintritt brachte eine noch straffere Zusammenziehung der Macht in den Händen des Wohlfahrtsausschusses. Durch Dekret vom 4. Dezember wurden sämtliche Behörden unter die unmittelbare Aufsicht des Ausschusses gestellt. Dem Exekutivrat der Minister war jetzt auch der Schatten einer eigenen Gewalt geraubt. Jeder Minister sollte alle zehn Tage persönlich Rechenschaft vor dem Ausschuß ablegen. Der Ausschuß selbst sollte die diplomatischen Verhandlungen führen, die auswärtigen Vertreter ernennen und beaufsichtigen. Den Bureaubeamten war für Nachlässigkeit im Dienst mit schweren Strafen gedroht, ein strenges Überwachungssystem wurde eingeführt, der Schrecken lähmte alle eigene Verantwortung. Es gab keine Minister mehr, und es war nur folgerichtig, daß Deforgues am 18. Dezember als Vorsitzender des Vollziehungsrats erklärte, auch auf den Titel Minister zu verzichten: „Wir sind nicht mehr die Minister der Despoten, wir sind die Werkzeuge der Volksregierung. Lasset deshalb auch die Ausdrücke verschwinden, die noch an die Trümmer der Monarchie erinnern."

War der Minister politisch Null, so kam noch weniger seinen Beamten irgend eine politische Bedeutung zu. Und das war für sie ein Glück. Wenn sie es verstanden ihre Tagespflicht pünktlich zu erfüllen und im Übrigen sich in bescheidenem Dunkel zu halten, so konnten sie hoffen die Gefahren der Schreckenszeit glücklich zu überstehen. Während der Minister unvermeidlich in die tötlichen Parteifehden hineingezogen wurde, bei jeder Krisis für seine Existenz zu fürchten hatte, konnten die Arbeiter der Bureaux ihr unbemerktes Dasein in bessere Zeiten hinüberretten. Die Gewaltigen des Tages, Danton und Robespierre, rüsteten sich jetzt eben zum letzten blutigen Gange. Dantons Freunde saßen im Ministerium, Robespierre beherrschte den Wohlfahrtsausschuß. Doch dieser Kampf bewegte sich in einer Sphäre, die weit erhaben war über den Arbeitsstuben des auswärtigen Amtes, das bisher in der Rue Cerutti sich befand, jetzt aber im Interesse der Sicherheit nach dem Hause Gallifet, Rue du Bac im Faubourg Saint-Germain, übergeführt werden sollte.

In diesen Tagen hat Reinhard eng an seine Landsleute in Paris sich angeschlossen. Mit ihnen allein war ein vertrautes Gespräch möglich. War der Zwang der Geschäfte vorbei, so traf man sich zu verschwiegenem Meinungsaustausch. Mit dem Grafen Schlabrendorf, mit Oelsner war Freundschaft geschlossen, enger noch sollte die mit Georg Kerner werden. Sie alle waren durch die Teilnahme an der gewaltigen Umwälzung in Paris festgehalten, sie alle hatten den Schreckensereignissen zum Trotz ihre Sympathien für die Revolution, ihren Glauben an den Sieg der Freiheit bewahrt. Mit Kerner aber verband Reinhard schon das Heimatgefühl. Beide waren Schwaben, der eine ein Zögling des Tübinger Stifts, der andere der Stuttgarter Karlsschule. Auf ihren Streifereien durch die Umgegend von Paris, zu Fuß und zu Pferd, konnten sie sich von beiden Stäudlin und anderen gemeinsamen Freunden der Heimat unterhalten. Selbst mit der Verlobten Kerners in Stuttgart hatte Reinhard vor Jahren zufällig Bekanntschaft gemacht. Zu Neujahr 1794 kauften sie gemeinschaftlich etliche kleine Geschenke für die Braut ein, und dies ist das erstemal, daß in Kerners Briefen nach der Heimat Reinhard erwähnt wird.

Kerner, der ältere Bruder des Dichters Justinus Kerner, war damals 23 Jahre alt, 9 Jahre jünger als Reinhard. Georg Forster schrieb von ihm im Mai 1793: „Der kleine Schwabe Kerner sprüht Freiheit wie ein Vulkan, und ist originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe sein muß, er hat Kopf und Energie.“ Bis zuletzt blieb er, wie J. G. Rist ihn ge-

nannt hat, ein Feuerbehälter, ein gewaltiger Elektrizitätsträger und kometenartiger Geist. Unerschrocken bis zur Tollkühnheit und von unbezähmbarem Thatendrang erfüllt, wäre er am liebsten Soldat geworden. Doch sein Vater, der Oberamtmann in Ludwigsburg, hatte ihn zum Arzt bestimmt und zur Vorbildung der Karlsakademie übergeben, wo er einen Herzensbund schloß mit Johann Gotthard Reinhold aus Amsterdam, dem späteren holländischen Diplomaten. Schon damals war Kerner ein feuriger Anhänger der französischen Revolution gewesen. Von ihr angelockt ging er im Frühjahr 1791 nach Straßburg und im November desselben Jahres, also kurze Zeit nach Reinhard, nach Paris; hier wie dort war sein erstes, daß er in den Jakobinerklub lief und thätiges Mitglied desselben wurde. Obwohl er sich in Stuttgart mit einer Tochter des Regierungssekretärs Breyer verlobt hat, — ein Verhältnis, das ihm und ihr eine Quelle von Kummer und schmerzlichen Aufregungen wird, — entschließt er sich, Franzose zu werden: „ich habe mein Geburtsland verlassen, um ein Vaterland in Frankreich zu finden.“ Die Mittel für sein bedürfnisloses Leben findet er durch etwas ärztliche Praxis, später durch eine Anstellung am schwedischen Hospital; auch schreibt er politische Briefe für eine Hamburger Zeitung. In seine ungestüme Begeisterung für die Revolution mischt sich freilich bald der Schmerz über den Gang, den sie nimmt. Wie allen jenen Deutschen, die von der französischen Umwälzung angezogen und in ihren Strudel hineingerissen werden, bleiben auch ihm bittere Enttäuschungen nicht erspart. Sein deutsches Gemüt bäumt sich auf gegen die wahnsinnigen Greuel, die im Namen der Freiheit begangen werden, und sein ehrlicher Idealismus heißt ihn dennoch aushalten im Dienst für das berückende Trugbild. Was er Tag für Tag erlebt, zwingt ihn gleichzeitig zu Abscheu und Bewunderung. Er giebt sich heute dumpfer Verzweiflung hin und ist morgen wieder zuversichtlicher Enthusiast. Seine Persönlichkeit bildete zu Reinhard einen völligen Gegensatz. Er war fein und zierlich gebaut, von ungemeiner Beweglichkeit, während Reinhard durch hohen, starkknochigen Bau und eckige Formen auffiel; so war auch sein Temperament rasch, stürmisch, unbändig neben Reinhards gemessenem, ernstem, schwerflüssigem Wesen. Ihre Ansichten und Urteile, Hoffnungen und Täuschungen aber waren dieselben; „unser älterer Bruder“, so nennt Kerner den Freund in einem Brief an Reinhold, und so eng schloß er sich an Reinhard an, daß er ihn in der Folge eine Reihe von Jahren als Privatsekretär auf die Posten in Hamburg, in Florenz, in Bern begleitete.

Seit dem Herbst 1793 lebte auch Reinhards Bruder Eberhard in Paris.

Er war Kaufmann und bisher in Bordeaux gewesen, hatte aber in den bürgerlichen Wirren des letzten Sommers diese Stadt verlassen. Bordeaux hatte sich nach dem 31. Mai für die Girondisten erklärt und den Kommissären des Konvents sich anfänglich widersetzt, dann aber, dem Beispiel der Feigheit, das ganz Frankreich gab, sich anschließend, gleichfalls unter die Gewalt der Jakobiner gebeugt, die nun auch hier ein blutiges Schreckensregimeut einsetzten. Da gleichzeitig der Fremdenhaß stark aufloderte, verließ von den jungeu deutschen Kaufleuten, wer nur konnte, den gefährlichen Boden. Eberhard Reinhard hat von da an ein Geschäft in Paris begründet, das er mit wechselndem Glücke betrieb. Ein anderer Schwabe, Autenrieth aus Stuttgart, der sich gleichfalls mit Lebensgefahr aus Bordeaux flüchtete, traf in Paris mit Kerner und beiden Reinhard zusammen, und als er in den ersten Tagen des Jahres 1794 nach Schwaben reiste, nahm er im Auftrag der Landsleute Grüße und allerlei Bestellungen mit in die Heimat. Nach Stuttgart brachte er jene für Kerners Braut eingekaufte Geschenke; dann aber ging er nach Balingen, um auch hier die Grüße auszurichten, die ihm die beiden Söhne des Dekanatshauses mitgegeben. Er konnte der ihn stürmisch umdrängenden Familie berichten, daß beide sich wohl befanden. Eberhard, erzählte er, sei gesund und heiter, mache trefflich den Sansculotten und trage geschnittenes Haar, sei sehr vorsichtig und werde sicher durch die Gefahr gehen. Karl habe er auch gesprochen, auch er sei gesund, aber minder heiter. „Sein Betragen ist ernst und vorsichtig und sein Ansehen groß, aber seine Stelle ist sehr schlüpfrig. Er konnte nicht wohl umhin sie anzunehmen, aber sein Thätigkeitstrieb war dabei ebenso sehr, als Sorge für die Sicherheit, Beweggrund.“ Diese Nachrichten erregten im Elternhause die freudigste Rührung: man war lange ohne irgendwelche Kunde von den Söhnen gewesen. Karl hatte aus Vorsicht alle Verbindung mit der Heimat abgebrochen, ja er wagte nicht einmal, Autenrieth einen Brief mitzugeben: das Briefschreiben sei eben das, was jedem Fremden am meisten Gefahr bringe.

Schon bei seinem ersten Aufenthalt in Paris hatte Reinhard die Bekanntschaft eines Stuttgarter Kindes gemacht, das in Paris eine gefeierte Sangeskünstlerin geworden war: Aline (Helene) Balletti. Tochter eines an der Bühne des Herzogs Karl angestellten Balletmeisters, war sie, mit einer schönen Stimme begabt, in der Herzoglichen École des Demoiselles für die Oper ausgebildet worden. Schon war sie in dieser aufgetreten und hatte alles entzückt durch ihre sittige, bescheidene Anmut nicht minder als durch ihren Gesang. Eines Tages, im August 1787, war die Neunzehnjährige

plötzlich aus Stuttgart verschwunden, zum großen Schmerze Schubarts, des damaligen herzoglichen Theaterdirektors. Es scheint, daß sie, um ihre Tugend gegen die Nachstellungen einer „hohen Person" zu retten, die Flucht ergriff.[1]) Mit ihrer Mutter ging sie nach Paris, bildete sich hier noch weiter aus, sah sich als Konzertsängerin bald auch in der damaligen Hauptstadt des Geschmacks hochgefeiert und fand im folgenden Jahr eine Anstellung an einem der Theater. Die Malerin Ludovike Simanowiz, geb. Reichenbach aus Schorndorf, wohnte während ihres Pariser Aufenthalts mit der Freundin zusammen und das „gute Mütterlein" Balletti kochte und besorgte die Wirtschaft für die beiden Künstlerinnen. Kerner hatte nach seiner Ankunft in Paris die Landsmänninnen gleich aufgesucht; er rühmte, wie die Balletti geachtet und verehrt sei, wie wenig sie ihren Charakter verändert habe und wie sie die Güte selbst sei.[2])

Auch Reinhard entzog sich den Reizen der Künstlerin nicht. Aber mehr noch als ihr von der Welt bewundertes Talent galt seinem „germanischen Gefühl" die schlichte Einfalt des deutschen Mädchens, ihre sanfte Sitte, ihr im Freundeskreise sich erschließendes Herz. So feiert er sie, zum erstenmal wieder das deutsche Saitenspiel rührend, in einem kleinen Gedicht, das er dann an Stäudlin für dessen Poetische Blumenlese auf 1795 schickte.

An Aline, die Sängerin.

Paris im März 1792.

Nicht, Aline! (was von deinem Ruhme
Längst der Ruf mit hundert Zungen sprach,)
Daß Kalliope die schönste Blume
Dir aus ihrem Kranze brach;
Daß die Kunst in deinen Melodien
Ihr Geheimnis der Natur entringt
Und die Bande mächt'ger Sympathien
Rings um alle Herzen schlingt;
Daß sie Leidenschaften zwingt
Zu verglimmen oder aufzuglühen —
Andren Lobes bin ich voll von dir!
Frankreich hat die Künstlerin besungen;
Nur das deutsche Mädchen finde hier
Eines deutschen Herzens Huldigungen.
Sei Europas Sängerin;
Wer die Musen ehret, fröhne
Ihrer holden Lieblingin,

Mit der ganzen Welt versöhne
Die Begeistrung deiner Töne
Selbst des Menschenhassers Sinn —
Aber jene sanfte Sitte,
Jene Einfalt, die der Kunst vergißt,
Jenes Herz, das in der Mitte
Eines trauten Kreises überfließt,
Dies, Aline, mit der Freundschaft Zügen
Sei zu malen mir vergönnt!
Könnte dem die Sängerin genügen,
Der das deutsche Mädchen kennt?
Und der Franzmann mit verbissnem Grimme
Lächle, daß germanischem Gefühl
Etwas holder dünk' als deine Stimme,
Etwas süßer als dein süßes Spiel!

Als Reinhard aus Neapel wieder nach Paris zurückkam, traf er die Freundin glücklich verheiratet mit einem französischen Edelmann, dem Marquis von Lacoste, der Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen war und große Güter in verschiedenen Teilen Frankreichs besaß, übrigens ein Patriot, ein eifriger Anhänger der Revolution war, wie denn auch die Balletti sich als „warme Demokratin" bekannte, bis auch sie sich enttäuscht von den Greueln abwendete. Die Schreckenstage des August 1792 hatten das Paar aus seinem Palast in Paris vertrieben; sie hielten sich auf ihren Gütern bei Tours und an der spanischen Grenze auf, waren jetzt aber nach einer Besitzung in Wissous, drei Stunden südlich von Paris, zurückgekehrt, wo sie ein glückliches Landleben führten. Aus den Briefen, die Kerner nach Hause schrieb, wissen wir, daß er und Reinhard zuweilen nach Wissous hinausritten, um im Genusse der Natur, bei einem Glase anheimelnden Neckarweins auf Augenblicke von den Aufregungen der Tagesereignisse sich zu erholen und an dem Familienleben der Freundin sich zu erfreuen, die selbst mitten in ihrem Glücke „keinen schöneren Traum hatte, als einst ihr Vaterland wieder zu sehen."

Ein Brief Kerners an seine Braut vom 25. Februar 1794 ist aus Wissous datiert. Wiederum hat er sich aus dem stürmischen Pariser Aufenthalt losgerissen, um Landluft zu genießen und der Freundschaft einige Stunden zu weihen. Mit Behagen schildert er den Aufenthalt in der liebenswürdigen Familie und seine Freude am Landleben und der Feldarbeit, an Garten und Hühnerstall. Am folgenden Tag zwingen ihn Geschäfte nach Paris zurückzukehren, aber schon am Abend des 27. eilt er wiederum nach Wissous, und diesmal in Begleitung Reinhards. Nach einigen Worten über diesen Freund, „der sich durch sein treffliches Herz sowie durch seinen er-

habenen Geist und seine Kenntnisse gleich vorteilhaft auszeichnet," fährt Kerner fort:

„Wir langten erst spät abends bei Mde. Lacoste an, der Himmel war wolkenlos und mit Sternen übersät. Die Luft war rein und wir fühlten uns gleichsam wie neubelebt in diesem für die meisten Pariser fremden Element. Wir unterhielten uns auf dem einsamen Fußweg, der uns über kleine Hügel und durch lange Strecken Landes führte, in die die Pflugschar des Landmanns Fleiß gezeichnet hatte, von unseren wirtembergischen Freunden ... Das erste, was wir nach unserer Ankunft thaten, war, uns mit einigen Gläsern Neckarwein zu erfrischen, der wegen der großen Abgabe, die auf die Einfuhr fremder Weine gelegt ist, sehr selten ist und von den Franzosen, die an ihre süßeren Weine gewöhnt sind, nicht geliebt wird. Für mich hat er schon deswegen unendlich viel Annehmlichkeit, weil es vaterländischer Rebensaft ist, den mir die Hand einer schönen Landsmännin und einer Freundin reichte. Wir brachten den Abend am Kaminfeuer zu und legten uns frühzeitig um 11 Uhr abends mit dem Vorsatz zu Bette, den folgenden Tag einen Spaziergang zu machen. Allein von der Vorsätze großer Zahl scheitert die größere Hälfte und auch dem unserigen mußten wir wegen der schlimmen Witterung entsagen, die die Nacht über eingetreten war. Da sitzen wir wiederum vor unserem Feuer, vertreiben uns die Zeit mit politischen Gesprächen, und da soeben die Zeitungen angekommen sind und jeder sich mit Lesen beschäftigt, so nahm ich Tinte, Feder und Papier, um mich mit dir, meine teure Geliebte, zu unterhalten."

Der übrige Tag wurde in größerer Gesellschaft verbracht, da sich mehrere Bekannte aus der Nachbarschaft bei der Familie Lacoste einfanden. Am Abend hatte Kerner einen solchen Anfall von Schwermut, daß er sich auf etliche Stunden in die Einsamkeit zurückzog, wo er „ungestört tausend schmerzhaften Betrachtungen sich überließ." „In mich selbst muß ich den großen Gram verschließen, der wie eine sengende Kohle mein Innerstes zerstört, mich bei Tag verfolgt und bei Nacht mich in meiner Ruhe stört — o Zukunft! o Freiheit! o Republik! Doch! mögen die Menschen auch noch so sehr an euch zerren, der Ereignisse Allgewalt scheint für eure Erhaltung so wie für den Untergang der Tyrannen zu bürgen!"

Diese Pflege schwäbisch gemütlicher Bezüge in dem fremden, von blutigem Bürgerkrieg erfüllten Lande, dieser Anschlag germanischer Gefühlssaiten inmitten der unerschütterlichen Hingabe an das fränkische Volkstum, gewährt uns ein Bild, wie es für die Gegensätze in Kerners und in Reinhards Leben nicht charakteristischer sein könnte. Um so mehr mochte es erlaubt sein, einen Augenblick bei diesen idyllischen Scenen zu verweilen, als wir nun erst in die wildesten Tage des Schreckens eintreten.

Am 1. April erfolgte der Sturz Dantons, in den mit seinen anderen

Freunden auch der Minister Deforgues hineingezogen wurde. Es begann Robespierres Schreckensregiment, das vier Monate, bis zum 9. Thermidor (27. Juli) dauerte. In der Organisation der Regierung wurde jetzt die bisher eingeschlagene Richtung vollends auf die Spitze getrieben. Noch immer bestand wenigstens dem Namen nach eine Teilung der Gewalten, es war eine vollziehende Behörde vorhanden, wenn auch unterthan dem Wohlfahrtsausschuß. Jetzt wird die Überlieferung vollends ganz über den Haufen geworfen. Der Bericht Carnots vom 1. April verwirft grundsätzlich das System der Ministerien als eine Einrichtung der Monarchie, der Tyrannei. An ihre Stelle tritt nun die absolute Gewalt des Wohlfahrtsausschusses als Organs des souveränen Volkswillens. Der Ausschuß behält sich die Gedanken der Regierung vor, schlägt dem Konvent die wichtigeren Maßregeln vor, entscheidet selbst über die minder wichtigen, das Detail giebt er an zwölf Kommissionen und läßt sich von diesen Tag für Tag Bericht erstatten. Die Kommission für die auswärtigen Angelegenheiten sollte aus einem einzigen Kommissär bestehen und am 9. April wurde für diese Stelle Filibert Buchot vom Ausschuß gewählt. Robespierre hatte die Liste der Kommissäre aufgesetzt, und insbesondere war Buchot seine Kreatur. Seine Herkunft ist dunkel. Nach Miot war er ein Schulmeister aus dem Jura, andere nennen ihn Abbé, nach seiner eigenen Angabe war er Advokat und Richter gewesen. Robespierre empfahl ihn als energischen und rechtschaffenen Mann, fähig der wichtigsten Aufgaben. Miot aber giebt von seinem Chef folgende Schilderung: „Seine Unwissenheit, sein pöbelhaftes Benehmen, seine Beschränktheit überstiegen alle Begriffe. Niemals, so lang er an der Spitze des Departements stand, bekümmerte er sich um die Geschäfte, und er war auch wirklich durchaus unfähig an denselben Teil zu nehmen. Übrigens war der völlig unbrauchbare Mensch ungemein rührig, wenn es sich darum handelte die wütenden Maßregeln der Partei Robespierres zu unterstützen.“ [3]) Sonst wurde in der Organisation des Departements kaum etwas geändert. Wenn auch wenig zu thun war, brauchte man doch immerhin geschäftskundige Männer. Miot blieb Generalsekretär, er hatte bei der Unfähigkeit Buchots die Mitteilungen an den Ausschuß zu machen. Die vier Divisionen hatten zu Vorständen: Otto, Vieilh-Boisjolin, Reinhard und Colchen. Reinhards Division umfaßte wieder die nördlichen Reiche, Schweden, Rußland, Polen, die Pforte. Er hatte zugleich die Aufsicht über die mit dem Ministerium verbundene école des jeunes de langue, die aber damals ganz heruntergekommen war und bloß zwei Schüler zählte.

Noch immer nahm die Zahl der Unterbeamten zu, obwohl die Bezahlung immer schlechter wurde. Alles suchte Schutz in irgend einer Anstellung, wo man hoffen konnte sowohl dem Heeresdienst als der Guillotine zu entrinnen, und wo man zwar der Gefahr als Verdächtiger angeklagt zu werden nicht entging, aber doch eher Mittel der Verteidigung besaß. Kerner, der bei seiner feurigen Natur nicht zu schweigen verstand und über das im Namen der Freiheit eingerichtete Inquisitionssystem aufs bitterste sich äußerte, galt längst als Verdächtiger, wiederholt ist in seinen Briefen von Todesgefahren die Rede, zuletzt sah er den sichern Tod vor Augen, wenn er noch länger in Paris blieb. Schon vom Februar an hatte er sein Auge nach der Schweiz gerichtet und im April entschloß er sich zur Flucht auf Schweizer Boden. Die Freundin Lacoste hatte ihn mit einigen Geldmitteln versehen und mit Hilfe Reinhards erhielt er einen Paß und Empfehlungsbriefe an die französischen Bevollmächtigten in der Schweiz, Bacher und Barthelemy. Als eine Art Agent trieb er sich in den nächsten Monaten in der Schweiz umher und wirkte hier und in Stuttgart, wohin er sich zweimal begab, für die französische Sache. Auch mit der Familie Reinhard in Balingen sehen wir ihn in dieser Zeit in Verbindung.[1]) Erst in den letzten Tagen des Jahres 1794 kehrte er nach Paris zurück.

Reinhard aber blieb entschlossen auszuharren. Er verließ seinen Posten auch nicht, als am 29. Germinal II. (18. April) ein Gesetz erschien, das alle Ausländer vom öffentlichen Dienst ausschloß. Er wollte kein Ausländer sein und schrieb an den Wohlfahrtsausschuß: „Zweimal vertrieben von den Tyrannen, die uns den Krieg machen, geächtet in Deutschland durch Edikt des Kaisers, von Neapel nach Paris zurückgekommen durch Gefahren und Feinde, am Tage nach meiner Ankunft zum Chef der dritten Abteilung im auswärtigen Amt ernannt, der französischen Revolution zugethan durch alle Gewohnheiten des Geistes und Herzens, und der Republik durch ihre Wohlthaten, bereit mich ihr hinzugeben durch meine Dienste oder durch unbedingte Unterwerfung unter die Gesetze, die das Volkswohl erheischt, lege ich mein Los in die Hände des Wohlfahrtsausschusses, der entscheiden wird, ob ich auf den geheiligten Titel des französischen Bürgers verzichten soll oder nicht, ob ich, in einem mit der Republik in Krieg befindlichen Lande geboren, wert bin in ihrem Dienste verwendet zu werden." Das Schreiben hatte den gewünschten Erfolg. Der Ausschuß wollte sich der Dienste des nützlichen Beamten nicht berauben. In der Diplomatie gab es freilich noch immer kaum etwas zu thun. Berichte von auswärtigen Agenten blieben ohne

Antwort, man nahm sich kaum die Mühe sie zu eröffnen. Um so mehr machte sich der Ausschuß mit allen Einzelheiten des Dienstes zu schaffen. Jeden Tag verlangte er Nachrichten, selbst in die Wohnungen und in die Ausstattung der Zimmer mischte er sich, die persönliche Bewegung der Beamten war durch eine neue Geschäftsordnung aufs engste eingeschränkt. Durch Beschluß vom 1. Juni wurde noch ausdrücklich ein amtlicher Späherdienst eingerichtet. Wie nämlich jeder Kommissär täglich dem Ausschuß berichten mußte, so wurden jetzt Leute angestellt, die dem Kommissär täglich berichten mußten über die Pünktlichkeit, womit die Beamten ihre Pflicht erfüllten und ihre Kanzleistunden einhielten. Im auswärtigen Amt war dieser Überwachungsbeamte ein vormaliger Schreiner. Tag für Tag hatte er sich zu überzeugen, daß die Beamten von 8 bis 2 und von 5 bis 8½ Uhr abends auf den Amtsstuben saßen, und den Erfund seiner Nachforschungen dem Kommissär mitzuteilen. Nur an den Ruhetagen (décades) waren die Nachmittage frei. Durch denselben Beschluß wurden auch die Gehälter auf ein gewisses Durchschnittsmaß reguliert. „Derjenige, der mehr Talent hat, soll seinen höheren Genuß in diesem Talent finden und nicht in höherer Bezahlung suchen.“

Tag für Tag erschien Reinhard pünktlich in seiner Amtsstube und blieb die vorschriftsmäßige Zeit da — um Federn zu schneiden. (Jochmann, Reliquien II, 262.) Auch in dem Geschäftskreis, für den er angestellt war, in den Beziehungen zu den nördlichen und östlichen Mächten, war tiefe Ruhe. Die Entwürfe, die aus Dantons Zeit herrührten, waren preisgegeben; das Projekt einer Liga der Neutralen im Norden, ebenso wie das Projekt einer türkischen Diversion, welche die Mächte der Koalition im Osten beschäftigen sollte. Und so wurden auch die Polen preisgegeben, die alten Verbündeten Frankreichs. Hier allein hatte Reinhard einige Gelegenheit, seinen Eifer für die Republik zu bethätigen, doch ohne daß er Erfolg damit gehabt hätte. Mit dem polnischen Aufstand erhob sich eine Frage ersten Ranges für die diplomatische Kunst der Republik; daß sie auch hier in der stumpfen Unthätigkeit verharrte, die die Zeit von Robespierres Herrschaft kennzeichnet, ist von den wichtigsten Folgen für den Gang der Ereignisse gewesen.

Unter dem grausamen Regiment der Russen nach der zweiten Teilung hatte sich in dem unterdrückten Volke eine Erhebung vorbereitet, die im März 1794 zum Ausbruch kam und die in Thaddäus Kosziusko ihren Führer fand. Mit gutem Grund glaubte Kosziusko auf die Hilfe Frankreichs rechnen zu dürfen. Hier war eines der unterdrückten Völker, denen die Republik ihre rettende Hand entgegenzustrecken gelobt hatte. Und nun kam der Aufstand

gerade im günstigsten Augenblick: er lenkte den Streich ab, den die Koalition gegen die Republik zu führen im Begriff war. Schon anfangs Februar war der Pole Barß, ein Vertrauter Kosziuskos, nach Paris gekommen, um von der Republik Waffen und Geld zu erbitten und zugleich wegen einer Diversion der Türkei zu verhandeln. Er fand auch bereitwillige Unterstützung bei Reinhard; allein die Männer des Ausschusses hatten taube Ohren, sie wollten nichts von Hilfe für eine Nation wissen, die Aristokraten gehorchte und das Dogma der Volkssouveränität nicht anerkannte. In der Zeit vom März bis Mai schrieb Barß unermüdlich Noten auf Noten, unterstützt von Reinhard, der von Zeit zu Zeit dem Ausschuß die politische Korrespondenz wegen Polens vortrug. Am 28. April berichtete er, die Polen verlangten Hilfsgelder, eine Million oder mindestens eine halbe. Allein der Ausschuß blieb unerbittlich; man könne den polnischen Sendling anhören, dürfe ihm aber keine Versprechungen machen. Einen Augenblick war davon die Rede, drei geheime Agenten nach Polen zu schicken und Reinhard setzte am 22. Mai einen Entwurf für ihre Weisungen auf: sie sollen darauf hinarbeiten, daß die Revolution einen demokratischen Charakter annehme; die Republik werde offene Schritte thun, sobald sich die Polen als Nationalversammlung konstituierten. Allein, wenn sie auch von der Volkssouveränität nichts wissen wollten, so standen sie doch gegen einen Feind in Waffen, der der Feind der Republik war, und Reinhard schlug vor, Kosziusko 300 000 Frs. zu schicken, ihn vier Monate lang mit je 140 000 Frs. zu unterstützen und im ganzen eine Million für Polen zu verwenden. „Man beehrt uns bereits mit der Anklage, Millionen zur Anstiftung dieses Aufstandes verwandt zu haben; vielleicht retten sie uns, wenn wir eine einzige Million aufwenden.“ Allein dieser Bericht hatte nicht mehr Erfolg als die früheren. „Der Aufstand ist von den Aristokraten gemacht,“ war die stehende Erwiderung des Ausschusses. So kam der Sommer, ohne daß für Polen etwas geschah. Nach dem 9. Thermidor war aber vollends nichts mehr für sie zu hoffen. War schon bisher die Berufung auf die Grundsätze mehr nur ein Vorwand gewesen, bei der Abgeneigtheit den Polen wirksam unter die Arme zu greifen, so fiel ihre Sache fortan ganz unter den Gesichtspunkt der politischen Berechnung. Preußen, durch den Streit um die polnische Beute der Koalition längst entfremdet, zeigte sich dem Frieden mit der Republik zugeneigt und diese hatte ihrerseits Grund auf halbem Wege entgegenzukommen; sie opferte Polen, um mit Preußen zu einer Verständigung zu gelangen, die ihr den Weg zum Erwerb des linken Rheinufers bahnte.

Zu Reinhards Obliegenheiten gehörte auch dies, daß er über die von den auswärtigen Höfen für Verhaftete eingelegten Fürsprachen monatlich dem Ausschuß zu berichten hatte. Gewöhnlich führte diese Verwendung nur den sicheren Tod der Eingekerkerten herbei. Auch der Graf Schlabrendorf wurde eines Tages als verdächtig in Haft genommen und Reinhard bekam den Freund auf seine Liste: er hatte dem Ausschuß mitzuteilen, daß der dänische Hof sich für den Verhafteten verwende. Zur Freude Reinhards wurde aber Schlabrendorf durch einen glücklichen Zufall gerettet; freigelassen wurde er erst nach 17monatlicher Haft im März 1795.[5]) Reinhard selbst ist in jener schreckenvollen Zeit, da die Angeberei von der Gasse bis in den Saal des Konvents im Schwunge war und das Blutgerüst täglich ein Opfer von 50, 60, 80 Köpfen verlangte, nur mit knapper Not den Gefahren entgangen, die ihn als Freund der Girondisten, als Beamten der gestürzten Regierungen bedrohten. Bei jedem nächtlichen Anpochen war er, wie Otto und Colchen, darauf gefaßt, in den Kerker abgeholt zu werden. Und zuletzt hat ihm und seinen Amtsgenossen der eigene Chef, nämlich jener Kommissär Buchot, noch einen Streich gespielt, der nur dadurch unblutig ablief, daß er am letzten Tag der Schreckensregierung ausgeführt wurde. Miot erzählt dieses Erlebnis folgendermaßen: „Als Robespierre, von einem Teil des Konvents bedroht, die Zahl der Opfer häufte, die er täglich auf das Blutgerüst schickte, gab Buchot uns als Gemäßigte an, deren man sich nicht rasch genug entledigen könne, und wirkte den 8. Thermidor (26. Juli) einen Verhaftbefehl des Sicherheitsausschusses gegen Otto, Colchen, Reinhard und mich aus. Am andern Morgen kündigte mir Buchot mit einem teuflischen Lächeln unser Schicksal an und ging nach dem Stadthause, um Robespierre zu verteidigen. Allein dieser Tag war der 9. Thermidor und wir waren gerettet. Sonderbarerweise aber kam man, ungeachtet der Ereignisse des 9., am darauffolgenden Tage, um den Haftbefehl gegen uns auszuführen. Der Haftbefehl hatte nämlich den gewöhnlichen Weg durch die Kanzleien des Sicherheitsausschusses gemacht, wo er nicht annulliert worden war. Es bedurfte sogar der Verwendung Herrn Humberts, Vorstandes des Verrechnungsbureau, um den Widerruf des verhängnisvollen Befehls zu bewirken und unsere Besorgnisse zu heben. Erst dann war es uns vergönnt, an dem unermeßlichen Jubel teilzunehmen, der Paris erfüllte, als der Sturz der Ungeheuer bekannt wurde.[6])

Auf geheimnisvolle Weise hat dieses Ereignis seine Wirkung bis nach Schwaben, in Reinhards Elternhaus erstreckt. Der 27. Juli war ein

Sonntag, und der würdige Dekan von Balingen schickte sich eben zum gewohnten Gang nach der Kanzel an. Da kommt ein unerklärliches Bangen über ihn, er bekämpft dasselbe, aber die Angst will nicht weichen, er ist nicht im Stand, seine Amtspflicht zu erfüllen und muß nach dem Vikar schicken, daß er ihn auf der Kanzel vertrete. Nach einiger Zeit kommt ein Brief aus Paris, aus dem sich ergiebt, daß eben in jener angstvollen Stunde der Sohn in Lebensgefahr geschwebt hatte.[7])

Der Sturz Robespierres hat den Freunden der Revolution ihren Glauben und ihre Hoffnungen zurückgegeben. Befreit atmeten sie auf, und überall war der Jubel derselbe wie in Paris. Kerner schrieb aus Zürich vom 4. August an die Familie seiner Braut nach Stuttgart: „Soeben erhalte ich Briefe aus Paris, Robespierre ist tot, das Ungeheuer mit 90 seiner Anhänger guillotiniert. Die Freiheit triumphiert und die Tyrannen werden vernichtet, welche Gestalt sie auch annehmen mögen. Gott, ich lebe aufs neue wieder, die Freiheit von Europa ist gerettet.“ Und ganz ebenso schrieb er an Reinhards Bruder Christian, damals in Marburg:

„Der Tyrann ist tot und während die fränkischen Truppen die Nationalunabhängigkeit durch Siege befestigen, stirbt der blutdürstige Demagoge Robespierre unter dem Beil des Henkers. Die Freiheit von Europa ist gerettet, solch eine Szene sucht man vergebens in den Geschichtbüchern. Groß und erhaben zeigt sich der Konvent, groß das Volk von Paris, ausgezeichnet ist dieser Triumph der Nationalrepräsentation. Tod das Los der Tyrannen, was für eine Gestalt sie auch annehmen mögen. Die Jakobinergesellschaft, diese neue Adelskaste, ist geschlossen ... Von Karl habe ich vor etwa drei Wochen Briefe erhalten. Ich ersehe daraus, daß er sich wohl befindet und wenigstens damals bei guter Laune war. Ich zweifle nicht, daß Robespierres lang gewünschtes Schicksal auch ihm viel Vergnügen machen und vielleicht sogar einen vorteilhaften Einfluß auf sein Schicksal haben wird. Der Überrest der Anhänger Dantons spielte nämlich eine große Rolle bei dieser Befreiung Frankreichs von einem blutdürstigen Ungeheuer. Deforgues, der ehemalige Minister der auswärtigen Angelegenheiten und der Freund Dantons, ist seit dem Tode des letzteren im Gefängnis und wird jetzt wahrscheinlich seine Freiheit und ehemalige Stelle wiederum erhalten, und er kann nicht anders als sehr gut gesinnt für diejenigen sein, die unter ihm arbeiteten, da sie ihm noch in dem Augenblick, da sein Fall schon als gewiß vorauszusehen war, Beweise ihrer Achtung und ihres freundschaftlichen Anteils gegeben haben.“

Für Reinhard war Robespierre der Ariman, der böse Dämon der Revolution gewesen. Jetzt, nach dem Ende des Ungeheuers war sein Glaube an die Menschheit aufs neue belebt. In der Elegie auf seine Trauung mit Christine Reimarus sang er:

O der glücklichen Zeit, da der werdenden Schöpfung sich freute,
Wem für die Menschheit ein Herz schlug und für eigenes Recht
Arimanes trat in die Schöpfung! Ich fühlt' ihn, ich sah' ihn,
Gräßlich grinste sein Mund, als er die Blüte zertrat.
Damals ward sie gelöst die zweite Täuschung, und dennoch
Wie die Gottheit, wie mich selber, so halt' ich sie fest.
Aus dem ungeheuren Verlust den Glauben an Menschheit
Hab' ich gerettet und schon hat er mir herrlich gelohnt.

Doch unauslöschlich war der Eindruck, den die Schreckenszeit in seinem Geiste hinterließ. Später, wenn der schweigsame Mann einmal zum Sprechen gebracht wurde, wie in Hamburg im Reimarusschen Hause oder in Weimar bei Goethe, holte er seine Erinnerungen gerne aus diesen Tagen und erregte mit den Erzählungen von Robespierre das Grausen der Zuhörer. Folgende Anekdote ist aus Reinhards Mund. Als Robespierre schon tot da lag und kein Glied mehr rührte, stand außer der ihn umgebenden Wache alles voll Menschen um ihn her, um die Hyäne noch einmal zu sehen, die so viele Tausende zerfleischt hatte, und sich zu überzeugen, daß er gewiß keine mehr zerfleischen werde. Da zuckte noch einmal sein Arm, und nicht nur die Zuschauer, sondern auch die ganze Wache stürzte vor Schrecken zur Thüre hinaus. Noch in seinen letzten Lebensjahren, bezeugt Guhrauer, hat Reinhard nie ohne Aufregung von dieser Epoche sprechen können; bei dem Namen Robespierre empörte sich sein innerstes Gefühl.[8])

2.

Erst nach Robespierres Sturz hat die diplomatische Arbeit der Republik wieder begonnen. Die Erfolge der Heere bereiteten ihr den Boden und Männer mit politischen Zielen und politischen Fähigkeiten traten die Erbschaft des finsteren Tugendredners an. Reaktion kündigte sich, wie überall, auch auf dem Boden der auswärtigen Politik an. Man kehrte zu Dantons Ideen zurück. Mit dem Kosmopolitismus, mit den Utopien der Brüderlichkeit war es zu Ende. Der Krieg wurde fortgesetzt, aber jetzt als Mittel zum Zweck, als Mittel, um zu einem Frieden zu gelangen, bei dem es auf die Ausdehnung der Grenzen, auf Raub und Eroberung abgesehen war, der den besiegten Völkern den Willen Frankreichs auferlegen und ihnen dafür das erhebende Bewußtsein bringen sollte, freie Bürger zu heißen und Verbündete der großen Republik.

In der Organisation des politischen Dienstes wurde zunächst nichts geändert. Den Beamten des auswärtigen Departements wurde nur die Er-

leichterung gewährt, daß der Überwachungskommissär abgeschafft und die Amtsstunden von 9—4 Uhr angesetzt, auch die Gehälter wieder besser reguliert wurden. Im Übrigen war die mit dem 1. April begonnene Organisation gerade für den Dienst im auswärtigen Amt noch im Rückstand und ist erst durch die Männer des Thermidor vollends durchgeführt worden. Ein Konventsbeschluß vom 24. August übertrug dem Wohlfahrtsausschuß die Leitung des politischen Teils und die Überwachung des administrativen Teils der auswärtigen Beziehungen. Die Kommission für das Auswärtige sollte bloß das Material herbeischaffen und den Dienst der Kanzleien und der Konsulate besorgen. Wenn aber nun der Ausschuß die auswärtige Politik ganz in seiner Hand konzentrierte, auch die diplomatische Korrespondenz sich vorbehielt, so fühlte er bald das Bedürfnis, die bewährten Kräfte des Departements in seinen unmittelbaren Dienst zu ziehen. Es wurde deshalb ein auswärtiges Amt beim Ausschuß selbst eingerichtet, dessen drei Abteilungen mit den bisherigen Divisionschefs besetzt werden sollten. Diese neue Organisation wurde anfang November vollendet, wobei nun auch Buchot durch einen andern Kommissär ersetzt wurde. Eines Tages wurden Miot, Otto, Reinhard, Colchen vor je ein Mitglied der diplomatischen Abteilung des Wohlfahrtsausschusses beschieden, wo eine Prüfung mit ihnen vorgenommen wurde. Das Ergebnis war, daß am 8. November Miot zum Kommissär ernannt wurde, während die drei anderen als Divisionschefs dem Ausschuß beigegeben wurden, um unter demselben die diplomatische Korrespondenz zu besorgen. Und jetzt gab es Arbeit genug. Mit der Wiederherstellung im Innern trat Frankreich auch wieder in regelmäßige Beziehungen zu den auswärtigen Mächten. Bereits waren mit mehreren Höfen Unterhandlungen angeknüpft, und die neue Organisation hatte eben den Zweck, zum Verfolg dieser Unterhandlungen wieder strengere Ordnung in den diplomatischen Dienst zu bringen. Eine ungemeine Thätigkeit entwickelte sich in den Bureaus des Ausschusses, während die Kommission, das frühere Ministerium, eine bedeutungslose Zwischenbehörde geworden war. So sehr sich die Männer des Ausschusses, die Merlin von Douai, Cambacérès, Boissy d'Anglas &c. durch die inneren Parteikämpfe behindert sahen, und so wenig sie eine durchgreifende Autorität besaßen, nach außen stellt ihre Verwaltung vom 10. Thermidor bis zur Verfassung des Jahres III unzweifelhaft eine Periode des politischen Aufschwungs dar. Gestützt auf die Siege der republikanischen Generale wurde überall die diplomatische Arbeit wieder aufgenommen. Zu Ende des Jahres 1794 waren mit einer Reihe von Staaten zweiten Ranges wieder freundschaftliche Be-

ziehungen angeknüpft, und am 11. Dezember beschloß der Ausschuß, den diplomatischen Dienst im Ausland wieder wie vor dem Jahre 1789 einzurichten.

Weitaus die wichtigste Arbeit aber gab es in derjenigen Abteilung, die Reinhard nach den Befehlen des Ausschusses zu besorgen hatte. Sie umfaßte auch nach der neuen Organisation die Korrespondenz mit den nördlichen und östlichen Reichen. Hinzugetreten aber war Preußen.

Zum erstenmal wird Preußen wieder unter den Staaten genannt, mit denen ein diplomatischer Verkehr der Republik stattfand. Das wichtigste Geschäft war jetzt der Friedensschluß mit der nordischen Macht, die im Begriff stand, sich der polnischen Sache wegen von der Koalition vollends loszumachen. Preußen und Polen, darin lag der Knoten der politischen Lage. Das Ziel des Ausschusses war ein doppeltes: die Koalition zu sprengen, um Österreich zu überwältigen und England zu isolieren; er wollte gleichzeitig das linke Rheinufer erwerben. Der eine und der andere Zweck drängte zu Verhandlungen mit Preußen, um es von seinen Verbündeten abzuziehen und seine Einwilligung zur Preisgebung des Rheins zu erlangen. Aber der König von Preußen war einer der Tyrannen, die auf den Nacken Polens den Fuß gesetzt hatten, und aus den ersten Jahren der Revolution war in der Republick immer noch ein Rest von kosmopolitischer Sympathie für Polen übrig. Können wir, hieß es im Konvent, mit Preußen verhandeln, damit es seine Truppen vom Rhein zurückziehe, um sie auf das unglückliche Polen zu werfen? Eine Koalition von Polen, Türkei, Schweden, Dänemark war ein alter Plan der Republik, den Dumouriez und Danton verfolgt hatten, und der Ausschuß kam jetzt auf diesen Plan zurück, der an den Gemäßigten, an den Gegnern der Eroberungspolitik eine Stütze fand. Der polnische Agent Barß verdoppelte seine Anstrengungen, die, wie bisher, von Reinhard unterstützt wurden. Die Agenten an den neutralen Höfen des Nordens erhielten Weisung für Polen zu wirken, und in der Person Parandiers, bisher in Dresden, wurde ein geheimer Agent an den polnischen Nationalrat geschickt. Die von Reinhard abgefaßten Weisungen, die dieser Agent am 11. November erhielt, ließen freilich die ganze Verlegenheit erkennen, worin sich die Republik in diesem Augenblick befand; die Sympathie für Polen kreuzte sich mit dem Staatsinteresse, das eine Verständigung mit Preußen verlangte. Parandier überbrachte weder Geld noch Verträge, sondern Ermutigungen, die zu nichts verpflichteten.

„Die französische Republik wird Polen direkte Hilfeleistung nicht verweigern, die ihm seine eigene Stellung verstattet, vorausgesetzt, daß sie die Sicherheit hat,

daß diese Hilfeleistung der Sache der Freiheit dienen wird. Unter derselben Bedingung wird die Republik, wenn sie finden wird, daß die Zeit Friedensvorschläge anzuhören gekommen ist, mit ihren eigenen Interessen diejenigen des polnischen Volkes kombinieren. Selbst frei, der natürliche Verbündete der freien Völker, muß das französische Volk notwendig die Freiheit der Völker wollen. Wenn es wahr ist, daß die Örtlichkeiten, der Grad von Bildung und Einsicht, Modifikationen zulassen im Gebrauch der politischen Rechte, die allen Bürgern zustehen, und daß es erlaubt ist, deren Ausübung eine Zeit lang, sei es für ein ganzes Volk oder für einzelne Volksklassen zu beschränken, so ist es auch wahr, daß die Agenten der französischen Republik, wenn sie eine Meinung auszusprechen, einen Rat zu geben haben, diese nur in den Grundsätzen des französischen Volkes, in seiner Verfassung, in den Beispielen, die es gibt, schöpfen können. Demgemäß wird der Bürger Parandier die Unbeugsamkeit der Grundsätze mit der Duldung der Meinungen, die Achtung vor der Unabhängigkeit der Nationen mit der Treue verbinden, die er den Grundsätzen und den Gesetzen der Republik schuldet."

Eine gewundene Sprache, die eben darin kennzeichnend ist für den Übergang der revolutionären Politik von uneigennütziger Weltbürgerei zum Egoismus der Eroberung, und kennzeichnend für Reinhard selbst, der vor Kurzem noch mit dem Menschheitsredner Anacharsis Klootz geschwärmt hat und jetzt ein Werkzeug der Politik der Thermidorier ist, und bald des Direktoriums. Immerhin sind diese Weisungen ein Anzeichen, daß nach dem 9. Thermidor das französische Gewissen wieder empfindlicher für die Sache Polens geworden war. Allein es war zu spät. Parandier reiste am 22. Dezember ab, zu einer Zeit, da es kein Polen mehr gab. Suworoff hatte am 4. November Praga erstürmt und war am 8. in Warschau eingezogen. Die französische Republik mußte die dritte Teilung Polens geschehen lassen, weil die Interessen Frankreichs und Polens unversöhnlich waren. Polen wurde geopfert, um den Frieden mit Preußen zu erlangen.

Ende November kamen die Verhandlungen mit Preußen ernstlich in Zug. Auch sie fielen in Reinhards Arbeitsgebiet. Er war der Gehilfe Merlins von Douay, der im Ausschuß die preußische Korrespondenz unter sich hatte, und der am 4. Dezember ein ausdrückliches Vertrauensvotum für den Ausschuß erwirkte, wobei als Grundlage der Verhandlungen die Erwerbung der Rheingrenze zwar noch nicht genannt, aber verständlich angedeutet wurde. Von Reinhard sind auch die Weisungen verfaßt, die der Unterhändler Barthelemy nach Basel erhielt, und die am 12. und 15. Januar 1795 im Ausschuß beraten, am 26. Januar endgiltig festgesetzt wurden. Der Hauptsatz in diesen Weisungen lautete: „Der Bürger Barthelemy wird erklären, daß die Republik den Rhein als ihre natürliche Grenze betrachtet, die sie

beizubehalten entschlossen ist." Die Gründe dafür aufzuzählen wurde ausdrücklich als überflüssig erklärt. Für die Verhandlungen wurde Barthelemy Mißtrauen in die preußische Diplomatie eingeschärft, gleichzeitig sollte aber keine Lockung unversucht bleiben, wenn Preußen einwilligte sich mit der Republik gegen Österreich zu verbünden, Rußland im Zaum zu halten, das gegen Polen verübte Unrecht wieder gut zu machen. Frankreich, bis zu seinen natürlichen Grenzen ausgedehnt, werde keine Gefahr für Deutschland, vielmehr sein treuster Verbündeter sein. Es werde gerne sehen, wenn die Fürsten für ihre Besitzungen auf dem linken Ufer sich durch die Teilung der kirchlichen Herrschaften auf dem rechten Ufer entschädigen, ein Mittel, das durch den westfälischen Frieden in das öffentliche Recht eingeführt ist, und das die Aufklärung des Jahrhunderts gebieterisch vorzuschreiben scheint. Der König von Preußen werde den Mittelpunkt einer Allianz bilden, die innerhalb des Kaiserreichs ein neues Gleichgewicht aufrichte.

Dahin also war es mit dem Idealismus der republikanischen Politik gekommen. Die Heere der Republik hatten die Rheingrenze erobert, kraft des Rechts des Stärkeren sollte sie behalten werden. In dem für Barthelemy bestimmten Aktenstück stand nichts mehr von den Menschenrechten, von abstrakten Grundsätzen, von der Freiheit der Völker; die Republik war zur Eroberungspolitik des Königtums zurückgekehrt. Immerhin war diese Politik des nackten Staatsegoismus noch mit einem Rest der kosmopolitischen Sympathieen vermischt. Die Idealisten konnten wenigstens eine Brücke von der Politik der Gironde zu der Politik des Wohlfahrtsausschusses in dem Gedanken finden, daß die Kriege, die die Republik zu ihrer Vergrößerung führte, gleichzeitig die Erziehung der Völker bezwecken, ihnen die Wohlthaten der Freiheit bringen, sie zu Verbündeten der Republik machen. Wem der Glaube an die Revolution in den Gräueln der Schreckenszeit verloren gegangen war, dem wurde er durch das Kriegsglück der republikanischen Heere wieder aufs neue belebt. In Deutschland selbst war die Stimmung gegenüber der Revolution infolge ihres siegreichen Vordringens wieder umgeschlagen. Noch bevor das Meteor sich erhob, der Italiker an der Spitze seiner Heere den Triumph der Revolution vollendete, hatte die kriegerische Energie der Republik, die Kaisern und Königen siegreich trotzte und mit kolossalischen Kriegsthaten die Welt erfüllte, die Einbildungskraft der Völker mächtig gefesselt und der Sache der Revolution neue Sympathieen zugeführt. „Die girondistische und kosmopolitische Revolution war in Deutschland bewundert worden, die nivellierende und terroristische Revolution stieß sie ab, aber die militärische und

erobernde Republik fand in Deutschland wieder ihre Verteidiger und Bewunderer." (A. Sorel, IV, 22.)

Der erste Vertrag, den die Diplomatie des Wohlfahrtsausschusses abschloß, war der mit Toskana.[9]) Es folgte eine Reihe von Friedensschlüssen, durch die die europäische Koalition aufgetrennt wurde. Am 5. April wurde in Basel der Friede mit Preußen unterzeichnet, am 17. Mai folgte der norddeutsche Neutralitätsvertrag. Es war die unmittelbare Folge dieser Friedensschlüsse, daß Vertreter der Republik im Ausland ernannt wurden, und der Wohlfahrtsausschuß nahm sie unter den fähigsten Beamten der Bureaus. Auch Reinhard sollte einen Posten in der Diplomatie erhalten und er verdankte dies seinem Verhältnis zu Sieyès, der seit dem 5. März wieder im Ausschusse saß und mit Reubel und Merlin von Douay die diplomatische Abteilung desselben bildete. Reinhard sah an dem gewichtigen, in den Nimbus der Überlegenheit sich hüllenden Manne als seinem hochmögenden Gönner hinauf.[10]) In ihren Gesprächen aber, so darf man vermuten, war nicht bloß von der kritischen Philosophie die Rede, sondern auch von dem Verhältnis der Republik zu Deutschland, das eben jetzt durch die Verhandlungen mit Preußen in den Mittelpunkt der politischen Erwägungen gerückt war. Man weiß, daß Sieyès nicht die Vorliebe für Preußen hatte, die damals an der Tagesordnung war. Während die Mehrzahl der politischen Männer Österreich am liebsten vernichtet hätte, sah er in der Erhebung Preußens auf Kosten Österreichs eine Gefahr für die Republik. Er wollte überhaupt nicht die eine Macht gegen die andere begünstigen, sondern den Gegensatz und die Rivalität beider zu Gunsten Frankreichs ausspielen und die kleineren Staaten, anstatt daß sie sich um Preußen gruppierten, sollten vielmehr unter die unmittelbare Oberherrschaft der Republik gestellt werden, als ein drittes Deutschland, als ein Bollwerk, das zwischen Frankreich und den beiden deutschen Großmächten aufgerichtet wurde. Also der Gedanke des Rheinbundes, den Napoleon später zur Ausführung gebracht hat. Man braucht nicht anzunehmen, daß Reinhard auf diese Entwürfe des stets über weitaussehenden Planen brütenden Abbé von Einfluß gewesen sei. Aber Widerspruch wird er, der geborene Württemberger, schwerlich erhoben haben. Hier liegt im Keime das Dogma jenes süddeutschen Liberalismus, der in Österreich und Preußen seine Gegner, in Frankreich — mehr oder weniger eingestanden — sein Vorbild und seine Schutzmacht sah. Reinhards ganze Laufbahn ist zuletzt aus seiner Herkunft zu erklären. Der Weltbürger, der gleichmäßig Frankreich und Deutschland angehörte, ist nur in jener Zeit möglich gewesen und man

darf hinzusetzen, nur dem Sohne eines süddeutschen Kleinstaats war es möglich, ein Franzose zu werden und ein Deutscher zu bleiben.

Sieyès scheint Reinhard zuerst für den Posten in Wien bestimmt zu haben. Der Graf Schlabrendorf, den Sieyès wegen dieser seiner Absicht befragte, hielt dies aber für unpolitisch, schon deshalb, weil Reinhard als Deutscher dem Wiener Hof eine unerwünschte Persönlichkeit sein müsse. Der eigentliche Platz für ihn, meinte er, würde Hamburg sein, von wo aus er in seinen Depeschen diejenigen aller anderen Gesandten kontrollieren könne. Denn sämtliche europäischen Mächte unterhielten Geschäftsträger in dieser Handelsstadt, wo die Nachrichten aus allen Weltgegenden zusammenliefen, wo der Briefwechsel Englands mit dem Festland durchging und wo auch die französische Emigration ihr litterarisches Hauptquartier besaß. Wirklich wurde Reinhard am 24. Juni zum Gesandten bei den drei Hansestädten mit dem Sitz in Hamburg ernannt.

Auch in diesen letzten Zeiten sehen wir Reinhard vorwiegend mit seinen deutschen Freunden im Verkehr. Vom 22. April bis 23. Mai war Jens Baggesen, der unstäte dänisch-deutsche Dichter und Philosoph in Paris, wo er von Kerner in seine Wohnung aufgenommen wurde. Aus seinen Briefen erfahren wir, daß er täglich mit Kerner, Reinhard und dem Grafen Schlabrendorf zusammen war, täglich mit ihnen in den Elyseischen Feldern spazieren ging. Am 29. April schreibt er, daß Reinhard große Achtung vor dem Grafen Schlabrendorf besitze und fährt fort: „Reinhard stimmt ganz mit mir überein über den Konvent im großen Ganzen, über die Nichtigkeit der Mehrzahl seiner Mitglieder, über Legendre, der immerhin wenigstens der beredteste von allen ist.“ Die Freunde pflegten bei dem Restaurateur Billiote zu speisen, und hier traf man zuweilen auch Sieyès, mit dem sich Baggesen einmal lebhaft über die kritische Philosophie unterhielt. Durch Reinhard lernte er auch andere Männer kennen, mit denen er litterarische Gespräche führen konnte, so den Bibliothekar Regnier, der damals den politischen Teil des Moniteur redigierte. Durch Kerner ließ er sich in den Konvent und ins Revolutionsgericht führen, und am 7. Mai wohnte er mit ihm der Hinrichtung des öffentlichen Anklägers Fouquier-Tinville bei. In die letzten Tage seines Pariser Aufenthalts fiel der gegen den Konvent gerichtete Jakobineraufstand vom 1. Prairial = 20. Mai. Er war an diesem blutigen Tage mit Kerner im Konvent, wenige Schritte von ihnen wurde der Abgeordnete Férand ermordet, Kerner trug in den nachfolgenden Tumulten eine Verwundung davon, und Baggesen selbst, der enthusiastische Bewunderer der

Revolution, war froh, als er nach zweitägiger Gefangenschaft in dem abgesperrten Paris noch mitten unter rasenden Volkshaufen mit heiler Haut die „Himmelhöllenstadt" verlassen konnte.

Bis zu Reinhards Abreise auf seinen neuen Posten ging noch der Sommer hin. Inzwischen näherten sich die Beratungen über die neue Verfassung ihrem Abschluß. Diese Verfassung vom Jahre III, welche die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt wieder trennte und die letztere einem fünfgliedrigen Direktorium übertrug, hat auch die Einrichtung der Ministerien wiederhergestellt. Doch behielt sich das Direktorium ebenso wie der Wohlfahrtsausschuß die unbedingte Vollzugsgewalt vor, die Minister waren bloß seine ausführenden Organe. Das auswärtige Ministerium bekleidete zuerst Charles de Lacroix (November 1795 bis Juli 1797); sein Nachfolger wurde Talleyrand.

Am 26. Oktober schloß der Konvent seine Sitzungen. Tags zuvor hatte er unter anderen auf den öffentlichen Unterricht bezüglichen Dekreten die Errichtung des Nationalinstituts beschlossen, das die im August 1793 aufgehobenen Akademien ersetzen sollte. Das Institut zerfiel in drei Klassen: für die mathematischen und physischen Wissenschaften, für die moralischen und politischen Wissenschaften, für die Litteratur und die schönen Künste. Unter den erstmals ernannten Mitgliedern des Instituts befand sich auch Reinhard. Er hätte in jede der drei Klassen gepaßt: man reihte ihn in die zweite Klasse, die Classe des sciences morales et politiques ein. Er erfuhr diese Ernennung in Hamburg, wo er bereits seine Thätigkeit begonnen hatte.

Achter Abschnitt.

Erster Aufenthalt in Hamburg.

1795—1798.

Wichtigkeit des Hamburger Postens. Die Demarkationslinie. Hamburg und das Reich. Die Anerkennung des Gesandten verweigert. — Litterarische Verhältnisse. Die Häuser Reimarus und Siveking. Neumühlen. Kant vom ewigen Frieden. Christine Reimarus. Verlobung. Sieveking in Paris, Reinhard in Bremen. Briefwechsel mit dem Bruder. Der Hildesheimer Konvent. Für das Freihandelsystem. Begegnung mit Talleyrand und mit dem Herzog von Orleans. Vergleich zwischen Hamburg und der Republik. — W. v. Humboldt. Vermählung. Elegie. Charakteristik der Gattin. — Friede von Leoben. Anerkennung des Gesandten. Besuch in Ploen. Briefwechsel mit A. v. Hennings. Verteidigung des 18 Fructidor. Lafayette in Witmold. — Friede von Campoformio. Unmut über den Friedensschluß. Abberufung. Verteidigung der Republik gegen Hennings. Christinens Geburtstag. Der Abschied.

1.

Es war die erste selbständige Stellung, die Reinhard im diplomatischen Dienste bekleidete. Als Gesandschaftssekretär nahm er seinen Unterchef im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, Jean Benedict Lemaistre aus Genf, mit sich. Sein jüngerer Freund und Landsmann Kerner folgte ihm auf seinen Vorschlag als Privatsekretär.

Der gegenwärtige Zeitpunkt gab dem Hamburger Posten eine besondere Wichtigkeit. Eben begann der Krieg der Koalition aufs neue. Norddeutschland lag außerhalb des Kriegsschauplatzes; doch wie die verabredete Demarkationslinie sich im Kriegsfalle bewährte, das mußte sich erst zeigen. Zunächst beruhte sie auf einem vorläufigen Abkommen, das von den Kriegführenden wenig geachtet wurde. Es bedurfte noch genauerer Festsetzungen, und diese stießen auf Schwierigkeiten. Zwar Preußen hatte den eifrigen Wunsch, das Friedenssystem, zu dem es für sich entschlossen war, auch für die anderen norddeutschen Staaten sicherzustellen. Auf sein Andringen wurden alle kriege-

rischen Anstalten, die England auf hannoverschem Boden betrieb, eingestellt. Allein der Stein des Anstoßes war eben der, daß Hannover, dessen Kurfürst der König von England war, innerhalb der Neutralitätslinie lag. Auch Frankreich hatte ein starkes Interesse daran, daß Preußen dem Kriege fern blieb und kam seinerseits den preußischen Wünschen entgegen, aber doch nur so weit, als seinen Zwecken nicht hinderlich war. Wenn es zur Neutralisierung Norddeutschlands sich verstand, so wollte es doch freie Bewegung für seine kriegerischen Pläne behalten. Es war nicht gemeint, durch den eingegangenen Vertrag sich im Kampf gegen England die Hände zu binden. Das Direktorium weigerte sich deshalb, die Neutralität Hannovers anzuerkennen. Sein unausgesetzt verfolgtes Ziel war, England vom Festland zu isolieren, es womöglich auch in Hannover zu bekämpfen, ihm die deutschen Strommündungen zu verschließen. Und hier war nun eben Hamburg für die französische Diplomatie ein wichtiger Beobachtungsposten.

Hamburgs Handel hatte durch die französische Umwälzung einen gewaltigen Aufschwung genommen. Seit dem Falle Amsterdams war es der erste Handelshafen auf dem Festlande. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr drängten sich nach diesem Zwischenmarkte die Waren der englischen Industrie, wie die Erzeugnisse der englischen Kolonien. Ein ungeheurer Reichtum strömte den Handelshäusern und durch diese der ganzen Bürgerschaft zu; der Unternehmungsgeist ging in hohen Wellen und die ängstliche Sorge des Gemeinwesens war, durch den Krieg diese steigende Wohlfahrt nicht unterbrochen zu sehen. Mit aller Welt im Frieden zu leben, war der höchste Wunsch. Wie aber dann, wenn das Deutsche Reich im Kriege sich befand? Durften die Hansestädte, die Glieder des Reichs waren, freien Handel auch mit dem Feinde treiben? Ihre Pflicht wies sie zum Reiche, ihr Interesse forderte Neutralität. Wie dieser Widerstreit zu lösen sei, das hat die Staatsmänner und die Publizisten in und außerhalb der Städte in diesen Jahren lebhaft beschäftigt. Im Reiche sah man mißgünstig auf das Bestreben der Städte, sich von ihrer patriotischen Pflicht loszusagen. Schlözer in Göttingen schrieb in seiner derben Sprache entrüstet: „Ist Hamburg deutsch? — so muß es an Deutschlands Schicksalen teilnehmen. Indes der Feind den Nassauer, den Franken fast aufs Blut quält, ihm seine Kirchen beraubt, seinen Töchtern Gewalt anthut, kommersiert der Hamburger mit diesem unmenschlichen Feinde, verschafft ihm dadurch Mittel, seine Unmenschlichkeiten fortzusetzen, fordert quasi de jure Neutralität. Ist das, ich will nicht sagen, Recht, sondern nur honnêteté, Lebensart? Pfui, der kaufmännische Schmu! Kein Funke von

Moralität!" Andrerseits suchten die Wortführer der Städte zu beweisen, es sei mit der Reichspflicht wohl vereinbar, diesen Handelsplätzen eine Ausnahmestellung zu gewähren, die dem ganzen Reiche zum Vorteil gereiche. Wie würde es um die Geldgeschäfte Deutschlands stehen, konnte Professor J. G. Büsch, der Vorstand der Handelsakademie, mit Grund einwerfen, wenn Hamburg in Kriegsgefahr geriete und der Glaube an die Sicherheit seiner Bank erschüttert würde? In der That war man bis zu einem gewissen Grade geneigt, die besondere Lage der Hansestädte anzuerkennen und deren höchstes Gut, die freie Handlung, unangetastet zu lassen. Die Hamburger konnten sich auf frühere Fälle berufen. Im dreißigjährigen und noch im siebenjährigen Kriege hatte man es ihnen nicht schwer gemacht, ihre Handelsinteressen mit ihren Reichspflichten in Einklang zu bringen und auch während eines Reichskriegs die Beziehungen zu allen handeltreibenden Staaten fortzusetzen. Allein anders war es doch seit dem Ausbruch der Koalitionskriege. Jetzt befand sich das Reich in einem Kampfe, in dem für seine Glieder ein Kompromiß zwischen Reichspflicht und Welthandelsinteresse unmöglich schien. Nicht mehr um Auskunftsmittel für den Tag handelte es sich, sondern um eine grundsätzliche Entscheidung. Die ganze Zukunft der Städte stand auf dem Spiel. Sie selbst glaubten sich diese Zukunft zu sichern, wenn es ihnen gelang, durch völkerrechtliche Vereinbarungen ihre Neutralität oder doch die ihres Handels in künftigen Reichskriegen für immer sicher zu stellen. Seitdem Preußen die Waffen niedergelegt hatte, schien auch der Reichsfriede in naher Aussicht, und man hoffte, daß bei diesem Friedensschluß Frankreich, seiner überlieferten Politik getreu, die Interessen der Hansestädte zur Geltung bringen werde. Schon vor Reinhards Ankunft waren Verhandlungen zu diesem Zwecke mit Frankreich angeknüpft, die aber keinen rechten Fortgang nehmen wollten. Nun konnte ihnen die Ankunft eines Gesandten der Republik nur förderlich sein, der persönlich die günstigste Meinung vom idealen Berufe des einstigen Hansebundes mitbrachte und in der Republik die natürliche Beschützerin aller freien Staaten sah. Die Städte hatten auch noch andere Wünsche. Sie waren in beständigen Streitigkeiten mit den Bischöfen emporgekommen, und nun übten die benachbarten weltlichen Dynasten, in deren Hände die Bisthümer gelangt waren, noch immer gewisse Rechte auf dem Boden der Städte aus, die diesen lästig waren; Überreste des Feudalismus, für deren Beseitigung man gleichfalls auf den Beistand der Republik zählte. Reinhard hat als echter Sohn der Revolution diese Fragen mit Lebhaftigkeit aufgegriffen. Er sah darin einen Streit zwischen der bürgerlichen Freiheit und der Barbarei

des Mittelalters und war bereit, auch hier der Sache der Freiheit zum Siege zu verhelfen. Seine amtliche Sendung, die so ganz den Wünschen der Städte selbst zu entsprechen schien, verhieß den besten Erfolg. Dennoch sollte die Thätigkeit des Gesandten in Kurzem auf ein unerwartetes Hindernis stoßen.

Am 28. September 1795 war er, über Amsterdam, in Hamburg eingetroffen. Da noch Krieg mit dem Reiche war, unterließ er es, mit Rücksicht auf die Reichspflicht der Städte, sein Beglaubigungsschreiben zu übergeben und verlangte keine amtliche Anerkennung; gleichwohl trat er sofort in Verkehr mit dem Hamburger Senat. Das erste war, daß er eine Beschwerde wegen Begünstigung der Ausgewanderten einreichte. Dann legte er sein Gewicht für die Anerkennung des Gesandten der batavischen Republik, Abbéma, ein. Am 6. Oktober konnte er seiner Regierung die Neutralitätserklärung überschicken, zu der sich König Georg III. als Kurfürst von Hannover verstanden hatte. Um Beziehungen zu Bremen anzuknüpfen, sandte er zunächst seinen Sekretär Kerner dahin. In einer Depesche vom 1. Dezember lenkte er die Aufmerksamkeit seines Ministers auf die neueste Schrift des Professors Büsch, worin eine Verständigung zwischen der französischen Republik und dem Deutschen Reiche angeregt wurde, die nicht bloß dem nächsten Zwecke, der Neutralisierung des hanseatischen Seehandels galt, sondern die, in die Zukunft greifend, die allgemeine Herrschaft liberaler Grundsätze auf dem Gebiete des Seerechts — im Gegensatz zu dem englischen Verfahren — herbeiführen sollte.

Persönlich fand Reinhard in Hamburg die entgegenkommendste Aufnahme. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft, am 2. Oktober, schrieb Kerner seinem Busenfreund, Johann Gotthard Reinhold, nach Amsterdam: „Wir waren die ganze Woche, die wir hier sind, täglich eingeladen; ich habe bei diesen Einladungen schon viele sehr interessante Personen kennen lernen, z. B. den großen Klopstock, der mir äußerst gefällt, Sieveking, einen der ersten hiesigen Handelsleute und bekanntesten Patrioten, Poel von Altona, den bekannten Reichardt,[1]) den portugiesischen Konsul, den schwedischen Gesandten u. s. w. — alle Leute von entschiedenem Verdienst."

Seit der Karlsschule hatten sich die Jugendfreunde Kerner und Reinhold nicht wieder gesehen. Der letztere war in holländische Kriegsdienste getreten. Kerner aber schlug ihm jetzt vor, gleichfalls sein Glück im diplomatischen Dienste zu versuchen. Er gewann die Unterstützung Reinhards für seinen Plan, und schon im Anfang des Jahres 1796 traf Reinhold wirklich in Hamburg ein; er war zum Legationssekretär des Gesandten Abbéma er-

nannt worden. Reinhold schrieb zweiundvierzig Jahre später, nach Reinhards Tode, an J. H. von Wessenberg: „Im Januar 1796 kam ich als holländischer Legationssekretär nach Hamburg, wo Reinhard seit einigen Monaten Gesandter der französischen Republik war. Er hatte zufällig zu meiner Hieherberufung beigetragen, und mein bester Freund war in seinem Hause Privatsekretär, von ihm geschätzt und geliebt. Auch mich behandelte er von Anfang an mit Güte, obwohl der Unterschied des Alters und der Verhältnisse und seine schweigsame Innerlichkeit eine Annäherung nicht begünstigte." Erst in späteren Jahren ist durch wiederholte Begegnung, wie durch Briefwechsel eine engere Freundschaft zwischen Reinhard und dem in der holländischen Diplomatie verbliebenen Reinhold geknüpft worden.

Die hannoverschen Dinge zu überwachen, war Reinhard in seinen geheimen Weisungen besonders aufgefordert. Seinem Wunsche hätte es entsprochen, auch bei der Regentschaft in Hannover beglaubigt zu werden; doch waren die Pariser Machthaber anderer Ansicht: sie wollten die Frage der Neutralität Hannovers offen lassen. Am 20. Januar 1796 erhielt Reinhard die förmliche Weisung, der Annahme, als ob zwischen der Republik und dem Kurfürstentum Hannover Friede bestehe, laut zu widersprechen. Anfangs Februar reichte er auf Verlangen des Direktoriums eine ausführliche Denkschrift über die politischen, militärischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Hannovers ein, worin er die Verteidigungsmittel des Landes als unerheblich schilderte, die Gesinnungen der Bevölkerung als freiheitliebend, den Ideen der französischen Revolution geneigt. Der hannoverschen Regierung wurde ausdrücklich bezeugt, daß sie seit vier Monaten Neutralität beobachtet habe. Dennoch verbreiteten sich schon jetzt Gerüchte, daß die Franzosen durch das Hannoversche vordringen wollten, um den Kampf gegen England in die Elbe- und Wesermündungen zu verlegen. Reinhard selbst gab in einer Depesche vom 4. März zu bedenken, ob nicht eine Besetzung Hannovers zu empfehlen sei, die, wenn sie auch nicht von Dauer, dem englischen Handel empfindlichen Schaden beibringen könne, indem sie ihn von Elbe und Weser absperre. So dauerte der Streit zwischen Frankreich und Preußen über die Demarkationslinie fort, und dies war nun auch von Einfluß auf die Stellung Reinhards, dessen Anerkennung als Gesandter in Hamburg noch schwebte.

Das Beglaubigungsschreiben, das Reinhard nach Hamburg brachte, war noch vom Wohlfahrtsausschuß ausgestellt. Inzwischen war die Verfassung des Jahres III fertig geworden und Ende 1795 in Kraft getreten. Aus den Parteikämpfen des ausgehenden Konvents waren zuletzt die Anhänger

einer revolutionären Eroberungspolitik siegreich hervorgegangen. Im Direktorium war für die auswärtige Politik Reubel, der geldgierige Elsässer, das einflußreichste Mitglied: unter ihm stand der Minister Delacroix, der vor Begierde brannte, Europa zu republikanisieren, übrigens ein unwissender und unfähiger Mensch. Am 26. Dezember 1795 erhielt Reinhard vom Direktorium ein neues Beglaubigungsschreiben, und zu seiner Überraschung war die Weisung beigefügt, dasselbe dem Senat zu überreichen und, wenn es nicht angenommen würde, die Stadt zu verlassen. Der Senat geriet dadurch in große Bedrängnis. Wenn er den Gesandten annahm, war dies eine Verletzung der Reichspflicht; der kaiserliche Geschäftsträger ließ Drohungen fallen, und die preußische Vermittlung scheute man sich anzurufen, weil man von der Annahme dieses Schutzherrn üble Folgen für die Freiheit befürchtete. Die preußische Regierung war zudem wenig geneigt, für Reinhards Anerkennung thätig zu sein, so lange wegen der Demarkationslinie noch kein Einvernehmen erzielt war. Zunächst wollte der Senat Zeit gewinnen, und dies wurde durch Reinhards Benehmen erleichtert, der die Weisung seiner Regierung bedauerte und sie auch nicht im Interesse Frankreichs gelegen hielt. Seine Vorstellung an das Direktorium fand aber keine Berücksichtigung, und da er bereits Schwierigkeiten in seiner Stellung als Deutscher fand — ein Franzose in Hamburg, Benaven, verdächtigte ihn öffentlich sowohl als beim Direktorium — so überschickte er endlich am 21. Januar 1796 sein Beglaubigungsschreiben dem Senat. Er that es in Formen, die immer noch einen Aufschub ermöglichen sollten. Der Senat aber beschloß am 25. Januar, die öffentliche Anerkennung des Gesandten zu verweigern und begründete dies ausführlich in einer Denkschrift, die sich auf die Reichsverfassung stützte, zugleich aber einen Bruch abzuwenden suchte und mit großer Sympathie über Reinhards Persönlichkeit sich aussprach. Das Direktorium ließ sich durch diese Denkschrift nicht umstimmen. Reinhard erhielt am 27. Februar die Weisung, die Stadt jetzt zu verlassen. Er ging mit Zurücklassung seines Gesandtschaftssekretärs nach Bremen.

2.

Für Reinhard war diese Wendung um so unerwünschter, als sie ihn aus den angenehmsten Verhältnissen riß. Eben begann er sich ein eigenes Heim einzurichten. Nach seiner Ernennung auf den Hamburger Posten war er zum erstenmal wieder in unmittelbare Verbindung mit seinen Angehörigen in der Heimat getreten; bis dahin hatte er aus Vorsicht Briefe weder ge-

schrieben noch empfangen. Jetzt durfte er sich als einen glücklich Gelandeten betrachten und er wollte nicht länger die Annehmlichkeiten eines eigenen Haushalts entbehren. Er erinnerte sich, daß eine ältere Verwandte, Luise, seit achtzehn Jahren den elterlichen Haushalt unterstützte; diese wünschte er zu sich zu nehmen und in Balingen entschloß man sich zu seinen Gunsten zu verzichten. Gleichzeitig reifte in dem Magister Philipp Christian, der damals als Privatgelehrter in Marburg lebte, der Plan, seinen aus den Revolutionsstürmen geretteten Bruder in Hamburg zu besuchen und endlich sollte der jüngste zwölfjährige Bruder Gottlob, für dessen Zukunft zu sorgen der Erstgeborene als seine ganz besondere Pflicht ansah, gleichfalls nach Hamburg gebracht werden, um unter seinen Augen zum kaufmännischen Beruf herangezogen zu werden. Kleine Hindernisse verzögerten die gemeinschaftliche Reise nach Hamburg. Mit Ungeduld sah Christian dem Augenblick entgegen, da er den Bruder, in dem er stets sein Vorbild verehrte, nach langer Trennung wieder in die Arme schließen konnte. „Ich werde dich verändert finden, schriebst du letzthin. In manchen Hinsichten erwarte ich es, und ich begreife dich, wenn du sagst: ‚Revolutionen machen alt'. Andre sagen, du seiest gewaltig ernsthaft geworden, und ich nehme letzteres für den Kommentar zum ersteren. In der Schule der Revolution muß man wohl Ernsthaftigkeit lernen, wenn sie auch nicht die natürliche Folge der vermehrten Erfahrung und der abnehmenden Reizbarkeit der Empfindungskraft wäre. Indessen nimmt mir alles dieses die Hoffnung nicht, daß ich dich vergnügt und heiter finden werde." Mitte Januar trafen die drei Reisenden glücklich in Hamburg ein und es wurde nun ein gemeinsamer Haushalt eingerichtet, — zu einer Zeit, da sich inzwischen Dinge dort ereignet hatten, die voraussehen ließen, daß Reinhard bald in anderer Weise hier eine zweite Heimat finden werde.

Er hatte nach kurzem Aufenthalt in Hamburg lebhafte, ja vertraute Beziehungen in der Gesellschaft angeknüpft. Möglich, daß dem einstigen Mitarbeiter des Schwäbischen Musenalmanachs Hamburg auch darum ein erwünschter Posten war, weil auf dieser Stadt der Glanz einer großen Litteraturepoche ruhte. „Geht nach der Schweiz und dann nach Hamburg," hatte Schubart den jungen Genies unter seinen Landsleuten zugerufen. Noch lebte Klopstock, unter dessen Zeichen der schwäbische Lyriker seine Laufbahn begonnen hatte. Dem Sänger des Messias bereitete jetzt seine zweite Frau einen behaglichen Lebensabend; schon bei Jahren, kränklich und nicht frei von Wunderlichkeiten, lebte er von der großen Gesellschaft zurückgezogen, doch war dem Allverehrten der Umgang mit näheren Freunden noch immer Bedürfnis. Und dicht

bei Hamburg wohnte Mathias Claudius, der Wandsbecker Bote, an dessen Arm der junge Reinhard — einem seiner Gedichte zufolge — gern so unter Gottes Sternen geschlendert war und dessen Hausbrot ihm besser schmeckte als zuckersüße Konfitüren. In Eutin lebte Fritz Stolberg, den Reinhard im Musenalmanach von 1783 stürmisch als Bruder begrüßt, und dem er kurz darauf seine Übersetzung des Tibullus gewidmet hatte. Stolberg war inzwischen Hofmann und gleichfalls Diplomat geworden; seine Ansichten über die französische Revolution waren jetzt freilich, wie die des Wandsbecker Boten, von der Art, daß der Gesandte des Direktoriums nicht daran denken konnte, die Freundschaft, die er als Dichter den Dichtern gewidmet hatte, nun persönlich zu knüpfen. Dagegen wollte es der Zufall, daß er nun mit dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi zusammentreffen sollte, in dessen Haus ihn das launige Schicksal vor einem Jahrzehnt als Hauslehrer hatte rufen wollen. Jacobi lebte, durch die französischen Siege aus Düsseldorf vertrieben, seit 1794 mit seiner Familie in Wandsbeck und siedelte dann 1797 nach Eutin über, wo außer Stolberg damals Voß, F. G. Schlosser und Nicolovius lebten. In Ploen schrieb der dänische Amtmann und Kammerherr August v. Hennings seinen „Genius der Zeit“. Dieser von mannigfachen litterarischen Interessen bewegte Kreis, der mit den Genannten nicht erschöpft ist, war unter sich mehr oder weniger verbunden, wenn gleich die französische Revolution eine tiefe Spaltung in denselben gebracht hatte.

Oft erzählt ist, wie Klopstock im Anfang dithyrambische Hymnen auf die Revolution anstimmte, um nachher mit Entrüstung und Ekel sich von ihr abzuwenden. Nirgends aber war die Revolution als der Ausbruch eines neuen Zeitalters mit hellerer Freude begrüßt worden, als im Reimarus'schen Hause, wo das Andenken an Lessing, den Freund des Fragmentisten und seiner Tochter Elise, noch frisch war, wo eine freisinnige Denkart in Religion und Politik zu den Überlieferungen der Familie gehörte. Man kennt aus zahlreichen Schilderungen solcher, die hier ein- und ausgehen durften, die Persönlichkeiten dieses Kreises, der für Reinhard so bedeutungsvoll werden sollte, die Vielseitigkeit der Interessen, die hier gepflegt wurden, den weitherzigen Weltbürgersinn, der sich hier mit feinster Herzensbildung verband, die Großartigkeit und zugleich anmutige Freiheit des geselligen Lebens, die Alle, die sich mit diesen seltenen Menschen berührten, nicht genug preisen konnten. Der Herr des Hauses, Johann Albert Heinrich Reimarus, der Sohn des Fragmentisten, war jetzt ein würdiger Greis, hochgeschätzt als Arzt, als Professor am Gymnasium und als gemeinnütziger Schriftsteller, glücklich

in seiner Bücherei und in seinen naturgeschichtlichen Sammlungen, fromm und friedfertig, heiter und gesprächig unter den Freunden, die sein Theetisch um ihn, die Schwester und die Gattin versammelte. Die letztere, Frau Sofie, „die Doktorin“, wie sie genannt wurde, war eine Schwester jenes Kammerherrn Hennings in Ploen. Sie wird als eine lebhafte, muntere Frau von scharfem Verstand und sehr bestimmten Ansichten geschildert. Die letzteren wurzelten wie die ihres Gatten, der in seinen Schriften Adelsvorrechte und Zunftwesen bekämpfte, ganz in den Anschauungen der Aufklärungszeit. Freimütig sprach sie sich über Menschen und Dinge aus und mit begeisterter Teilnahme verschlang sie die neuesten Erscheinungen der Litteratur; sie liebte die Dichtkunst und versuchte sich selbst in Versen. Dabei war sie herzensgut, eine verständige Hausfrau, eine treffliche Wirtin, überall helfend und ratend, die anerkannte Herrscherin der Familie. Von den Töchtern des Hauses, die in einem Leben voll Anregung und Wechsel, inmitten eines beständigen Zustroms merkwürdiger Persönlichkeiten aus der politischen, der litterarischen und der Geschäftswelt heranwuchsen, war die jüngere, Christine, noch unvermählt; die ältere, Johanna Margarethe, an den Handelsherrn Georg Heinrich Sieveking verheiratet, der damals vierundvierzig Jahr alt, als einer der reichsten und klügsten Männer Hamburgs, ja für den bedeutendsten Mann seiner Vaterstadt galt. Weit gereist, ein glücklicher Handelsherr, dabei hochgebildet, ein entschiedener Anhänger der französischen Grundsätze, freigebig, der belebendste Wirt, dabei wohl andere seine Überlegenheit fühlen lassend, hat er seiner Vaterstadt als Diplomat wichtige Dienste leisten dürfen. Von seiner Gattin aber reden die Zeitgenossen in den Ausdrücken der höchsten Verehrung. Steffens schildert mit begeisterten Worten die unbeschreibliche Güte der herrlichen Frau und die unwiderstehliche Gewalt, die sie auf ihn ausübte; mehr als ihre Talente und ihren Verstand pries Gustav Brinckmann „diese schöne, stille Heiligkeit des Charakters, die, wie der Friede Gottes, höher ist, als alle Vernunft“, und J. G. Rist nannte sie einen Engel von Sanftmut, Selbstverleugnung, hilfreicher Thätigkeit, Bescheidenheit und unschuldiger, durch keine krausen Verhältnisse zu störender Einfalt. Sieveking war im Besitz eines reizend an der Elbe gelegenen Landgutes in Neumühlen, unmittelbar unter Altona, und dieses Neumühlen war eben der Sitz jener weithin gepriesenen Geselligkeit. Hier traf man Klopstock und Jacobi, hier den ehrwürdigen, halberblindeten Vorstand der Handelsakademie J. G. Büsch, dessen vielseitig gebildeten Schwiegersohn Piter Poel, der den Altonaer Merkur herausgab, Caspar von Voght, den welterfahrenen Geschäftsmann,

der eben von einer zweijährigen Reise in England zurückgekehrt war, den originellen Politiker Jonas Ludwig von Heß, der anfänglich gleichfalls leidenschaftlicher Anhänger der Revolution und der Mittelpunkt jakobinischer Bachanalien gewesen war, den geistreichen Arzt und Dichter Dr. J. A. Unzer. Diese gehörten zu den Nächststehenden. Doch der größte Reiz der Gesellschaft zu Neumühlen bestand in dem unaufhörlichen Wechsel und in der beständigen Mischung mit fremden Gästen. Die glückliche Sicherheit, deren sich das neutrale Hamburg erfreute, zog damals in die Stadt und ihre Umgebung zahllose Fremde, die durch die Stürme der Zeit aus ihrer Heimat vertrieben waren: Flüchtige aus den Rheinlanden, aus Holland, Schweden, Polen, Irland; doch am zahlreichsten waren die Franzosen. Jede politische Veränderung in Paris brachte ihrer neue Scharen: Angehörige aller Parteien, Männer und Frauen, Diplomaten und Offiziere, Adlige, Bürgerliche und Priester, Würdige und Unwürdige, Reiche und Verarmte. Die bedeutendsten von ihnen waren an das Sievekingsche Haus empfohlen, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Ausgeschlossen waren nur die „Koblenzer", und die Doktorin sah es jedem an der Physiognomie an, ob er zu den „verworfenen Aristokraten" gehöre. Zuweilen wurde es den guten Leuten doch zu viel. Es kam vor, daß an den Sonntagen in Neumühlen für siebzig bis achtzig Personen gedeckt war und die Tafel doch nicht ausreichte für die schrankenlos ausgeübte Gastfreundschaft. Und die wackere Doktorin kann den Seufzer nicht unterdrücken, daß Elemente unter den Ausgewanderten sind, an denen sie keine Freude hat. „Was war Frankreich für ein Nest," schrieb sie an den Freiherrn von Knigge, „wo alle diese Menschen drinnen waren! Welche Verderbung unter den Ausgewanderten! Nur Atheismus oder dumme Bigotterie."

Die Begeisterung für die französische Revolution war auch in diesem Kreise durch die seitherigen Ereignisse gedämpft worden. Mit jener unschuldigen Freude war es längst vorbei, mit der man auf Anregung Sievekings den ersten Jahrestag des Sturms auf die Bastille durch ein ländliches Fest in Harvestehude gefeiert hatte, mit Gesang und Tanz, mit Böllerschüssen, Gläserklingen und Wonnethränen. Noch früher als Klopstock gab der alte Reimarus bitterem Unmut Ausdruck. „O weh," schrieb er am 27. Dezember 1791 an Knigge, „daß die Franzosen alle gute Hoffnung, die man von ihnen hatte, so zurichten, allen guten Willen anderer Völker von sich abwenden!" Ein Jahr später schrieb die Doktorin an ihren Bruder: „Nein, die Franzosen sind keine Nation, mit der man sich brüderlich verbinden kann. Ich mag

ihr Bürgerrecht nicht. Gute Freiheit, warum bist du nicht in andere Hände gefallen!" Den Glauben an die Freiheit, an einen guten Ausgang der fürchterlichen Bewegung ließ sich dieses im Optimismus des achtzehnten Jahrhunderts herangewachsene Geschlecht gleichwohl nicht rauben. Wenn die Doktorin das einemal über „die Scheusale" in Frankreich schilt, so ist sie ein anderesmal geneigt zu denken, daß die Grausamkeiten zwar schrecklich sind, aber vielleicht sein müssen. Mitten in der Schreckenszeit tröstet sie sich mit einem Blick in die Zukunft: „Um ruhig und mit Zutrauen über das alles zu urteilen, muß man mit der Geschichte sich dreißig Jahre weiter hinaus setzen, beim Zurückblicken wird das Auge dann alle Grausamkeiten, die dazwischen liegen, übersehen und nur Sklaverei am Anfange und Glück und Freiheit am Ende erblicken." Reimarus selbst, indem er beklagte, daß die ausschweifenden Leidenschaften in Frankreich so viel verdorben haben, fügte hinzu: „Im Ganzen ist doch gewiß viel Gutes daraus entsprungen, welches der Despotismus nicht wieder auslöschen kann." War das nicht derselbe Glaube, zu dem sich auch Reinhard bekannte, mit dem er sich durch die Schreckenszeit hindurch aufrechthielt, mit dem er jetzt fortfuhr, der Republik seine Dienste zu widmen? Er hatte hier einen Kreis von Gleichgesinnten gefunden, und bald sollte er mehr finden.

In den Briefen der Doktorin an ihren Bruder Hennings und an ihren Freund, den Freiherrn von Knigge, wird Reinhard von Anfang Oktober 1795 an erwähnt: häufig und mit zunehmender Geneigtheit. Am 13. Oktober schreibt sie an Knigge: „Dieser Reinhard ist ein Deutscher, worüber wir uns alle freuen, er scheint sehr vernünftig, kalt und ruhig, völlig seinem Amte gewachsen." Und am 1. Dezember an denselben: „Der Herr Minister Reinhard scheint ein braver Mann zu sein, etwas kalt und rückhaltend, aber gewiß vom besten Wollen." Reinhard selbst schrieb am 1. Dezember an den hamburgischen Bevollmächtigten in Paris, Dr. Fr. J. Schlüter: „Als Minister in Hamburg bin ich so anhänglich an diese Stadt, als ein Minister der Republik es sein kann und darf. Als Privatmann habe ich noch mehr Gründe, diese Stadt zu lieben, die so viele durch ihren Patriotismus, ihre Einsicht und ihre Tugenden achtungswerte Personen einschließt. Sie erraten, daß ich damit vornehmlich den reizenden Kreis der Familie Sieveking meine."

Im Reimarus'schen Hause hat die Abhandlung „Vom ewigen Frieden", die Kant, durch den Basler Frieden veranlaßt, zu Ende des Jahres 1795 veröffentlichte, die wärmste Zustimmung finden müssen. Unter den Freunden der Doktorin ist öfters von dieser Schrift die Rede, die Abschaffung der

stehenden Heere empfahl und in der Idee eines Weltbürgerrechts und eines Föderalismus freier Staaten gipfelte. Schien damit nicht das erlösende Wort in diesen bedrängenden Kriegszeiten ausgesprochen? Wie, wenn dieser Gedanke zu den Franken gebracht würde, dort die Köpfe ergriffe, dort heilsame Frucht schüfe? Kant selbst hatte den Wunsch, daß die Schrift zu Nutz und Frommen der Franken in deren Sprache übersetzt würde, und die Doktorin schrieb an den Philosophen Reinhold in Kiel: „Schön wäre es, bei einer Nation den ersten Funken von einem Lichte hingetragen zu haben, das sie noch nicht kannte, und das bei ihrem Feuersprühen ihr vielleicht allein die Leitung geben kann, die sie bedarf, um zur Pflicht, Gesetz und Ordnung zurückzukehren." Jetzt zeigte sich der französische Gesandte selbst bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. Er beeilte sich fürs Erste, ein deutsches Exemplar nach Paris zu schicken, und machte sich auch gleich an eine Übertragung, um sie nebst einer Vorrede an Sieyès zu senden. Schon am 13. Dezember schrieb ihm der Bruder Christian aus Marburg: „Wer dich aufgemuntert hat, Kants neuestes Schriftchen zu übersetzen, hat meines Erachtens einen guten Gedanken gehabt. Zwar der Stil dünkt mir schlechter und die Perioden verwickelter als selbst in seinen übrigen Schriften; allein dies würde kein Hindernis sein für einen, der beide Sprachen so ganz in seiner Gewalt hat; und die Terminologie betreffend — einmal muß die französische Sprache doch in diesen Apfel beißen." Die Doktorin, unter deren Augen die Übersetzung entstand, schrieb von ihr, sie sei verständlicher und lesbarer als das Deutsche, und manches sei weggelassen, was zu weitläufig war oder für Frankreich nicht paßte. „So ist sie wie ein Landeskind in Sieyès' Hände gekommen, der sie drucken lassen oder so behalten kann. Reinhard ist das ganz gleich, er wollte nur in die hellsten Köpfe dort einen Begriff bringen, wie unsere Philosophen die Sache ansähen und wie sie glaubten, daß nur in Republiken der Stoff zu dauerndem Glücke läge. Aus Sieyès' Antwort sieht man, daß er von Kants früheren Schriften und Lehrmeinungen wenig weiß, aber hineinkommen wird er bald, das zeigt sein richtiges Urteil über das Büchlein." [2])

Wie dann der Konflikt wegen der Anerkennung des Gesandten sich zuspitzt, ist die Doktorin sehr ungehalten über die Bedenklichkeiten des Senats. Ihr eifriger Wunsch ist, daß Reinhards Stellung eine dauernde und eine gesicherte werde, wie denn überhaupt zu bemerken ist, daß seit dessen Anwesenheit ihre Neigungen wieder mehr der französischen Sache sich zukehren. „Daß Reinhard," schreibt sie am 13. Februar an Knigge, „hier erst recht festsäße, nicht mehr vom heiligen römischen Reiche chikaniert würde, wünschen

wir herzlich. Er ist ein sehr wackerer Mann und zählt sich als Deutscher zu uns. Er hat, weil das Gouvernement es wünschte, sein Kreditiv übergeben müssen; der Rat wollte ihn gerne annehmen, sieht aber aus wie ein Schulknabe, der die Rute fürchtet, und hat Vorstellungen nach Paris abgeschickt. Werden die nicht angehört und besteht man auf Anerkennung des Ministers, so weiß ich noch nicht, wie ein Ausweg gefunden werden kann. Die Kaufmannschaft hält sich für verloren, wenn die Handlung mit Frankreich unterbrochen wird."

Die Doktorin verschwieg ihrem Freunde in Bremen, warum ihr und der ganzen Familie das Bleiben Reinhards so sehr am Herzen lag. Der Gesandte der Republik, der zugleich ein gefühlvoller deutscher Dichter war, damals vierunddreißig Jahre alt, hatte sich in Kurzem zu der Tochter des Hauses, Christine, hingezogen gefühlt, warb um ihre Hand und schon bald nach Neujahr scheint er das vorläufige Jawort der Eltern erhalten zu haben. Auch das Jawort Stinchens, aber dieses mit einigem Widerstreben. Ihr Herz hatte sie nämlich halb einem andern geschenkt, und es kostete sie noch Mühe, sich von dieser älteren Verbindung gänzlich zu lösen. Es war zu Ende des Jahres 1793, als der junge deutsche Arzt Justus Erich Bollmann in Hamburg erschien. Er hatte nach dem 10. August 1792 den Kriegsminister Narbonne im Hause seiner Freundin Staël gerettet, dann plante er mit Hilfe einflußreicher Personen in England die Befreiung des in Olmütz von den Österreichern gefangen gehaltenen Lafayette; auf der Reise zu diesem Zwecke hielt er sich einige Wochen in Hamburg auf und wurde durch den Kapellmeister Reichardt, den er von Straßburg her kannte, in den Reimarus-Sievekingschen Kreis eingeführt. Der vierundzwanzigjährige Jüngling, unternehmend, von lebhaftem Temperament, liebenswürdig, leidenschaftlich, gewohnt, daß ihm die Herzen der Frauen zuflogen, dazu vom Ruhm einer glänzenden That umstrahlt, hatte Eindruck auf Christine gemacht. Die Eltern Reimarus faßten freilich kein rechtes Vertrauen zu dem unruhigen Abenteurer, der er ihnen schien. Dieser aber hoffte gerade durch die Befreiung Lafayettes eine Stellung in der Welt zu erringen und dann wollte er förmlich um die Hand Christinens werben. „Ich hatte mich ihr gebunden — sie war frei." Inzwischen besaß er an Christinens Schwester, Frau Sieveking, eine Vertraute und hilfreiche Freundin, die mit ihm im Briefwechsel blieb, als er im Januar 1794 von Hamburg zunächst wieder nach England zurückkehrte, um dann im Sommer dieses Jahres von neuem nach Deutschland zu reisen und das Wagestück zu Lafayettes Befreiung auszuführen. Das Unternehmen, am

8. November wirklich versucht, ist bekanntlich mißlungen. Bollmann wurde ergriffen und bis Ende Juli 1895 selbst in Olmütz gefangen gehalten. Es war ausgemacht worden, daß er und Christine sich nicht schreiben sollten. Allein sein Unglück bewirkte, daß Christine sich über das Abkommen hinwegsetzte. Mit Wissen der Schwester und des Schwagers schrieb sie zweimal dem Gefangenen herzliche Trostesworte, die ihn überglücklich machten. Sobald er frei war, eilte er nach Hamburg, doch hier hatte sich jetzt die Lage zu seinen Ungunsten verändert. Während seiner Gefangenschaft hatte Christine schwer gelitten: sie zürnte den Eltern wegen des Widerstandes, den sie dieser Verbindung entgegensetzten. Als sie aber Bollmanns Befreiung erfuhr und damit der Sorge um ihn ledig war, faßte sie sich; sie konnte es nicht ertragen, die Eltern leiden zu sehen, und sie gab ihnen das Versprechen, nie eine Verbindung gegen deren Willen einzugehen. Dabei blieb sie auch, als Bollmann nun im Oktober wieder kam, zu einer Zeit, da Reinhard bereits im Hause aus- und einging. „Eine unglückliche Verbindung von Umständen," schrieb Bollmann später aus London, „hat mich in Hamburg von dem Gegenstand gerissen, dessen Andenken, dessen Briefe im Gefängnis mir Trost waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! Sie glaubte, sich ihrer Pflicht opfern zu müssen, und das kann ich nicht tadeln!" Und in einem gleichfalls von Bollmann selbst niedergeschriebenen Bericht wird erzählt: „Bollmann fand Christine liebevoll, aber kühl und ruhig, und fest entschlossen, durch unbedingte Unterwerfung unter den Willen ihrer Eltern die jüngste Verirrung ihres kindlichen Gefühls zu sühnen. Die Eltern erwiesen sich unerbittlich. Bollmann hatte eine letzte Unterredung mit Christine, ging nach London und entschloß sich nach Amerika zu gehen. Er segelte am 25. Oktober von London ab und landete am 1. Januar 1796 in New-York. Einige Zeit nach seiner Ankunft zeigte ihm ein Brief von Christine an, daß sie im Begriff stehe, ihre Hand dem Gesandten Reinhard zu reichen; diese Verbindung, fügte sie der Meldung bei, werde ihre Eltern glücklich machen".

Solange die Anerkennungsfrage schwebte, blieb Reinhards Stellung eine höchst unsichere und so war man einverstanden, die Verlobung noch geheim zu halten. Als Reinhard auf die Weisung des Direktoriums die Stadt verließ und nach Bremen ging, gab ihm die Doktorin einen Brief an den Freiherrn von Knigge mit — es war kurz vor dessen Tod —, worin sie ihm schrieb: „Diesen Brief schicke ich mit einem Freunde, mit dem ich ihn lieber nicht schickte, da ich ihn sehr ungern nach Bremen reisen sehe. Reinhard wird Ihnen sagen, warum er zu Ihnen kommt und daß unsere hochweisen

Herren den Weg der Thorheit gehen. An den Gedanken, daß er gar nicht wieder nach Hamburg kommt, kann ich mich nicht gewöhnen, und wenn auch Bomben und Kanonen dazwischen kommen, so wollen wir keinen andern Minister als Reinhard. Kommt nicht Frieden und Gott macht nicht gut, was der Rat uns verdorben hat, so wird es uns ziemlich übel ergehen." Der Brief war am 4. März geschrieben. Am 16. erhielt er noch eine Nachschrift: „Ich habe diesen Brief wieder aufgebrochen, weil Reinhard noch einige Tage bei uns bleiben konnte. Nun muß er fort. Sieveking reiset nach Frankreich, soll alles vermitteln und gut machen — wird er es können?"

Diese Sendung Sievekings nach Paris war eben durch die Frage der Anerkennung des Gesandten der Republik veranlaßt. In Hamburg hatte die Abweisung Reinhards durch den Senat große Aufregung hervorgebracht. Man fürchtete für den Schifffahrtsverkehr, fürchtete bereits den Anmarsch eines feindlichen Heeres. Flugschriften erschienen für und wider. Von der Kaufmannschaft wurde die Handlungsweise des Senats keineswegs gebilligt. Um die staatsrechtlichen Bedenken kümmerte man sich wenig. „Behält Hamburg nur freie Handlung, so ist alles Narrenspoſſe," schrieb Frau Sophie Reimarus, und das drückte wohl die allgemeine Stimmung aus. Das Interesse der Stadt gebot um jeden Preis den Bruch mit der Republik zu verhüten. Preußens Vermittlung aber wollte man nicht anrufen, da man seinen Absichten mißtraute. So zog man es vor, die unmittelbare Verständigung mit Frankreich zu suchen. Schon Anfang März wurde von der Hamburger Kaufmannschaft die Absendung eines Gesandten nach Paris beschlossen, um das Verfahren der Stadt zu entschuldigen und den üblen Folgen für Handel und Schifffahrt vorzubeugen. Die Wahl fiel auf G. H. Sieveking, als den Mann des allgemeinen Vertrauens. Auch der Senat versah Sieveking mit Vollmachten, und ein Gleiches that der Senat von Lübeck, während Bremen sich darauf beschränkte, die Vollmachten für den Gesandten der Hansestädte, Schlüter, zu erneuern. Gleichzeitig reiste Reinhard nach Bremen, Sieveking nach Paris ab.

Reinhard traf am 20. März in Bremen ein. Schon durch die Sendung Kerners im November 1795 war er davon unterrichtet, daß in Bremen eine für die französische Sache günstige Stimmung vorherrsche. Dies konnte nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung sein, die er seinerseits der Stadt entgegenbrachte. Schon in einer Depesche vom Dezember hatte er sich der besonderen bremischen Wünsche warm angenommen und diese Stadt, sogar auf Kosten Hamburgs, in ein günstiges Licht bei den Direktoren gestellt. Unter diesen

Umständen durfte der Gesandte, den Hamburg ablehnte, in der Schwesterstadt der besten Aufnahme versichert sein. Er lebte hier als Privatmann, ohne seine Anerkennung zu betreiben, im Verkehr mit einem Kreise hochgebildeter, freisinniger Männer und im besten Einvernehmen mit den Behörden. Auch die Herren vom Rat waren weniger zurückhaltend als in Hamburg und Reinhard suchte sie in ihrer Frankreich geneigten Stimmung zu bestärken. Mit Hamburg wurde indessen ein lebhafter Briefwechsel unterhalten. Es lag Reinhard daran, vom Gang der Anerkennungsfrage und von den fortdauernden Intriguen gegen seine Stellung unterrichtet zu werden. Daneben lief die Korrespondenz mit der Familie Reimarus und mit dem in Hamburg zurückgebliebenen Bruder Christian, der nebst dem kleinen Gottlob fast täglich im Reimarusschen Hause war: sie wurden schon ganz als Angehörige der Familie behandelt. Die Verlobung Christinens sollte zwar, obwohl schon seit Wochen die ganze Stadt davon sprach, noch immer nicht öffentlich erklärt werden. Auch die Doktorin hielt dies für geboten aus Rücksicht auf Reinhards unsichere Stellung, und um ihn nicht in den Verdacht einer Parteinahme für die Stadt zu bringen. Im Übrigen sah sie mit ihrem unverwüstlichen Frohmut in die Zukunft, sie war überzeugt, daß die Anerkennungsgeschichte glücklich ausgehen müsse, und daß dann Karl und Christine lange, lange Jahre hier wohnen bleiben und zu ihrem Theetisch gehören würden; und wenn man ihr einwarf, auch im günstigen Falle sei doch das Beisammenbleiben eine ungewisse Sache, so berief sie sich auf Beispiele und meinte, es seien schon viele, auch französische Gesandte lange Jahre auf ihrem Hamburger Posten verblieben. Reinhard nahm nach seiner Natur die Sache schwerer, er hatte Augenblicke, da er an der Möglichkeit einer Verbindung mit Christine zweifelte, er bedurfte des ermunternden Zuspruchs seiner Lieben, und der Bruder war unermüdlich, ihn durch tröstliche Berichte aus dem Hause Reimarus aufzurichten.

Du bist glücklich in Bremen angekommen, mein Teuerster! Deß freu' ich mich herzlich, aber — niedergeschlagen und müde — schreibst du? Dieses konnte sich bald verlieren; aber auch jenes? Aufrichtig zu sagen: ich fürchte, du hast manche verdrießliche Augenblicke. Nicht als ob das Unangenehme deiner gegenwärtigen Situation dich niederzudrücken vermöchte, denn ich finde es klein gegen die Kraft, die du ihm entgegensetzen kannst; aber Heiterkeit ist bei Menschen deiner Art etwas, das kommt und geht, das der Augenblick bringt und wieder raubt. Ehe die Kraft aufgeboten ist, kann die Stimmung verdorben, die Laune getrübt sein. Ich wünsche Knigge recht oft dir zur Seite; vielleicht zerstreuen dich überhaupt die neuen Bekanntschaften. Briefe von hier, von den guten, vortrefflichen Reimarus werden

sonder Zweifel auch zu deiner Aufheiterung wirken. Es ist mir, wenn ich in dieses Haus, das Reimarus'sche, trete, als trete ich in den Tempel des Wohlwollens und der Freude. Freundlichkeit, Zutrauen und Zufriedenheit kommen mir entgegen; letztere konnte vor Ankunft deines Briefes nur durch den Zweifel, ob du auch wohl seiest, und jetzt noch durch die Befürchtung, daß du wohl nicht immer heiter sein mögest, gestört werden. Ich kann dir nicht beschreiben, wie mich's zuweilen freut — diese Offenheit, diese stille aber lautere Freude. Man sieht so klar, daß die Herzen befriedigt sind, und daß diese Befriedigung alles umfaßt, was man wünschen könnte. Die Mutter beträgt sich, als wäre sie unsere Mutter und als wäre es ihre größte Freude, es zu sein. Wenn wir auch nicht selbst ans Kommen dächten, so sorgt sie, daß wir wo nicht jeden Tag, doch alle zwei Tage den Nachmittag bei ihnen zubringen. Christine scheint immer heiterer zu werden. Vor deiner Abreise sah man öfter Wolken um ihre Stirne als heiteren Himmel; es war offenbar, daß die Liebe ihre Seele zur Wehmut gestimmt hatte. Dieser Anstrich von Wehmut ist allmählich minder sichtbar; der Ausdruck stiller, aber inniger Freude tritt an die Stelle. Sie scheint überhaupt heftiger Empfindungen gar nicht fähig zu sein, aber zuverlässig desto tieferer und ich bin überzeugt, daß Liebe, wenn sie einmal Platz gewonnen hat, sich einer solchen Seele vollkommen bemächtigt. . . . Daß du im R. Hause ohne Aufhören à l'ordre du jour bist, versteht sich von selbst. Wir wandern im Felde deiner Lebensgeschichte und freuen uns auf jedem Standpunkte, wenn wir von jedem uns die Aussicht auf die gegenwärtige Situation offen halten.

In denselben Tagen, da Reinhard von Hamburg abgereist war, traf der Philosoph K. L. Reinhold aus Kiel dort ein, einer Einladung des Handelsherrn Voght folgend, als dessen Gast er die Osterferien in Neumühlen zubrachte. Im Reimarus'schen Hause war er schon längst ein Befreundeter; jetzt hielt er in Neumühlen vor einem kleinen Kreise Geladener freie Vorträge über die Kantische Philosophie, an denen auch Christine teilnahm. Freitags pflegte er in die Stadt zu kommen und hier, im Hause Reimarus, lernte auch der Magister Christian Reinhard, selbst ein Kantianer, den berühmten Propheten der neuen Lehre kennen. Das Interesse, das die Schrift vom ewigen Frieden bei den Aufgeklärten Hamburgs erweckt hatte, schuf auch für die Aufnahme der spekulativen Lehren des Königsberger Weisen einen günstigen Boden. Bald sehen wir Reinhard auch in die Bemühungen hineingezogen, Sieyès für Kants neueste Schrift und weiterhin für die Kantische Philosophie überhaupt zu gewinnen und dabei erwies sich Christian Reinhard um so mehr als hilfsbereiter Mittelsmann, als sein Bruder in dieser Zeit wohl schwerlich Muße für solche Beschäftigungen hatte und auch nicht in der Stimmung dazu war.[3]) Ihn drückte die fortdauernde Unsicherheit seiner Lage, die Verhandlungen Sievekings in Paris rückten lange nicht von der Stelle, und mehr als das, es verbreitete sich jetzt von dort ein höchst

niederschlagendes Gerücht: Reinhards Abberufung stehe bevor, er sei zum Gesandten in den Vereinigten Staaten von Amerika bestimmt. Sieveking bestätigte das Gericht, ebenso Georg Kerner, der, weil er bei Reinhard nichts mehr zu thun hatte, gleichfalls nach Paris zurückgekehrt war. Für die Familie Reimarus war dies eine schmerzliche Kunde; Reinhard selbst war zwar entschlossen eine Ernennung nach Amerika womöglich abzulehnen, aber es tauchte in ihm wieder jene alte, niemals erlöschende Sehnsucht auf, müde der Enttäuschungen in Europa sich in irgend einen Winkel am Ontariosee zu flüchten. In diese Vorgänge und Stimmungen lassen uns die Briefe blicken, die Christian Reinhard in dieser Zeit dem Bruder nach seinem Bremer Exil schrieb.

Hamburg, 29. März 1796. Es ist sichtbar, daß dein Brief an Christine viel Freude gemacht hat. Ich müßte dir, wenn ich treuen Bericht abstatten wollte, in jedem Briefe wiederholen, wie Christinens ganze Seele an dir zu hängen scheint, wie man mit rührender Herzlichkeit sich für dich interessiert. O mein Bester! möchte doch sich alles entscheiden! Ich habe Reinholden am vorigen Freitag gesprochen und er hat mir sehr wohl gefallen. Er hat das ganze seltene Talent, die Menschen von seinen Lieblingsideen und Geschäften zu unterhalten und zwar so, daß selbst der minder unterrichtete gerne teilnimmt. Doch sieht es zuweilen aus, als wollte er von den Dächern predigen und als ob er nicht diskurrierte sondern dozierte. Dennoch hat er ein gewisses Ansehen von Bescheidenheit; zugleich aber auch das Ansehen eines Mannes, der seiner Sache gewiß und mit sich selbst einverstanden ist. Wohl ihm für seinen Teil, wenn er das ist. Dagegen scheint sein Entwurf zum Einverständnisse[4]) ꝛc. zu scheitern. Fast alle Stimmen sind dagegen, besonders Wieland, dessen Brief Madame Reimarus neulich vorlas. . . . Heute nur noch den Wunsch: schreib mir, daß du ruhig seist. Du bist es nicht, das zeugen Stellen und Ausdrücke in deinem Briefe. Ich muß dir sagen: mir ist jedesmal herzlich wohl, wenn ich bei Reimarus bin. Gewiß können sie auch nicht über mich klagen. Ich bin offen und redselig in ihrem Zirkel, so sehr, daß ich manchmal der guten alten Tante den Rang abgewinne. Da geh' ich dann jedesmal weg mit dem Wunsche, daß du bald ebenso, wie ich, wieder zufrieden uud heiter hier aus- und eingehen möchtest. Da ist der Weg wo ich durch muß, sagst du. Der Himmel geleite dein Schifflein durch diese und alle andern Klippen hindurch. . . . Reinhold läßt dich seiner reinsten Achtung versichern. Das nächstemal werde ich mit ihm wegen der Übersetzung von Kant reden. Du hast wohl nicht Lust, dich jetzt mit der Übersetzung vom ewigen Frieden zu beschäftigen? Sonst wollte ich dir eine Abschrift schicken.

Hamburg, 6. April 1796. Kerner muß in Paris angekommen sein. Die Zeit ist nahe, daß sich der Knoten lösen muß. Was uns doppelt begierig auf deine Briefe macht, ist das seit vorgestern hier umlaufende Gerücht: du gehest als Gesandter der Republik nach Amerika. Lemaitre sagte mirs. Reimarus hatte es auch

gehört. Lemaitre scheint die Sache nicht für ungegründet zu halten. Es soll aus Paris geschrieben worden sein, aber ich kann nicht erfahren von wem? und an wen? Ich war sehr begierig auf den Eindruck, den diese Nachricht in Reimarus' Hause machen würde. Man wußte sie als ich hin kam, aber man zweifelte und man freute sich zweifeln zu können. Die Mutter besonders kann des Wunsches, daß du hier bleibest, nicht los werden. Sie sprach aufs neue davon, daß schon so manche Minister viele Jahre lang an dem hiesigen Posten gestanden seien; doch — setzte sie hinzu, sei dies ein Glück, auf welches man nicht rechnen dürfte, und — wenn es so oder so ginge, müßte man sich eine Trennung gefallen lassen. Ich freute mich sie so sprechen zu hören, denn das Mutterherz spreche was es will, diese Trennung müßte früher oder später erfolgen. Daß Christine den Mut hat dir zu folgen, wohin es sei, dein Schicksal zu teilen, welches es sei, bin ich fest überzeugt. Dieses Mädchen scheint mit dem gefühlvollsten Herzen eine Geistesstärke zu verbinden, dergleichen man selten findet. Es ist als spräche sie: mein Los ist geworfen, ich folge meinem Schicksal, indem ich dem Manne folge, den mein Herz gewählt hat und ich werde mit ihm glücklich sein, es sei da oder dort, in dieser oder in jener Lage. Ich bewundere an Christinen eine gewisse Ruhe, mit der sie Menschen und Dinge betrachtet und eine gewisse Richtigkeit, justesse, die ihr Empfinden und Urteilen charakterisiert. Gedanken und Gefühle scheinen in dieser Seele aufs trefflichste geordnet. Keine Spur von stürmischen Bewegungen, von Übereilungen, Übertreibungen ꝛc. Ich will das Gute in der Schöpfung aufsuchen, soviel möglich, und will gutes thun, soviel möglich — mit diesem Bewußtsein scheint sie zu sehen und zu handeln. Als ich das erstemal mit ihr Schach spielte, fragte ich: Spielen Sie immer so ruhig? — Soll ich denn heftig spielen? sagte sie. Wir lachten, den andern Tag gestand ich, daß ich das was ich Ruhe nannte überhaupt in ihrem Charakter fände, und sie gestand, daß sie diesen Gedanken in mir vermutet habe. Am vorigen Sonntag wohnte sie einer Reinholdischen Vorlesung in Neumühlen bei. Gestern wiederholte sie uns einige Hauptpunkte mit vollkommener Deutlichkeit und Präzision. Ich habe Reinholden sehr lieb gewonnen und auch er zeigt sich freundschaftlich gegen mich. Über meine Briefe äußerte sich Reinhold, daß er die Darstellung richtig finde, aber er glaube, daß man um Eingang zu finden anders zu Werke gehen müsse. Man müßte vom Geiste der französischen Philosophie, besonders von Helvetius ausgehen ꝛc. Dies mag bei gewöhnlichen französischen Philosophen gut sein, aber schwerlich anwendbar auf Sieyès, der gewiß weiter gedrungen ist als Helvetius ihn führen konnte.

Hamburg, 8. April 1796. Deinen Brief erhalte ich soeben. Ich schließe aus den Äußerungen, daß die Sage von Amerika nicht ganz grundlos war. Und du wolltest nicht annehmen? Allerdings muß man in Amerika als Landmann leben und kein anderes als Familienglück suchen. Wer was anderes will, suche es aber lieber auf der Hemisphäre, auf der er schon lebt. Aber in dieser Absicht nach Amerika zu gehen, ist vielleicht noch zu frühe. Warum also nicht einstweilen in diplomatischer Eigenschaft? . . . Aber einst wünsche ich dir eine frohe Retraite — sei es am Ohio oder an der Elbe und wahrscheinlich wird erst mit diesem Rück-

zug aus dem politischen Getümmel die Epoche deiner dauernden Glückseligkeit beginnen. Indessen ist mein Wunsch, daß deine Verbindung mit Christinen — sage nicht mehr das zweifelnde wenn, du wirst ruhiger sein, wenn du diese Sache als unter allen Umständen entschieden betrachtest — nicht zu lange verzögert werde. Du wirst sie allerdings glücklich machen, aber auch sie wird tausendfach Freude und Ruhe in deine Seele bringen. . . . Über Kant und Sieyès habe ich heute mit Reinhold gesprochen. Er sagt: die Hauptsache sei nun, die Begriffe zu simplifizieren und er habe einen Versuch dieser Art, den wir morgen Vormittag gemeinschaftlich durchgehen wollen und den ich ins Französische übersetzen könnte. Allein dieser Versuch besteht bloß in Aphorismen über staatsrechtliche Begriffe und könnte etwa als Anfang oder Vorbericht zu deiner Übersetzung vom ewigen Frieden dienen. Dies ist aber nicht genug. Ich bin mit dir einerlei Meinung und Wunsch, nämlich den französischen Philosophen die Kant-Ideen so vorzulegen, daß sie selbst sehen und sehen müssen, daß sie neu sei und worin sie neu sei. Ob irgend ein Auszug, irgend eine Schrift, als die von Kant selbst, diesen Zweck erreiche, zweifle ich fast. Eine Übersetzung und — ein Wörterbuch dazu, weil nicht nur neue Worte geschaffen, sondern alte in neuer und doch strikterer Bedeutung als gewöhnlich gebraucht werden müßten. Ich werde die Sache genau mit Reinhold überlegen. Was ich dabei thun kann, thu ich mit größter Freude und warmem Interesse. Indessen wünsche ich, Reinhold hätte in einem anderen Fache einen Aufsatz für Sieyès verfertigt. Denn in staatsrechtlichen Ideen sind die Franzosen, in gewisser Hinsicht wenigstens, weiter als die Deutschen. . . . Madame Reimarus kann sich von dem Wunsche deines Hierbleibens schlechterdings nicht losreißen. Der Gedanke an Amerika war ihr in einer Hinsicht vielleicht nicht unangenehm, weil ihr Philadelphia vielleicht lieber wäre als Paris, aber im ganzen doch peinlich. Und solltest du gar keine Hoffnung nähren, zurückzukommen? — Ob Benaven sich schmeichelt, dein Nachfolger zu werden? Dieser nicht unwahrscheinliche Gedanke hat uns schon lachen gemacht.

Hamburg, 12. April 1796. Reinhold ist heute mit seiner Frau von Hamm über Lübeck abgereist. Er hat mir herzliche Freundschaft gezeigt und ich versichere dich mit vieler Freude, daß ich ihn auch von Seiten des Herzens liebe und schätze, so wie ich ihn vorher schon als Denker geschätzt habe. . . . Er versichert dich seiner wahren, achtungsvollsten Freundschaft und bedauert sehr, dich nicht hier gefunden zu haben. Er will mir seinen Aufsatz über Staatsrecht zuschicken; alsdann aber will er ausdrücklich für Sieyès etwas ausarbeiten und dazu die Aphorismen benützen, die er für seine Vorlesungen bei Voght ausgearbeitet hatte; er überläßt mir dabei die Übersetzung, nebst der Vollmacht ab- und zuzuthun. . . . Übermorgen Abend werden wir bei Madame Sieveking den Geburtstag der verehrungswerten Mutter feiern — und du bist nicht unter uns! Ich gestehe dir, daß ich wahrhaft glückliche Stunden unter diesen trefflichen Menschen verlebe. Ihr Umgang giebt meinem Herzen wahre Freude und meinem Geiste Nahrung und Stärkung.

Hamburg, 19. April 1796. (Bericht über ein Gespräch mit dem Kaufmann und Mitglied der Kommerzdeputation, Valentin Meyer, der eine Unterredung mit Lemaitre gehabt hatte.) Es sei nicht unwahrscheinlich, sagte Lemaitre, daß B[enaven]

den seltsamen Einfall gehabt habe, an deiner Stelle Minister zu werden. Im übrigen scheine es, als ob du deine Hauptgegner nicht kennest. Der bedeutendste und gefährlichste sei aber der Chef de Bureau, aus dessen Brief du ihm eine Stelle mitgeteilt hättest; denn dieser habe den Plan, dich zu verdrängen und deine Stelle für sich zu bekommen. Meyers Bruder schreibt aus Paris, daß die Anerkennungsfrage gut stehe. B[enaven] habe viel Nachteiliges und Gefährliches gegen dich geschrieben; du stehest aber fest und sicher und habest die allgemeine Achtung ꝛc. Sievekings Briefe enthalten sehr wenig, er scheint langsam vorzurücken. Desto begieriger sind wir auf Nachrichten, die wir heute von dir erhalten werden. Hat der Minister dich für Amerika in Vorschlag gebracht? hat man den Vorschlag verworfen oder ist die Entscheidung nur aufgeschoben? Gehst du nicht nach Amerika, so fürchte ich, daß die Ungewißheit deiner Lage noch lange daure. In diesem kritischen Zeitpunkte, wo die politischen Verhältnisse aufs neue verwickelter zu werden scheinen, wo die Friedenshoffnungen schwinden, Preußens Politik wieder zweideutiger wird als je, scheint es mir sehr möglich, daß die Entscheidung der Hamburgischen Sache sich in die Länge ziehe. Ich wollte, daß man dir den Auftrag gäbe, die preußischen und braunschweigischen Intriguen zu durchschauen und zu vereiteln. . . . Reinhold [der batavische Diplomat] bringt mir eben einen Brief von Kerner, worin dieser von deiner Ernennung nach Amerika als einer wahrscheinlichen Sache spricht. Daß du nicht unbedingt nein sagst, freut mich. Denn deine Ernennung ist mir sehr wahrscheinlich und — vielleicht, wenn du ablehnen wolltest, hätte man Grund oder Vorwand, dich ohne Amt sitzen zu lassen. Daß Christine geht, gern geht — kein Zweifel. Au bout du monde. Aber die liebe Mutter mag noch nichts davon hören.

Hamburg, 19. April 1796. Allmählich erstirbt die Hoffnung deiner Rückkunft nach Hamburg. Die, dich nach Amerika gesandt zu sehen, wächst und — vielleicht ist ihre Realisierung noch Glück. Denn nach Kerner scheint deine Rückrufung auf alle Fälle wahrscheinlich. Sieveking schreibt: „Reinhard geht wahrscheinlich nach Amerika und kommt erst hieher. Wenn er dann Stinchen mitbrächte!“ . . . Er wird doch noch kommen — sagt Madame Reimarus — er muß vorher noch hieher kommen. Ach, er bleibt nicht, das war ein schöner Traum! So resigniert sie mit blutendem Herzen und wahrscheinlich erwartet man, daß du Stinchen mitnehmest, wie Sieveking schreibt. Der Himmel führe eine glückliche Entscheidung herbei! Mein Herz ist in starker Bewegung, seit ich dies Billet von Kerner las.

Hamburg, 22. April 1796. Noch mag dein Bleiben möglich sein, aber wahrscheinlich ist es nicht mehr. Indes fahr ich fort, von einer andern Seite zu hoffen. Zwar ist einer deiner schönsten Wünsche — im Schoße der liebenswürdigen Familie Reimarus zu leben — für jetzt wenigstens unerfüllt. Allein der Zeitpunkt, wo Christine deine frohen und deine trüben Tage teilt, soll dennoch, hoffe ich, nicht mehr ferne sein. Lacroix wird dich gewiß nicht entbehren wollen. Die Reimarus haben nun einen Wunsch noch, aber dieser muß erfüllt werden — daß du vor der Abreise nach Paris hieherkommst — wär' es auch nur inkognito, nur auf einen Tag; diese gewaltsame Losreißung, sagt die gute Mutter, schmerze sie fürchterlich. Sie leidet, aber sie bemüht sich, ihren Mut aufrecht zu halten und ich bemühe mich,

sie zu stärken. Christine ist stärker, gefaßter. Ehmals, sagt die Mutter, wäre ich es auch gewesen, wenn ich mit meinem Mann hätte ziehen sollen; denn diese Anhänglichkeit muß stärker sein als alles andere. Ich bitte dich: beruhige sie bald durch das Versprechen zu kommen. . . . Ich werde nun sogleich wegen des Einpackens die nötigen Maßregeln nehmen und dann komme ich vorerst nach Bremen. Es ist mir doppelt wichtig, die Entscheidung deines Schicksals vollends abzuwarten. Die Besorgung der Möbel überläßt man am besten Poel.

Hamburg, 29. April 1796. Noch keine Entscheidung, noch kein Rappell. Ich fange an, nach Kerners Briefen, eine ganz andere Wendung der Sache zu erwarten. Wäre deine Zurückberufung so wahrscheinlich als vor einigen Wochen, so würde er davon schreiben, so würde er nicht selbst den Gedanken haben, wieder zu kommen, so würde nicht der Minister selbst von seiner Rückreise sprechen. Es ist mir offenbar: man glaubt mit Sieveking übereinkommen und Hamburgs Sache friedlich beendigen zu können. In dieser Erwartung läßt man dich in Bremen und deine Rückkehr nach Hamburg scheint mir nicht mehr bloßer Traum zu sein.

In der That, es war eine Wendung eingetreten. Es kam für jetzt nicht zu der gefürchteten Trennung. Die Verhandlungen Sievekings in Paris gerieten allmälich in ein besseres Fahrwasser. Sie waren zwar noch nicht reif zum Abschluß und die Anerkennung Reinhards als Gesandten der Republik blieb noch in weitem Feld. Er war deshalb zur Auflösung seines Haushalts in Hamburg entschlossen. Der Bruder besorgte dieses Geschäft und schickte die Habe zum Teil nach Bremen, zum Teil wurde sie zur Absendung nach Paris bereit gehalten. Christian ging gleichfalls nach Bremen, Luise kehrte nach Schwaben zurück und der kleine Gottlob wurde bei dem befreundeten Kaufmann Valentin Meyer untergebracht. Aber die Intriguen gegen Reinhard hatten keinen Erfolg gehabt und von seiner Bestimmung nach Amerika war keine Rede mehr. Er besaß zu gute Freunde in Paris, die, wie ein von Sieveking abgesandter Agent berichtete, seine Verdienste und die Echtheit seiner republikanischen Gesinnungen in vollem Maße schätzten, und wenn man auch die Ansicht nicht verhehlte, es wäre schicklicher, ihn auf einen andern Posten zu setzen, als ihn in seinem Geburtslande zu belassen, so gab es doch eben jetzt in Norddeutschland Geschäfte, für die Reinhard der geeignetste Mann schien. Die Haltung Preußens hatte starkes Mißtrauen in Paris erregt, man maß ihm die Absicht bei, eine Koalition des nördlichen Deutschlands zustande zu bringen und man hielt eine persönliche Verständigung für wünschenswert. Anfangs Mai ging Reinhard nach Altona zu einer Besprechung mit Hardenberg. Es handelte sich um die Maßregeln, die Preußen zum Schutz der Demarkationslinie zu treffen im Begriff stand und um das

Schicksal Hannovers. Das Direktorium spielte damals den Versucher und hat in den nächsten Jahren seine Lockungen immer wiederholt. Seine Vorschläge gingen dahin, Hannover an Preußen zu geben oder auch mit diesem zu teilen. Hardenberg lehnte aber solche Pläne ab. Der König, sagte er, werde niemals seine Zustimmung dazu erteilen. Preußen verharrte unbeirrt in seinem Bestreben, die norddeutsche Neutralität, einschließlich Hannovers, möglichst sicherzustellen. Zum Schutz dieser Neutralität war es allerdings schon seit Februar bemüht, eine engere Verbindung der beteiligten Staaten zustande zu bringen. Bei den meisten fand es wenig Geneigtheit, erst die Furcht machte sie gefügiger; unter dem Eindruck der Siege Bonapartes in Italien und des Vordringens Moreaus in Süddeutschland setzte Preußen es endlich durch, daß der niedersächsische Kreistag zu Hildesheim zusammentrat, um die Mittel für eine gemeinsame Beobachtungsarmee aufzubringen, welche die Grenzen gegen jede Verletzung sicherstellen sollte. Reinhard erhielt zwar im Juni die Weisung, daß die Republik ein Beobachtungsheer in solcher Nähe ihrer Eroberungen und ihrer Verbündeten nicht billigen könne. Doch enthielt er sich einer amtlichen Einwirkung auf den Hildesheimer Konvent, der seit dem 22. Juni versammelt war. Er begnügte sich damit, Kerner, der aus Paris sich wieder bei ihm eingefunden hatte, im Juli nach Hildesheim zu schicken und durch ihn Erkundigungen von dort einzuziehen. Kerner erstattete über seine Sendung, die sich bis nach Minden, dem Hauptquartier der Beobachtungsarmee, erstreckte, seinem Gesandten Bericht in einer ausführlichen Denkschrift und kam darin zu Ratschlägen, die auf ein entschiedeneres Eingreifen Frankreichs in die norddeutschen Dinge zielten und nicht geeignet waren, das friedliche Einvernehmen mit Preußen zu fördern. Reinhard legte sie beiseite. Bei allem Mißtrauen, mit dem Preußen und Frankreich gegenseitig ihre Schritte verfolgten, hatten doch beide Staaten ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung des seit dem Basler Frieden bestehenden Einvernehmens, und auch von Seite Frankreichs ließ man für jetzt Pläne fallen, die es aufs Spiel gesetzt hätten. Persönlich bestand zwischen Reinhard und dem preußischen Gesandten Geheimerat Schultz das beste Einvernehmen, und als jener nach Florenz abberufen wurde, hat man dies in Berlin lebhaft bedauert.

Bis in den Juni hinein war Reinhard in Altona geblieben. Offenbar hatte er keine Eile, die Nähe Hamburgs zu verlassen. In Neumühlen konnte er ungestört mit Christine und den Ihrigen zusammentreffen. Das Gebiet der Stadt durfte er allerdings in dieser Zeit nicht betreten. „Nach Hamburg

kommt er nie," klagte die Doktorin ihrem Bruder, „weil wir in republikanischer Fehde leben." Ende Juni kehrte er nach Bremen zurück. Sein Verkehr mit den dortigen Staatsmännern blieb andauernd der freundlichste, und die Anliegen der Stadt fanden seine warme Fürsprache. Diese Anliegen betrafen teils besondere Wünsche Bremens, wie den vom Herzog von Oldenburg erhobenen Elsflether Zoll, teils die gemeinsamen Interessen der Hansestädte, unter denen die Zusicherung einer beständigen Neutralität obenan stand. Man wünschte, da der Reichsfriede sich immer wieder hinauszog, schon jetzt eine vorläufige Versicherung dafür zu haben, daß Frankreich beim Abschluß des allgemeinen Friedens sich für die dauernde Neutralität der Hansestädte in künftigen Reichskriegen verwende. Bereitwillig lieh Reinhard diesen Bestrebungen seinen Beistand. Seine Überzeugung war, daß das Interesse der französischen Republik hier ganz mit dem Interesse der Hansestädte übereinstimmte. Eindringlich begründete er dies in einer Depesche an den Minister Delacroix vom 14. Messidor (2. Juli):

„Es ist eine natürliche Folge der Grundsätze des Handels, daß alles, was dessen Freiheit und Unabhängigkeit sichern kann, für alle handeltreibenden Völker vorteilhaft ist. Ich kenne nur eine einzige Ausnahme von dieser Regel, nämlich England, das sein besonderes System der Herrschaft und des Monopols hat, entgegen dem aller Völker und besonders dem unserigen. Man kann also sagen, daß die französische Republik und das Deutsche Reich beinahe dasselbe Interesse wie die hanseatischen Städte daran haben, daß ihnen die Freiheit des Handels und eine völlige Neutralität in den künftigen Kriegen gesichert werden. Wenn die Staaten des Reiches ihre wahre Interessen kennten, würden sie selbst darauf bestehen, für die Hansestädte, welche die hauptsächlichsten Depots für den Handel Deutschlands mit Frankreich sind, eine unbeschränkte Freiheit zu erlangen. Das künftige Handelssystem der Republik kann kein anderes sein als: sich zur allgemeinen Beschützerin der Handelsfreiheit zu machen, diese den Schrecken des Krieges, den finanziellen Hindernissen und dem Despotismus der Machthaber zu entziehen, die Freiheit der Meere und der Ströme zu proklamieren: mit diesen Grundsätzen wird sie, nach dem Siege über England, dieses verhindern, sich wieder zu erheben." Und noch ein Moment, das für die völlige Unabhängigkeit der Hansestädte von Wichtigkeit ist, fügt Reinhard hinzu: „Je wünschenswerter mir für die Republik eine Änderung der deutschen Verfassung scheint, um so wichtiger ist es, den gegenwärtigen Zeitpunkt zu benützen, um diese geistlichen Herrschaften zu beseitigen, die den Fortschritten der Vernunft und der Freiheit entgegen sind, und um so mehr ist sie durch ihre Grundsätze, ihre Gerechtigkeit, ihre Würde berufen, die Unabhängigkeit der kleinen Freistaaten aufrecht zu erhalten, die, nachdem sie sich in Jahrhunderten der Unwissenheit gegen die Herrschaft der Priester und Adligen gewehrt, sich in der neuen Epoche unter unseren Auspizien und nach unserem Beispiel zu einem edleren Gefühl ihres Glückes, ihrer Würde und selbst ihrer Kräfte erheben werden."

Es ist eine Art Programm, das der Bürger Reinhard[5]) in dieser Depesche entwickelte: Befreiung der Städte von den Überresten der fremden Territorialherrschaft, von denen ihre Entwicklung gehemmt ist, und Sicherung ihres freien Handels zur See, zunächst als Gegenzug gegen die selbstsüchtige Handelspolitik Englands, aber zugleich im Hinblick auf das Ideal eines allgemeinen Freihandelssystems. Talleyrand hat in der Gedächtnisrede, die er nach Reinhards Tode dem Schüler und Freunde in der Akademie hielt, dessen tiefes Eindringen in alle Fragen des Völkerrechts und des Seerechts ganz besonders hervorgehoben. „Dieses Studium hatte ihn zu dem Glauben geführt, daß eine Zeit kommen werde, da mittelst geschickt vorbereiteter Kombinationen ein allgemeines Handels- und Schifffahrtssystem einzuführen sei, in welchem die Interessen aller Nationen geachtet, und dessen Grundlagen so befestigt wären, daß der Krieg es nicht umstoßen, sondern bloß einen Teil der Wirkungen zeitweilig aufheben könnte."

Eben in Bremen war es, wo er mit seinem ersten Lehrmeister in der Diplomatie wieder zusammentreffen sollte. Aus England durch Pitt ausgewiesen, hatte sich Talleyrand zwei Jahre in Amerika aufgehalten. Jetzt war seine Verurteilung vom Konvent zurückgenommen und am 13. Juni 1796 schiffte er sich in New-York nach Hamburg ein, wo damals die Trümmer der Partei Orleans versammelt waren. Bei Reinhard orientierte sich der Zurückgekehrte zuerst über die politische Lage und besprach mit ihm seine Zukunftspläne, mit Kerner zechte er im Bremer Ratskeller, und die Gläser, mit deutschem Rheinwein aus den ehrwürdigen Fässern gefüllt, erklangen auf die Vereinigung der deutschen Rheinlande mit Frankreich!

Kurze Zeit darauf kam Reinhard in seiner amtlichen Eigenschaft mit den Orleans in unmittelbare Berührung. Ludwig Philipp, der Sohn des hingerichteten Egalité, war im März 1794 nach Hamburg gekommen, wo er in der folgenden Zeit seinen Aufenthalt nahm, unterbrochen von Reisen nach den skandinavischen Ländern. Seine Mutter, die nach dem Tod Egalités verhaftet worden war, wurde im September 1795 wieder freigelassen, dagegen konnte sie die Befreiung ihrer jüngeren Söhne, der Herzöge von Montpensier und Beaujolais, sowie die Rückgabe ihrer Güter nur unter der Bedingung erlangen, daß die drei Brüder sofort nach Amerika sich einschifften. Reinhard wurde vom Direktorium mit der Vermittlung dieser Angelegenheit beauftragt. Er übersandte an Ludwig Philipp, der sich damals in Frédérikshald in Norwegen, Stift Aggerhus, befand, den Brief, den die Mutter aus Paris

im Auftrag des Direktoriums an ihren Sohn geschrieben hatte. Dieser erklärte sich bereit, dem Willen des Direktoriums gemäß zu handeln und Reinhard verschaffte ihm die nötigen Pässe, worauf er von Hamburg aus am 24. September 1796 an Bord der „Amerika“ mit seinen Brüdern die Reise über den Ozean antrat. Fünfunddreißig Jahre später brachte die Julirevolution Ludwig Philipp auf den Thron von Frankreich und Reinhard hat keine der zahlreichen Staatsveränderungen, die er erlebte, so freudig begrüßt wie diese.

Im Sommer kamen endlich die Verhandlungen zum Abschluß, die Sieveking in Paris zu führen hatte. Nur nach Überwindung großer Schwierigkeiten konnte er seinen Zweck erreichen. Er hatte bei den Direktoren heftige Erbitterung gegen die Stadt gefunden, die sich über ihre Reichspflichten nicht hinwegsetzen wollte. Ja, die Nichtanerkennung des Gesandten war, wie man richtig befürchtet hatte, bereits der willkommene Anlaß zu feindseligen Maßregeln gegen Hamburgs Handel und Schifffahrt gewesen. Sieveking erkannte bald, daß die Aufhebung dieser Gewaltthätigkeiten nur durch ein finanzielles Opfer zu erreichen sei. Reinhard selbst gab, nicht in amtlicher Form, aber unter der Hand, den Hamburgern den Rat, durch ein finanzielles Abkommen den Frieden mit der Republik zu suchen. Der Unterhändler aber sah sich in eine um so schwierigere Lage versetzt, als der Senat in seinen Weisungen eben diese Art der Lösung ausdrücklich als unannehmbar bezeichnet hatte. Einen gewissen Rückhalt besaß er allerdings an der Kaufmannschaft, schließlich aber gelang es ihm nur durch Einsetzung seines persönlichen Kredits, einen verhältnismäßig günstigen Vergleich abzuschließen, wonach das auf die hamburgischen Schiffe in französischen Häfen gelegte Embargo aufgehoben, die Anerkennung des Gesandten aber bis zum allgemeinen Reichsfrieden verschoben bleiben sollte. Anfangs Juli brachte Sieveking diesen Vergleich nach Hamburg. Der Senat genehmigte ihn im August und damit waren die guten Beziehungen zwischen Hamburg und der französischen Republik wieder hergestellt. Auch zwischen Preußen und Frankreich kam endlich (16. Juli und 5. August) ein Vertrag über die Anerkennung der norddeutschen Neutralität und über die Demarkationslinie zustande. Er war erkauft durch die lange verweigerte Einwilligung in die Abtretung des linken Rheinufers.

3.

Als Reinhard am 11. September 1796 von Bremen wieder nach Altona kam, traf er eben noch mit Wilhelm von Humboldt zusammen, der damals

am Ende einer Reise durch Norddeutschland angelangt war. Seit vierzehn Tagen hatte er sich in Wandsbeck aufgehalten und in dieser Zeit viel auch im Reimarus-Sieveking'schen Kreise verkehrt. Der neunundzwanzigjährige Reisende sammelte sich mit universeller Empfänglichkeit Eindrücke aus Natur und Menschenleben, trotz seiner Jugend an Weltblick und Schärfe des Geistes all den Menschen verschiedener Art überlegen, die in seine Kenntnis aufzunehmen Zweck seiner Reise war. Man hatte ihm von dem abwesenden Reinhard erzählt, nun konnte er vor seiner Rückkehr nach Berlin noch einen Tag mit ihm in Neumühlen zubringen, und wie er die andern Angehörigen des dortigen Kreises mit seiner unvergleichlichen Beobachtungsgabe schilderte, so trug er auch das Bild, das er von Reinhards Persönlichkeit empfing, in sein Tagebuch ein: „So viel ich ihn beurteilen kann, ist er ein Mann von sehr richtigem und gesundem Verstande, im genausten Sinne des Wortes gescheut, langsam und überlegt, aber wenn er seine Partei genommen hat, von sehr ernster Festigkeit und vielleicht verhaltener Heftigkeit. Er ist besonders anfangs kalt und zurückhaltend, so daß es schwer wird, ihn nur irgend zur Sprache zu bringen. Großen Scharfsinn, einen weiten Blick oder einen tief dringenden Geist, lauter Eigenschaften, die ich ihm wohl beimessen hörte, habe ich nicht in ihm finden können. Bei einem allgemeinen politischen Gespräch, das ich mit ihm hatte, fand ich ihn in seinen Grundsätzen ziemlich flach und im Ausdruck, in dem er überhaupt mir nicht glücklich scheint, unbestimmt. In seinem Äußern hat er einen kalten Stolz, der aber wohl mehr aus einer Art der Verlegenheit und Ungelenkigkeit herkommt. Denn eine gewisse deutsche und schwäbische Breite und Steifigkeit verraten sich überaus sichtbar in seiner Gestalt und in seinen Manieren. Die erstere ist wirklich merkwürdig. Er ist ungewöhnlich groß und breitschulterig und zwischen dem Ober- und Unterteil seines Leibes ist ein gewisses Mißverhältnis und eine sonderbare Verschiedenheit der Richtung. Sein Auge aber ist nicht ohne Geist und Feuer." Übrigens habe er ihn, fügt Humboldt hinzu, nicht unter günstigen Umständen gesehen; auch sei Reinhard dadurch, daß er mit seiner Braut erschien, die er lange nicht gesehen, befangen gewesen. [6])

In Altona sollte Reinhard bis zu seiner förmlichen Anerkennung bleiben. Er war aber nicht gehindert, wöchentlich einmal zur Besorgung seiner Geschäfte mit dem Senat nach Hamburg zu kommen. Und nun stand auch seiner Verbindung mit Christine Reimarus nichts mehr im Wege. Die Vermählungsfeier fand am 12. Oktober in „Neumühlens geselligem Saale" statt und Reinhard schrieb zu diesem Tage ein Gedicht nieder, in dem sich ganz

das Glück wiederspiegelt, das er in dieser Verbindung fand. Es ist eine Elegie, in der er einen bewegten Rückblick auf sein Schicksal wirft, Hoffnungen an die Erinnerungen knüpft und sich glücklich preist, ein dreifaches Vaterland gewonnen zu haben: die Heimat, das Adoptivvaterland und die Familie seiner Frau. Wegen der Selbstbekenntnisse und wegen der Rückschau auf seine Erlebnisse ist das Gedicht von biographischem Wert, wie es auch den Höhepunkt von seinem dichterischen Vermögen bezeichnet.[7])

Am Tage meiner Trauung.

Den 12 Oktober 1796.

Angefächelt vom Wahn elegischer schöner Gefühle,
　Sing ich dies Lied — mir selbst oder der sinnenden Braut
Oder den liebenden Eltern, der Vorzeit voll und der Zukunft,
　Oder den Freunden, die froh denken des bräutlichen Fests?
Wie Neumühlens geselliger Saal sie zur Freude vereinet,
　So vereinet zum Ernst sie der geweihte Gesang.
Auch die Fernen ruf' ich herbei. Dich glücklicher Vater,
　Kinderreicher! und den keine der Hoffnungen trog;
Mutter, Dich auch, die über den Sternen des Sohnes sich freuend
　Zum geheimen Sinn heute durch Ahndungen spricht.
Wie zu einem Kranze verflochten, die Nahen, die Fernen,
　Eines melodischen Lieds liebliche Töne ihr seid,
Gegenwärtig dem hehren Gefühl, wo in dieser Berührung
　Sich die sichtbare Welt an die unsichtbare schließt.
Schöner grünet die Myrte der Braut, von der Thräne betauet,
　Welche Wehmut entlockt, Wehmut, der Freude verwandt;
Und der Mann, an Erfahrungen reich, an Täuschungen ärmer,
　Deutet küssend die Thrän', und ist der Deutung gewiß.
Dieser Tag, der die Gattin mir giebt, ist die schicksalvolle
　Brücke, die künftiges Glück an die Vergangenheit knüpft.
Magisch verschlingt sich in ihm, allein auflösbar der Tugend
　Und der Liebe, das Band meines geheimen Geschicks.
Freunde! nicht im Gesetz, das über die Sonnen gebietet
　Und den unendlichen Raum für die Erscheinungen teilt,
In der Bahn, die ich selber durchmaß, in des Herzens Gefühle,
　In des Bewußtseins Sinn fand ich: es waltet ein Gott!
Jene Bahn, ich zeichne sie Euch, dädalisch verschlungen,
　Stets sich entwickelnd und stets näher mich führend zum Ziel.
Sinnend wandelt' ich oft am bescheidenen Flusse des Städtchens,
　Dessen ruhiges Glück lange mein Wunsch überflog;
Lüstern strebte mein Geist entgegen der dämmernden Zukunft,
　Und in unstätem Bild malte sie sich, wie sie ward.
Zürnend fühlt' er in eigener Fessel die Fessel der Völker,
　Schon der Schule Despot hat ihn zur Freiheit geweiht.

Damals sah ich die Insel der selbst sich gebietenden Briten
Im prophetischen Traum und das italische Land.
Als ich die Heimat verließ, wie neu war alles! ich trat in
Heloisens Gefild an den Lemanischen See,
Wo er malerisch an Rousseauischen Felsen sich anschmiegt
Und der freundlichen Saat*) wirtliche Hügel benetzt.
Dies ist der Julien Land: doch die Julien sind nicht im Lande,
Eine Täuschung verschwand; ewig nicht kommt sie zurück!
Damals weint' ich den süßen, verlassenen Fluren die letzte
Thräne. Dem Sohn des Grams blieb die unendliche Welt.
Wo die Garonne zum Ozean eilt, da umarmt' ich ein neues
Volk, und mit fremdem Gefühl, leichtem gefälligem Schein.
Schon begannen des furchtbaren Kampfs Elemente zu glühen,
Freiheit lallte das Volk, Priester und Adel! Ich sang
Wie Cassandra, von Keinem geglaubt, mir selber nicht glaubend,
Ein weissagendes Lied, eh' die Bastille noch fiel.
O, der glücklichen Zeit, da der werdenden Schöpfung sich freute,
Wem für die Menschheit ein Herz schlug und für eigenes Recht.
Arimanes trat in die Schöpfung! Ich fühlt' ihn, ich sah ihn!
Gräßlich grinste sein Mund, als er die Blüten zertrat.
Damals harrt' ich des Todes mit kaltem starrendem Gleichsinn,
Wie der gewohnten Nacht nach dem verschwundenen Tag.
Damals ward sie gelöst, die zwote Täuschung! Und dennoch
Wie die Gottheit, wie mich selber, so halt' ich sie fest!
Edle fielen! Es blieben mir Edle; wo keiner vertraute,
Traut' ich Menschen mich an, schwach wie ich selber und gut;
Aus dem ungeheuren Verlust den Glauben an Menschheit
Hab' ich gerettet, und schon hat er mir herrlich gelohnt.
Fragt, o Freunde, den Schweigenden nicht, wenn Ihr unter dem Eise,
Unter der Asche nicht stets glimmend den Funken erblickt.
Saht Ihr nicht oft ihn schon glühn in Eurem vertraulichen Kreise?
Ach! und lodern nicht hell heute die Flammen empor?
Glücklich bin ich vor andern! Ein dreifach Vaterland ward mir,
Jedes gab sein Geschenk, um zu vollenden den Mann;
Jenes, welches den inneren Sinn des Knaben, des Jünglings
Nährt' und auf den Instinkt impfte des Guten Gefühl,
Daß ich mich nimmer mir selbst, mich nimmer den andern verleugne,
Daß ich der Wahrheit horch' und der gebietenden Pflicht;
Jenes, welches das hohe Gefühl zu Thaten erweckte
Und die Rechte mir gab, die ich mit Jubel ergriff,
Daß ich, frei von den Fesseln des Wahns und der schändenden Willkür
Keinem Herrscher gehorch' als den Gesetzen und mir;
Und das dritte — wo nun vom Himmel weiblicher Treue
Auf dies flüchtende Herz Ruhe nach Stürmen sich senkt;

*) Und der freundlichen Waadt; so in einer in der Familie Sieveking bewahrten Abschrift.

Wo ich, wiedergegeben mir selbst, mich in der Geliebten
Find' und auf ewig versenkt sich die Geliebte in mir!
Komm', Christine, wir sind zur Tugend geboren, zur Tugend
Und zur Liebe! Wo ist diese, wo jene nicht sei?
Komm', vom Segen der Eltern geleitet, vom Jubel der Freunde.
Thränen im lachenden Blick, drücke Dein Herz an mein Herz!

Reinhard selbst empfand in dieser Zeit ganz das Glück der freundlichen Wendung seines Lebens, das nach stürmevollem Wechsel hier gleichsam einen festen Ankergrund fand. Vielleicht war dieser erste Hamburger Aufenthalt überhaupt die hellste Zeit in seinem Leben. Er befand sich in einer angesehenen amtlichen Stellung, als ein Teil der Macht, die anfing Europa Gesetze zu geben; ungebrochen war noch sein Glaube, daß er in der Hingabe an die französische Republik der großen Sache diene, der Sache der Freiheit und Menschlichkeit, die, nachdem sie aus den Greueln der Schreckenszeit gerettet und gereinigt emporgestiegen, jetzt durch die Erfolge der fränkischen Heere ihren Siegeszug durch Europa anzutreten schien. Er lebte im besten Einvernehmen mit den Städten, bei denen er beglaubigt war, er vertrat zugleich deren Anliegen, indem er den Interessen seiner Regierung diente. Und nun fand er, der schweigsame, zurückhaltende Schwabe, sich in einem Familienkreise aufgenommen, der einzig in seiner Art, weithin geschätzt, ja berühmt war, und dem anzugehören als eine Ehre und ein Glück erschien. Neidlos teilte sein Glück der Freund Kerner, der, selbst an einer Herzenswunde krank, unstät umhergejagt, in der Nähe des stillbeglückten Freundes eine Besänftigung der eigenen Leidenschaften fand. „Es ist jetzt ein Jahr," schrieb er in einem Briefe aus dieser Zeit, „daß wir in Hamburg sind. Reinhard hat sich verheiratet — seine Gattin, eine Tochter des berühmten Professor Reimarus, vereinigt mit einem trefflichen Herzen einen hohen Grad von Verstand und Kenntnissen. Wir leben auf einem herrlichen Landhaus hart an Altona an dem Ufer der Elbe, in einer Gesellschaft von Menschen, die auserlesener nicht sein könnte, umringt von allem, was zur Freude einladen und Lebensgenuß darbieten kann. Ich lebe im Genuß und in der Freude der andern, ihr Glück ist das meinige, und so laufe ich doch nicht Gefahr, der Gesellschaft durch meine finstere Stimmung beschwerlich zu fallen, die, wenn sie sich aufhellt, nur der ungestümen, nicht der ruhigeren und allein beglückenden Freude weicht. Das Band der Freundschaft, das mich und Reinhard aneinander fesselt, ist seit seiner Ehe noch stärker geworden, wenn's je noch stärker werden konnte." Der Ausbruch des Krieges hatte in Kerner den heftigen Wunsch erregt, die Feder mit den Waffen zu vertauschen. Reinhard ließ ihn aber

nicht ziehen, und es half Kerner auch nichts, daß er Sieyès, den „gemeinschaftlichen Freund“, zum Schiedsrichter dieses freundschaftlichen Zwistes machte. An Bewegung und Abwechslung hat es Kerner auch in seiner Stellung bei Reinhard nicht gefehlt. Als die Kaiserin Katharina II. gestorben war, (17. November 1796) wollte Reinhard seinen Sekretär zur Beobachtung des neuen Regierungssystems nach Petersburg schicken. Dort sollte er zugleich im Interesse des hanseatischen Handels für einen engeren Verkehr zwischen russischen und französischen Häfen und damit für eine politische Annäherung beider Länder, ja für ein phantastisches Projekt des allgemeinen Friedens wirken. Kerner kam aber nur bis Berlin, wo Haugwitz sowohl als der französische Gesandte Caillard ihn bestimmten, den Plan aufzugeben.

Eine Schilderung des Reimarus'schen Kreises aus jener Zeit haben wir auch von dem empfindsamen reformierten Prediger Johann Ludwig Ewald, ehemals zu Offenbach, später in Detmold und in Bremen, der im Frühjahr 1797 vierzehn Tage sich in Hamburg aufhielt, wo er die besten Gesellschaftskreise kennen lernte. Man gewinnt aus seinen redseligen Schilderungen zugleich einen Eindruck von dem angenehmen und sorglosen Leben, dem man sich damals im Norden, gedeckt durch den Baseler Frieden, überließ, und das ihm um so mehr auffiel, als er aus den vom Kriege wiederholt mitgenommenen oberen Rheingegenden kam. Ewald brachte einen Abend im Reimarus'schen Hause zu, und er weiß nicht genug den behaglichen Ton zu rühmen, der hier herrschte, der jeden seiner eigentümlichen Laune überließ, jedem Fremden das Gefühl gab, als sei er hier zu Hause. „Reinhard, der sonst etwas ernst und zurückhaltend ist, thaut hier auf und redet gerade und offen über alles, worüber er reden darf. Madame Reimarus salzt alles durch ihren Witz, ihre feine, gutmütige Persiflage und ihren scharfen Beobachtungsgeist; Reimarus giebt seine Ideen sorglos und unbefangen; seine verständige, ausgebildete Schwester bringt ihre nahrhafte Schüssel zu dem geistigen Picknick, und Madame Reinhard giebt dem Ganzen einen lieblichen Hautgout durch ihre Naivetät und ihre feine Weiblichkeit. Im üblen Sinne des Wortes sagt Goethe von manchen Menschen, daß sie durch den Verstand empfinden; von ihr möchte ich sagen, daß sie durch ihr Herz denkt.“ Reinhard erzählte an diesem Abend Selbsterlebtes aus der Schreckenszeit und der Gast fuhr, glücklich durch den mannigfachen Genuß, nach Hause, indem er sich alles in seiner Einbildungskraft zu bleibendem Genusse widerholte.

An einem Sonntag Nachmittag war Ewald zu Sievekings nach Neumühlen geladen. Er traf hier eine Gesellschaft von fünfzig Personen, darunter

Klopstock, Büsch, dessen Schwiegersohn Piter Poel, Reinhard, den Domherrn Meyer mit ihren Gattinnen und den Doktor Unzer aus Altona. Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in den Anlagen, die sich zur Elbe hinunterzogen mit schattigen Gängen, Lauben, Rasenplätzen, Aussichtspunkten. Ein kleinerer Teil der Gäste fand sich mit Christine Reinhard in einer der Lauben ein. „Schon vorher," erzählt Ewald, „hatte sie mir ein kleines Stück von Goethe mit einer so eigenen Art hergesagt, daß ich sie bat, noch einige Gedichte ebenso zu deklamieren." (Jenes war das damals noch ungedruckte: Künstlers Fug und Recht, das Christine durch Fritz Jacobi erhalten hatte.) „Doch ich mag ihr natürliches, mit dem einzigen Tone der Wahrheit aus ihr herausfließendes und durch den Ton der Wahrheit unser Innerstes so unmittelbar und doch so leise berührendes Recitieren kaum Deklamation nennen. Sie sagte uns einige Lieder von Unzer, so: Das Lob der Thränen, An die Lerche, An die Nachtigall. Das erste besonders konnte nur ein Tiefleidender dichten, und es ist zu bewundern, daß eine nicht Leidende es mit der Wahrheit, mit der stillen, einfachen Innigkeit so hersagen konnte." Ewald, der, als er noch in Offenbach war, in der Lilli-Zeit zum Goetheschen Kreise gehört hatte, fand sich durch die Art ihres Vortrages an Goethes Deklamation erinnert, „der mit wenigen Tönen ehemals Alles ausdrückte, was er wollte."

Nicht so günstig, wie wir sie bisher vernommen, sind andere Urteile über Christine, Urteile, die von Nahestehenden ausgehen. Sie kommen darauf hinaus, daß bei Christine unter einer künstlichen und absichtvollen Bildung Natur und ursprüngliches Wesen verkümmert worden sei. Piter Poel, der sonst für Frau Reimarus nur Worte höchsten Lobes hat, tadelt einzig an ihr die Art, wie sie ihre Tochter erzogen habe. „Die Natur hatte dieses junge Mädchen nicht dazu bestimmt, eine Rolle in der Welt zu spielen; es fehlte ihrer Jugend an Frische, ihren Gesichtszügen an gefälligem Ebenmaß, ihrem Körper an Gesundheit, Grazie und Gewandtheit, ihrem Geiste endlich an Kraft, Mut und Heiterkeit. Sie war ein sanftes, unbehülfliches Geschöpf mit nicht gemeinem Verstande und einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, und würde, mit diesen Vorzügen in stiller Häuslichkeit erzogen, eine würdige Stelle in dem Kreise ihrer Bekannten eingenommen und dann wohl in einer so guten Schule, wie der ihrer Mutter, die Fähigkeiten erlangt haben, welche zur Führung einer bürgerlichen Wirtschaft unentbehrlich sind. Allein der Natur zum Trotz sollte eine Weltdame aus ihr werden; in einem noch kindlichen Alter, aber schon mit ältlichen Zügen, zog man sie in alle Gesellschaften, verschwendete Künste der Mode an ihrem Anzuge, und da sie

in geselligen Talenten mit anderen nicht wetteifern konnte, so wurde ihr Gedächtnis in Anspruch genommen und sie häufig aufgefordert, Verse oder merkwürdige Stellen aus prosaischen Schriftstellern herzusagen, oder den Inhalt eines interessanten Romans im Zusammenhang vorzutragen: mußte man dann auch ihr Auffassungsvermögen bewundern — es fehlten in dem Vortrage immer Seele und Wärme. Die Mutter hob sie dann zu sehr hervor und suchte sie in jede Unterhaltung hineinzuziehen. Ihr Wesen nahm damit etwas Altkluges an, das, keinen Ersatz bietend für die ihr fehlenden geselligen Vorzüge der Gefährtinnen, einer falschen Schätzung eigenen Verdienstes und einer gewissen Verbitterung Raum gab — Momente, die einer glücklichen und harmonischen Lebensentwicklung störend in den Weg treten mußten." Und nicht günstiger urteilte über sie der eigene Neffe Karl Sieveking. Sie kam ihm immer vor, „wie der abgestreifte Verstand ihres Hauses, aus dem alles gewichen ist, was ihn dort trägt und hält." Ja, er nennt sie einmal die hohle Karikatur des Familiengeistes, dem er selber angehörte. Wie dem auch sei — klug und gebildet, freundlich und teilnehmend, so erschien sie J. G. Rist, dem dänischen Diplomaten, der später gleichfalls ein Angehöriger dieses Kreises war; kenntnisreich und unterhaltend fand sie Wilhelm von Humboldt; eine sehr ausgezeichnete Frau nennt sie Sulpiz Boisserée, der der Hausgenosse von Reinhards am Rhein wurde, und Fritz Jacobi schrieb einmal an Christine: „Wie ich Sie hochachte, liebe, bewundere, sagen keine Worte." Ihre seltene Bildung rühmen alle Zeitgenossen, auch Goethe, der im Jahre 1807 Reinhards in Karlsbad kennen lernte, und dem Christine damals dieselben Lieder von Unzer vortragen durfte, die Ewald von ihr in Neumühlen hörte. Man würde die Eigenschaften ihres Verstandes und ihres Herzens besser würdigen können, wenn die in der Familie hochgepriesenen Briefe, die sie aus Florenz und anderen Orten ihres späteren Aufenthalts an die Mutter schrieb, zugänglich wären. Die wenigen Briefe, die wir von ihr besitzen, machen den günstigsten Eindruck. Ruhige Überlegung, die allen Lagen gewachsen ist, teilnahmevolle Wärme und ein unbedingtes Pflichtbewußtsein spricht sich gleichmäßig in ihnen aus. Es ist damals in Neumühlen zwar kein lustig flatterndes Rosenband geknüpft worden, wie die Doktorin in der ersten Freude der Brauttage sich ausgedacht hatte,[8]) aber Christine ist ihrem Gatten in seinem wechselvollen, an Aufregungen reichen Leben eine treue und starke Gefährtin gewesen. Ihre zarte Gesundheit ist durch die stürmischen Erlebnisse in Florenz und später in Jassy noch mehr erschüttert worden, und die Art ihres Wesens war vielleicht wenig dazu gemacht, dem zu Mißtrauen und Vereinsamung

neigenden Reinhard das Leben leichter zu machen. Aber auch ihre Geduld ist durch die schwermütigen Launen des Gatten auf harte Proben gestellt worden. Zuletzt hat doch die tiefbegründete Neigung alle aufziehenden Wolken wieder verscheucht. Und in einem Stück hat Christine den besten Einfluß auf Reinhard gehabt. Sie war an seiner Seite wie ein mahnendes Gewissen: die Frau des französischen Gesandten war von unerschütterlich deutscher Gesinnung, und man wird es dieser Verbindung mit zuschreiben dürfen, daß Reinhard zeitlebens dem deutschen Geistesleben verbunden blieb und selber sich immer als Deutscher gefühlt hat.

4.

Nach dem Präliminarfrieden von Leoben, April 1797, stand der Anerkennung Reinhards kein Hindernis mehr im Wege. Obwohl der kaiserliche Gesandte sehr ungehalten war, daß man nicht den endgiltigen Friedensschluß abwartete, wurde Reinhard amtlich als bevollmächtigter Minister der Republik von allen drei Städten anerkannt. Jetzt siedelte er auch nach Hamburg über. Am 14. Juli finden wir ihn als Vorsitzenden bei dem Bastillefest, das in einem öffentlichen Garten vor Hamburg, in Harvestehude, gefeiert wurde. Ein Freiheitsbaum war errichtet, man speiste im Freien, sang Freiheitslieder und hielt patriotische Reden. In den ersten Jahren war der Gedenktag von den angesehensten Familien Hamburgs gefeiert worden. Jetzt war es eine Feier der Franzosen und der französischen Gesandtschaft geworden.[9])

Anfangs Juli hatte Reinhard mit seiner jungen Frau einen Besuch in Ploen bei dem Oheim Christinens, dem dänischen Kammerherrn Hennings, gemacht. Der Bruder der Doktorin war Oberkommerz- und Handelsintendant in den Herzogtümern und Amtmann in Ploen, eine Stellung, die er als eine Zurücksetzung empfand, denn er hatte sich früher in der Diplomatie versucht, wo er es aber aus Mangel an Verbindungen nicht weiter bringen konnte. Dem wackerer Mann blieb davon eine reizbare Bitterkeit, und nur im Sievekingschen Garten zu Neumühlen „wurde er wieder gelenkig durch Freundschaft und Heiterkeit". Indessen benützte der in seinen freisinnigen Überzeugungen unerschütterliche Mann seine Muße eifrig zur Schriftstellerei. In den Zeitschriften, die er herausgab: „Schleswigsches Journal" und „Genius der Zeit", machte er sich zum Anwalt der Aufklärung, des Fortschrittes, der sittlichen Veredlung. Ein Anhänger Rousseaus, verstritt er sich für die Ideen der Revolution auch dann noch, als er ihre Verirrungen schmerzlich bedauern mußte. Seine freimütige Parteinahme verwickelte ihn

in häufige Fehden; in seinen Tugendmantel gehüllt, war er gewohnt, gerade heraus zu reden, und wenn er die Xeniendichter zu Weimar als eine „Horde hinterlistiger Räuber“ behandelte, so schenkte er auch dem „gutmeinenden, aber mitunter träumenden und faselnden Asmus“ nichts, wenn dieser ihm die liebe Aufklärung schlecht machte. Reinhard hatte dem Herausgeber des „Genius der Zeit“ schon im Jahre zuvor einmal einen Beitrag gegeben. Es war die deutsche Übersetzung einer Hymne an die Freiheit von Theodor Desorgues, der ein enthusiastischer Republikaner und ein mittelmäßiger Dichter war und frühzeitig im Irrenhause zu Charenton starb. Ein schwülstiges Machwerk, das den Gallier als Erben der Spartaner- und Römertugenden pries.[10])

Bei dem Besuch in Ploen zeigte sich eine wesentliche Übereinstimmung in den Grundsätzen und Gesinnungen; Reinhard und der um fünfzehn Jahre ältere Oheim verstanden sich aufs beste, und da beide einen starken Hang zu theoretischen Erörterungen besaßen, so gab man sich bei der Trennung das Wort, in einem Briefwechsel das angesponnene Zwiegespräch fortzusetzen.

Gleich im ersten Briefe, mit dem Reinhard beginnt, vom 11. Juli 1797, spricht er von einer Familienähnlichkeit in Gesinnungen und Grundsätzen, die noch dadurch verstärkt sei, daß beide zu einer gewissen Schwarzsichtigkeit neigen, die bei beiden ihre Begründung in den bisherigen Lebenserfahrungen hat. Reinhard fühlt sich, wie er dem Oheim gesteht, leicht von einer Gleichgiltigkeit eingewiegt, die, wenn sie auch nicht die Thätigkeit lähmt, wenigstens durch Zweifel über den Erfolg sie freudlos macht, während der Oheim durch Kabalen und Leidenschaften kleiner Geister in seiner Laufbahn aufgehalten ist und mit unwilliger Kraft gegen verächtliche und doch mächtige Hindernisse anstrebt.

„Ich im ungewöhnlichsten Treiben der Begebenheiten meine persönliche Unmacht fühlend, aber in meinem Gange unterstützt durch die Überzeugung, daß die Sache der Grundsätze und die Sache der Regierung, der ich diene, eins und unzertrennlich sei; beide, weil bei den Besten doch auch Temperament mitwirkt, gewohnt die Dinge vielleicht schwärzer zu sehen, als sie vielleicht sind, wir schienen zu besitzen, was Mitteilungsfähigkeit, Interesse und Einverständnis hervorbringt. Ich wenigstens fühlte dies in Ihren Reden und in Ihrem Schweigen, und die herzliche Achtung für Sie, die ich nach Ploen mitbrachte, ist durch Sympathie und Anschauung zu ihrer vollen Reife gediehen.“

Hennings antwortet am 15. Juli:

„Ihren gütigen Brief, edler Mann, habe ich erhalten, und freue mich, den Bund der Verschwägerung, den eine liebe und reine Weiberseele zuerst zwischen uns schloß, durch Männergedanken und Männerwünsche immer näher und inniger mit

Ihnen binden zu können ... Die Fülle ist immer noch in meiner Seele, die Leere ist oft um mich. Sie, lieber Reinhard, umarme ich als Bruder und denkenden Freund, und dann wird jene diese, da wo sie noch ist, ausfüllen. Meine besten Wünsche für Sie und für die Ihrige, die Weib ward, um zu zeigen, welche Blütenknospe edler Tugenden eine schöne Mädchenseele ist."

Der lebhaft geführte Briefwechsel, der sich an diese Einleitung anschloß, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntnis der Stimmungen und Urteile, wie sie durch den Gang der französischen Umwälzung bei Denkenden hervorgerufen wurden. Der eine ein Däne, der andere ein Franzose, und doch beide gute Deutsche. Im Mittelpunkt der Erörterung steht die Frage: wie kommt es, daß die erhabenen Grundsätze der Revolution bei dem Versuch ihrer Verwirklichung eine so häßliche Verzerrung erfahren konnten, und welche Hoffnungen bleiben dem Menschenfreund übrig, nachdem das hochherzig begonnene Werk so traurig gewendet, zu Schandthat und Greuel verkehrt ist? Ganze Abhandlungen schreiben sich die Freunde; je eindringender sie aber das Problem zu fassen suchen, je tiefer sie zur Erklärung der Erscheinungen auf die Natur des Menschen und auf die Gesetze der Geschichte zurückgehen, um so mehr stellt sich eine grundsätzliche Verschiedenheit heraus, und aus der anfänglichen Übereinstimmung wird ein hartnäckig geführter Streit.

Dabei kann es nicht überraschen, Hennings in der Rolle des Anklägers zu sehen, während Reinhard, der Vertreter der Republik, in die Rolle des Verteidigers gedrängt wird. Reinhard, der allen Enttäuschungen zum Trotz seinen guten Glauben an den Fortschritt festhält, beruft sich in seinem Brief vom 25. Juli auf die vernünftige Grundnatur des Menschen, die es nicht erlaube, daß er sich in einem ewigen Kreise bewege, die vielmehr die Fähigkeit zu fortschreitender Verbesserung und Vervollkommnung in sich schließe.

„Ich habe, mein edler Freund, das Wesen des theoretischen Aristokratismus und des theoretischen Demokratismus immer darin gesetzt, daß der eine den Menschen als ein bloß leidenschaftliches, der andere zugleich als ein vernünftiges betrachtet, daß dieser an die Perfektibilität des Menschen glaubt, während jenem zufolge der Mensch und die Menschheit sich in einem ewigen Zirkel herumdrehen. Leidenschaften als solche sind der Erhöhung und Verminderung, aber nicht der Verbesserung und Vervollkommnung fähig; sie werden edel oder verächtlich nicht durch sich selbst, sondern durch die Gegenstände, auf die sie sich beziehen, sie äußern sich gleichförmig in verschiedenen Menschen, und die Erfahrung der Vorzeit modifiziert sie nicht, wie sie Begriffe modifiziert. Sind Leidenschaften die einzigen, sind sie die Haupttriebfedern der menschlichen Natur, so bleibt die Menschheit in Masse sich gleich, so kommen in allen Generationen unter ähnlichen Umständen die gleichen Erscheinungen wieder, so ist die Geschichte Eines Volkes die Geschichte aller. Alle Bemühungen,

die Menschheit zu veredeln, sind chimärisch; es giebt für sie keinen Zweck, kein Fortschreiten, kein Ziel, und die einzigen Mittel, sie zu leiten, sind Zwang und Illusion. Jede bestehende Ordnung ist gut, jeder Versuch, sie zu verbessern, Unsinn, jeder Versuch, sie umzustoßen, Verbrechen. Liegt hingegen das Wesen des Menschen in der Vernunft, ist diese von Zeitalter zu Zeitalter des Fortschreitens fähig, ist es möglich, ihrer Herrschaft die Leidenschaften unterzuordnen, so ist der Trieb der besseren Menschen, Wohlthäter der Gattung zu werden, gerechtfertigt, so sind Aufklärung und Freiheit Mittel und Zweck der Vervollkommnung, so ist keine Erfahrung vergangener Generationen für die künftige verloren, und jeder Versuch, den Gang der Vernunft zu hemmen, ist Hochverrat." Jenes System trotzt auf Erfahrung, auf die Thatsachen der Geschichte, das andere muß mit Mühe seine Thatsachen sammeln und ist stärker durch Schlüsse als durch geschichtliche Beweise; es ist das wahre System, während jenes das scheinbare ist. In dieser für den Idealismus des Zeitalters höchst bezeichnenden Ausführung fährt Reinhard fort: „Mit dem vollen Glauben an die Perfektibilität der Menschheit trat ich in die Revolution. Ihre ersten Erscheinungen schienen alle meine Hoffnungen zu begünstigen. Ihre Fortschritte schienen die vollste Bestätigung der entgegengesetzten Meinung. Wie sehr mußten bloß praktische Menschen dieser aufs neue anhängen, da auch mein Glaube wankte!" Er wiederholt: Die Erfahrung scheint diesen Praktikern Recht zu geben. Doch die philosophische Erhebung über die Zufälligkeiten der Geschehnisse schlägt die Zweifel zurück. Der Gang der Menschheit ist unaufhaltsam, wenn er auch nicht regelmäßig sein kann. Neue Grundsätze müssen schließlich eine neue Gesellschaft hervorbringen und die Probe weniger Jahre genügt nicht, ein absprechendes Urteil darauf zu gründen. „Ist nicht erst seit wenigen Jahren, und wie unvollkommen noch, der Anfang gemacht! Und erscheint nicht die französische Revolution auch in ihrem erneuerten Kampfe mit alten Vorurteilen gerade in dieser Hinsicht so interessant und so folgenvoll?"

Der Oheim zeigt sich in seinen Einwürfen als ein entschiedener Anhänger Rousseaus. Jeder Mensch muß wieder von vorne anfangen. Es fehlt jedes Mittel, die moralische Bildung von einer Generation zur andern zu übertragen. Aus der Summierung der Veredlung der Einzelnen kann nie eine höhere Vervollkommnung des ganzen Geschlechts entstehen. Aufklärung, Vielwisserei bringt keine Vollkommenheit. Möge nur jeder in sich streben und suchen, wie er ein besserer, richtiger denkender und so ein vollkommenerer Mensch werden könne. Aber der Gedanke, die ganze Menschheit durch Aufklärung besser zu machen, ist aufzugeben. Wo Künste und Wissenschaften blühen, zerfallen die Staaten. „Was ist im Grund all unser Wissen, was unsere Gelehrsamkeit? Den Stolz und die Aufgeblasenheit des Menschen haben sie vermehrt, die Güte des Herzens ist dadurch nicht gebessert, die Richtigkeit der Urteilskraft nicht geschärft. Die Leidenschaften oder die wildesten Begierden toben lauter als je." Und bei diesen Sätzen bleibt er auch, als Reinhard

zu beweisen sucht, daß durch die Ausbildung des Verstandes der moralischen Bildung in die Hände gearbeitet werde, und daß das gegenwärtige Zeitalter in dieser Beziehung allen anderen voraus sei, weil keines eine solche Menge richtiger Begriffe von politischer und religiöser Freiheit in Umlauf gesetzt habe. Er schickt Reinhard eine von ihm geschriebene Schrift über Rousseau und preist den Genfer Philosophen als den, der uns vom Irrweg zurechtführt. Nein, entgegnet Reinhard, „statt uns vorwärts zu führen, führt er uns zurück, uneingedenk, daß wir dann die nämlichen Irrwege wieder gehen würden. Wissenschaften und Künste sind oft schädlich gewesen, aber dennoch sind sie Werkzeuge, und die einzigen, zur Veredlung der Menschheit. Ohne sie konnte Rousseau den Weg weder finden noch betreten, den er seinen Emil und seine Julie führt. Durch sie sind wir dahin gekommen, ihren Mißbrauch und ihre Schädlichkeit einzusehen und ihren Gebrauch aufs Nützliche einzuschränken. Mögen Sie, mein Freund, immerhin sagen, jeder Mensch müsse sich selbst ausbilden; jeder Mensch bildet sich nur nach dem herrschenden Geiste seines Zeitalters, der Menschen, der Verhältnisse, der Gesetze, die ihn umgeben. Die Ausbildung der Einzelnen hängt folglich immer von der Ausbildung der Menschheit ab."

Man sieht leicht, wohin diese theoretischen Erörterungen zuletzt zielen. Die Revolution hat nicht gehalten, was sie versprach. Ihr Gang hat den einen zum bekümmerten Zweifler gemacht, droht ihm seine Ideale zu entreißen. Der andere, obwohl betreten und verdüstert durch den Lauf der Dinge, klammert sich dennoch an die Ideale fest und hofft von der Zukunft, was die Gegenwart versagt. Hennings ist im Begriff, beim Blick auf das gegenwärtige Frankreich allen Glauben an Menschheit, Freiheit und Aufklärung zu verlieren. „Im Jahre 1792 fürchtete ich einen neuen dreißigjährigen Krieg. Der Professor Büsch meinte damals, ein dreißigjähriger Krieg sei nicht mehr möglich, unsere Art Krieg zu führen lasse es nicht zu. Er ahndete nicht einen völligen Umsturz dieser Art und wer konnte voraussehen, daß die Franzosen Krieg führen würden wie Attila oder die alten Cimbern und Teutonen! Aber wird man jetzt meine Furcht noch unbegründet finden, oder wer kann das Ende der Unruhen absehen!" Reinhard ist schon durch seine Stellung genötigt dieser pessimistischen Ansicht zu widersprechen. Und in gutem Glauben verteidigt er die Sache der Republik. Doch gerade in diesem Augenblick ist die Verteidigung schwerer denn je. Das Direktorium hat sich in und außer dem Lande verhaßt gemacht, der Zweifel am Bestande der Republik greift um sich, die Royalisten erheben keck ihr Haupt. „Die

Nation," schreibt Reinhard selbst am 14. August, „wird mit Macht in alte Gewohnheiten und Vorurteile zurückgeworfen. Paris schwimmt in Vergnügungen. Es ist eine Republik ohne Republikaner, ein Königtum ohne König!" Da kommt plötzlich die Nachricht vom Staatsstreich des 18. Fructidor (4. September). Durch dieses Ereignis ist alles mit einem Schlage verändert. Wiederum eine der großen Schicksalswenden im Verlauf des blutigen Dramas. Noch einmal haben die Jakobiner sich der Gewalt bemächtigt, durch Ächtung und Deportation ihre Gegner beseitigt. Wird das nicht auch Reinhard, dem langmütigen Verteidiger, zu viel sein? Dieser Bruch der Verfassung, dieser Rückfall in die Methoden der Schreckenszeit? Der Eindruck ist auf ihn der entgegengesetzte: eben dieses Ereignis, sagt er sich, ist die Rettung der Republik aus den Gefahren, die sie bedrohten. So schwere Wolken hatte er über den Horizont der Freiheit hereinbrechen sehen, daß seine Seele ganz davon umdüstert war — jetzt ist das Gewölk plötzlich verjagt. Befreit atmet er auf und macht die Sache der siegreichen Jakobiner ohne Rückhalt zu der seinigen. Kerner war in dieser Zeit, Ende August bis Ende September, wieder in Paris und die Aufschlüsse, die ihm „dieser junge Wirtenberger voll Vorzüge des Geistes und des Herzens" zusendet, bestärkten ihn in seiner Auffassung. Ja, ein politisches Meisterstück nennt er diesen Schlag gegen die royalistische Partei, und dem Oheim schreibt er: „Dieses Mittel, wenn das Direktorium die Mehrheit in beiden Räten nicht gütlich erhalten konnte, war das einzige, um die Republik zu retten, ohne die Konstitution über den Haufen zu werfen. Freuen Sie sich mit mir! Es galt die Sache der Menschheit! Ich bin zu bewegt, um viel zu schreiben. Nicht ein Tropfen Blut scheint geflossen zu sein!" Doch der ehrliche Hennings ist weit entfernt, dieser Aufforderung zur Mitfreude zu entsprechen. Sein moralisches Gefühl bleibt von dem jakobinischen Staatsstreich tief verletzt. „Ist das der Sieg der Freiheit," schreibt er an seine Schwester, „wenn der entschiedenste Sultanismus das Mittel wird? Ist das Menschlichkeit? Ist das Abschaffen der Blutgerüste, wenn man auf die grausamsten Todesarten, auf Verbannung nach einer vergifteten Luft, wo der Tod unfehlbar ist, raffiniert! Nein! Frankreich ist nicht frei, die Regierung ist nicht gesichert, so lange solche Mittel nötig sind. Ich gestehe es, weniger als je traue ich der französischen Verfassung und der Freiheit." Und an Reinhard selbst schreibt er am 24. September zurück: „Ist das der Gang der Aufklärung, das vollkommene Menschheit! Mein Glaube an Menschheit, Freiheit, Aufklärung, Vervollkommnung in Masse wankt mehr und mehr, nur an den Tugenden der Verborgenheit ist gottlob bisher mein Glaube nicht

gescheitert, und das ist hinreichend, zu trösten." Reinhard selbst muß doch in seinem nächsten Briefe zugeben, daß es ein gefahrvolles, verzweifeltes Mittel ist, die Verfassung durch einen Bruch der Verfassung aufrecht zu erhalten; allein er bleibt dabei, daß nur durch dieses Mittel die Republik gerettet werden konnte, und daß um der Menschheit willen die Republik erhalten werden müsse.

„Freilich ist die Regierung dadurch, daß sie die Konstitution, ihre Garantie, verletzte, aus einer nahen Gefahr in eine andere geraten, die zwar entfernter, aber ebenso fürchterlich ist; künftige Verschwörer werden die Konstitution durch die Konstitution selbst zu stürzen, für einen zu langsamen Weg halten und mit rascher blutiger Gewaltthätigkeit ihren Zweck zu erreichen suchen. Der Nation selbst kann jenes heilige Grundgesetz ihrer Verfassung nicht mehr die gleiche Verehrung ab fordern, weil es nicht unverletzt geblieben ist. Allein da unter solchen Übeln zu wählen war, so mußte die Wahl dahin fallen, wo das große Rettungsmittel, die Zeit, gewonnen wurde."

Dieser Brief Reinhards ist am 12. Oktober geschrieben. Es war der Jahrestag seiner Vermählung. Alle, die vor einem Jahr in Neumühlen den Tag feierten, waren heute zur Doktorin geladen, und Reinhard schrieb dem Oheim: „Ich fühle mich doppelt glücklich in der Erinnerung und in der Zukunft; die Probe eines Jahres spricht für unsere gegenseitigen Gesinnungen gut. Selbst wenn das Schicksal uns aus dem liebenswürdigen Kreise herausrisse, in dem bis jetzt meine Gattin ihre bessere Welt fand, so würde die Angewöhnung an mich, unterstützt von Pflicht und Liebe, ihr die Trennung erleichtern." Reinhard mochte bereits Grund zu der Vermutung haben, daß der Zeitpunkt der Trennung näher sei, als die Familie seiner Frau glauben wollte.

In diesen Tagen war ganz Hamburg noch voll von dem frohen Ereignis der Ankunft Lafayettes. Nach dem Präliminarfrieden von Leoben war endlich der berühmte Gefangene mit seinen beiden Haftgenossen, Bureau de Puzy und Latour-Mauburg, aus Olmütz freigelassen worden. Die Frau des Generals und seine Schwester, die Marquise Pauline Montague, hatten sich bereits in Witmold bei Ploen niedergelassen, und nun sah man mit freudiger Spannung der Ankunft des Helden zweier Welten entgegen. Hennings, dem es Bedürfnis war, aller Bedrückten und Notleidenden sich anzunehmen, hatte in seinem „Genius der Zeit" immer wieder den Anwalt und Lobredner des Gefangenen gemacht, seine Kerkerleiden geschildert, das Mitleid für ihn angefacht, seine Freilassung gefordert. Als nun der General am 4. Oktober in Hamburg an Land stieg, empfingen ihn mit Jubel Freunde und Verehrer

aus allen Nationalitäten. Sieveking bot dem General Neumühlen zur Wohnung an, dieser war aber gleich mit seiner Familie nach Witmold gezogen. Hier machte Hennings bald die persönliche Bekanntschaft des Generals, und in den Briefen zwischen Hennings und Reinhard ist öfters von dem Helden des Tages die Rede. Am 12. Oktober schrieb Reinhard:

Sie haben nun Lafayette um sich. Ich habe diesen interessanten Mann einigemale gesehen, als Mensch den Menschen; denn als Minister war meine Lage gegen ihn, nach mehreren Rücksichten, delikat. Ich war durchaus ohne Instruktionen; und wenn die französische Regierung es ihrer würdig fand, durch ihre Dazwischenkunft einem Verbrechen des ungeheuersten Despotismus ein Ende zu machen, so folgte daraus nicht, daß sie denen, die ihr ihre Befreiung danken, durch diese Handlung zugleich ihre Bürgerrechte wiedergebe. Die neuesten Begebenheiten selber hatten Veranlassung gegeben, den Verteidiger einer beschworenen Konstitution mit Verrätern des Vaterlandes zusammenzustellen, die sich mit ihm in Rücksicht auf die Absichten verglichen und nur in Rücksicht auf den Erfolg nicht mit ihm verglichen sein wollten. Ich weiß nicht, ob man mein Betragen billigen werde oder nicht; aber ich habe nach meinem Gefühl gehandelt. Lafayette hat besonders den Damen weniger interessant geschienen als sein Unglücksgefährte Puzy, dessen melancholische Züge das Gepräge langer Leiden tragen. Die Einbildungskraft hatte sich diese Opfer des Despotismus natürlicherweise unter der Gestalt des Kummers und des Unglücks gedacht. Lafayettens Selbstzufriedenheit, die aus Mienen und Reden hervorleuchtete, kontrastierte mit der Erwartung. Daß Eitelkeit im Charakter dieses gewiß sehr edlen Mannes lag, ist bekannt; und es ist eine bekannte Erfahrung, daß Menschen, in langer Gefangenschaft auf sich selbst eingeschränkt, auf ihre Person und auf ihre Schicksale eine um so größere Wichtigkeit legen, je mehr sie sich von allen äußeren Gegenständen verlassen fanden.

Weit enthusiastischer äußerte sich der warmherzige Hennings. Er hatte sich schnell mit Lafayette befreundet, dessen Liebenswürdigkeit ihn ganz bezauberte. „Sein reizbares Herz hat mich ihm gleich näher gebracht. Er ist der liebendste, aufrichtigste, biederste Charakter, der sich denken läßt. Er spricht mit vieler Klarheit, Bestimmtheit und Anmut, ist nie verlegen oder zurückhaltend und antwortet ohne Umschweif auf jede Frage. Ein sicherer Beweis, daß er nie zu Intriguen herabstieg oder Verschwörungen machte.“ Ein Urteil, das Reinhard nicht ganz unterschreiben konnte. Am 15. Frimaire (5. Dezember) schrieb er wieder dem Oheim:

Lafayette hat mehr als die meisten seiner Nation richtiges und feines moralisches Gefühl, mehr Mut als Charakter, mehr geraden Sinn als Genie, und mit all' diesem bezahlt er seinem Mutterlande den Nationaltribut der Eitelkeit. So in der ungeheuren Epoche der Revolution, unter dem intriguenvollsten Volk, auf den ersten Posten gestellt, mußten die Erscheinungen entstehen, die ihn bald zu groß für

seinen Charakter, bald zu klein für seinen Posten gezeigt haben. Mehr als andere fähig und entschlossen, unabhängig zu handeln, hat er diese Unabhängigkeit nicht immer behaupten können; selbst den Intriguen hat er nicht immer widerstanden. Sein System, eine Konstitution zu erhalten, die er nicht liebte, und einen König zu verteidigen, den er nicht achtete, war der französischen Immoralität zu fremd, um zum Zwecke zu führen. Nun sind jene Zeiten, wo er aufgetreten war, zu alt, die Köpfe zu sehr von der Gegenwart eingenommen, die Herzen zu erschöpft, um das Interesse wieder zu beleben. Selbst seine Leiden lassen gleichgiltig in einem Lande, wo jeder so viel Leiden gesehen und selbst erfahren hat. Zum Ersatz bleibt ihm der Beifall der Besseren und Vernünftigeren und die Überzeugung, daß erst dann eine schöne Epoche fürs Vaterland beginnen könne, wenn Lafayette und die ihm gleichen aufhören, verleumdet und verkannt zu sein.

Aus dieser Zeit haben wir auch einen längeren Brief Reinhards an den Grafen Schlabrendorf in Paris, der teils durch seine politischen Auslassungen, besonders über das künftige Schicksal der deutschen Rheinlande, teils durch seine Äußerungen über Kerner bemerkenswert ist. In seinen Gesandtschaftsberichten hat sich Reinhard wiederholt mit Lob und Anerkennung über Kerner und seinen hingebenden Eifer für die Sache der Republik ausgesprochen. Doch verschwieg er auch nicht, daß sein Sekretär, von seinem hitzigen Temperament fortgerissen, zuweilen über die Schnur haue. Es konnte vorkommen, daß Kerner in seiner Unbesonnenheit den diplomatischen Takt verletzte und damit seinem Gesandten selbst Verlegenheiten bereitete. Ein Vorfall dieser Art war es, der Reinhard zu ungünstigen Äußerungen in dem Brief an Schlabrendorf veranlaßte. Wir wissen bereits, daß Kerner im Herbst 1797 fast zwei Monate in Paris war, wo er bei dem Minister, jetzt Talleyrand, Schritte that, seine Stellung zu verbessern, auch wegen einer anderen Verwendung, sei es in Italien, sei es am Rhein, sich umthat, und wo er fast täglich bei dem alten Freund Schlabrendorf sich einfand. Nun war in dem Brief eines Bekannten aus Paris erzählt, wie Kerner einmal an der Tafel des Ministers mit vorlautem Eifer das große Wort führte, wozu die anwesenden Diplomaten große Augen machten, und dieser Brief war Reinhard hinterbracht worden mit der Aufforderung, das unbesonnene Wesen seines Freundes und Gehilfen zu zügeln. Dies erklärt die Sprache Reinhards, der am 20. Oktober 1797 folgendermaßen an Schlabrendorf schrieb:

Ich freue mich, daß unser junger Freund seine Briefe so oft von Ihrem Zimmer datiert. Sie mit Ihrer weisen Toleranz, Ihrer sokratischen Ironie sind der Mann ihn zu leiten. Nur schränken Sie sich nicht immer auf bloßen Rat ein; zuweilen ist ein Machtspruch nötig. Ich sehe aus seinem letzten Briefe, daß er Ihnen einen von den meinigen mitgeteilt hat, wo ich ihm einige Wahrheiten gesagt

.... Freilich war mir nichts leichter, als eine solche Szene mir lebhaft zu denken. Der junge Mensch hat Ehrgeiz und noch mehr Eitelkeit. Er hört sich selbst gerne und will gerne gehört sein. Selbst eine gleichgültige Meinung mit jenem Feuer in einer solchen Gesellschaft von einer Person vorgetragen, deren Gesicht, Sprache und Ideen viel jünger sind, wie ihre Jahre, beleidigt die Konvenienz. Mit jedem Anspruch auf Aufmerksamkeit, die er in einer so subalternen Lage, wie die seinige, geltend machen will, verliert er einen Anspruch auf die Beförderung, die er wünscht. Dies sagt' ich ihm; allein er hat mich nicht ganz verstanden oder nicht ganz verstehen wollen. Ich sprach nicht blos von Heftigkeit, sondern von Vorlautheit überhaupt, und nach dem dringenden Tone zu urteilen, in welchem jene Warnung geschrieben war, hat er sich gewiß in dieser Rücksicht große Sünden zu Schulden kommen lassen; und wer weiß, in welchem Zusammenhange sie mit den Schwierigkeiten stehen, die sich seinen Wünschen entgegenstellen? Auch das ist sehr jugendlich, daß er nun Schicksal und Menschen anklagt. Die Gesetze, wenigstens dem Buchstaben nach, sind gegen ihn; und je unabhängiger er der Sache gedient hat, um so weniger darf er seine Belohnung von den Menschen erwarten .... Sollte Kerner nicht zu uns zurückkommen, so ist der Rhein besser für ihn als Italien. Hier geht er auf Abenteuer los, in einem unbekannten Lande; und keinem Charakter vielleicht ist der seinige weniger gewachsen, als dem italienischen. Dort findet er Sprache, Gewohnheiten, Menschen, wie er sie kennt; und so ungern ich ihn verliere, so werd' ich einwilligen, wenn die cisrhenanische Republik ihn gewinnt. Meine Meinung ist: er soll in Paris die Entscheidung des Kriegs oder Friedens abwarten und dann wählen. Sie glauben, es sei eher von Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich, als von Unabhängigkeit die Rede. Nach meiner Meinung ist jene im Falle des Friedens vorteilhafter, diese im Falle des Kriegs. Jene, durch alle Friedensschlüsse schon vorbereitet, rundet vollkommen unser Gebiet und unsere Handlung; und wenn der Friede uns Muße läßt, diese Länder zu organisieren, so werden sie in kurzer Zeit der Vereinigung so empfänglich sein als Belgien. Aber ihre Unabhängigkeit wäre der große Hebel des Kriegs, wie die Republik ihn in Deutschland notwendig führen müßte, wenn er wieder losbräche. So niedergedrückt, so erschöpft, so sklavisch-träge das linke Ufer sein mag: sobald der Krieg losbräche, würd' es, in seinem Wirbel fortgerissen, zur Freiheit emporstreben. Dazu gehören nun freilich republikanische Armeen und Generale, die aus ihnen zu machen wissen, was Buonaparte aus den seinigen gemacht hat. Beim Himmel, wenn so ein Haus geplündert wird, ein Offizier beim Porträt von Ludwig XVI. Wache hält, um seine Unverletzlichkeit zu schützen, wie dies in Schwaben geschehen ist, da geht Revolutionieren freilich nicht. — Wenn der Kontinentalkrieg wieder ausbricht, so ist's ein Verzweiflungskrieg, und von beiden Seiten wird fürchterlich gewagt. Unser Sieg, der Sieg der Sache der Menschheit, ist gewiß, wenn unsere Armeen Disciplin halten, wenn unsere Generale und ihre Sekretäre moralische Menschen sind. Ist dies nicht, kommen Niederlagen, Aufstände, so entsteht Jammer ohne Ende, so prallt unsere Schuld furchtbar auf die Republik selber zurück. Lesen Sie die Geschichte des Islamismus in Gibbon, so müssen die Heerführer sein, die für Meinungen streiten! — In

beiden Fällen muß die Regierung deutsche, aufgeklärte, bekannte, verfolgte Deutsche jenseits des Rheines berufen und ihnen die Bürgerrechte zusichern. In Deutschland selbst müßten die Trümmer des Illuminatismus wieder vereinigt werden. Ich wünschte sehr, daß Knigge nicht tot wäre!

Nach diesem etwas zweifelhaften Rezept für die Revolutionierung Deutschlands schließt der Brief mit einem heftigen Ausfall gegen das unbezwungene und unbezwingbare Albion, das seine Eroberungen in Indien fortgesetzt und im Jahre 1797 der batavischen Republik die Molukken entrissen hatte:

Da hat nun die Nation, der nur der Nacken, aber kein Bein gebrochen werden kann, den armen Holländern wieder ein Bein gebrochen! Diese fatale Geschichte ist ein so unglücklicher Querstrich, als je einer in diesem Kriege durch die schönsten Plane gezogen worden ist. Und dies, mein Freund, riskieren wir, wenn wir aufs Halsbrechen ausgehen! O wer eine Brücke nach Dover baute! oder einige Dutzende unserer Bataillone und einige Hundert Kanonen durch einen Luftball nach Dublin überschiffte! Albion ist noch nicht reif, aber reift zum Falle. Aber die Ursachen seines Falls liegen in ihm selbst, in der Indigestion seiner Finanzen oder in der Trunkenheit einer Revolution.

Georg Kerner hat damals den Zweck seiner Pariser Reise nicht erreicht. Er blieb, ohne eine Staatsanstellung zu erlangen, in seinem privaten Verhältnis bei Reinhard, und nichts war diesem erwünschter. Denn wenn ihm die Hitze des jüngeren Freundes auch zuweilen eine Ungelegenheit schuf, er hatte seinen willigen Eifer, seine Anstelligkeit, wie die Eigenschaften seines Herzens hinlänglich erprobt, um ihn noch eine Reihe von Jahren als vertrauten Arbeitsgenossen an sich zu fesseln.

5.

Am 17. Oktober unterzeichnete Bonaparte in Passariano bei Udine den Frieden mit den Bevollmächtigten Österreichs. Auf einem Kongreß in Rastatt sollten die Reichsangelegenheiten geordnet werden. Angesichts dieses Kongresses wurden auch die hanseatischen Neutralitätsbestrebungen wieder aufgenommen. Man erwartete eine neue völkerrechtliche Regelung des Handels- und Seeverkehrs, wobei die Hansestädte ihr unausgesetzt verfolgtes Ziel zu erreichen hofften: Handelsfreiheit auch in Kriegszeiten. Wir wissen, daß Reinhard diese Bestrebungen unterstützte. Nur beklagte er, daß in den Städten zu wenig Einmütigkeit und zu wenig Energie für das von ihnen erstrebte Ziel vorhanden sei. Es war vornehmlich die Erinnerung an die Reichspflichten, die, zumal in Hamburg, doch immer ein Schwanken verursachte. Reinhard

sah darin bloß die Furcht vor dem Kaiser und besorgte, daß die Städte das zu büßen haben würden. Sein Grundsatz war: Frankreich solle beim Friedensschluß und bei einstigen Handelstraktaten jedem vergelten nach seinen Werken. Der Brief an Hennings vom 5. Dezember verbreitet sich ausführlich auch über diese Dinge.

Ich bin seit ungefähr drei Wochen mit den Angelegenheiten der Städte sehr beschäftigt gewesen und bin, unabhängig von ihrer ebenso indolenten als furchtsamen Politik, meinen eigenen Gang gegangen. Die Städte haben schon seit einem Jahre vorbereitende Schritte gethan, um die Garantie ihrer politischen Unabhängigkeit und ihrer Handelsneutralität beim Frieden zu erhalten. Der entscheidende Zeitpunkt ist nun da. Seit einigen Wochen kommen von allen Seiten Nachrichten, nicht nur, daß es im Werke sei, die Weser und Elbe zu besetzen, um Englands Handel zu stören, sondern sogar, daß es leicht geschehen könnte, daß die Städte an Preußen oder Dänemark veräußert würden. Was das erste Projekt betrifft, so würde es, wenn auch die Schwierigkeiten, die es von Seiten der nordischen Mächte finden wird, gehoben werden könnten, dennoch seinen Zweck nie ganz erfüllen. Das andere ist zu entehrend für die französische Republik und den ersten Grundsätzen ihrer Staatskunst zu sehr entgegen, als daß ich an die Möglichkeit seiner Ausführung glauben sollte. Indessen ist der große Zweck, auf den das Direktorium sichtbar hinarbeitet, die Erhaltung der Rheingrenze. Dies ist besonders Reubels unüberwindlicher Wunsch. Unsere innere und äußere Politik ist unglücklicherweise den Grundsätzen nicht immer so treu geblieben, als ihr wahrer Vorteil es erfordert hätte. Aus Unkenntnis, aus Hang zu gigantischen Plänen, aus rücksichtsloser Eitelkeit, alles im Großen zu sehen, ist es möglich, daß selbst Bonaparte dem Einfall nachgebe, das Gebiet der Freiheit nach geographischen Linien zu bestimmen, und alle Länder, die jenseits der Grenze der repräsentativen Verfassungen liegen, den erblichen Regierungen aufzuopfern. Wie dem sei, ich habe gezeigt, was die Republik sich selbst und der Meinung schuldig sei, und wie ungereimt es sein würde, so sichere und bequeme Niederlagen unserer Handlung zu veräußern, als die Hansestädte sind und nur als freie Staaten sein können. Von den Städten selbst, und besonders von Hamburg, läßt sich für ihre Rettung wenig erwarten. Sie gehen ihre Routine fort, und wenn die preußischen Korporale schon da wären, um ihrem Senat die Mühe des Regierens abzunehmen. Selbst in den Gesellschaften, wo diese Gerüchte nun der Stoff der Unterhaltungen sind, schränkt man sich bloß auf den Wunsch ein, lieber dänisch, als preußisch zu werden. — Den Rest des Blattes werden Sie mir erlauben, mit Familiennachrichten auszufüllen. Da muß jeder anfangen, der Republikaner und Kosmopolite sein will, und mein Loos ist glücklich genug gefallen, um mich die Wahrheit dieser Bemerkung tief und freudig empfinden zu lassen. Soeben kommt Ihre Schwester zum Mittagessen, wo wir Jakobis erwarten . . . So lange noch Wolken über dem Horizonte dieser guten Stadt schweben, die, wenn es auch nur um einiger Gerechten willen wäre, immer verdient, daß der Würgengel vorübergehe, lad' ich Sie nicht ein, zu kommen. Aber das Fest des Friedens und der Freiheit müssen Sie mit uns feiern.

In den Briefen an den Oheim seiner Frau war Reinhard offener und mitteilsamer, als sonst seine Art. Wie man ihn in der Unterhaltung meist wortkarg fand, so war er auch in seinen Briefen zurückhaltend, zumal in der späteren Zeit; nur leicht pflegte er die politischen Geschäfte zu streifen, und nur zwischen den Zeilen läßt sich zuweilen ein Urteil über seine Auftraggeber herauslesen. Hier in dem gesprächigen Briefe an Hennings vom 5. Dezember verbreitet er sich nicht bloß über die Verhandlungen wegen der Hansestädte, er spricht überhaupt seine Unzufriedenheit mit der auswärtigen Politik seiner Regierung aus. Es war von dem Plane die Rede, die Hansestädte zu verschachern — er hält es für undenkbar, daß die Republik dazu die Hand biete — da fällt ihm ein, was sie soeben mit Venedig gethan hat. Er muß gestehen, daß die Republik „unglücklicherweise den Grundsätzen nicht immer so treu geblieben ist, als ihr wahrer Vorteil es erfordert hätte.“ Das Trachten nach der Rheingrenze, der Handel mit italienischen Gebieten, der ganze Friede von Campo Formio, wie stimmte das mit den enthusiastischen Ankündigungen, die den Ausbruch des Kriegs im Jahre 1792 begleitet hatten? Wo blieb das Recht der Selbstbestimmung der Völker, was wurde aus dem Vorsatz, allen Ländern die Freiheit zu bringen, wenn jetzt ein Friede geschlossen wurde, der die Freiheit „nach geographischen Linien“ abschied „und alle Länder, die jenseits der Grenze der repräsentativen Verfassungen liegen, den erblichen Regierungen“ aufopferte? Reinhard stimmte ganz mit den Direktoren überein, die, erfüllt von jakobinischen Erinnerungen, wütend über den von Bonaparte geschlossenen Frieden waren und bitter ungern ihre Einwilligung dazu gaben. Noch jetzt wollten sie nicht von dem System des grenzenlosen Krieges und der allgemeinen Revolutionierung Europas lassen; doch sie waren machtlos gegenüber dem Jubel der Bevölkerung über die endlich winkenden Friedensaussichten und gegenüber dem Emporkömmling, der Kriegsmann und Staatsmann zugleich war und der — wie er an Talleyrand schrieb — die erhitzte und begeisterte Phantasie zu der wahren Politik zurückführte, die nichts anderes ist, als die Berechnung der Umstände und Möglichkeiten. Anstatt Umsturz und Demokratisierung Mitteleuropas wollte er dauernde Trennung Österreichs von England, auf dessen Bekämpfung jetzt alles konzentriert werden sollte. Es war allerdings ein Wendepunkt im politischen Systeme der Republik. Der Friedensschluß enthielt den Verzicht auf die schrankenlose Propaganda, aber damit war auch der Kriegspolitik der letzte ideale Schimmer abgestreift. Eine neue Enttäuschung für den weltbürgerlichen Idealisten, der von den Erfolgen der französischen Waffen den allgemeinen Sieg der europäischen

Freiheit erwartet hatte. Es blieb ihm kein anderer Trost übrig, als hartnäckig den Glaubenssatz zu wiederholen, daß trotz alledem in dem einen Lager die Freiheit, in dem anderen die Knechtschaft sei.

Der Unmut, den Reinhard bei der ersten Nachricht des Friedensschlusses empfand, warf seine Schatten bis in den glücklichen Familienkreis, dem er jetzt angehörte. Wie überall, so war man auch im Reimarus'schen Hause hocherfreut über das Ende des Kriegs, dem nun bald auch der allgemeine Reichsfriede folgen sollte. Ja, die Doktorin forderte ihren Schwiegersohn, den deutschen Dichter, auf, in einer Ode das glückliche Ereignis zu besingen. „Ihre Schwester," schreibt er dem Oheim, „verlangte eine Friedensode von mir; da ich ihr die zwei ersten Strophen zeigte, entließ sie mich meines Versprechens. Doch ihre sanftere Stimmung versöhnte meine Muse." Er hatte nämlich in einem Tone begonnen, der dem allgemeinen Friedensjubel Trotz entgegensetzte, Entrüstung über die Feigheit der Völker.

Auf den Frieden.

Ich singe Frieden, stolz wie Frankreichs Heere;
Ich singe Frieden, denn ich singe Sieg.
Gewappnet sing' ich, denn noch trotzt auf blut'gem Meere
Der wilde kalte Krieg.

Jauchzt euren Palmen, Völker, froh entgegen!
Unwillen hebt den Busen mir empor,
Und keiner Rührung wert tönt euer feiger Segen
Dem Zürnenden ins Ohr.

Bekümmert über solchen Trotz hatte dann die Doktorin selber den Pegasus bestiegen und in beweglichen Versen ihren Schwiegersohn umzustimmen gesucht:

Sing' ihn nur, den lang gewünschten Frieden,
Sanft und milde stimm' er dein Gedicht.
Stolzer Mut hat euern Kampf entschieden,
Aber Hohn gebührt der Palme nicht.

Allvergessend strömt man sich entgegen,
Ein Gedanke hebt das Volk empor,
Wandelt Feind und Krieg in Freund und Segen,
Lispelt jedem bessre Zeit ins Ohr.

Und du zögest rasch den Vorhang nieder,
Der sich freudeflatternd schon verschob?
Handeltest dem Herzen keck zuwider,
Das sich sanft zur schönern Zukunft hob?

Nimm sie nur die Veilchen, die so gerne
Du als Frühlings Erstlinge gepflückt,
Nimm sie nur die Veilchen, die von Ferne
Dir des Friedenshaines Göttin schickt.

Lege sie an deinen vollen Busen,
Guter Mann, und martre dich nicht kalt!
Sag' es laut, im Wettgesang der Musen,
Friede! Friede! segnet jung und alt!

Nein, so grausam konnte Karl, konnte der schwäbische Lyriker nicht sein. Der Angriff, den die Doktorin auf sein gutes Herz gemacht hatte, war nicht erfolglos. Ein Familienfest, das eben jetzt einfiel, ermöglichte dem Dichter, eine Wendung zu finden, die nach allen Seiten versöhnte. Am 11. November war der Geburtstag des Vaters Reimarus, und dazu stellte sich Reinhard mit Versen ein, die vom Frieden des glücklichen Familienlebens anhoben und, in beredter Weise dahinströmend, an Schillers Weise anklingend, im Ausblick auf ein künftiges Friedens- und Freiheitsideal der Menschheit gipfelten.

Ja, ich will in sanften Tönen singen
Nicht den Frieden, den das Schlachtschwert schenkt,
Aber den, der sich mit Silberschwingen
Auf das Haupt des Weisen senkt,
Mit der Blume, die den Jahrstag kränzet,
Der ihn gab für guter Menschen Glück,
Mit der Thräne, welche niederglänzet
In der frohen Kinder Blick,
Wenn nach frommer väterlicher Weise
Jedes ihm die kleine Gabe bringt
Und das Glas im einverstandnen Kreise
Auf sein Wohl sokratisch klingt,
Wenn von Gott zur Seherin geweihet
Ihn die Mutter in die Arme schließt
Und der Zukunft Freuden prophezeiet,
Deren Schöpferin sie ist;
Jener Zukunft, die vom Rosenlichte
Schön vollbrachter Jahre widerstrahlt
Und ihr Bild im heitern Angesichte
Wie im reinen Busen malt!
Laßt die Ahndung jedes Herz erfüllen!
Jedes Herz sei seiner selbst gewiß!
Was des Schicksals Bücher uns verhüllen,
Stößt nicht um, was sie verhieß.
Laßt die Ahndung eine Welt umfassen!
Hohn dem Schwachen, der Begeistrung höhnt!

Millionen wähnten sich zu hassen,
Und Ein Tag hat sie versöhnt.
Heiliges, verwandtes Feuer lodert
In des Freien, in des Sklaven Blick.
Mündig steht die Menschheit da und fodert
Kühn ihr Eigentum zurück.
Und sie schwört sich selbst den Eid der Treue,
Pflanzt ihr Feld gleich einem Eden an,
Impft auf alte Wahrheit jede neue,
Aber nicht auf alten Wahn.
Sie gebeut, und künftige Geschlechte
Folgen wieder der verlornen Spur.
Kinder lehrt die Mutter Menschenrechte,
Männer lehrt sie die Natur.
Dann vereint sich, was Betrug geschieden,
Seine Erde lohnt des Armen Schweiß.
Völker werden nach dem bessern Frieden
Glücklich sein, wie dieser Kreis.
Lächelt ihr? So zweifelt denn, ihr Weisen,
An den Früchten, aber streut die Saat,
Aber blickt ins Auge dieses Greisen,
Welcher glaubte, wie er that,
Und ich will in Irokesen-Hainen,
Wenn auch ihm die große Hoffnung log,
An des Weibes treuem Busen weinen,
Das mir seine Hand erzog.

In dieses Familienglück, das zu preisen Reinhard jede Gelegenheit ergriff, traf jetzt unwillkommene Botschaft. Die lange gefürchtete Trennung stand bevor: der Gesandte der Republik hatte von seiner Regierung eine andere Bestimmung erhalten. Am 27. Dezember schrieb Reinhard an Hennings:

Ich bin zum Minister der Republik in Florenz ernannt und Stinchen verläßt mit mir Vaterstadt und Familie. Was der eigentliche Beweggrund dieser schnell genommenen Maßregel sei, weiß ich nicht oder will ich nicht erraten. An Klima, Ansehen und vielleicht Wichtigkeit der Stelle, Einkommen gewinnen wir allerdings. In Italien ist gegenwärtig jede Stelle wichtig, und vielleicht glaubt man mich dort unparteiischer als hier. Die Reise, hoffe ich, soll Stinchens immer noch geschwächte Gesundheit herstellen, und der beständige Wechsel interessanter Szenen soll die Wolken verjagen, die die Trennung zurücklassen wird. Ich hatt' es bei Ihrer guten Schwester an Warnungen nicht fehlen lassen, allein ihr starker Glauben hatte sie in den Wind geschlagen. Noch gestern, da mir schon kein Zweifel mehr blieb, hielt sie die Sache für unmöglich. Diesen Morgen hab' ich ihr das Urteil angekündigt, und sie vernahm es nicht ohne Thränen.

„Vielleicht glaubt man mich dort unparteiischer als hier" — das war die Ursache der Versetzung. Schon damals, als er zwei Tage nach seiner Vermählung diese dem Direktorium anzeigte, hatte er selbst zur Erwägung gegeben, ob man seinen längeren Aufenthalt in einer Stadt, in der er sich verheiratet hatte, für rätlich halte, und am 3. Mai war vom Direktorium auf den Vorschlag des Ministers Delacroix eine Verordnung erlassen worden, wodurch die Heiraten der Gesandten im Auslande gewissen Bedingungen unterworfen wurden. „Das Direktorium muß verlangen, daß nichts die Unabhängigkeit beeinträchtige noch den Patriotismus schwäche, die den Charakter eines diplomatischen Vertreters der französischen Regierung auszeichnen müssen." Für die Zukunft wurde verlangt, daß jeder französische Gesandte, der sich verheiraten wollte, die genauesten Angaben über die Persönlichkeit, die Familie, das Vermögen, die Verbindungen seiner Erwählten einsende. Auf den Bericht des Ministers sollte dann das Direktorium entscheiden, ob die Erlaubnis zu gewähren sei oder nicht.

Auf diese Verordnung, die dann unter allen folgenden Regierungen giltig blieb, war eben Reinhards Verheiratung von Einfluß, vielleicht war sie die Veranlassung gewesen. Dennoch war er bisher unangefochten auf seinem Posten geblieben. Er machte kein Hehl daraus, wie heimisch er sich in Hamburg fühle. Allein jetzt rückte die Entscheidung über das endliche Schicksal der Städte näher. Reinhard war mit ihrem Verhalten noch immer wenig zufrieden. „Die Städte spielen mit der Zeit," schrieb er am 3. Febr. 1798 an K. E. Oelsner in Paris, „nach und nach fühlt man den Sporn der Notwendigkeit zu handeln; allein ich fürchte, die ersten falschen Schritte, die schon gethan sind, seien kaum wieder gut zu machen. Nun ich abreise, hat man mir endlich ein Wörtchen gesagt. Ich will gern noch handeln, wenn es nicht zu spät ist."

Es gelang Reinhard noch, die Städte zur Einreichung einer Denkschrift zu vereinigen, die die Wünsche für die Sicherung ihrer Neutralität und ihrer Reichsunmittelbarkeit, sowie ihre anderen Forderungen zusammenfaßte. Allein schon richteten sich begehrliche Blicke auf die Reichtümer der Städte. Die Verwendung für sie auf dem Rastatter Kongreß machte die Republik jetzt von dem Abschluß eines für die französische Staatskasse vorteilhaften Geldgeschäftes abhängig: sie sollten bar Geld geben gegen batavische Schuldscheine, ein Ansinnen, gegen das sie sich lange sträubten, zuletzt ohne Erfolg. Im Januar erschien unerwartet ein Jakobiner, Bourdon, als Kommissär der Republik mit geheimen Aufträgen. Worin diese bestanden, ist nicht genau

bekannt; aber jedenfalls waren es Aufträge, die man Reinhard nicht zumutete. Kurz, bei den Plänen, die hinsichtlich der Städte erwogen wurden, war man in Paris der Ansicht, daß in Hamburg nicht länger ein Vertreter der Republik am Platze sei, der durch seine Heirat in enge Verbindung mit den ersten Familien der Stadt geraten war.

Die Ernennung Reinhards nach Florenz trug das Datum des 13. Dezember. Die Abreise zog sich aber noch bis in die zweite Hälfte des Februar hinaus. Mit welchen Empfindungen man der bevorstehenden Trennung entgegensah, ersehen wir aus den Briefen, die in dieser Zeit noch zwischen Reinhard und Hennings gewechselt wurden. „Ihre Versetzung, lieber Bruder," schrieb Hennings am 3. Januar 1798, „ist ein herber Verlust für Ihre Freunde, wenn man gleich Ihnen dazu Glück wünschen muß. Selbst Ihre Entfernung von Hamburg wird vielleicht durch das, was die künftigen Zeiten herbeiführen werden, eine Wohlthat für Sie. In Florenz werden die Künste Ihnen manche angenehme Unterhaltung gewähren. Vergessen Sie dabei einen alten Verehrer derselben nicht und teilen mir mit, was Ihr Reichtum Überflüssiges hat." Reinhard schrieb am 11. Pluviose (30. Januar), er erwarte jeden Tag seine Abberufungsschreiben, und sobald sie in seinen Händen seien, habe er keinen Vorwand mehr, den Nachfolger abzuwarten. „Daß meine gute Christine mit banger Wehmut dem Tag der langen, weiten Trennung entgegensehe, werden Sie glauben. Die Mutter faßt sich zusammen; wie sie in der letzten Szene Probe halten werde, wag' ich nicht vorauszusehen. Auch unsere Reiseroute ist nun entschieden. Wir gehen über Paris, wo meine Instruktionen mich erwarten. Die Jahreszeit ist hart; aber in den Gefilden Italiens werden wir mit dem kommenden Frühling einziehen." Er fordert den Oheim auf, noch einmal nach Hamburg zu kommen: „Wir müssen reich an Erinnerungen sein, weil, für Christine besonders, so manche Stunden kommen werden, wo sie von ihnen und in ihnen leben wird. Christine wird auch das gewöhnliche Organ meiner Unterhaltungen mit der liebenswürdigen Familie sein, die wir verlassen. Aber wenn ich etwas Männliches vorzutragen haben sollte, so würd' ich mich an Sie wenden. Ich glaube nicht, daß die tragische und rätselhafte Geschichte von Rom auf Toskanas Schicksal Einfluß haben werde. Meinem Posten wird sie allerdings eine neue Wichtigkeit geben. Ich glaube, daß man in Paris dieses politischen Zwischenakts gern überhoben gewesen wäre. An wen soll man diese Masse von Palästen und Tempeln, diese Population von Mönchen, Bettlern und Mördern, den Namen Rom abtreten?" Hennings wiederholt am 4. Februar

dem „redlichen Freund“ seine Glückwünsche. Die Klagen der zärtlichen Freundschaft, schreibt er, und der mütterlichsten Liebe müssen verstummen bei dem höheren Ruf in der Sache der Menschheit. Er wünscht dem zur Abreise sich Rüstenden, daß er nie etwas anderes sein möge „als ein Bote des Friedens und der beglückenden Menschen“, und nochmals bittet er um Nachrichten aus Florenz, sei es durch Reinhard selbst, sei es „durch das liebenswürdige Organ meiner ebenso fein und richtig fühlenden, als sich edel ausdrückenden Nichte“.

Aber diese letzten Briefe zwischen Reinhard und Hennings sind auch noch angefüllt mit politischen Betrachtungen, zu denen die Tagesereignisse den Stoff geben. In ihnen setzt sich der begonnene Meinungsaustausch fort, aber so, daß durch den herzlichen Ton der persönlichen Beziehungen hindurch der Mißklang politischer Meinungsverschiedenheit jetzt immer schärfer durchdringt. Die Folgen des Friedens von Campo Formio wurden nun erst im vollen Umfange sichtbar. Was zu Ende des Jahres 1797 im Haag, in Rom, in der Schweiz vorging, mußte auch die überzeugtesten Anhänger der Revolution stutzig machen, vielmehr gerade sie mit tiefem Unwillen und Schmerz erfüllen. So läßt denn der Oheim seinen Klagen über die rücksichtslose Gewaltpolitik freien Lauf. Von Neuem beteuert er seine eifrigsten Wünsche für Menschenwohl und für alles, was in Frankreich darauf abzielt. „Daher mein innigstes Bedauern, wenn ich mit dem Verfall der Angelegenheiten Frankreichs die Sache der Menschheit sinken zu sehen glaube. Eine Regierung kann nicht bestehen, die willkürliche und ungerechte Maßregeln zu Hilfe nimmt. Man sieht es in Frankreich. Die Gutgesinnten erwarteten ein neues System der ursprünglichen Menschheit und sehen nichts als das System der alten Politik. Staaten werden gemodelt, Menschen unterjocht; Befehle ergehen, Gesetze schweigen. Man traut Frankreich nichts Gutes mehr zu, man glaubt nicht mehr an Menschheit.“

Reinhard ist von diesen Angriffen schmerzlich berührt, „um so mehr“ — gesteht er selbst — „da ich nur zu gut begreife, wie Ihr und das allgemeine Urteil diese Wendung nehmen konnte. Und dennoch würd’ ich mit festem, redlichem Geiste es auf mich nehmen, die Verteidigung der französischen Regierung zu führen.“ Die Art, wie er nun wirklich in wiederholten Anläufen diese Verteidigung führt, zu einer Zeit, da die Verteidigung mißlicher als je ist, gehört zu den bezeichnendsten Belegen für die Würdigung von Reinhards politischem Charakter. In seinem Urteil mischen sich verschiedenartige Beweggründe, und eben dieses seltsame Zusammenspiel giebt

seiner politischen Persönlichkeit ihr besonderes Gepräge. Einmal ein felsenfester Idealismus, der durch die Erscheinungen des Tages unbeirrt an einen glücklichen Ausgang der Revolution, an ihren Sieg und an eine bessere Zukunft glaubt; ja man nimmt eine am Diplomaten von Beruf höchst merkwürdige Arglosigkeit wahr, die sich gutherzig alles aufs Beste zurechtlegt. Dabei aber empfindet er ein starkes Bedürfnis, sein System mit Verstandsgründen zu stützen, er gerät in eine doktrinäre Rechthaberei, und hier sehen wir ihn hart an der Grenze, wo er zu sophistischen Künsten seine Zuflucht nimmt. Schon an der Erregung, die ihm die Feder führt, glaubt man zu spüren, daß er eine widerstreitende Stimme betäuben muß. Er verdeckt nach außen den Zwiespalt, wie er ihn sich selber nicht eingestehen will. Er glaubt wirklich an den Triumph des Guten, er glaubt, daß auch die verwerflichen Mittel zu diesem Ziele führen müssen, und wir sehen voraus, daß, wer so hartnäckig an der Sache Frankreichs als der Sache der Menschheit festhält, im stande sein wird, auch der Gewaltherrschaft Bonapartes seine Dienste zu leihen; wir werden uns aber auch nicht darüber wundern, daß mit der Zeit ein nagender Unmut ihn ergreift und, wenn eine Enttäuschung um die andere nicht ausbleibt, freudloses Brüten, dumpfe Selbstquälerei sein Wesen mehr und mehr verdüstert. Mit einem Worte, das er der attischen Komödie entlehnt, nennt er sich selbst einen „heauton timorumenos“, Selbstpeiniger, schon in diesen Briefen an Hennings.

Seine Verteidigung der französischen Politik aber, wie er sie in dem Briefe vom 27. Januar ausführt, ist folgende:

Die Republik hat diesen fürchterlichen Krieg, dessen Resultat, wo nicht Zweck, Verbesserung des Schicksals der Menschheit war, allein geführt. Noch ist Krieg, solange das rein politische System, das die Republik sich schaffen mußte, nicht befestigt, solange die gegenwärtige englische Regierung nicht gestürzt und die künftige an unser Interesse gefesselt ist. Schon stehen neunzig Millionen Menschen unter repräsentativen Regierungen den monarchischen gegenüber, aber ohne Englands Neutralisierung oder Beitritt kann das Gleichgewicht ohne die größte Anstrengung von unserer Seite nicht erhalten werden. Frankreich erwartet alles vom Frieden; aber wenn der Seefriede nicht vorgeschrieben wird, wie der kaiserliche Friede, so bleiben alle Keime eines neuen fürchterlichen Krieges. Diesen gegenwärtigen Krieg schnell und siegreich zu enden, ist unser Zweck. Die cisalpinische, ligurische, batavische Republik, die Rheingrenze und eine mit uns einverstandene Regierung in der Schweiz müssen die Vormauern unserer noch von allen Seiten bedrohten, von inneren Feinden belauerten Veste sein. Unsere erschöpften Kräfte herzustellen, bedürfen wir Freiheit des Handels und der Industrie. Wie darauf hoffen mit des gegenwärtigen Englands tötlicher Eifersucht? Über die Moralität unserer Maßregeln sprech' ich

nicht, denn ich sage, es ist noch Krieg, und Krieg und Moral sind Widersprüche; und ich frage: Was hat England gethan? und was thut es noch? Folglich wäre bloß von der Klugheit der Maßregeln die Rede, und diese Untersuchung würde zu weit führen. Sprechen Sie von der Regierung im Innern? Ich weiß, daß die möglichste Mäßigung im Innern fest beschlossenes System des Direktoriums ist. Aber auch da ist noch Krieg, der fürchterlichste, wenn er ganz losbrechen sollte. O, Sie kennen die inneren Feinde nicht, mit denen wir zu thun haben. Es ist eine unmögliche Forderung, daß Frankreich jetzt schon handeln soll, wie es im Frieden handeln wird und muß. Wir stehen noch immer zwischen der glücklichsten Existenz und zwischen Vernichtung.

Und in einem Briefe vom 27. Pluviose (15. Februar) setzt er die Verteidigung gegen den Oheim in folgender Weise fort:

Hier ist mein Glaubensbekenntnis: diejenigen Patrioten, die gradweise, nach Anleitung der Geschichte und der Erfahrung Frankreich ins Gebiet der Freiheit einführen wollten, hat der 10. August vernichtet. Die Republikaner, die nach den Gesetzen der Moral und der Vernunft die Republik zu erhalten strebten, fielen als Opfer des 31. Mai. Ich gehörte zu beiden, und nur meine Entfernung von Paris und meine subalterne Lage retteten mich. Was übrig blieb, waren Trümmer. Nur die beiden großen Parteien der Royalisten und der Republikaner, ohne Erziehung und Kenntnisse, ohne Stützen für innere Moralität, bildeten noch ein furchtbares Ganzes. Die royalistische hatte vor dem 18. Fructidor das entschiedenste Übergewicht. Die Republikaner von allen Klassen waren auf dem Punkt, mit der Republik verschlungen zu werden. Es ist Thatsache, daß, die Emigration abgerechnet, die Revolution seit 1792 ohne Vergleichung mehr Republikaner verschlungen hat als Royalisten. Die Opfer der Revolution insgesamt auf 25 000 berechnet — unter dieser Zahl, die einige auf mehr als das dreifache setzen, bestand vielleicht die Hälfte aus Republikanern von Moralität, Talent und Energie, fähig sich an die Spitze zu stellen. Und dies ohne die Armeen, wo die Blüte der neuen Nation fiel! Nun kam der 18. Fructidor. Administration, Tribunale, Finanzkollegien, Munizipalitäten waren mit Kreaturen des Carnot'schen Systems besetzt, das ganz in die Hände des Royalismus geraten war. Ein fürchterliches System gegen die Regierung, die Kirchengüterkäufer, die Freunde der Republik, die Apostaten des Katholizismus war organisiert, Mord und Straßenraub gehörten in den Plan ebenso sehr als Intrigue und Heuchelei. Richten Sie nun danach das Verfahren des Direktoriums. Man hat deportiert, ohne Urteil und Recht, das ist der einzige Vorwurf. Aber diesen abgerechnet, welche Mäßigung im ganzen Gang der Regierung! Das Kriterium unseres Zustandes werden die Wahlen sein. Davon läßt sich für jetzt unendlich mehr hoffen als fürchten. Und die äußere Politik. Ich glaube ihr System gefaßt zu haben. Die Schweiz gehört zum Gürtel von Republiken; in diesem Augenblick ist die Revolution gemacht, und das Direktorium hat dann im Grunde doch nur die Entwicklung der Keime beschützt. Vom Völkerrecht lassen Sie uns nach dem Frieden sprechen, der es schaffen wird. England! ent-

weder Landung oder Reform; denn England gehört zu unserem Sonnensystem. Das Gesetz über die neutrale Flagge? Offene Erklärung von Repressalien gegen das Verfahren, das England während des ganzen Krieges beobachtet hat. Unpolitisch vielleicht, wenn der Krieg lange währen sollte; ungerecht? es giebt keine Gerechtigkeit im Kriege — die Gerüchte über Vernichtung freier Staaten? Sie sind falsch. Geld verlangt man allerdings (ich hätt' es nicht, oder nicht so verlangt), aber man garantiert dafür alles, was das höchste Gut eines freien Staates ist. Nun zum dritten Punkt. Die Moralität der Menschen, die am Ruder sitzen! Die innere Zwietracht der Regierenden! Ihr Mangel an Achtung vor dem Gesetz, ihre Gesetzlosigkeit! Moralität nach Grundsätzen ist allerdings weit seltener in Frankreich als in Deutschland. Aber die Majorität im Direktorium besteht aus entschieden ehrlichen Männern. Die einzige Gerechtigkeit, die man ihnen schuldet, ist, sie nicht zu richten vor dem Frieden. Bricht ihre Uneinigkeit, wenn sie ja existiert, in gewaltsame Handlungen aus, nun dann an den Ontariosee! Folglich um den Zustand der Nation zu beurteilen, müssen wir die Wahlen, um den Geist der Regierung, den Frieden, um den Charakter der Regierenden, ihr Betragen unter sich selbst abwarten.

Bis nach den nächsten Wahlen also, bis nach hergestelltem Frieden, bittet Reinhard das Urteil über den Zustand Frankreichs und über die Politik seiner Machthaber zu verschieben — noch ist Krieg, und daran, was im Kriege geschieht, darf nicht der Maßstab der Moralität angelegt werden. Diese Leichtigkeit in der sittlichen Beurteilung von Menschen und Ereignissen, diese Bereitwilligkeit alles zu verzeihen, weil zuletzt Gutes daraus hervorgehoben wird — alles zu entschuldigen, weil um höherer Zwecke willen oder aus Notwehr nicht anders gehandelt werden konnte, — diesen Optimismus, der unter allen Umständen entschlossen ist Recht zu behalten, kann der gerade Oheim unmöglich teilen. Ihm sind die Hoffnungen auf die Revolution zerstört. „Ich habe," bemerkt er fein, „das verlorene, Sie haben das wieder zu gewinnende Paradies vor Augen. Milton war in jenem glücklicher als in diesem, möge das hier nicht der Fall sein!" Reinhard kann doch an dem Gedanken nicht vorbeigehen, daß vielleicht alle Hoffnung fehlschlagen werde; in diesem Falle will er verzweifelnd — an den Ontariosee, wie er jenes Gedicht auf den Geburtstag des Vaters Reimarus damit geschlossen hatte, in Irokesenhainen die betrogene Hoffnung beweinen zu wollen. So wenig noch hatte der Diplomat den empfindsamen Rousseauschwärmer ausgezogen! Wie viel nüchterner und treffender ist das Urteil des Oheims über die wirkliche Lage der Dinge; schon am 14. Dezember hatte er geschrieben: „Mich sollt' es nicht wundern, wenn Bonaparte zuletzt gezwungen würde, wie Cäsar über den Rubicon nach Frankreich zurückzukehren!"

Am 19. Februar übergab Reinhard dem Senat sein Abberufungsschreiben. Drei Tage später sandte Hennings seine letzten Abschiedsgrüße.

Nach meiner Schwester Brief, den ich gestern empfangen, werden Sie übermorgen abreisen. Bei dieser Trennung vergeß' ich den Weltbürger und kann nur als Freund dem Freunde das letzte Lebewohl in hiesiger Gegend zurufen. Nicht Ihnen, sondern der guten Sache der Menschheit wünsche ich es, und zu Frankreichs Bestem habe ich die Hoffnung, daß der wichtigere Teil des Staatsruders in die Hände von Männern kommen möge, die Ihnen gleichen. Die alten Gallier sind wieder aufgestanden; sie haben, wie die ehemaligen, wahre Franken nötig, um eine bürgerliche Nation aus ihnen zu machen. . . . Ich rede heute nicht von Politik, ich fühle mich nur Ihnen einverstanden, und nichts kann dieses Gefühl stören, das mir tausendmal werter ist als die unvermeidlichen Verschiedenheiten des Anschauens, die aus dem Standpunkt herrühren, auf dem wir stehen.

Der 22. Februar war Christinens Geburtstag. Er wurde diesmal in Neumühlen, dessen geselliger Saal so oft die Familie und ihre Freunde versammelt hatte, als Abschiedsfest gefeiert. Reinhard hatte sich wiederum mit Versen eingestellt. Diesmal waren sie ganz nur den menschlichen Empfindungen des Tages gewidmet. Ihr bewegter Ton läßt deutlich erkennen, in welcher Stimmung Christine von den Ihrigen und aus einem Kreise schied, der allen, die an ihm teilgenommen haben, „wie ein Hafen des Glückes und des Friedens erschienen ist, an dessen sichernden Schutz die Umgetriebenen in späterer Zeit niemals anders als mit sehnsüchtigem Verlangen zurückdenken konnten."

Meiner Christine.

Am 22. Februar 1798, ihrem Geburtstage. [11])

Kränze mit Blumen den Tag, Christine! die Flamme des Altars
    Zünde mutig Du selbst heute dem Genius an!
Ach! schon wenden die Blicke sich weg von dem Herd' der Penaten,
    Und das Feuer erlöscht selber am Fest, nicht ernährt.
Siehe, die Mutter kämpft mit dem Schmerz, sie denket des Tages,
    Der Dich ihr gab, und des Tags, der in die Ferne Dich ruft.
Auch Du kämpfest! Dich zieht der Gemahl, Dich hieher die Freunde;
    Siegerin, folgest Du mir, Siegerin, weil Du mich liebst!
Sieh' noch einmal sie alle versammelt, Dein freundlicher Theetisch,
    Dein Neumühlen ist hier, jedes verwandte Gefühl;
Dennoch ist verwandter dem Deinen die Liebe des Gatten,
    Und Dein heiliger Schwur, auch nicht vom Wunsche verletzt.
Viel ist, was Du mir giebst, viel, was ich den Freunden entreiße,
    Komm und weine mit mir, sanftes, entsagendes Weib!
Komm und lächle mit mir in die Thräne! mit heißer Umarmung
    Vor den Zeugen um uns, siegl' ich von neuem den Bund,

Daß Dein Vater mich segne, der Trennung die Mutter vergesse,
Wenn sie gedenken des Manns, welcher ihr Kleinod bewahrt.
Komm! Dich erwarten Zitronengebüst' und Oranienhaine,
Dich die Gefilde der Kunst, milderem Himmel vertraut!
Sie bevölkre mit Deinen Geliebten vom Ufer der Elbe;
Unsere Welt ist das Herz, o, wie ist Deine so schön!
Komm! es täuschet Dein liebliches Bild die Sehnsucht der Mutter,
Und die Seelen, sie trennt weder die Zeit noch der Raum.

Am 25. Februar sind Reinhards in Begleitung Kerners von Hamburg abgereist, zunächst nach Paris. Der Gesandtschaftssekretär Lemaistre führte die Geschäfte bis zur Ankunft des neuen Gesandten Roberjot.

Neunter Abschnitt.

In Florenz.

1798—1799.

Aufenthalt in Paris. Abreise nach Italien. Über Rastatt und über Schwaben. Tod des Vaters. Politische Lage Toskanas. Erste Eindrücke. — Ausbruch des Kriegs. Die toskanische Neutralität. Der Karneval. Kerner in Paris. — Kriegserklärung gegen den Großherzog. Reinhard Zivilkommissär. Vertreibung des Papstes. Das liberale Ministerium. Gang des Krieges. Finanznöte. Beraubung des Palazzo Pitti. Der aspronianische Codex. — Siege der Österreicher in Oberitalien. Reaktion in Neapel. Volksaufstand in Toskana. Entschluß der Räumung. Ende der französischen Herrschaft. Gescheiterte Hoffnungen. Überfahrt nach Toulon.

1.

In Paris sollte Reinhard die Weisungen für seinen neuen Posten in Empfang nehmen. Es war die Zeit zwischen dem Frieden von Campo Formio und dem ägyptischen Feldzuge. Bonaparte ruhte eine Weile auf seinen italischen Lorbeeren, schon waren die Festlichkeiten zu seinen Ehren verrauscht, er hielt sich in der Stille und sann über neuen riesigen Entwürfen. In Rastatt waren die Friedensverhandlungen mit dem Reiche in Gang, dagegen wurde England ein Vernichtungskrieg angekündigt und auch in Italien hatte der Friedensschluß keinen Stillstand gebracht: soeben war auf dem Kapitol der Freiheitsbaum errichtet und die dritte der italienischen Republiken ausgerufen worden. Das auswärtige Ministerium bekleidete seit dem 18. Juli 1797 Talleyrand, der mit der gewaltthätigen Politik der Direktoren in Holland, Italien und der Schweiz nicht einverstanden, doch neben Barras und Reubel in dieser Zeit ohne politischen Einfluß war.

Über den Aufenthalt Reinhards in Paris hat man einige briefliche Äußerungen von seiner Frau. Ein Brief Christinens an ihre Mutter vom 16. März erwähnt einen Besuch von Sieyès vom vorhergehenden Tage. Am 22. März schreibt sie: „Reinhard ging mit Sieyès ins Nationalinstitut, eine Stunde nachher brachte er ihn mit, er war sehr offen und heiter, schien

sich in unserer häuslichen Wirtschaft zu gefallen, sprach äußerst interessant; wir verdankten ihm ein paar recht froher Stunden." Am 8. April traf Reinhard bei einem Mittagessen zum erstenmal mit Bonaparte zusammen. Der General war sehr gesprächig, er sprach vom Krieg, von seinen Siegen, und Reinhard war, wie Christine schreibt, „ganz von der Allgewalt seines Genius durchdrungen. Es ist ein ungeheurer Kopf, rief er aus. Die Resultate, die er zieht, sind immer vortrefflich." Reinhard nahm die Überzeugung mit, daß die Landung in England bevorstehe, und Christine schreibt dazu den Stoßseufzer: „Gott gebe Sieg und Frieden!"

Reinhard, so berichtet die Doktorin an ihren Bruder Hennings am 10. April, „hat sehr Ursache mit seiner persönlichen Aufnahme in Paris zufrieden zu sein. Daß seine Frau allenthalben mit sein muß, daß man es anfängt zu begreifen, warum er ein deutsches Mädchen nahm, gehört für uns." Mit Barras kam eben dieser Umstand, die Verheiratung in Hamburg, zur Sprache, und der Direktor verteidigte die Ansicht, daß man einen Gesandten nicht an dem Ort lassen könne, wo er sich verheiratet habe. Reinhard billigte den Grundsatz, meinte aber, es könne Ausnahmen geben, und Barras nahm es gut auf, als Christine rasch einfiel: an die Ausnahmen möchte sie hoffen, sich anschließen zu können. „Auch mit dem finsteren Reubel," fährt die Mutter Reimarus fort, „ist sie ganz gut fertig geworden. Überhaupt hatte sie so vieles zu besorgen, so viele Morgen-, Mittag- und Abend-Mahlzeiten, daß sie nicht zu Atem kommen kann."

Sonst wissen wir, daß Reinhards damals mit dem dänischen Dichter Jens Baggesen verkehrten und mit Wilhelm von Humboldt, der mit seiner Frau einen längeren Aufenthalt in Paris nahm, in seiner Art eindringlich mit dem Studium der Franzosen, ihres Charakters und ihrer Zukunft beschäftigt. In Humboldts Briefen aus Paris ist zwar Reinhards nie, Stinchens aber wiederholt erwähnt.

Die Abreise von Paris war auf den 12. April festgesetzt. Sie schob sich aber hinaus. Christine erkrankte, was sie dem Seinewasser zuschrieb. Am 20. April schreibt die Doktorin ihrem Bruder: „Talleyrand ist Reinhards warmer Freund und Sieyès noch mehr. Während ihrer Krankheit kamen alle diese Leute täglich, ihr Zimmer war nicht leer. Auf Sieyès hält sie viel, nennt ihn einen sichern Mann und überhaupt sagt sie: unter Reinhards Freunden habe ich viele wackere Männer gefunden; unter allen diesen Gesichtern, die mir fremd waren, sind viele mir jetzt lieb geworden. Sie kommt allenthalben gut durch und scheint zu gefallen." Am 27. schreibt sie: „Meine

Kinder wollten den 18. aus Paris reisen, er hatte eben seine Papiere erhalten. Jetzt glaube ich sie auf deutschem Boden."

Die Reise ging über Rastatt, wo damals Treilhard und Bonnier, im Unfrieden unter sich, auf französischer Seite die Friedensverhandlungen führten, die ein so tragisches Ende nehmen sollten. Treilhard hatte sich längst einen dritten Bevollmächtigten gewünscht und dabei an Reinhard gedacht.[1]) Er scheint jetzt persönlich Reinhard den Antrag gemacht zu haben, an seiner Stelle die Verhandlungen fortzusetzen; ein Vorschlag, den jedoch Reinhard zu seinem Glücke nicht annahm. Georg Kerner hatte sich als Privatsekretär auch für den Florentiner Posten angeschlossen, und nun ging die Reise weiter nach Schwaben, wo beide ihre Familien zu besuchen gedachten.

Reinhard begleitete zunächst seinen Freund nach Maulbronn, wo der alte Kerner seit 1792 die Stelle eines Klosteramtmanns bekleidete. Da war großer Jubel, als der unruhige, seit sechs Jahren im Strudel der Revolution umgetriebene Sohn wieder die Seinigen begrüßte. Justinus, Georgs jüngerer Bruder, war damals 13 Jahre alt. „Die Freude des Wiedersehens," schreibt dieser in seinem Bilderbuch aus der Knabenzeit, „nach all' den Gefahren und Irrwegen war groß und zähmte selbst die Strenge meines Vaters, der, ein fester Monarchist, den republikanischen Sohn demungeachtet mit Liebe wieder an sein väterliches Herz drückte. Die ernste Würde Reinhards, dessen Aussehen gar nicht das eines leichten Republikaners war (schon damals hatte er das Aussehen eines Grafen und Pairs), das Lob, das er meinem Bruder erteilte, wie er sich in Paris Liebe und Ansehen verschafft, die Erzählungen von den Stürmen, in denen er mit Aufopferung seiner selbst das Leben von Freunden und Fremden verteidigt und gerettet, das alles erwärmte das väterliche Herz." Für Reinhard aber war es eine besondere Freude, seiner jungen Frau die vertrauten Räume zu zeigen, wo er zwanzig Jahre früher als Klosterzögling gelernt und geschwärmt hatte: Dorment und Hörsaal, Kreuzgänge, Garten und Faustturm. Es waren gerade die Osterferien und den Klosterbauten fehlte die Staffage. Da aber Reinhard seiner Frau gerne auch die Kleidung gezeigt hätte, die er selbst in jenen Tagen getragen, so mußte Justinus in die damalige Tracht der Klosterschüler: schwarzes Mäntelchen, Kniehosen und schwarze Strümpfe sich stecken; so trat er unerwartet zur Thüre herein und überreichte Frau Christine einen Blumenstrauß. Nach etlichen Tagen ging die Reise weiter nach Stuttgart und Tübingen, wo der Posthalter große Augen machte, als er den ihm wohlbekannten Magister Reinhard jetzt in so hohen Würden sah. Hier wurde Cotta besucht[2]) und

dann ging es ins Elternhaus nach Balingen. Die Mutter war, wie wir wissen, gestorben; der Vater hatte sich aber am 17. Dezember 1787 zum zweitenmale vermählt.[3]) Leider hat man keinen Bericht darüber, wie Christine im Dekanatshause aufgenommen, wie der Bruder von den Geschwistern umdrängt wurde und wie die Balinger aufschauten, als ihr einstiger Vikar als ein großer Herr und Gesandter der französischen Republik vor ihnen stand.

Den Vater hat Reinhard damals zum letztenmal gesehen. Zwei Jahre später, am 20. April 1800, starb das kinderreiche Familienhaupt, 68 Jahre alt. Die Sage hat seinen Tod in Verbindung mit den Franzoseneinfällen jener Zeit gebracht. General Vandamme kam am 27. März 1799 nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Stockach mit einem Streifkorps nach Balingen und einer sehr bestimmten Überlieferung zufolge, die sich hier erhalten hat, wandte er sich zum Obervogt mit dem Befehl: Zeig Er mir das Haus des Bürgers Reinhardt. Er habe sich bei diesem einquartiert, der Stadt 10000 fl. Kontribution und starke Requisitionen auferlegt, die aber nach einem Geschenk von 100 Louisd'or an ihn und ein entsprechendes Geschenk an seinen Adjutanten größtenteils erlassen worden seien. Dagegen habe er des Dekans Silberschatz mitgenommen und aus Gram über diese Gewaltthätigkeit sei der alte Reinhardt gestorben. Es ist kein zureichender Grund, Zweifel in diese Erzählung zu setzen, weder in den Raub Vandammes noch in den Kummer des bestohlenen Dekans. Ist es aber eine Erdichtung der Volkssage, so ist sie tiefsinnig genug. Aus einer dunklen Ahnung von Recht und Unrecht, von Schuld und Sühne im Weltenlauf entsprungen, drückt sie mit Schärfe zugleich die beiden Gedanken aus: so lohnte Frankreich die Dienste des Balinger Dekanatsohnes, und: so hatte der Vater zu büßen für das, was der Sohn am Vaterlande verbrochen.

Reinhard selbst war vom Wiedersehen der Heimat tief bewegt. Zeit und Umstände erlaubten keinen längeren Aufenthalt, es war nur ein „vorübergehender Augenblick" gewesen. Daß dieser Augenblick aber alle Wünsche für das Wohl seines Geburtslandes und alle Gefühle für die Freunde seiner Jugend aufs neue erwärmt habe, schrieb er kurz darauf in einem Brief an Freund Bardili. Von Balingen ging die Reise weiter auf der großen Straße durch Oberschwaben nach Tirol. Am 12. Mai war man in Innsbruck, am 13. in Trient und folgenden Tages in Verona, wo das Amphitheater besichtigt wurde und Kerner für Frau Reinhard mit Lebensgefahr vom höchsten Rande des Römerbaues einen dreifarbigen Strauß pflückte. „Seit Brixen," schreibt Christine, „haben wir den Schauplatz des italienischen Kriegs betreten,

und reisen die Karte in der Hand mit les campagnes de Buonaparte." Am 25. Mai trafen sie in Florenz ein, nachdem ihr Wagen von Mailand an zweimal umgeworfen worden war. Glücklich überstand Christine die Folgen der Reise und dieser kleinen Unfälle. Schon im nächsten Monat machten sie einen Ausflug nach Pisa (wo sich Reinhard dem Hofe vorstellte, der damals meist in Pisa sich aufhielt) und nach dem wichtigen Livorno, das als „das südliche Hamburg nach verjüngtem Maßstab" Christinen besonders gut gefiel.

Reinhards Vorgänger in Florenz war Cacault gewesen. Die französische Gesandtschaft befand sich in dem Palast Ximenes d'Aragona, jetzt Panciatichi, Via Porta Pinti, unfern dem Thore. Es war eine ausgedehnte Wohnung mit großem Garten und Orangeriegebäuden. Miot, der Cacaults Vorgänger gewesen war, hatte zwei Jahre zuvor Bonaparte mit seinem ganzen Gefolge hier beherbergen können. „Reinhards bewohnen," schreibt die Doktorin an ihren Bruder, „ein Haus, in dem sechs Familien Raum hätten. Sie haben 14 große Zimmer und einen ungeheuren großen Saal in einem fort; den Flügel dieses Hauses brauchen sie nicht. Einen großen Garten haben sie voll Orangenbäumen und eine Aussicht über Feld, Gärten, Landhäuser, Weinberge in der üppigsten Fülle, von den Apenninen umkränzt. Wären wir alle bei einander, wie herrlich! Dann würde auch Reinhards das nicht fehlen, was nicht auf den Bäumen wächst, Menschen von Kultur und gleichgestimmte Seelen." Als Gesandtschaftssekretär fand Reinhard den Bürger Jean Jacob vor, der bis zu seiner Ankunft die Geschäfte der Gesandtschaft besorgt hatte.

Die Lage des Großherzogtums war eine schwierige. In den Jahren 1795 und 1797 hatte die Regierung Neutralitätsverträge mit der französischen Republik abgeschlossen, und der Großherzog war seitdem ängstlich bemüht, die Neutralität seines Landes zu wahren. Von seinen Räten galt Manfredini als derjenige, der ein gutes Verhältnis zur Republik befürwortete, während Seratti ein schroffer Gegner der Revolutionsgrundsätze war und Fossombroni behutsam zwischendurch steuerte. Trotz aller Vorsicht blieben der Regierung beständige Beschwerden von Seiten des Direktoriums nicht erspart. Wenn auch Fossombroni unermüdlich auf die Beweise ehrlicher Freundschaft, die man Frankreich gegeben, hinwies, in Paris zweifelte man an dieser Aufrichtigkeit, und die Gesinnung des Ministers Seratti, die Duldung der Ausgewanderten, die Begünstigung der Engländer in Livorno, waren stehende Klagen der Republik. Dazu kam jetzt noch der Aufenthalt des Papstes auf toskanischem Boden. Pius VI. wollte, im Februar aus der ewigen Stadt vertrieben, zuerst seinen Aufenthalt in Florenz selbst nehmen. Der groß-

herzogliche Hof war aber wenig erbaut von dieser Aussicht und Manfredini mußte den Papst bestimmen in Siena zu bleiben.[4]) Zwei Monate hatte der 80jährige Verbannte hier verweilt, als im Römischen, nahe dem toskanischen Gebiet, eine aufrührerische Bewegung ausbrach, für die man die Geistlichkeit verantwortlich machte. Die französischen Kommissäre in Rom und der dort kommandierende General Saint-Cyr ergriffen deshalb strenge Maßregeln gegen die Geistlichen und verlangten, daß der Papst Toskana verlasse und nach Cagliari auf der Insel Sardinien gebracht werde. Doch das Einschreiten der Höfe von Florenz und Madrid bewirkte, daß diese Forderung auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses zurückgenommen und dem gebrechlichen Greise vorläufig verstattet wurde, nach einem einsamen Kloster in der Nähe von Florenz sich zu begeben. Fast gleichzeitig mit Reinhards Ankunft, nämlich am 1. Juni, langte er mit seinem kleinen Gefolge in der Karthause im Val d'Ema, eine Stunde vor Porta Romana an, und es gehörte zu den ersten Geschäften des neuen Gesandten, daß er den Ministern ihre Verantwortung für jede Ruhestörung einschärfte, die aus diesem Anlaß entstehen könnte. Der Papst, „eine stattliche Figur voll Freundlichkeit und Ernst, mit einem feurigen Mosesgesichte" — Schilderung von E. M. Arndt, der ihn im Oktober in der Karthause sah — blieb dort unangefochten dieses ganze Jahr. Er lebte in einer Zurückgezogenheit, die doch seine Verbindung mit der Außenwelt kaum beeinträchtigte. Dreimal in der Woche erhielt er den Besuch des Nuntius in Florenz, Mgr. Odescalchi, und durch diesen wurde nicht nur der Verkehr mit den Kardinälen zur Besorgung der kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch die fortdauernde Korrespondenz mit dem englischen Gesandten, mit den Höfen von Wien, Madrid, Neapel und St. Petersburg vermittelt.

Seitdem wieder Konsuln auf dem Kapitol regierten, sah sich Toskana von drei Schwesterrepubliken umgeben. Man hatte das Gefühl, daß der alte Zustand auch hier durch unabwendbare Gefahren bedroht sei. Die frühere Heiterkeit des Lebens war dahin und manche ängstliche Personen verließen das Land. Die Ideen der Revolution hatten auch hier Eingang gefunden, namentlich unter der Mittelklasse, während die höheren Stände an der Dynastie hingen, das niedere Volk von der Geistlichkeit beherrscht blieb. Die freisinnige Leopoldinische Gesetzgebung hatte im voraus viele Beschwerden abgestellt, aber sie hatte auch die Geister geweckt, die es unmutig ertrugen, als unter Ferdinand III. der Reformeifer ins Stocken geriet und die Furcht vor den neuen Ideen in eine rückläufige Bewegung trieb. Die Klöster wurden wieder vermehrt, für politische Vergehen die Todesstrafe wieder eingeführt; Strenge

gegen die Verdächtigen und ein lästiger Spionendienst reizte die Gemüter. Doch die große Mehrzahl der Toskaner war einer Umwälzung abgeneigt und die republikanische Propaganda, die von der Cisalpina aus versucht wurde, blieb ohne Anklang im Lande.

Wie sich Reinhard und sein landsmännischer Gehilfe auf dem neuen Boden zurecht fanden, welche Eindrücke sie in dem noch in träger Ruhe verharrenden, doch von den Wellen der Revolution bereits stark umspülten Lande empfingen, ersehen wir aus einigen Briefen, die im Juni 1798 geschrieben sind. In einem Briefe Kerners an den Grafen Schlabrendorf vom 9. Juni heißt es u. a.:

Vorgestern wurde hier die große Frohnleichnamsprozession gehalten, ich sah bei dieser Gelegenheit ein Heer von mehreren tausend Priestern. Am nämlichen Tag, glaub' ich, wurde zu Bologna ein großer patriotischer Schmauß gehalten, wobei es lustig zugegangen sein soll — hier waren's Wachslichter und Litaneien, dort republikanische Hymnen und die heilige Flamme der Freiheit. . . . Ich habe hier schon ziemlich viele Bekannte, worunter auch Künstler. Zu Paris ging das Gerücht, ich sei Legationssekretär; Manfredini kam selbst zu Reinhard, um über diese Hiobspost sich sicher zu stellen. Mit jedem Tag lerne ich mehr einsehen, daß die neuen italienischen Republiken stärker sind als man glaubt, als man weiß und als sie selbst es wissen. In einigen Tagen reisen wir zu der Luminara nach Pisa. Manfredini sagte uns letzthin, daß wegen des heurigen Ölüberflusses die Erleuchtung schöner als jemals sein würde. Wären doch nur auch die Straßen von Florenz erleuchtet! Aber da ist grause Nacht, sobald die Sonne schwindet.

Die Luminara, von der hier die Rede ist, ist die weltberühmte Beleuchtung in Pisa, die alle drei Jahre am 17. Juni stattfindet. Vom 16. schreibt Kerner gleichfalls an Schlabrendorf (der Brief ist ausnahmsweise französisch geschrieben):

Ich habe für einige Tage Florenz verlassen, um die Luminara in Pisa zu sehen; von hier werde ich nach Livorno gehen und auf dem Rückweg nach Florenz gedenke ich die Bäder von Pisa zu besuchen, die vielleicht meiner sehr herabgekommenen Gesundheit gut thun werden. Reinhard ist heute nach Livorno gegangen, er ließ mich hier mit seiner Gemahlin und wird heute Abend zu uns zurückkehren. Eben als wir uns zur Tafel setzten, kam Manfredini, er setzte sich zu uns zum Essen, pries Toskana mit vollen Backen und teilte uns unter anderem eine Kleinigkeit mit, die wichtig genug ist, sie Ihnen zu übermitteln, um so mehr, als man mir aus Livorno dasselbe schreibt. Ein schwedischer Kapitän, der gestern in Livorno ankam, erklärte, er habe zwischen Korsika und Capraja 14 englische Kriegsschiffe gesehen, die auf der Verfolgung Bonapartes begriffen sind. Der letztere hat 12 Tage Vorsprung vor den Engländern und wird nicht vor Malta aufgehalten werden, wird also mit heiler Haut seine Bestimmung erreichen. Zehn andere englische Fahr-

zeuge haben sich südwärts gewandt. Ich habe heute einen Gang mit der Bürgerin Reinhard gemacht. Auf dem Heimweg sahen wir in einer Bude (fast genau wie eine jener Harlekinsbuden, die man auf dem Revolutionsplatze sieht) die Messe lesen und das Volk davor auf die Kniee gesunken; denken Sie sich unser Erstaunen, als wir in derselben Bude dem Priester und dem Kruzifix ein Glücksrad folgen sahen und einen Mann, der Lotterielose daraus zog!! Die Vorbereitungen für die morgige Beleuchtung sind großartig, danach zu schließen wird die Beleuchtung selbst glänzend sein. Es sind viele Ausgewanderte in Pisa. Der Papst ist noch in der Karthause bei Florenz. Bei der Begegnung des Großherzogs mit dem Papst sind beiderseits Thränen vergossen worden. Der Großherzog ist eine Null; er hat kürzlich einen wundervollen Hundestall gebaut; eine edle Beschäftigung! Manfredini hält die Zügel des Staates in der Hand, er sucht es allen Leuten recht zu machen und nach keiner Seite anzustoßen. In Florenz, Pisa, Livorno haben er und der Großherzog persönlich allen Prozessionen oder vielmehr Maskenfesten beigewohnt, die seit 8 Tagen die Mönche des Landes auf Kosten des Menschenverstandes und des Geldbeutels des toskanischen Volkes veranstalten.

Reinhard selbst schrieb aus Florenz den 30. Juni an Hennings:

„Daß Nachrichten aus diesem fernen volkanischen Lande Ihnen interessant sein müssen, glaub' ich gerne. Noch bin ich selber in Nebel eingehüllt, den seine politischen Gärungen erzeugen. Überall erblickt man den Kampf der alten und neuen Zeit, der Vorurteile und der Vernunft, der Grundsätze und der Immoralität. Toskana ausgenommen, ist die Unzufriedenheit mit den bestehenden Regierungen allgemein. Venedig will den Kaiser nicht, ein Teil von Mailand will ihn zurück. Rom kämpft mühsam gegen sein Papiergeld, gegen die Trägheit seiner Einwohner und die Bosheit seiner Priester an. Französische Kommissarien rauben hier wie überall, auch einige Generale; nur gegen diesen Feind konnte Bonaparte nicht siegen. Und doch weiß ich gewiß, daß man dem Unfug abhelfen will und abhelfen wird. Die öffentliche Meinung spricht laut; von der Schweiz her ertönt die Sprache freier Männer, es sind Maßregeln genommen. Von der andern Seite her erwirbt der Geist unsrer Armeen und die Würde, mit der jeder unsrer Krieger fast ohne Ausnahme sich von dem Ruhme nährt, Ehrfurcht und Bewunderung, selbst der Feinde. Glauben Sie, die Revolution hat Tugenden entwickelt wie Laster, und man verschreit uns auch darum so, weil wir nicht schlimmer sind. Wann hat ein Eroberer den unterjochten Völkern ihre Selbständigkeit gelassen oder Selbständigkeit ihnen zu geben versucht? Alexander ließ dem trägen Asien Sitten und Gesetze, d. h. die Gewohnheit der Sklaverei.“ Und dann, auf einen andern Gegenstand übergehend: „Ihre Schwester hat uns die Geschichte Ihres Streits mit Claudius und Stolberg geschrieben, sie sieht nur den Bruder und den Familienvater, der die Ruhe seines häuslichen Lebens opfert; ich den Schriftsteller, den Bürger und den Mann. Daß die allgemeine Verachtung jene beiden Tollen noch nicht zu Boden gedrückt hat, daß es noch gefährlich ist ihren Wahnsinn zu bekämpfen, beweist die Notwendigkeit, daß Männer gegen sie auftreten, die fühlen was sie dem Genius der Zeit schuldig sind. Jener Unsinn an sich selbst verdient bloß den Spott jedes

Vernünftigen und die Waffen des Lächerlichen scheinen die einzigen zu sein, die sich dagegen anwenden lassen. Allein dieser Unsinn greift in die wichtigsten Fragen über die Rechte des Menschen zur Kultur und zur Veredlung ein, und so verdient er den höchsten Unwillen. Ich muß Ihnen folglich sagen, daß was man Ihre Hartnäckigkeit nennt, mir Sie noch tausendmal achtungswerter gemacht hat. . . . Sie kennen das Pitt'sche System, die Nationen in Rücksicht auf ihre politische und intellektuelle Existenz auf dem Punkt zu erhalten, wo sie nun gerade stehen, und nur ihre mechanischen Kräfte zu entwickeln. Dies heißt das klare Wasser eines majestätisch nach dem Fall, den die Natur seinem Bette gab, fortströmenden Flusses in einen stehenden Sumpf verwandeln. Dies ist England dem Genius seiner Zeit schuldig. So tief sahen nun wohl jene beiden Fanatiker nicht, aber was sie treibt hat keinen besseren Beweggrund. Nur was dort Nationalegoismus ist, ist bei diesen der weit verächtlichere, stumpfsinnigere persönliche." [5])

In demselben Briefe beklagt sich Reinhard gegen Hennings, daß die Briefe seiner Schwiegermutter Stellen enthalten, die er nur „mit Schmerz und oft mit Unwillen" lesen kann. Sie verurteilt schonungslos das Treiben der Republikaner, und Reinhard wehrt sich mit der stets wiederkehrenden Betrachtung: „Wenn die Verirrungen und Unvollkommenheiten derer, in deren Händen die Sache der Menschheit liegt (und daß sie da liege, ist meine tiefste Überzeugung), auch die besten Menschen dahin bringen können, daß Wahrheit für sie ihre Allgemeingiltigkeit und Grundsätze ihr Recht verlieren, daß sie die Wirkung ohne die Ursache, die Frucht ohne die Saat, den Sieg ohne den Kampf verlangen und die schlimmste Welt vorziehen, weil die bessere nicht ohne Mischung von Bösem werden kann, so muß auch ich verzweifeln."

Der Brief ist bezeichnend für den Optimismus, womit Reinhard seine Sendung in Florenz antrat. Er täuscht sich nicht über die Anhänglichkeit der Toskaner an ihre Regierung. Gleichwohl ist er überzeugt, daß die französische Oberherrschaft dem Lande eine Summe von Wohlthaten bringen, ja es zu wahrer Selbständigkeit erziehen wird. Der Kampf liegt ihm zwischen Vorurteil und Vernunft, zwischen den Grundsätzen und der Immoralität, und Frankreich darf nicht, gleich Alexander, den Besiegten die alten Gesetze, d. h. die Gewohnheit der Sklaverei lassen. Seine Hände sind rein, er wird thun was in seinen Kräften ist, um die Räubereien der französischen Kommissäre abzustellen, und noch ist er des guten Glaubens, daß der französische Krieger fast ohne Ausnahme sich von seinem Ruhme nährt! Von dem Wahne, daß die Waffen der Republik überall hin Freiheit und Glück tragen, ist er, trotz der Erfahrungen in Rom und Mailand, noch gänzlich erfüllt, und die Schuld wird nicht an seinen guten Vorsätzen liegen, wenn er dem Lande, das er jetzt

überwacht und das er demnächst regieren wird, nicht zur höchsten Glückseligkeit verhilft.

Indessen fand das humane, rücksichtsvolle Benehmen des Gesandten gegen Regierung und Hof auch die Anerkennung der Gegner. Es fiel um so mehr auf, als man es an einem Vertreter der Republik nicht gewöhnt war. Aus einem für Reinhard geschriebenen Bericht seines Sekretärs Kerner aus Pisa den 6. Juli geht hervor, daß in den aristokratischen Kreisen von dem anständigen und verbindlichen Auftreten Reinhards viel und beifällig gesprochen wurde, daß man aber dabei argwöhnte, gerade diese Haltung könnte leicht eine um so tiefere Politik verbergen. Später hat Mallet du Pan Reinhards maßvolle Haltung in Toskana mit Lobsprüchen ausgezeichnet, die für diesen in den Augen der Patrioten fast kompromittierend wurden.

Kerner wäre, dem kriegerischen Drange seiner Natur folgend, am liebsten mit Bonaparte nach Ägypten gegangen. Die Sache war auch bereits eingeleitet, doch ließ er sich durch Reinhards Zureden bewegen, den Vorsatz wieder aufzugeben. Um so erwünschter war es ihm, daß er von Reinhard zu Aufträgen aller Art verschickt wurde. Die Bewegung zu Pferd, das Schweifen von Ort zu Ort sagte seinem ruhelosen Feuergeist ungleich mehr zu, als wenn er nur im Arbeitszimmer des Palastes Ximenes verwendet worden wäre. Zunächst wurde er ausgesandt, um verschiedene Stimmungsberichte für Reinhard abzufassen. In jenem Bericht vom 6. Juli hatte er seine Erkundigungen über die französischen Ausgewanderten in Pisa zusammengestellt, über ihr Thun und Treiben, ihre Anzahl, ihre Häupter u. s. w. „Wie die Emigrierten in Hamburg und anderswo," schreibt er u. a., „sind auch die von Pisa unverbesserlich. Diese Wahrheit habe ich von gemäßigten und unparteiischen Männern aussprechen hören. Sie sind ein Anhängsel derer zu Livorno, und diese beiden Gruppen bilden in einem der Haupthäfen des Mittelmeers und für eine beträchtliche Ausdehnung der Küste dieses Meeres eine Art Hilfskorps für die englischen Fahrzeuge und Korsaren, die trotzdem, daß Frankreich Herr von Italien ist, unter seinen Augen unserem Handel Trotz bieten in Gewässern, die wir als die unsrigen betrachten müssen. Ohne das Übel zu übertreiben, kann man doch sagen, daß sie die Meinung verderben, Haß gegen uns aussäen und zu Gunsten Englands intriguieren." Auch über politische Karrikaturen, die in Florenz, Pisa, Livorno verbreitet wurden, giebt er auf Reinhards Wunsch Auskunft. Flüchtig geschriebene Skizzen von Kerners Hand, die dieser Zeit angehören und offenbar zur Orientierung Reinhards dienen, sind noch mehrere vorhanden. Er hat in den

Bädern von Pisa unter andern den ehemaligen Minister Leopolds, Fr. M. Gianni, kennen gelernt und preist dessen Verdienste, während gleichzeitig ein scharfer Tadel auf die reaktionäre Politit der Regierung Ferdinands III. fällt. Nur widerwillig und aus Furcht füge man sich den französischen Forderungen. Bemerkenswert ist, daß Kerner zugesteht, auch die Patrioten, die einen besseren Zustand anstreben, aber mit friedlichen Mitteln, seien den Franzosen abgeneigt und betrachten sie als Feinde der wahren Freiheit. Manfredini charakterisiert er als das Urbild eines geschmeidigen Höflings, er sei ein erklärter und trotziger Feind der neuen Republiken und ein demütiger Diener nicht der französischen Republik, sondern bloß der einzelnen Franken von Macht, Einfluß oder Charakter, mit denen er in Beziehungen zu stehen komme.

Im August erhielt Kerner eine Sendung in das französische Hauptquartier zu Mailand, wo bei den unsicheren Aussichten des Friedenswerkes Anstalten zur Wiedereröffnung der Feindseligkeiten getroffen wurden. Nach Florenz zurückgekehrt, schreibt er am 14. September nach der Heimat — und dieser Brief gewährt auch wieder einen Blick in das stille zurückgezogene Leben im Palast Ximenes:

Seit drei Wochen bin ich hier, das Sitzen kommt mir ganz ungewohnt vor: indes hoff ich, soll es nicht lang dauern, der Krieg wird täglich wahrscheinlicher; bricht er aus, so kommen wir so Gott will näher zusammen. So wie der Friede gegenwärtig steht, ziehe ich den Krieg tausendmal vor, auch können die Republiken in Italien nur durchs Kriegsfeuer von den Schlacken gereinigt werden, was sie so sehr bedürfen. Freiheit ohne Kampf ist ein ungewisses Gut. Die italienischen Republikaner fühlen es selbst und ich habe nicht ermangelt, dieser Wahrheit ihre Jünger zu verschaffen. Das merkwürdigste, was mir in diesen drei Wochen begegnet ist, war die Bekanntschaft mit der Schwester von Buonaparte,[6]) einem jungen, nach jeder Rücksicht zarten Weibchen. Sie war drei Tage hier, meistens in unserem Haus oder wenigstens mit uns: wir bedürfen solcher Besuche, da wir hier beinahe niemand sehen: den Tag über bin ich beschäftigt und abends sitz ich zu Pferd, sehe der Larven genug, aber keine Menschen. Der Papst ist noch immer zwei italienische Meilen von hier in einem Kloster, man spricht nirgends mehr von ihm als in den teutschen Zeitungen. Seitdem man Buonapartes glückliche Ankunft zu Alexandria erfahren hat, zittert der Hof von Neapel und die Aristokratie stimmt ihren Ton herunter, ohne minder arglistig und feindselig zu sein. Letztere, so wie die Pfaffen, zählen bei Wiederausbruch des Krieges auf Wälder von Dolchen, allein unsere Kartätschen sollen, hoff' ich, ausschließend gegen Pfaffen und Adel gerichtet werden, denn die Verbrechen, die das in Aberglauben versunkene Volk begeht, sind ihm von jenen beiden Ungeheuern eingegeben. Mag das Volk für Exzesse begehen, welche es will, so müssen diese beide die Strafe empfangen, mit diesem System allein wird man, und zwar sehr leicht und sehr gewiß, zurecht kommen.

Wir schalten hier einiges aus Briefen ein, die Reinhard in dieser Zeit an J. Fr. Cotta in Tübingen richtete. Durch diesen Landsmann unterhielt er seine litterarische Verbindung mit Deutschland. Cotta sollte ihm seine Zeitungen und Zeitschriften schicken, aber auch die Werke seines schönwissenschaftlichen Verlags, der eben jetzt einen so großen Aufschwung nahm. Dagegen war Reinhard für Sendungen nach Tübingen bedacht und ließ ab und zu eine politische Nachricht dahin gelangen. Am 4. August schrieb er an Cotta:

Ich hätte, mein lieber Landsmann, schon längst auf Ihren verbindlichen Brief geantwortet, wenn ich nicht zugleich den Empfang Ihres Bücherpackets hätte anzeigen wollen. Isoliert, wie wir hier von deutscher Litteratur sind, seh'n meine Frau und ich mit ungeduldiger Freude dem angekündigten Packet entgegen, und ich sagt' ihr mit schadenfrohem Triumph, daß meine wirtembergischen Freunde besser für uns sorgten als ihre Hamburgischen. Allein bis jetzt ist unsre Hoffnung vergeblich gewesen und ich sehe das Packet in den Klauen des argwöhnischen Inquisitions- und Zollgeistes, der an den Tiroler Grenzen auf alles lauert, was zu und von den Republikanern kommt. Ich bitte Sie, sich zu erkundigen, ob mein Argwohn begründet sei? und wo man das Packet aufgehalten habe? Wenn es geradezu an meine Adresse war, so bleibt kein Zweifel an der Richtigkeit meiner Vermutungen. Herr Dr. Posselt muß einen Brief von mir erhalten haben, der den 11. Messidor von hier abging. Sollte auch dieser verloren sein? Er enthielt die Nachricht der Einnahme von Malta. Ich denke wohl, daß bei Ihnen, wie hier, alle Aufmerksamkeit auf Buonaparte gespannt ist und Sie können sich unsere Ungeduld vorstellen, so viel näher dem großen Schauplatz zu sein und seit mehr als einem Monat keine Nachricht zu haben. . . . Roms Organisation geht schwer; es ist ein zu entartetes Volk. Erst noch vor einigen Tagen war Aufstand in den Departementen gegen Neapel zu; eine Stadt, in die sich die zahlreichen Rebellen geworfen hatten, wurde mit Sturm eingenommen und die Rebellen niedergehauen. Vielleicht war der blinde Haß des neapolitanischen Hofs diesen nicht fremd; nun, da der Zeitpunkt da ist, der von Neapel eine Entscheidung für England oder für die Republik zu fordern scheint, wird sich seine Gesinnung vielleicht schnell enthüllen. — Ich höre wenig von Wirtemberg, wenig von Deutschland überhaupt.

Am 25. August: Es ist nun ziemlich erwiesen, daß was durchs Tirol unter meiner Adresse geht, der kaiserlichen Maut in den nicht wiedergebenden Rachen fällt. Keines Ihrer Packete ist mir zugekommen und es ist durchaus notwendig, daß wir einen Weg durch die Schweiz finden statt Tirols. Indessen erwart' ich nur bestimmte Nachricht, wann, wie, durch wen, unter welcher Adresse für Mailand und Florenz die Packete abgegangen sind, um einen Versuch zu machen, sie aus den Klauen dieser Raubtiere zu retten. Ich werde zu diesem Ende, sobald ich die gehörigen Data habe, den ganzen toskanischen Hof in Bewegung setzen. Auf Goethens und Schillers neueste Produkte harren wir mit Begierde. Klopstocks neueste Ausgabe erhalten wir über Hamburg. Alles, was von Ihrem Freunde Posselt kommt, wird uns doppelt und dreifach angenehm sein. Ich habe Kernern aufgetragen die

Wege ausfindig zu machen, durch die Sie direkt die Moniteurs von Mailand und Rom am sichersten und geschwindesten erhalten können und ich hoffe, wir werden es endlich zu stande bringen.

Auch Cotta hatte kritische Bemerkungen gemacht, die Reinhard nötigen, die Politik der Republik zu verteidigen. Noch immer hält er an der Überzeugung fest, daß man nur die Wahl hat: hier Frankreich und die Freiheit, dort Rußland und der Despotismus. Das war ganz die Art, wie Posselt von den politischen Gegensätzen der Zeit zu reden pflegte. Daß Cotta doch nicht ganz damit übereinstimmte, sieht man aus der Art, wie Reinhard dem Freunde gegenüber seine Regierung verteidigt. In dem Briefe vom 25. August fährt er fort:

Auch ich wünsche, mein lieber Cotta, Sie eine halbe Stunde gesprochen zu haben und gerade über den Gegenstand, den Sie andeuten. Ich bin überzeugt, ich hätte Ihre Zweifel gelöst. Glauben Sie mir, die Republik ist in den Händen von Republikanern. Selbst die Begierde, begangene Fehler wieder gut zu machen, wird von Tag zu Tag sichtbarer. Wir leben in einem Zeitpunkt, wo keine andere Wahl stattfindet, als zwischen dem französischen System mit allen seinen Gebrechen und zwischen dem System Pauls I. mit allen seinen Vorzügen. Wollen Sie Pitts System als ein Mittelsystem ansehen, so mögen Sie's. Aber es ist zu künstlich, um auf Europa durchaus anwendbar zu sein, und russische Brutalität und Dummheit sind noch gewöhnlicher als die kalte, treulose Grausamkeit der Engländer. — Ich kann Ihnen noch nicht als Thatsache für Ihre Zeitung schreiben, aber Sie können zwanzig gegen eins wetten, daß Buonaparte seit beinahe zween Monaten in Egypten gelandet ist. . . . Grüßen Sie Posselt herzlich und alle meine Freunde.

Das Cotta'sche Bücherpacket fand endlich doch seinen Weg in den Palast Ximenes. Drei Tage später, am 28. August schreibt Reinhard:

Ich eile Ihnen zu sagen, mein lieber Cotta, daß Ihr erstes Packet gestern wohlbehalten angekommen ist. Ich bin so beschäftigt, daß ich die Schätze kaum noch habe ansehen können; indessen empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank. — Nichts neues für diesen Augenblick, aber vielleicht viel neues, das sich vorbereitet. . . . Ein Aviso der Republik, zu Messina gelandet, bringt die Nachricht von der Ankunft der französischen Armee in Alexandrien, von wo aus sie sich sogleich in Marsch gesetzt hat, um weiter zu gehen. . . . Grüßen Sie alle guten Wirtemberger.

Endlich in einem Briefe vom 15. September schreibt Reinhard:

Vielleicht wenn dieser Brief bei Ihnen ankommt, ist die Frage über Krieg und Frieden bereits entschieden. Unsere Armee in Italien ist auf 90000 Mann angewachsen; aber noch zeigen sich auf der einen oder der andern Seite keine bestimmt kriegerischen Bewegungen. Der Einfluß des Schicksals der buonapartistischen Flotte auf die Ereignisse des Kontinents muß schnell und entscheidend sein. Ich gebe Ihnen die Details nicht, die wir erst seit drei Tagen haben; solche Nachrichten verbreiten sich mit der Geschwindigkeit des Blitzes. Es scheint, daß die Engländer nur siegten, weil unser Admiralschiff in die Luft flog. Daß Buonapartes Lage

schlimm sei, ziemt den Engländern zu sagen. Cortes' Schiffe sind verbrannt; dies ist alles. Haben Sie noch keine Gelegenheit gehabt, den Monitore di Roma zu erhalten, so weiß ich keinen andern Rat, als daß ich jemand in Rom auftrage, ihn Ihnen unter Kouvert zu senden, oder daß ich selbst dies übernehme. Doch, Sie sagen mir ja, die Weltkunde sei verboten worden! Ein Zeichen vor dem jüngsten Tag! Dies ist Pauls I. Finger![7]) — Ich habe, trotz irgend einer Flora-Leserin, Ihr Journal 14 Tage lang mit Vergnügen durchgeblättert, und gebe ihm das Zeugnis, daß es zu den besseren Zeitschriften gehöre. In Rücksicht auf deutsche Litteratur bin ich hier wie ein Mädchen auf dem Lande. Die Fragmente über Italien sind mit Geist geschrieben, aber mitunter einseitig und schief. Wer ist der Verfasser?[8]) .... Daß ich eins Ihrer Pakete erhalten habe, giebt mir Hoffnung wegen der andern. Sie sind ein zu guter Kenner, daß ich Ihre Auswahl nicht zum voraus billigen soll."

Als der Bürger Trouvé, der Gesandter in Mailand gewesen war, auf seinen neuen Posten in Stuttgart abreiste, gab ihm Reinhard einen am 30. Oktober geschriebenen Brief an Freund Bardili mit, worin er den jungen französischen Diplomaten empfahl und folgende allgemeine Bemerkungen hinzufügte: „Was aus uns, aus euch, aus Europa werde, wenn der Krieg wieder ausbricht, deckt die Zukunft mit furchtbarem Dunkel. Rußland oder Frankreich! That is the question. Indessen sollte, wer an Vorsehung und einen Zweck in der Menschengeschichte glaubt, ungewiß sein? Was auch die Bemühungen unserer Feinde, die Meinung gegen uns zu stimmen, was die Frevel unserer eigenen, mit ihnen einverstandenen Schurken, für Erfolg gehabt haben, es ist Thatsache, daß an der Spitze der fränkischen Angelegenheiten eine Masse von rechtschaffenen, aufgeklärten Männern steht, die, alle anderen Betrachtungen abgerechnet, hinreichend wäre, unsere Sache noch immer zur allgemeinen Sache der Menschheit zu machen."

2.

Noch während in Rastatt die Verhandlungen zwischen dem Reiche und der Republik dauerten, begann in Italien das Vorspiel des zweiten Koalitionskrieges. Neapel, im Einverständnis mit Österreich und England, brannte vor Begierde loszuschlagen. Am 12. November wurde zwischen Admiral Nelson, General Mack und Minister Acton die Eröffnung der Feindseligkeiten beschlossen. Der König erließ eine Proklamation gegen die fränkische Republik und am 24. November rückte Mack ins Römische ein, um hier „die katholische Religion wiederherzustellen und der Anarchie ein Ende zu machen". Gleichzeitig verließ Nelson mit einem Geschwader von englischen, portugiesischen und neapolitanischen Fahrzeugen die Rhede von Neapel. Es galt die Überrumpelung

des Hafens von Livorno, wodurch ein fester Stützpunkt gegen die Franzosen gewonnen und dem Großherzog das Heraustreten aus der erzwungenen Neutralität erleichtert werden sollte. Schon am 28. November sah sich der Gouverneur dieses Platzes genötigt, zu kapitulieren, er übergab Stadt und Festung dem neapolitanischen General Don Diego Naselli. Es war ein Gewaltstreich, der ohne Bedeutung für den Gang der Kriegsoperationen, bloß für Toskana selbst verderblich wurde. Die Regierung that den gewagten Schritt, daß sie am 30. November eine Vermehrung der Miliz und der freiwilligen Jäger beschloß, „zur Durchführung der Neutralität, von der wir bei jeder Gelegenheit die leuchtendsten Beweise gegeben". Die Franzosen aber argwöhnten in dieser Maßregel einen ersten Versuch zur Änderung der toskanischen Politik. Reinhard selbst sah die Lage im ersten Augenblick als bedrohlich an, in seinen Berichten nach Paris führte er scharfe Klage über die franzosenfeindlichen Mitglieder des Ministeriums, und Kerner mußte jetzt eilends nach Paris reisen, dem Direktorium die eingetretene Wendung anzuzeigen und neue Weisungen einzuholen.

Die Anwesenheit der Engländer und Neapolitaner in Livorno machte sich zunächst für die toskanischen Finanzen fühlbar, und da nun auch Ausgaben für das eigene Militär dazukamen, waren die Kassen dermaßen erschöpft, daß der Großherzog am 8. Dezember eine Zwangsanleihe ausschreiben mußte, mit der moralischen Nötigung für die Reicheren und für die geistlichen Körperschaften, auch alle Gefäße und Geräte von Wert, kirchliche sowohl als private, gegen Bescheinigung herzugeben, eine Aufforderung, der freilich von Seiten der Geistlichkeit nur lau entsprochen wurde. Den politischen Folgen der Wegnahme von Livorno suchte die Regierung durch die Beteuerung ihrer Schuldlosigkeit zu begegnen. Schon am 30. November hatte Fossombroni allen fremden Gesandten in Florenz eine Note zugestellt, worin er den „unvorhergesehenen Fall" auseinandersetzte und versicherte, die Konsulate und alle Privilegien des neutralen Hafens sollten geachtet und ausschließlich die Flagge des Großherzogs aufgezogen werden; auch drückte er die Hoffnung aus, daß die Besetzung nur vorübergehend sein und die Unschuld der Regierung, die von dem Ereignis in aufrichtige Betrübnis versetzt sei, gerechte Würdigung finden werde.

Die Invasion des Kirchenstaats durch das neapolitanische Heer war von kurzer Dauer, aber während derselben hatte sich an zahlreichen Orten das Volk erhoben und die gröbsten Ausschreitungen begangen, wobei es hauptsächlich auf die verhaßten Franzosen abgesehen war. Kirchlicher Fanatismus

und die einheimische Neigung zum Brigantenwesen wirkten zusammen, daß in einigen Städten die schlimmste Pöbelherrschaft obenauf kam. In Acquapendente wurde eine Anzahl Franzosen getötet, andere verdankten ihre Rettung dem menschenfreundlichen Bischof Bartoli daselbst, der dann von Reinhard ein Belobungsschreiben erhielt. Noch näher wurde Reinhard durch die Vorgänge in Viterbo berührt. Bei der Überrumpelung Roms, Ende November, hatten die republikanischen Behörden und alle Franzosen kopfüber die Flucht ergriffen, sie wollten ins Toskanische, kamen aber bloß bis Viterbo, wo der Pöbel sich zusammenrottete, die Herrschaft an sich riß und die Weiterreise der Flüchtigen verhinderte. Unter diesen befanden sich mehrere Franzosen von diplomatischem oder halbdiplomatischem Charakter: Mangourit, der den Auftrag hatte, von Ancona aus eine Erhebung der Griechen zustande zu bringen, wodurch Bonapartes Heer in Ägypten Luft geschafft werden sollte, und der nach Malta bestimmte Méchin mit seinen Sekretären Ed. Lefebvre und Artaud. Durch mehrere Wochen in Todesgefahr, verdankten es die in Viterbo Eingeschlossenen nur den heldenmütigen Anstrengungen eines Grafen Zelli und der Mönche eines Franziskanerklosters, daß sie mit dem Leben davonkamen. Schließlich glückte es Lefebvre, zu entkommen, er gelangte zu Reinhard nach Florenz und setzte ihn von der gefahrvollen Lage der Gefangenen in Kenntnis. Reinhard that was er konnte, er schickte ihnen den schon genannten Bischof Bartoli von Acquapendente, ließ ihnen Priesterkleidungen zukommen, und Mangourit hat zeitlebens Reinhard dankbar als seinen Lebensretter gepriesen.[9]) Die Hauptsache war, daß Reinhard den Gefangenen die Kunde zukommen lassen konnte, daß das neapolitanische Heer überall geschlagen und die Erlösung nahe sei. In den Weihnachtstagen rückte Kellermann in Viterbo ein und die Franzosen waren gerettet.

Das Kriegsglück hatte sich in der That sofort zu gunsten der Franzosen gewandt. Mack wurde aus dem Römischen zurückgeworfen und noch im Dezember war König Ferdinand genötigt, seine Hauptstadt zu verlassen und sich nach Palermo einzuschiffen. Gleichzeitig war der sardinische Thron durch Joubert umgestürzt worden, und der vertriebene Karl Emanuel traf als Gast Ferdinands III. in Florenz ein, wo er bis zum Februar 1799 auf Poggio Imperiale verweilte. Hier war er Nachbar und Unglücksgenosse des Papstes, dessen Schicksal nun zugleich mit dem seinigen entschieden werden sollte. Der den König begleitende französische Offizier, Adjutant Chipault, hatte nämlich von Joubert Befehl erhalten, die beiden Verbannten zugleich nach Cagliari zu bringen. Auch jetzt wandte der Papst ein, sein Gesundheitszustand mache

ihm die Überfahrt unmöglich. Es wurde eine Konsultation von Florentiner Ärzten veranstaltet, die bezeugten, daß die Schwäche des Papstes diese Reise nicht erlaube. Vom Direktorium kam der erneute bestimmte Befehl, daß der Papst zugleich mit dem König, und zwar unverzüglich, Toskana verlassen müsse. Doch abermals erklärte der Papst seine Unfähigkeit zu reisen, und die königliche Familie mußte sich Ende Februar ohne ihn nach Sardinien einschiffen.

So wie die Dinge gekommen waren, lag dem Großherzog alles daran, die lästigen Gäste in Livorno los zu werden und mit den Franzosen gut Freund zu bleiben. Wie er in schwierigen Fällen zu thun pflegte, wandte er sich an seinen Günstling und Oberhofmeister Manfredini, der den Franzosen ein angenehmerer Unterhändler war als einer seiner Minister. Der geriebene Höfling riet ihm, zunächst den König von Neapel, seinen Schwiegervater, zu bitten, daß er seine Truppen aus Livorno zurückziehe. Dann begab er sich selbst nach Florenz, um Reinhard von diesem Schritt in Kenntnis zu setzen und zu beschwichtigen. Reinhard empfing ihn mit lauter Freude: Siehe, das erste gute Zeichen! Er belobte die Absicht des Großherzogs, fügte aber bei, daß er für das Direktorium nicht stehen könne; nach seiner persönlichen Ansicht sei für Frankreich die Neutralität des Hafens von Livorno nützlich und er glaube dasselbe von seiner Regierung. Er werde mit Nachdruck in diesem Sinne wirken, und alles dem Großherzog zu Gefallen thun, nicht jedoch dem Lande, über dessen Geist er sich beklagte. Auch Jacob, der Gesandtschaftssekretär, kam hinzu, und beide überhäuften Manfredini mit Artigkeiten. Er möge, sagte Reinhard, nur jetzt die Geschäfte nicht wieder verlassen, wenn man den Großherzog retten wolle. Die Minister Seratti und Neri Corsini habe er beim Direktorium verklagt, auch werde er eine Note übergeben mit der Anfrage an die großherzogliche Regierung, ob sie Frankreich als Freund oder als Feind anzusehen gesonnen sei. Manfredini eilte nach Pisa, um im Ministerrat Bericht zu erstatten. Der Großherzog erklärte, er habe an den König von Neapel geschrieben, und es sei seine Meinung, daß man die Franzosen wieder gewinnen müsse. Nach Livorno wurden nun strenge Weisungen gesandt: gegen jeden Eingriff in die Neutralität sollten rasche und durchgreifende Maßregeln getroffen werden. Unterdessen hatte sich der General Serrurier, von der Armee Jouberts, bereits in Bewegung gesetzt, um Livorno den Verbündeten zu entreißen. Am 31. Dezember war seine Vorhut auf der Straße von Modena nach Pistoja bis Pieve di Pelago gelangt. Jetzt ergingen von neuem noch dringlichere Befehle nach Livorno. Die Sprache

des Hofes wurde um so bestimmter, je vollständiger die Niederlage der Neapolitaner bekannt wurde. Der Chef der Zivilverwaltung in Livorno, Frullani, wurde angewiesen, von Naselli durch jedes Mittel, selbst durch Drohungen, die Räumung zu erwirken: „Toskana muß und will gerettet sein. Damit ist genug gesagt.“ Es war die höchste Zeit, um den Angriff des französischen Corps abzuwenden. Am Neujahrsmorgen 1799 kündigte Naselli den Abzug der Neapolitaner an, was in der Absicht geschehe, die Neutralität unverletzt zu erhalten. Doch die Franzosen sahen darin nur eine Rückwirkung der verzweifelten Lage der Neapolitaner im eigenen Lande, wo noch im Januar die Parthenopäische Republik ausgerufen wurde. Der Erfolg der Franzosen war rasch und vollständig gewesen; immerhin hatten sie die Trennung ihrer Streitkräfte durch das neutrale Toskana als einen Übelstand und als eine Gefahr empfunden. Alles hing davon ab, ob der allgemeine Krieg wieder ausbrach. Die militärische Rücksicht, eine Verbindung zwischen den französischen Streitkräften in Ober- und in Unteritalien herzustellen, war schließlich für das Schicksal Toskanas entscheidend, wenn dasselbe auch noch einmal aufgeschoben war.

Trotz der unsicheren politischen Aussichten und trotz der ungewöhnlichen Kälte dieses Winters feierten die Florentiner ihren Karneval so lebhaft und munter wie je. Täglich ein Gewimmel und Getümmel possenhaft-lustiger Menschenhaufen, lärmende und musizierende Banden, ein allgemeiner Taumel, in dem man den Ernst der Zeit vergaß. Ihren Höhepunkt erreichten die Lustbarkeiten in den Corsi, den großartigen Aufzügen, die sich vom Platz der Santa Maria Novella bis nach Santa Croce bewegten, und die sich an sechs Tagen wiederholten. Der Großherzog, der am 1. Januar von Pisa nach Florenz übersiedelt war, nahm jedesmal mit seiner Familie an diesen Festlichkeiten teil; es galt sich beim Volke beliebt zu machen, in einer Zeit, da es sich daran gewöhnte, die Träger von dreifachen und einfachen Kronen wandern zu sehen. Ebenso verherrlichten der Adel des Landes und die Diplomatie mit ihren stolzen Wagen diese Festzüge, die seit alters das Gepräge der Freiheit und Gleichheit aller Stände trugen. E. M. Arndt, der als junger Weltwanderer diesen Winter in Florenz zubrachte, hat die Aufzüge mit ihrer Pracht und ihrem Lärm ausführlich beschrieben. Seine Aufzeichnungen erwähnen nirgends den Gesandten der französischen Republik, aber sie geben ein anschauliches Bild von den Florentiner Zuständen dieses Winters, unmittelbar vor der Katastrophe. Man fühlte sich in Toskana immer noch freier als irgendwo in Italien. Das Volk gesitteter, die Gesetze milder, der Soldatenstand, der hier niemals recht gedeihen wollte, unkriegerisch und wenig

geachtet, doch gleichfalls freundlich und gefällig. Noch waren die Säle der großherzoglichen Galerie angefüllt mit den kostbarsten Schätzen, unversehrt, nichts durch fremde Hände vom Platze geschüttelt oder gar entwendet. Man genoß fast eine unbeschränkte politische Freiheit. Auch hier fingen die Franzosen an zu thun und zu reden was sie wollten, der hilflose Staat mußte ihnen alles erlauben, und diese Nachsicht kam auch allen andern, Fremden und Einheimischen, zu gute; „nur von den Franzosen übel sprechen, ja nur winken, ist ein Verbrechen und das ahndet die Regierung unerbittlich und es ist selbst schon an allen Ecken zu lesen, daß niemand sich unterstehe, von Franzosen und Cisalpinern, diesen treuen Freunden, böses zu denken oder zu sprechen."

Kerner traf von seiner Pariser Reise am 18. Januar wieder bei Reinhard ein. Er hatte seinen dortigen Aufenthalt auch dazu benützt, dem Direktor Treilhard Vorstellungen zu machen über die Bestechlichkeit und Habgier so vieler Franzosen, die sich in die Finanzverwaltung gedrängt hatten und den französischen Namen verhaßt machten. Am 6. Januar war er von Paris abgereist und hatte den Weg über Lyon, Chambery und den Mont Cenis genommen — eine halsbrechende Reise, wie er schreibt, zu Pferd, auf eisigen Wegen, bei grimmiger Kälte. In Turin brachte er einen Tag bei dem französischen Gesandten Eymard, seinem „alten Freund" zu und unterhielt sich mit ihm über den Umsturz in Piemont und das „unsterbliche Verdienst", das sich Joubert daselbst erworben hatte. Kerner war mit Joubert schon auf der Hinreise persönlich bekannt geworden, auf einer gemeinsamen Fahrt auf dem Po; jetzt eilte er über Mailand wieder nach Reggio zu Joubert — „dort fand ich Nahrung für Herz und Kopf, dort endlich nach 6 Tagen erquickenden Schlaf. Ich blieb beinahe 1½ Tage im Generalquartier bei einem Mann, der als Soldat, als Feldherr und Bürger gleich groß und gut ist, er hat mir erlaubt in das Innere seiner Brust Blicke zu werfen, sie glüht für Wahrheit und Recht, und wenn jemals der Geschichtschreiber zwischen Joubert und Buonaparte zu richten hätte, so würde er jenem den Preis wahrer Größe zuerkennen müssen." Kerner war gerade bei Joubert an dem Tage, da dieser seine vom Direktorium erbetene Entlassung erhielt. Der General hatte, von Merlin von Douai dazu aufgefordert, in einem Schreiben „sich offen und mit edlem Unwillen gegen die beispiellose Behandlung der italienischen Völker erklärt, gegen ihre anhaltende Beraubung, gegen ihre Herabwürdigung durch verhaßte Prokonsuls." Hier in Reggio sah Kerner zum letztenmal den „edlen Unvergeßlichen", der jetzt ging, doch mit dem Entschluß, in Zeiten der Gefahr jedem Rufe zu folgen, ein Wort, das er dann bei Novi

mit dem Tode einlöste. Von Reggio schlug Kerner den Weg über Bologna und den Apennin ein und traf unter Gefahren aller Art am 18. Januar wieder in Florenz ein.

„In Reinhard fand ich meinen alten Freund, in seiner Gattin meine Freundin, beide beglückt durch einen Sohn, der einst dem Vater gleichen möge. Als wir uns verließen, umringten uns Not und Gefahr, nach Trennung und Mühe und Arbeit blühte uns Wiedersehen im Moment des Siegs und der wiedererrungenen Ruhe, die um mich herum, aber nicht in meiner Seele wohnt. Toskana, Dank der Langmut meiner Regierung, ist ruhig; ob das Gewissen seiner feigen Tyrannen es sein mag, zweifle ich; der Sturm der Ereignisse, den weder Direktoren noch Fürsten noch Könige noch Minister leiten, sondern der hohe Genius des Zeitalters, scheint Neapels Thron aus seinen Festen gerissen zu haben, der König soll mit seiner Familie nach Sizilien entflohen sein, für Italien beginnt, wenn die Sage sich bestätigen sollte, eine neue Epoche."

Anfangs Februar sehen wir Kerner schon wieder unterwegs. Die Generale Serrurier und Miollis hatten für Auslagen, die der begonnene Marsch ins Toskanische verursachte, und als Preis für die in Sachen Livornos bewiesene Schonung, die Summe von zwei Millionen Francs verlangt, und der Großherzog hatte sich zu diesem neuen Opfer verstehen müssen, obwohl ihm die Franzosen bereits nahe an 8 Millionen gekostet hatten. Reinhard beauftragte Kerner, diese Summe teils in Luccheser Münze, teils in Goldstangen über Pistoja und Modena nach Bologna zu bringen. „Ich danke diese verdammte Kommission einem guten Freund; wenn er mein Freund wäre, so hätte er mir nichts schlimmeres auf den Hals laden können. Ich habe fünfzig Mann, zwei Unteroffiziere, einen Leutnant, einen Hauptmann, 6 Geldwägen, mit ihren Fuhrleuten mit mir und wir reisen in einer gebirgigen Gegend unter Sturm und Regen, finden nur selten ein erträgliches Quartier und mit Mühe eine erquickende Mahlzeit wegen der allgemeinen Plünderung, die bei dem letzten Durchzug (der Franzosen) hierzuland statt hatte. Unsere Leute kann ich nicht genug bewundern. Ich teile ihre Strapazen, die beiden Offiziere fahren in meinem Requisitionswagen, ich sitze auf einem tüchtigen Rappen, der Reinhard gehört und führe den Zug." Seinen menschenfreundlichen Sinn zeigte Kerner sowohl in der Sorge für seine Leute, denen er eigenhändig schwäbische Spätzlen kochte, als in der Behandlung der armen Bergbewohner, die er durch freundlichen Zuspruch wie durch Geldspenden zu gewinnen suchte.

Endlich im März erfolgte der Bruch zwischen Frankreich und Österreich. Ein Brief Reinhards an Cotta vom 5. März ist noch in Erwartung der

letzten Entscheidung geschrieben. Noch ist die Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden nicht ausgeschlossen.

In Italien wissen wir noch nichts, wenn die Wahl des Obergenerals der italienischen Armee nicht etwa ein Friedenszeichen sein sollte. Diese hat viel an Joubert verloren. Ein General, großer Plane und großer Ausführungen fähig und ein edler Mann, aber unbiegsamer als es die Verhältnisse gestatten. Auch Championnet wird nun vom Schauplatz abtreten. Macodonald ist sein Nachfolger. Jener hatte seit seinem Einzug in Neapel ein höchst sonderbares Betragen angenommen. Sein Schritt gegen den Zivilkommissär Faypoult, einen Mann, gegen dessen Rechtschaffenheit und Humanität nichts zu sagen ist, konnte von den gefährlichsten Folgen sein, und die Anklage von Räubereien schien keinen andern Zweck zu haben, als ein Monopol des Raubes für die Militärgewalt zu erhalten. Indessen war es, soweit ich Championnet kenne, nicht niedriger Eigennutz, der ihm jene gewaltsame Maßregeln eingab. (Reinhard erwähnt dann den schlimmen Einfluß einiger Jakobiner auf den General und fährt fort): Es war folglich doppelte Gefahr, entschiedener Kampf zwischen der Zivil- und Militärautorität, der leicht sich auf alle Armeen ausdehnen konnte, und der Oppositionsgeist der Anarchisten gerade in der Armee am thätigsten, die am weitesten vom Mittelpunkt entfernt war. Das Direktorium entschied schnell und mit Festigkeit[10]) . . . Von Rom kann ich wenig tröstliches sagen. Mangel aller Art; eine Stadt die in keine Hypothese paßt. In Civita-vecchia sind einige Bomben geworfen, einige Vorschläge zur Unterwerfung gemacht worden; noch ist nichts entschieden. Man hat diese Stadt mit sehr unzeitiger Schonung behandelt. Den Schlüssel zur Verproviantierung von Rom in den Händen der Engländer und Galeerensklaven lassen, hieß die Unzufriedenheit vermehren und die Fortdauer der hie und da noch ausbrechenden Insubordinationen begünstigen. Von Korfu seit dem glücklichen Ausfall der Garnison, von Ägypten seit der Ermordung der 48 Blinden, in Sizilien nichts neues. Das Anerbieten Ihres Hauses ist sehr freundschaftlich; allein in keiner Hypothese glaub' ich so bald in den Fall zu kommen, davon Gebrauch zu machen. Kerners Entwürfen und den Träumen seiner Imagination laß' ich gerne ihren Spielraum, nur muß man mich nicht dafür responsabel machen. Es war immer meine Weise, keine Plane für meine Zukunft zu machen. Das Schicksal hat mich mehr begünstigt, als je mein Ehrgeiz erwarten konnte. Um der großen Sache zu dienen, werd' ich überall, mehr oder weniger, an meiner Stelle sein; und je unwiderstehlicher der Strom der Begebenheiten die Menschen und ihre Plane mit sich fortreißt, um so weniger werd' ich mirs erlauben, eigenmächtig den Gang meiner Bestimmung zu lenken. — Auch Ihre Nr. 5 hab' ich erhalten. Ich glaube, daß mir nun keins Ihrer Packete mehr fehlt. Meine Frau dankt Ihnen für Ihre schönen Almanache; die beiden wirtembergischen haben wir gerade nicht erhalten. Es ist möglich, daß ich einst wieder an den Genüssen der Schriftstellerei Geschmack finde; Dichter werd' ich schwerlich anders sein als für das vertraute Gefühl eines Familienkreises. Auf meine litterarischen Arbeiten hat das Nationalinstitut das nächste Recht, dem ich meinen Tribut noch nicht habe abtragen können.

3.

Am 12. März beschlossen die beiden Räte in Paris die feierliche Kriegserklärung an den König von Ungarn und Böhmen und zugleich an dessen Bruder, den Großherzog von Toskana. Jetzt war das Schicksal des Landes entschieden. Zum Obergeneral der italienischen Armee war Scherer ernannt, und er begann den Krieg mit der Invasion Toskanas. Am 16. März traf ein von Scherer abgesandter Offizier in Florenz ein, der die bevorstehende Besetzung des Großherzogtums ankündigte. Der Hof war aufs äußerste bestürzt. Noch einmal wurde Manfredini zu Reinhard geschickt, der erklärte, er sei ohne Nachricht vom Einmarsch der Franzosen, und den Unterhändler nach Bologna zu dem dort kommandierenden Divisionsgeneral wies. Hier wurde Manfredini weiter in das Hauptquartier nach Mantua gewiesen, gleichwohl fertigte er einen Kurier nach Florenz ab, mit Nachrichten, welche die gesunkenen Hoffnungen daselbst wieder aufrichteten. Man war so zuversichtlich in der Hauptstadt, daß den fremden Vertretern angezeigt wurde, es sei keine Gefahr zu befürchten. Aus dieser Sicherheit wurde Florenz erst aufgeschreckt, als die Franzosen vor den Thoren erschienen. Manfredini hatte in Mantua nichts ausgerichtet. Scherer berief sich auf die bestimmte Weisung des Direktoriums, und am 22. erließ er ein Manifest an die Völker Toskanas, worin der großherzoglichen Regierung vorgeworfen war, durch geheime Vorbereitungen und mittels schweigender Zustimmung zu der Besetzung Livornos durch feindliche Truppen den Krieg herbeigeführt zu haben. Infolge dessen lege Frankreich die Hand auf Toskana zu seiner und seiner Verbündeten Sicherheit. Religion und Eigentum sollten geschützt und die Ordnung ohne Ansehen der Person aufrecht erhalten werden. Dieselben Versicherungen enthielt eine aus Bologna den 24. März datierte Proklamation des Generals Gaultier, dessen Division zum Einmarsch in Toskana bestimmt war, während gleichzeitig General Miollis von Lucca aus Livorno und Portoferrajo in Besitz nahm. Ferdinand III. gedachte erst zu bleiben, er wandte sich an seine Unterthanen mit der Aufforderung, sich ruhig zu verhalten und den Franzosen keinen Anlaß zu Beschwerden zu geben. Doch Gaultier, der am Nachmittag des 25. durch die Porta San Gallo in Florenz eingerückt war, sandte ihm schon am folgenden Morgen einen Offizier mit der Aufforderung, binnen 24 Stunden Stadt und Land zu verlassen. Am 27. in der Frühe reiste der Großherzog mit seiner Familie ab, und zwar nach Wien, während seine Minister in Palermo mit den Vertretern der Koalitionsmächte sich zu-

sammenfanden. Der Gesandte der Republik übernahm im Auftrag des Direktoriums die Zivilverwaltung des Landes.

So ist es gekommen, daß der Zögling des Tübinger Stifts der Regent Toskanas wurde. Reinhard fand sich auf einen Posten gestellt, wo er nun freie Bahn vor sich sah, seine jugendlichen Ideale von Weltverbesserung in die Wirklichkeit zu führen, ein Volk zu beglücken, ein Regiment „nach Grundsätzen" einzurichten — wenn ihn nicht der General an seiner Seite daran erinnert hätte, daß die neue Schöpfung keine andere Grundlage besaß als die Gewalt und das Kriegsglück. Manche Täuschung war ihm zergangen seit dem Jubel über den Sturm der Bastille. Dennoch blieb er unbeirrt der Sache Frankreichs zugethan, und weder der Untergang der Freiheit in Blut und Schrecken, noch die an den fremden Völkern rücksichtslos geübte Willkür hatte ihm die Überzeugung rauben können, daß die Republik in ihrem Kampfe mit den alten Mächten die Sache der Freiheit und der Menschheit verfechte gegen Despotie und Vorurteil. Er mißbilligte die Rohheit, mit der er die Beamten der Republik in dem aufgewühlten Lande schalten sah, er war für seine Person entschlossen, sich der redlichen Mittel der Überzeugung, der Aufklärung und der rastlosen Arbeit zu bedienen. Aber er war zuletzt doch nur das Werkzeug einer Politik, deren Mittel Raub und Gewalt blieben, und das Ende war ein gründlicher Fehlschlag seiner Absichten: er hat erleben müssen, daß das Volk selbst gegen sein Beglückungsregiment sich auflehnte und es unbarmherzig über den Haufen warf.

Der Vertreibung des Großherzogs folgte die des Papstes auf dem Fuß. Das Direktorium hatte anfangs März den Befehl seiner Ausweisung erneuert; wiederum ohne Erfolg. Der Papst erklärte, nicht reisen zu können. Seine fortdauernde Anwesenheit schuf aber dem französischen Gesandten allerlei Verdrießlichkeiten, und wiederholt erging sich dieser in Klagen über die Nähe des Papstes und über die Prälaten in seiner Umgebung. Am 18. März traf in Florenz ein Kurier mit dem Befehl aus Paris ein, daß die längst beschlossene Überbringung des Papstes nach Cagliari unverzüglich ausgeführt werden müsse. Um so größer war die Überraschung, als folgenden Tags Reinhard eine Note überreichte, worin er erklärte, der Papst solle bleiben; mündlich fügte er die Versicherung gegen den großherzolichen Minister hinzu: „Fürchten Sie nichts, ich stehe dafür, daß weder dem Lande noch dem Papst etwas Schlimmes begegnen wird." Es war ein kurzer Aufschub. Am Tag nach dem Einzug der Franzosen in Florenz kam eine von Gaultier abgesandte Abteilung und umstellte die Karthause; und am 27. März, nach der Abreise

des Großherzogs, erschien ein Brigadegeneral und kündigte dem Papst an, daß er sich bereit halten müsse, noch in der folgenden Nacht nach Parma abzureisen. Diesmal wurde kein weiterer Aufschub bewilligt.

Die Kundgebungen, mit denen die Befreier überall von der Jugend und den unzufriedenen Liberalen empfangen wurden, fehlten auch in Florenz nicht, doch waren sie nicht so lärmend und überschwänglich wie anderswo. Man konnte dies auf das Temperament der Toskaner schieben. In seiner ersten Proklamation vom 29. März kündigte Reinhard im Namen der Französischen Republik an, daß er die Funktion eines Kommissärs übernehme und mit der vollen Autorität in politischen und bürgerlichen Dingen bekleidet sei. Die Beamten wurden angewiesen, auf ihren Posten zu bleiben und mit dem Kommissär in Verbindung zu treten. Einige, die den Patrioten mißfielen, wurden abgesetzt. Die Proklamation wurde kühl aufgenommen, und die Folge war, daß General Gaultier, der Inhaber der höchsten militärischen Gewalt, nicht bloß die Miliz für aufgelöst erklärte, sondern am 31. März eine allgemeine Entwaffnung des toskanischen Volkes und folgenden Tages auch die Auflösung der stehenden Truppen verfügte. An ihrer Stelle sollte eine patriotische Nationalgarde eingerichtet werden. Im ganzen vollzog sich die Änderung mit Ruhe und ohne Ausschreitungen. Gegen lärmendes Gesindel war man in den ersten Tagen nachsichtig, später wurde es streng im Zaum gehalten.

Die Regierung Toskanas behielt einen provisorischen Charakter, im Unterschied von den republikanischen Verfassungen, die sonst nach Vertreibung der Fürsten eingeführt wurden. Es war dieselbe Regierungsform, die Miot zwei Jahre früher, auf seine Erfahrungen in Toskana gestützt, in einem Bericht an die Direktoren für die italienischen Staaten empfohlen hatte, und man darf an diese Denkschrift um so mehr erinnern, als Reinhard in einer seiner folgenden Proklamationen ganz dieselben Grundsätze aussprach. Miot hatte die Republikanisierung der von ihren despotischen Regierungen befreiten Staaten widerraten. Für eine völlige Umwälzung seien sie nicht reif, und nicht an Frankreich, sondern an der Bevölkerung dieser Provinzen selbst sei es, ihre Revolution zu bewerkstelligen. Man dürfe ihnen die Verfassung nicht vorschreiben, unter der sie zu leben wünschen. Unter dem Schutze einer Macht, die über ihrer Sicherheit wacht und die Umtriebe der feindlichen Parteien niederhält, mögen sie selbst die Regierungsform ausfinden, die mit ihrem Verständnisgrad, ihren politischen Ideen und ihren religiösen Ansichten im Einklang stehe. Also ein gemischtes militärisch-bürgerliches Regiment, das allmählich die Bevölkerung zur Freiheit und Selbstbestimmung erziehen sollte.

War dies die Absicht, so kam für die Machthaber alles darauf an, unter der Bevölkerung selbst eine liberale Partei zu schaffen, Männer von Ansehen und Vertrauen an sich zu ziehen, die sich an der Regierung beteiligten. Wirklich gelang es Reinhard, mehrere Notabilitäten aus der liberalen Zeit des vorigen Großherzogs, die unter Ferdinand verstimmt beiseite standen, zur Mitwirkung zu gewinnen, so Riguccio Galuzzi, den Geschichtschreiber der Medici und Archivar des großherzoglichen Hauses, und den volkswirtschaftlichen Schriftsteller Fr. M. Gianni, der Leopolds Minister gewesen war und an den Reformen, zumal an der Begründung der Handelsfreiheit, einen hervorragenden Anteil hatte. Gianni übernahm das Finanzministerium, der Advokat Rivani, unter Leopold Präsident des buon governo, das Polizeiministerium, Senator Cellesi die Justizverwaltung.

Die Hoffnungen, die Reinhard auf diese Männer setzte, haben sich in der Folge nicht verwirklicht. Ihr Einfluß so wenig als ihre Initiative zeigten sich den Anforderungen der Lage gewachsen. Reinhard erwartete, nachdem die Fesseln gefallen, die selbständige Regung und Entfaltung der einheimischen Kräfte, doch er machte dieselbe Erfahrung, wie schon Miot, der über die Gleichgiltigkeit der Toskaner und ihren Mangel an patriotischer Thatkraft Klage geführt hatte. Das schärfste Urteil über die neue Regierung hat Vittorio Alfieri ausgesprochen. Er nannte sie eine „militärische und advokatische Tyrannei, die von allen politischen Mischungen die mißgestaltetste und lächerlichste, beweinenswerteste und unerträglichste ist, und mir vollkommen einen Tiger darstellt, der von einem Kaninchen geführt wird.“ Ein unparteiischer Zeuge war freilich der Dichter des Misogallo nicht. Seit 1792 wohnte er mit seiner Freundin, der Gräfin von Albany, im Palast Gianfigliazzi am Arno. Jetzt wollte er selbst den Anblick der gehaßten Franzosen vermeiden, und als im März ihr Kommen bevorstand, war sein Entschluß gefaßt: er nahm seine Bücher und Schriften zusammen und mietete ein Landhaus auf dem Hügelrücken von Montughi. Am Tag des Einmarsches der Franzosen zog er mit seiner Freundin hinaus, und so lange die Besetzung dauerte, kamen sie nicht zur Stadt. „Weder meine Freundin noch ich haben während all dieser Zeit Florenz betreten und unsre Augen nicht durch den Anblick eines Franzosen befleckt.“ Miot hatte sich dem stolzen Astigianer zu nähern versucht und war von ihm zurückgewiesen worden. Reinhard wäre es nicht anders ergangen. Der Freund Schillers und Goethes hat den ersten zeitgenössischen Dichter Italiens, mit dem er fast ein Jahr lang in derselben Stadt wohnte, schwerlich je gesehen.

Im einzelnen haben die genannten Männern manches Gute thun und manches Schlimme verhindern können. Sie selbst waren makellos, und es gelang ihnen Willkürhandlungen der Franzosen zu steuern, den gewaltthätigen Eifer der Patrioten zu zügeln, gefährdete Personen zu retten. Vergleicht man die Zustände Toskanas mit dem Treiben der französischen Kommissäre im übrigen Italien, so waren sie verhältnismäßig erträglich; weder die Neuerungen waren so einschneidend, noch die Lasten so drückend wie anderswo. Gewaltsame Maßregeln wurden nur gegen die Fremden in Livorno getroffen: die Waren, welche Unterthanen der mit der Republik kriegführenden Staaten gehörten, wurden weggenommen; die französischen Ausgewanderten mußten binnen 24 Stunden, die Engländer, Portugiesen, Russen binnen acht Tagen die Stadt verlassen. Religion und Kirche wurden klug geschont, und die höhere Geistlichkeit vergalt es durch eine entgegenkommende Haltung. Schon am 3. April gab der Bischof von Soana in seinem und der Regierung Namen seinen Gläubigen die bestimmte Versicherung, „daß der Dienst unserer heiligen Religion geachtet sein werde, und daß das neue System keine andere Absicht habe, als das öffentliche und private Wohl der Bürger und das Glück der ganzen toskanischen Nation.“ Ähnlich lautete ein allerdings nach einigem Zögern am 6. April erlassener Hirtenbrief des Erzbischofs von Florenz Mons. Martini, der unter Berufung auf den Apostel Paulus den Gehorsam gegen die Obrigkeit einschärfte und versicherte: „die Erklärungen des Bürgers Kommissärs gewährleisten alles, was von wesentlicher Wichtigkeit für die Ruhe und den Frieden der Völker ist, und darum erheischen sie von unserer Seite die Erwiederung von Liebe, Gehorsam und Gesetzlichkeit, die der Sanftmut und Milde unserer Volksart so wohl entsprechen.“

In einer Reihe toskanischer Städte war nach der Abreise des Großherzogs der Freiheitsbaum unter den üblichen Feierlichkeiten aufgerichtet worden. Florenz blieb noch zurück, und es bedurfte hier einer Ermunterung des Kommissärs, der zu diesem Zweck am 5. April eine merkwürdige Ansprache an die Bewohner der Hauptstadt richtete. Es war darin der Bevölkerung einiges Schmeichelhafte gesagt, die liebenswürdige Artigkeit der französischen Armee gelobt, die Zweideutigkeit und Feindseligkeit der gestürzten Regierung angeklagt. Dann hieß es: die französische Republik hat nicht die Pflicht, die Rechte der Völker wiederherzustellen; es genügt, daß ihr Beispiel der Welt zeige, daß die Freiheit der Lohn des Muts und der Ausdauer ist. Wenn auch einige unter euch sind, die uns hassen, so werden wir sie mit Wohlthun zu gewinnen oder mit Gewalt im Zaum zu halten wissen. Man

befiehlt den Menschen nicht, frei zu sein. Von euch selbst habt ihr frei sein wollen. Die Städte Pisa, Livorno, Portoferrajo, Siena, Arezzo und Pescia haben den Freiheitsbaum aufgepflanzt. Wenn die Stadt Florenz das Beispiel der Begeisterung empfangen zu haben scheint, so hat sie dafür das der Weisheit gegeben; für die Hauptstadt war es schöner, den Antrieb zu erwarten, für die Provinzen ihn zu geben." Schonender konnte man es der Hauptstadt nicht sagen, daß sie an patriotischem Eifer hinter der Provinz zurückgeblieben war. Schließlich ward ihr verkündigt, daß der von der Gemeindevertretung ausgedrückte Wunsch gutgeheißen worden sei und dem entsprechend am 17. Germinal der Freiheitsbaum gepflanzt werden solle als Beginn einer neuen Epoche und als ein Gelöbnis, den Grundsätzen der französischen Republik, ihren Opfern, ihren Siegen, ihrem Ruhm sich zuzugesellen.

Wegen schlechten Wetters wurde die Feier auf den 19. Germinal (8. April) verschoben. Auf dem ehrwürdigen Platz der Signoria gegenüber der Loggia dei Lanzi war ein amphitheatralisches Gerüste errichtet, darauf prangten Statuen von Gottheiten, Helden des Altertums und allegorischen Gestalten, Sinnbildern der republikanischen Tugenden. Die Loggia selbst war mit Teppichen und Blumengewinden geschmückt; innen war ein Standbild der Freiheit, in der Rechten hielt sie eine Pike, darauf die phrygische Mütze, in der Linken eine Wage, das Zeichen der bürgerlichen Gleichheit. Am Sockel waren zwei weibliche Gestalten gemalt, ein zierliches Mädchen und eine würdige Matrone: die schüchterne Etruria zu einem neuen Leben geführt von der Hand der kriegerischen Gallia. An den vier Pilastern der Loggia waren Tafeln aufgehängt, auf denen in großen Buchstaben Sprüche zu lesen waren von der Vaterlandsliebe, den Bürgerpflichten, dem Gehorsam gegen die Gesetze. Vom Turm und an den Seiten des Palazzo vecchio wehte die französische Trikolore, in der Dekoration der Häuser erschienen dreifarbige Tücher in allen Gestalten. Um 3 Uhr nachmittags begaben sich Gaultier und Reinhard vom Palazzo Corsini am Lungarno, der Wohnung des französischen Generals, in feierlichem Zuge nach dem Platze, der bereits mit Zuschauern angefüllt war. Französische, piemontesische und cisalpinische Truppen, Reiterei und Fußvolk, hatten den Zug eröffnet; dann kamen die obersten bürgerlichen und militärischen Behörden, hinter diesen der grünende Freiheitsbaum, auf einem antiken Wagen von vier Pferden gezogen. Zwölf Paare Verlobter, die von der Gemeinde ausgestattet wurden, umgaben ihn. Die Ankunft des Zuges auf der Piazza wurde von den Patrioten mit jubelndem Zuruf begrüßt, während die Kanonen der Forts dazu donnerten. Gaultier

und Reinhard standen in der Loggia, zu Seiten der Libertà, um sie die Vertreter der Stadt und die Behörden alten und neuen Datums. Nachdem der Baum gepflanzt war, entließen die weißgekleideten Bräute etliche Tauben zur Freiheit: ihr Flug in die Lüfte kündigte den Bürgern an, daß auch sie die Freiheit wieder erlangt hätten, die sie seit 270 Jahren verloren. Jetzt trat eine Schar von Jünglingen vor, die den Männern der neuen Gewalt Blumensträuße überreichten und an die Vornehmsten derselben, darunter die Minister Gianni und Galuzzi, Ansprachen richteten. Der Mathematiker Pietro Ferroni hielt sodann die Hauptrede, worin er an die Ruhmestage der florentinischen Republik erinnerte und zum Schluß verkündigte, daß dieser Tag der Beginn einer neuen Ära für das freie etrurische Volk sei. Damit endigte das Schauspiel, ernst, wie der Geschichtschreiber Zobi sagt, durch die Veränderung, die es anzeigte, lächerlich durch die Art der Feier. Am Abend wurden Freudenfeuer abgebrannt, die Stadt war beleuchtet, im größten Theater fand eine festliche Gratisvorstellung statt, dazu Bankette mit Volksreden; kein Wunder, daß die Gemüter sich erhitzten und schließlich auch die sanften Florentiner allerlei Unfug trieben. Etliche Wappen und Inschriften, die an die Zeiten des Despotismus erinnerten, wurden zerstört. Die zahlreichen Büsten mediceischer Fürsten an öffentlichen und Privatgebäuden entgingen dadurch dem Ausbruch eines verirrten Patriotismus, daß man sie rechtzeitig zudeckte.

Am 11. April erließ Reinhard ein Dekret, das in den 11 Hauptorten Toskanas Munizipalitäten einsetzte, und zwar so, daß zugleich je die umliegenden Gemeinden diesen städtischen Behörden zugeteilt wurden. Die Munizipalitäten waren eine Schöpfung des Konvents, und wie in Frankreich hatte man auch in den italienischen Republiken diese Einrichtung getroffen, deren Zweck war, die Verwaltung der lokalen Angelegenheiten in die Hände der republikanischen Partei zu bringen. Durch sie hoffte man der neuen Ordnung der Dinge eine festere Grundlage im Volke zu geben. Es sollte damit, wie Reinhard sagte, eine Behörde eingesetzt werden, die, dem Volke nahestehend, sein Vertrauen besitzend und seine Bedürfnisse verstehend, den Übergang von der alten Ordnung der Dinge zur neuen ohne Erschütterung vollziehen und Toskana einen Vorgeschmack der Glückseligkeit geben könne, die es unter einer auf den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit beruhenden Verfassung erwartet. Die alte toskanische Gemeindefreiheit war schon in den Reformen Leopolds untergegangen. Zahlreiche Befugnisse der Kommunen waren den Zentralbehörden zugewiesen worden. Die jetzt ernannten Gemeinderäte hatten vollends nur den Zweck, als Werkzeuge der herrschenden Gewalt zu dienen.

Übrigens war es eine provisorische Einrichtung; später sollte die Einteilung des toskanischen Gebietes in Departements und Kantone, sowie die Umwandlung des Verwaltungs- und Gerichtswesens nach dem republikanischen System erfolgen. In Florenz bestand die Munizipalität aus neun Mitgliedern: ehrliche, aber überspannte demokratische Köpfe. Ihr Präsident war jener Mathematiker Ferroni, der zum Amtsantritt eine von republikanischen Phrasen strotzende Proklamation erließ. Kerner, der Vertrauensmann und Reiseapostel Reinhards, wurde verwendet, die neue Einrichtung in anderen Städten zu betreiben. Eine wirkliche Stütze gewährten auch diese erwählten Gemeinderäte der neuen Regierung nicht. Eine ihrer Hauptaufgaben sollte die Einrichtung einer gutgesinnten Munizipalgarde sein, aber die Einschreibungen gingen langsam vor sich, an manchen Orten war das Institut noch gar nicht im Gange, als die Franzosen wieder abzogen.

Mit der volltönenden Sprache, die die neue Regierung führte, stand die wirkliche Lage in einem Gegensatz, über den sie selbst sich vom ersten Tag an nicht täuschen konnte. Das Schicksal Toskanas hing gänzlich von dem Gang des großen Krieges ab, und dieser hatte gleich zum Beginn eine für die Verbündeten günstige Wendung genommen. Die französische Herrschaft in Toskana war verloren, noch ehe sie sich eingerichtet hatte. Schon Ende März erfocht General Kray die ersten Siege in Oberitalien, gleichzeitig schlug Erzherzog Karl den General Jourdan bei Stockach und zwang ihn zum Rückzug über den Rhein. Die Wirkung war bald in der Stimmung der Toskaner zu spüren. Auf dem Lande wurde durch die Signori und die Geistlichkeit eine der neuen Ordnung feindselige Stimmung unterhalten. Und in Florenz selbst geschah es am 12. April, daß die Proklamationen Reinhards herabgerissen, die Abzeichen der französischen Republik beschmutzt wurden. Man steckte das großherzogliche Wappen auf, wagte sich an den Freiheitsbaum, vielen wurden die dreifarbigen Kokarden abgerissen. Gaultier ließ starke Patrouillen die Stadt durchziehen, Artillerie wurde auf den Hauptplätzen und -Straßen bereit gestellt, etliche Verhaftungen vorgenommen. Mehr noch half es zur Wiederherstellung der Ruhe, daß der milde Erzbischof Martini persönlich in den Straßen erschien und zum Frieden mahnte. Auch in Pistoja wurde der Ausbruch des Bürgerkriegs nur durch die Dazwischenkunft des Bischofs verhütet.

War schon die großherzogliche Regierung in Finanznöten gewesen, so konnte dies um so weniger unter der französischen Militärherrschaft ausbleiben. Die bisherige Steuergesetzgebung war von Reinhard bestätigt worden, aber

ihr Ertrag reichte für die außerordentlichen Bedürfnisse nicht aus. Von der Zwangsanleihe, die die vorige Regierung im Dezember ausgeschrieben hatte, war jetzt die Rate des ersten Vierteljahres verfallen. Ein Erlaß Reinhards vom 30. April an die Finanzbehörden der Gemeinden verlangte die unverzügliche Beischaffung des Restes. Er bemerkte, daß damit nur eine Maßregel ausgeführt werde, die schon die alte Regierung für unumgänglich hielt. Das Land sei von Kontributionen der Generale verschont geblieben, und diese Schonung könne auf anderem Wege nicht aufrecht erhalten werden. Als im nächsten Monat die Heeresanforderungen stiegen, wurde noch besonders die Einlieferung der heiligen Gefäße und Geräte eingeschärft. Diese Verordnung rührte ebenfalls noch von der großherzoglichen Regierung her, jetzt handelte es sich um ihre strengere Durchführung. Ein Dekret des Justizsekretärs Senators Cellesi vom 13. Mai erteilte genaue Weisungen: alles überflüssige Gold und Silber aus Kirchen, Klöstern, Synagogen und Gotteshäusern der andern Kulte sollte gegen Bescheinigung an die Münze und die öffentlichen Kassen abgeliefert werden. Die für den Kultus unentbehrlichen Geräte waren ausgenommen. Über Gegenstände von hervorragendem Kunstwert ward besonderer Bericht eingefordert. Die militärische Strenge, womit diese Befehle ausgeführt wurden, fand den lauten Beifall der übermütigen Patrioten, erbitterte aber die Geistlichkeit.

Schlimmer war, daß das Direktorium nach dem von Bonaparte gegebenen Beispiel beschlossen hatte, der Besetzung Toskanas sofort auch eine Beraubung der dort angehäuften Galerie- und Bibliothekschätze folgen zu lassen. Reinhard war in das Land gekommen mit lebhaftem Abscheu gegen die Räubereien der französischen Generale und Kommissäre, er persönlich hatte keinen Teil daran, und er war, soweit sein Einfluß reichte, bemüht, dem Unwesen zu steuern, das mehr als alles andere den Befreiern zur Schmach gereichte. Anders mochte er die Wegnahme von Kunstwerken für den französischen Staat ansehen, er selbst hat als Kommissär der Republik diesen Raub, wir wissen nicht, mit welchen Empfindungen, seine Mitwirkung leihen müssen[11]). Thatsache ist übrigens, daß auch in dieser Hinsicht Toskana weit schonender behandelt worden ist, als vor ihm Mailand, Parma, Rom, Venedig. Die Beraubung ist auf den Palast des Großherzogs beschränkt geblieben. Fünfhundert Handschriften nahmen die französischen Kommissäre aus der vatikanischen Bibliothek, aus Florenz ist eine einzige entführt worden.

Im Auftrag des Direktoriums erschien eine besondere „Zivilkommission“, die sich daran machte, alles Eigentum des Großherzogs aufzunehmen und für

gute Beute zu erklären. Der Finanzminister Gianni hat später einen Rechenschaftsbericht über seine Amtsführung veröffentlicht, worin er sich vornehmlich das Verdienst zuschrieb, daß nach hartnäckigem Streit die Uffizien und die übrigen Sammlungen als Eigentum des Staates anerkannt und sie wie die anderen Paläste und Villen vor den Eingriffen der Franzosen bewahrt wurden. Dagegen wurde ihnen der Palast Pitti als Privatbesitz des Fürsten zur Plünderung überlassen, und so wurde zunächst in der Kleider- und Waffenkammer des Großherzogs gründlich aufgeräumt. Von der berühmten Galerie wurden 63 der schönsten Gemälde zur Wegführung nach Paris bestimmt; 56 davon sind im Louvre abgeliefert worden, während 7 unterwegs verschwanden. Ebenso wurden 22 kostbare Tische von pietra-dura nach Paris weggeschleppt, 3 davon verschwanden. Reinhard hatte den Sitzungen der Kommission zu präsidieren, und Gianni sagt von ihm aus, daß er einen schwierigen Stand hatte, in der Kommission seinen abweichenden Standpunkt geltend zu machen (difficilmente contrastava con questa commissione). Die kostbaren Kameen und seltenen Münzen in den Uffizien hätten die Kommissäre doch gar zu gerne auch mitlaufen lassen. Allein mit eindringlicher Beredtsamkeit kämpfte der Direktor Thomas Puccini für die ihm unterstellte Sammlung und setzte durch, daß Berufung an das Direktorium selbst eingelegt wurde. Dies war im Mai, und es wurde dadurch Zeit gewonnen, bis die Franzosen wieder abgezogen waren. Den antiken Statuen ist kein Leid geschehen, auch die Venus von Medici blieb damals noch auf ihrem Platze, obgleich Bonaparte schon bei seinem Florentiner Besuch im Jahre 1796 an die Direktoren geschrieben hatte: „Ich sah die Venus, die unserem Museum fehlt.“ Erst 1802 hat er die nach Palermo geflüchtete ergreifen lassen, um sie „dem Apoll von Belvedere zu vermählen“.

Einen Raub aber hat, allem Anscheine nach, Reinhard selber auf dem Gewissen. Er hatte in der Laurenziana die ehrwürdige, aus dem 5. Jahrhundert stammende Handschrift des Vergilius gesehen, den sog. Aspronianischen Codex, den einst Cosimus I. dem Kardinal del Monte abgekauft und dieser Sammlung einverleibt hatte, und der alte Stiftler konnte das Verlangen, dieses kostbare Kleinod, die älteste Handschrift des römischen Dichters, seinem Adoptivvaterlande zuzuwenden, nicht bemeistern. Vergebens bat und protestierte der Kanonikus Angelo Maria Bandini, der Vorstand dieser Bücherei, vergebens verlangte er einen besonderen Befehl des Direktoriums zu sehen. Reinhard blieb unerbittlich. Und er hat den seltenen Schatz unter seine persönliche Obhut genommen und sich nicht von ihm getrennt, bis er ihn selber

in Paris der Nationalbibliothek übergeben konnte. So darf man wenigstens aus dem Umstand schließen, daß wenige Tage nach der Rückkehr Reinhards nach Paris der Moniteur vom 5. September die Ankunft des Vergilius auf der Bibliothek meldete. Nach der Restauration sind die geraubten Schätze den Florentinern zurückgegeben worden. Ein Deutscher hatte zu ihrer Entführung mitgewirkt und preußische Grenadiere hielten den Louvre besetzt, als im September 1815 die toskanische Kommission die Zierden des Palastes Pitti und den Vergilius der Laurenziana zurückhielt. [12])

4.

Immer bedenklicher lauteten inzwischen die Nachrichten aus Oberitalien Die Waffen der Koalition waren im Lauf des April so glücklich, daß Moreau ins Piemontesische sich zurückziehen mußte, um hier den aus Neapel herbeigerufenen General Macdonald zu erwarten. In Mailand wurde die österreichische Herrschaft wieder aufgerichtet. Jetzt schien den Feinden der neuen Ordnung der Augenblick zum Losschlagen gekommen. Im Neapolitanischen hatte Kardinal Ruffo das Beispiel eines Volkskrieges gegeben, auch in Toskana war das Landvolk längst durch Priester und Mönche bearbeitet, die wütend darüber waren, daß man sie in die Nationalgarde steckte. Jeden Tag glaubte man die Österreicher erwarten zu dürfen. Am Abend des 5. Mai leuchteten Freudenfeuer auf den Bergen auf. Am folgenden Tag drangen Banden, von Geistlichen geführt, unter dem Ruf: Viva Madonna ed Austria! in das schwach besetzte Arezzo ein. Die Stadt mit der berühmten Wallfahrtskirche der Madonna fiel in die Hände der Aufständischen, die unter Mißhandlung der Liberalen eine provisorische Regierung einsetzten. Cortona erhob sich gleichfalls. Im Chianathal, im oberen Tiber- und Arnothal loderte der Aufstand. Schon am Abend des 6. Mai, noch bevor der Fall Arezzos bekannt war, erschienen Proklamationen Reinhards und Gaultiers. „Die Übelwollenden“, rief Reinhard den Bewohnern Toskanas zu, „haben ausgestreut und die Schwachköpfe haben es geglaubt, daß die Österreicher und Russen vor den Thoren von Florenz stehen. Wehe euch, wenn sie je kämen! Rasch würde eure Verzweiflung die Franzosen zurückrufen. Was haben euch die Franzosen übels gethan? Welche Quälerei ist verübt worden? Welche neue Last ist euch aufgelegt worden? Welche eurer Gewohnheiten ist nicht geachtet worden? Antwortet! Ihr, die ihr die Freiheitsbäume umreißet, hättet an dem Tage, wo sie gepflanzt wurden, rufen sollen: Wir wollen Sklaven bleiben, die Vernunft ist nicht für uns gemacht, wir erklären uns für unwürdig die

Menschenrechte auszuüben! Muß man Euch an das Beispiel so vieler vergeblicher Widerstände und so vieler schrecklicher Racheakte erinnern? Ach, wenn es noch Zeit ist, so verhindert, daß euer Boden deren Schauplatz werde." Hatte Reinhard noch Hoffnung gehabt auf die „süßen Waffen der Überredung, welche diejenigen unserer Gewalt überflüssig machen," so sprach sein militärischer Kollege aus einer anderen Tonart: „Die Adlichen und die Priester werden mit ihrem Kopf der französischen Armee für die Sicherheit aller Republikaner in Toskana bürgen. Sie sind zu diesem Zweck unter die dauernde Überwachung der Militärkommandanten gestellt." Und es blieb nicht bei der Drohung. Schon in der folgenden Nacht wurde eine Reihe der angesehensten Adligen, darunter Angehörige der Familien Capponi, Strozzi, Rinuccini, Poggi, Serristori, verhaftet und mit anderen aus den übrigen Städten als Geiseln nach Livorno und von dort nach Frankreich abgeführt. Weitere Maßregeln wurden getroffen, als der Fall von Arezzo bekannt wurde. Eine gemeinsame Proklamation Reinhards und Gaultiers befahl die Ablieferung aller Waffen. Um das Landvolk zu zerstreuen und zu beschwichtigen, wurden die Eigentümer aufgefordert, unverzüglich die unterbrochenen Arbeiten wieder aufzunehmen, und zum Besten der Armen sollten die Munizipalitäten den Klöstern eine außerordentliche Steuer auflegen. Alle Bewohner Toskanas sollten, „um Streitigkeiten zu vermeiden," die französische Kokarde anlegen — Befehle, denen eben nur da noch entsprochen wurde, wo französische Besatzungen lagen.

Was die Franzosen noch eine Weile sicherte und das Verderben aufhielt, war der Umstand, daß jetzt General Macdonald aus dem Neapolitanischen heranrückte. Auf dem Wege zu Moreau durchzog er Toskana. Zwar brachten die Cortonesen und Aretiner der Vorhut seines Heeres, einem Korps von 4000 Polen, am 13. Mai bei Terentola am Trasimener See eine Schlappe bei. Als aber Macdonald mit seiner Hauptmacht in Siena erschien und von dort eine Proklamation mit Androhung der strengsten Strafen gegen die Aufständischen erließ, Arezzo, Cortona und die anderen Städte mit Rebellionserklärung bedrohte, da entsank Cortona der Mut, es öffnete den Franzosen seine Thore. Nur Arezzo beschloß sich aufs äußerste zu wehren. Macdonald aber war es nicht darum zu thun, sich in Toskana aufhalten zu lassen. Er nahm in Florenz den größeren Teil von Gaultiers Division an sich und marschierte in den ersten Tagen des Juni über den Apennin.

Damit war Toskana preisgegeben. Wie der Abzug Macdonalds aus Caserta der parthenopäischen Republik ein jähes Ende bereitet hatte, so war

jetzt der Abzug des Generals aus Toskana auch hier das Zeichen zum allgemeinen Losbruch des Aufstands. Und nun zeigte sich mit einemmale, wie wurzellos die neue Regierung im Lande stand. Die Geschichte der folgenden Wochen ist ihr Todeskampf. Schon zeigte sich Abfall in den eigenen Reihen: Gianni verließ die französische Sache und das Finanzministerium, das er an Galuzzi abgab. Ein Erlaß Reinhards vom 7. Juni ordnete in dem wehrlosen Lande die Bildung einer neuen toskanischen Truppe an, in die alle gutgesinnten Offiziere und Soldaten des aufgelösten Heeres eintreten sollten. Gleichzeitig wurde den Aretinern noch einmal Verzeihung und brüderliche Umarmung angeboten, man wies sie auf das Gesetz der großen Nation hin, „die mit derselben philosophischen Energie die Irrtümer vergißt, womit sie die patriotischen Tugenden belohnt und die Menschenrechte verteidigt,“ Worte, die den Aretinern höchst unverständlich klingen mußten, die sich auf die Wunderthaten ihrer Schutzheiligen Madonna-Conforto und auf das Beispiel der Makkabäer beriefen. Kerner wurde am 9. Juni von Reinhard zum Delegaten des Kommissärs bei dem Departement der Polizei bestellt. Da er aber der Meinung war, daß die Polizei von Toskana in diesem Augenblick von keinem Nutzen sei, griff er, seiner alten kriegerischen Neigung folgend, zu den Waffen, nahm am Kampfe gegen die Aretiner teil, erhielt aber gleich am Morgen nachdem er aufgebrochen war in einem Gefecht bei Pontremoli, drei Meilen von Florenz, eine Kugel in die Achsel. So nah schon züngelte der Aufstand gegen die Hauptstadt. Die schwachen Besatzungen vermochten nirgends den andrängenden Banden zu widerstehen. Schon am 9. Juni hatten diese wieder Cortona besetzt. Ende des Monats gelang es dem englischen Gesandten Wyndham, von Sizilien aus in Piombino zu landen und über Siena sich nach Arezzo zu begeben, wo er an der Leitung des Aufstands teil nahm. Pontassieve, Montevarchi, Montepulciano fielen nach einander in die Hände der Aufständischen; am 28. Juni auch Siena, und diese Stadt war der Schauplatz schaudererregender Greuel, die im Namen Gottes und der Madonna verübt wurden. Auch für Florenz begann man zu fürchten und die Stadt wurde in Belagerungszustand erklärt. General Gaultier zog sich der größeren Sicherheit halber in den Palazzo vecchio, Reinhard in den Palast Pitti zurück, um im Notfall in das Kastell von Belvedere flüchten zu können.

Die Entscheidung war inzwischen auf den Schlachtfeldern Oberitaliens erfolgt. In den Tagen vom 17.—19. Juni fanden die Kämpfe an der Trebbia statt, in denen Macdonald den vereinigten Russen und Österreichern

unterlag. Er wich über den Apenuin zurück, erkannte aber bald, daß er sich hier nicht halten könne. Am 1. Juli brach er von Lucca wieder auf, um über die Riviera sich mit Moreau zu vereinigen und überließ Toskana seinem Schicksal. Jetzt begann es auch in Florenz selbst zu gären und Reinhard, der seit drei Monaten ohne Nachrichten und Weisungen aus Paris war, gab das Spiel verloren. Am 3. Juli verkündigte er in einer Proklamation, die französischen Truppen würden für den Augenblick Toskana verlassen, um zur Rettung Italiens, mit der Macht der Republikaner vereint, sich auf die Satelliten des Despotismus zu stürzen. Die Bürger wurden noch ermahnt, sich gegen die Sklaven des Aberglaubens und der Willkürgewalt zu verteidigen bis zu der nahen Stunde, da der Sieg der Freiheit und der Gesittung ihr Geschick auf immer sichern werde. Am anderen Tag wurde die Lage drohender, man befürchtete einen Angriff des niederen Volkes, und am späten Abend verließen Gaultier, Reinhard mit seiner Familie und Kerner nebst den wenigen französischen Truppen, den Beamten und den am stärksten kompromittierten Bürgern die Stadt, um sich nach Livorno zu begeben. Eine an den Straßenecken angeschlagene Proklamation suchte das Schicksal der zurückbleibenden Franzosenfreunde sicher zu stellen und machte Adel und Geistlichkeit im ganzen Lande verantwortlich für das Los derer, die wegen ihrer Anhänglichkeit an Frankreich und die französischen Grundsätze verfolgt, mißhandelt, getödtet werden würden. Die nach Frankreich gebrachten Geiseln würden mit ihrem Kopfe dafür haften. Übrigens wurden alle um die Freiheit verdienten Bürger eingeladen sich in Livorno zu versammeln, das noch 14 Tage von den Franzosen besetzt blieb.

Das war für jetzt das Ende der französischen Herrschaft in Toskana. Reinhard war von diesem Ausgang aufs schmerzlichste aufgeregt. Der Verlauf des Krieges hatte auch Toskana schonungslos mit fortreißen müssen: schon vom ersten Tage an war das republikanische Regiment unsicher und gefährdet und sein Verderben wurde unaufhaltsam mit dem Mißerfolg der französischen Heere. Doch viel tiefer schmerzte es Reinhard, daß die Botschaft der Menschenrechte das toskanische Volk nicht aufgeweckt, kein Echo gefunden, nicht den Entschluß zur Freiheit bewirkt hatte. Die Partei, auf die man sich zu stützen gedachte, erwies sich zu schwach, unzuverlässig, sie war nicht im stande das Volk zu gewinnen, das vielmehr an Adel und Geistlichkeit, an „Aberglauben und Vorurteil“ hing und zuletzt zu einer wilden Gegenrevolution sich entflammen ließ. Der Aufenthalt der Franzosen war auch in Toskana nicht frei von Gewaltthätigkeiten, räuberische Eingriffe sind auch hier geschehen, die

leeren Wände des Palasts Pitti waren eine beredte Anklage. Vergleicht man aber, wie in derselben Zeit die Kommissäre und Generale der Republik in Rom und in der Cisalpina hausten, wie das Eigentum des Staats, der Korporationen, der Privatpersonen diebischer Willkür preisgegeben, jede Art von Kirchenschändung geübt, die Andersdenkenden verfolgt, die Ämter eine Beute der Habsucht wurden, so ist es nur gerecht zu sagen, daß Toskana in dieser Zeit eine Schonung genoß, wie sie anderwärts nirgends geübt wurde, bis der Ausbruch des Aufstands auch hier zu strengeren Maßregeln nötigte. Den persönlichen Dienern des Großherzogs waren Besoldungen und Pensionen ausgesetzt, einheimische Namen von Gewicht waren an die Spitze der Geschäfte gestellt, mit Ausnahme der neuen Munizipalitäten wurde nichts an den gewohnten Einrichtungen geändert, weder der Verwaltung noch der Justiz, Religion und Kirche sind nicht angetastet, und dem Lande sind in dieser Zeit weder willkürliche Auflagen noch außerordentliche Kontributionen angesonnen worden, wenn auch diese bei längerer Dauer der Regierung nicht hätten vermieden werden können. Daß Reinhards Verwaltung das Land vor Plünderung bewahrt habe, bezeugt ein unverdächtiger und unnachsichtiger Gewährsmann, Mallet du Pan.[13]) Jetzt nach dreimonatlicher Regierung sich völlig verlassen sehend, klagte Reinhard den Undank des Volks an, bitter warf er ihm die Unfähigkeit zur Freiheit vor, und tief bekümmerte ihn das Schicksal, das dem unglücklichen Lande von der siegreichen Reaktion drohte, die denn auch mit grimmiger Wut über dasselbe hereinbrach — einer neuen und viel gründlicheren Einpflanzung der Franzosenherrschaft die Wege bereitend. Man kann sowohl die Hoheit seiner Vorsätze und Hoffnungen als den Schmerz über deren Scheitern abnehmen aus jenem Geständnis, das er viele Jahre später an Goethe that: „Mein Kulminationspunkt freier selbstbewußter Thätigkeit war Toskana. Die Ereignisse von 1799 und vor allem die Ursachen dieser Ereignisse lähmten meinen Mut, meine Freudigkeit war dahin."

In dieser Stimmung hat sich Reinhard mit den anderen Flüchtigen am Abend des 10. Juli in Livorno eingeschifft auf der Juno, einem gemieteten amerikanischen Handelsschiff mit 26 Kanonen. Es waren etwa 50 Reisende an Bord, die meisten Franzosen, die andern Deutsche und Toskaner, die, wie Kerner während der Überfahrt in sein Tagebuch schrieb, „genötigt waren, ihr dem Wüten der Sklaverei und der Rache preisgegebenes Land zu verlassen," unter ihnen der siebzigjährige Galuzzi. „Reinhard scheint mir mehr zu leiden als die ganze übrige Gesellschaft: sein Gemüt ist tief ergriffen und seine ruhige Miene kann die Bewegungen seines Herzens nicht

verbergen; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft — das Schicksal eines Volkes, das seiner Fürsorge anvertraut war und wider seine Bemühungen schmählich sich auflehnte — infame Angriffe der Korruption auf seine Redlichkeit und die Folgen der schmählichen Grundsätze einer Regierung, die zu spät von Verrätern oder Schwachköpfen gereinigt wurde, müssen natürlicherweise die Seele eines fühlenden und von tausend Reflexionen, von tausend kummervollen Gedanken bewegten Mannes niederdrücken und ihn in ein düsteres Brüten versenken, welches stark absticht von dem lärmenden Leichtsinn, der nur das eigene Interesse kennt und wenig um die öffentlichen Leiden sich kümmert, die das Vaterland, die Freiheit und die Republik bedrängen." Alles vereinigte sich, diese Seereise zu einer recht traurigen zu machen. Bald hielt Windstille das Fahrzeug auf, bald Stürme. Das Meer gehörte den Engländern. Am 14. Juli geschah es, daß die Juno von einem englischen Kriegsschiff angehalten und durchsucht wurde. Doch gestattete der Kapitän, da eine Übereinkunft mit England zu Gunsten der diplomatischen Vertreter bestand, die Fortsetzung der Fahrt. Kerner war unglücklich, daß man gerade am Tag des Bastillesturms genötigt war den verhaßten Engländern für schonende Behandlung dankbar zu sein. Man wollte in Villafranca landen, was aber, da das Fahrzeug von Malta kam, wegen der strengen Vorschriften der Quarantäne nicht geduldet wurde. Reinhards zarte Frau litt schwer unter den Wechselfällen der traurigen Fahrt; noch mehr: das in Florenz geborene Söhnchen erkrankte und konnte nicht gerettet werden. „Der Vater ist stark angegriffen, sein Schmerz verbirgt sich, ist aber um so tiefer — die Mutter ist trostlos über diesen grausamen Verlust." Man durfte die Leiche des Kindes nicht nach dem Lande bringen und am Vormittag des 25. Juli wurde sie den Wellen des Mittelmeers übergeben. Endlich am 28. Juli konnte das Schiff auf der Rhede von Toulon die Anker auswerfen. Hier wurde den Flüchtigen zunächst der Aufenthalt im Lazareth angewiesen. Als Reinhard am Abend ans Land stieg, war eben ein Kourier aus Paris angekommen, der ihm eine neue höchst unerwartete Bestimmung ankündigte.

Zehnter Abschnitt.

An der Spitze des auswärtigen Ministeriums.

September bis November 1799.

Ernennung zum Gesandten in der Schweiz. Zum auswärtigen Minister. Lage der Republik. Briefwechsel mit Talleyrand. Widerstand der Jacobiner. Übernahme des Amtes. — Verhandlungen wegen des Heeres in Egypten. Rückkehr Bonapartes. Verhandlungen mit Preußen wegen seiner überrheinischen Besitzungen. Verhandlungen wegen der Neutralität Badens und Württembergs. Verhandlungen wegen der Schweiz. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire Wiederholte Ernennung nach Bern.

1.

An demselben Tage, an dem Reinhard durch das österreichisch-neapolitanische Heer vertrieben, Florenz verließ, am 4. Juli 1799, war er vom Direktorium zum bevollmächtigten Minister in der Schweiz ernannt worden. Dort hatte die schmählich angezettelte Revolution und das räuberische Treiben der Generale und Kommissäre der Republik einen Zustand herbeigeführt, der das Eingreifen eines verständigen und gerechten Staatsmanns dringend wünschenswert machte. Allein als der Flüchtige in Toulon eintraf, fand er einen neuen Beschluß des Direktoriums vom 20. Juli vor, der ihn zum Minister des Auswärtigen, an Talleyrands Stelle ernannte.

Jene Zeit ist reich an Beispielen überraschenden Glückwechsels oder des Ausschweifens aus geregelter Lebensbahn. Aber daß ein Tübinger Magister zum Posten des auswärtigen Ministers der fränkischen Nation emporgetragen wird, das ist doch auch im Zeitalter der Revolution ein außerordentliches, fast märchenhaftes Ereignis. Auch dann noch bleibt es erstaunlich, wenn man weiß, wie Reinhard in den öffentlichen Dienst der Republik geraten war und seit sieben Jahren teils diplomatische Posten im Auslande bekleidete, teils Beamter im auswärtigen Amte war. In der bekannten Gedenkrede zeichnet ihn Talleyrand als das Ideal eines höheren Bureaubeamten, als Muster eines Abteilungsvorstands. „Ein feiner Takt hatte ihm gesagt, daß die Sitten

eines Divisionschefs einfach, regelmäßig, zurückgezogen sein mußten, daß er fern vom Lärm der Welt einzig den Geschäften leben und denselben ein undurchdringliches Geheimnis widmen mußte, daß er stets bereit, über Thatsachen und Menschen Red' und Antwort zu stehen, ununterbrochen alle Verträge im Gedächtnis gegenwärtig haben, mit historischer Genauigkeit ihre Daten kennen, ihre starken und ihre schwachen Seiten richtig würdigen, ihre Vorgeschichte und ihre Wirkungen, endlich die Namen der hauptsächlichsten Unterhändler und selbst ihre Familienverhältnisse wissen mußte, daß er bei allem Gebrauch seiner Kenntnisse sich hüten mußte, die immer so scharfsichtige Eigenliebe des Ministers zu beunruhigen, und daß auch dann, wenn er diesen für seine Meinung gewann, sein Verdienst im Schatten zu bleiben hatte, denn er wußte, daß er nur in einem zurückgestrahlten Lichte glänzen durfte, aber er wußte auch, daß ein hoher Grad von Achtung einem so reinen und so bescheidenen Leben sicher war." Ebenso rühmt Talleyrand seine Geschicklichkeit als Diplomat und Unterhändler und ganz besonders seine Autorität in völkerrechtlichen Fragen. Die Schilderung ist schmeichelhaft, aber es liegt in ihr, daß Reinhard ein Mann nicht der ersten, sondern der zweiten Rollen war. Napoleon hat von ihm in St. Helena ein anerkennendes und zugleich absprechendes Wort gebraucht. Er nannte den Mann, dem einst die heimische Schule das Zeugnis divinum ingenium erteilt hatte, un homme honnête et d'une capacité ordinaire. Gerade die Fähigkeit der Unterordnung, die Einwilligung in jedes Dienstverhältnis, wie es ihm entgegengetragen wurde, die Unwandelbarkeit, womit er dem französischen Staat durch alle Regierungswechsel hindurch treu blieb, ist ein Beweis, wie wenig Reinhard selbst sich zu einer führenden Rolle berufen hielt. Wenn er jetzt anscheinend zur leitenden Stelle emporgetragen wurde, wenn er Talleyrand als Minister ersetzen sollte, so verdankte er dies recht eigentlich seinem Talente der Unterordnung, und die Erklärung giebt der eigentümlich kritische Zustand, worin sich das Staatswesen vor dem 18. Brumaire befand.

Seit dem 30. Prairial (18. Juni) war Sieyès wieder die einflußreichste Persönlichkeit geworden; doch mit Mühe hielt er in dem allgemeinen Verfall die Gewalt des Direktoriums aufrecht, er selbst brütete über Verfassungsplänen im Sinne einer starken, strafferen Regierung. Niemand glaubte an die Dauer der Verfassung des Jahres III. Man weiß aus den Gesandtschaftsberichten Sandoz-Rollins, wie das Land damals in einem Zustand gänzlicher Müdigkeit und Abspannung lag, wie das Volk sehnsüchtig einen Staatsstreich herbeiwünschte als das Ende der Stockung von Handel und Gewerbefleiß;

aber nicht das Direktorium, nicht die Jakobiner und nicht die Räte, berichtete der preußische Gesandte, werden die Umwandlung der Republik in die Monarchie vornehmen — nein, sicher sind es die Armeen. Die Jakobiner regten sich übrigens wieder gewaltig; sie hatten einen Teil der früheren Direktoren gestürzt und jetzt verfolgten sie Talleyrand mit ihrem Hasse und ruhten nicht, bis sie ihn aus dem auswärtigen Ministerium verdrängt hatten. Er selbst war mit seiner Stellung unzufrieden; er mißbilligte die gewaltthätige Politik, die das Direktorium in Italien und in der Schweiz betrieb, und sah sich doch jedes Einflusses auf den Gang der Geschäfte beraubt. Jetzt entschloß er sich das Feld zu räumen, bis aus dem sichtbaren Zerfall der Republik eine neue Macht erstanden wäre. Er wollte die Entscheidung abwarten oder im Verborgenen dieselbe herbeiführen helfen. Napoleon war in Ägypten, aber der Befehl der Rückkehr war ihm erteilt, und mit dem Sieger hoffte auch Talleyrand an die Gewalt zurückzukehren. Am 13. Juli reichte er seine Entlassung ein, am 20. wiederholte er sie, und diesmal wurde sie von Sieyès bewilligt. Als Nachfolger des Ausscheidenden ersah sich Sieyès den schwäbischen Gelehrten, der als sein Schützling vor sieben Jahren in den diplomatischen Dienst der Revolution getreten war. Talleyrand selbst konnte sich keinen besseren Platzhalter wünschen. Man brauchte einen Zwischenmann, der ohne ausgeprägte Physiognomie, ohne persönlichen Ehrgeiz, den Parteien und den Intriguen fremd, aber in den Geschäften erfahren und gewissenhaft war. Daß Reinhards Angehörige, die von solchem Zusammenhange nichts wußten, mit Stolz und ungemischter Freude den Bruder eine so hohe Staffel ersteigen sahen, kann nicht wunder nehmen. Es war menschlich und ihre dankerfüllte Freude um so berechtigter, als sie noch eben, bei den Nachrichten von der Katastrophe in Toskana, aufs neue in äußerster Sorge um sein Schicksal gewesen waren. Der Bruder Christian, der damals bei der Umwandlung der Schulanstalten in den französisch gewordenen Rheinlanden thätig war und durch Herausgabe einer Zeitung in Köln für die französische Sache wirkte, schrieb ihm am 27. Thermidor:

Glück zu, daß du gerettet bist. Aber nicht nur gerettet seh' ich dich, sondern erhoben zugleich zu einer ebenso gewichtigen als glänzenden Stelle. Ich kann dir die Empfindungen nicht beschreiben, welche die erste Nachricht von dieser Ernennung in mir erweckte. Der Gedanke, welch eine herrliche Sphäre hier deinem thätigen Geiste, welch eine nicht minder herrliche deinem menschenfreundlichen Herzen geöffnet sei: der Gedanke, daß du dazu bestimmt seiest, einen von Millionen mit den heißesten Wünschen ersehnten, Millionen, welche jetzt in Kummer und Angst leben, beglückenden und beruhigenden Frieden, einen Frieden, welcher die künftige

Gestalt der zivilisierten Welt bestimmen soll — einzuleiten, vorzubereiten, vielleicht zu stande zu bringen — dieser Gedanke umfaßte mehr als meine Empfindung fassen konnte und wurde mir dann um so reizender, je lebhafter er mir den glücklichen Zeitpunkt darstellte, wo Frankreich und Europa nach so viel kummervollen Jahren im wirklichen Besitze des beglückenden Friedens sein würden. In der That sah ich deine Ernennung in zweifacher Hinsicht als eine gute Vorbedeutung an. Da ich überzeugt bin, daß man dabei durchaus nur durch Rücksicht auf deinen Charakter und deine Fähigkeiten bestimmt werden konnte, so war sie mir ein Beweis, daß das Direktorium darauf bedacht ist rechtschaffene und taugliche Männer zu wählen; und bei Gott! dies ist nötig, um das tiefgesunkene Zutrauen wieder aufzurichten, und zugleich nahm ich sie für einen Beweis, daß man einige Aussicht auf die Möglichkeit des Friedens habe. Deine Weigerung, die Stelle anzunehmen, würde diese letztere Hoffnung sehr schwächen, denn ich würde sie daraus erklären, daß du noch keine Möglichkeit sehest irgend etwas zur Herbeiführung des Friedens zu thun.

Reinhard selbst hat seine Ernennung viel nüchterner angesehen. Von dieser Periode zumeist gilt es, wenn er einmal an Goethe schrieb: „Später ward mein Schicksal das Spiel mir fremder, aber von mir wohl geahndeter, zum Teil auch durchschauter Kombinationen."

Im Lazaret in Toulon empfing er das Schreiben Talleyrands, das ihm seine Ernennung ankündigte. Wir wissen, daß infolge des unglücklichen Ausgangs seiner Sendung in Toskana seine Stimmung eine höchst gedrückte war. Dennoch zögerte er keinen Augenblick; es schien ihm Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe zu entsprechen. „Die gefahrvollen Umstände, in denen wir uns befinden, erheischen solche Mittel," meinte Kerner und Reinhard schrieb an Talleyrand zurück:

Lazaret von Toulon, 13. Therm. V (31. Juli 1799). Ich habe, mein lieber Talleyrand, den verbindlichen Brief erhalten, womit Sie den Beschluß des exekutiven Direktoriums begleiteten, der mich zu Ihrem Nachfolger ernennt. Sie, die Sie ohne Bedauern den Posten verlassen, zu dem ich berufen bin, werden leicht glauben, daß ich ihn weder mit Vergnügen, noch ohne Besorgnis annehme, aber ich fühlte, daß ich ihn nicht zurückweisen durfte. Ich spreche Ihnen nicht von der Schwierigkeit Sie zu ersetzen, in der Seelenverfassung, in der ich mich befinde, ich möchte nicht einmal eine Wahrheit aussprechen, die wie eine Schmeichelei klänge. Wohl aber habe ich, Ihr Zögling seit langer Zeit, das Recht, mir Ihren Rat und Ihre Freundschaft zu erbitten. Die Schwierigkeiten, die mich vor allem erschrecken müssen, sind diejenigen, die Sie selbst zu überwinden nicht im stande waren. Sie drängen mich nach Paris zu kommen. Der Brief, den ich dem vollziehenden Direktorium geschrieben, wird Ihnen sagen, daß das nicht von mir abhängt. Inmitten des Verdrusses, den mir diese Verzögerung verursacht, habe ich wenigstens die Genugthuung zu denken, daß gegen Ihren Willen der Augenblick Ihrer Ruhe vertagt ist, und daß noch für einige Zeit Sie besser die Geschäfte führen werden, als ich

es zu thun im stande bin. Seit drei Monaten habe ich keine Briefe, weder amtliche noch Privatbriefe erhalten. Diejenigen, die in das Hauptquartier gerichtet sein mögen, erwarte ich von Genua zurück. Wahrscheinlich werde ich solche erhalten, die Ihnen neue Anrechte auf meine Dankbarkeit geben werden. Ich brauche einige Tage Ruhe um mich zu sammeln. Meine Gedanken und Gefühle verschwimmen mir (divaguent). Sie werden sich in Bälde konzentrieren in der Hingebung an die Republik. Gruß und Freundschaft.

Reinhard.

Drei Wochen lang wurde er in Toulon zurückgehalten. Er benützte die Zeit dazu, in einem Gedicht „Italien" seine Stimmungen und Gefühle nach dem Mißerfolg in Toskana auszusprechen. Der ruhelose Kerner aber wollte über die unerträgliche Wartezeit fast verzweifeln. Er schlug, erzählt sein Bruder Justinus, am Gestade des Meeres ein großes Zelt auf, in dem er zum Zeitvertreib Schauspiele und andere Festlichkeiten aufführte. Doch die Quarantäne war nicht bloß eine Geduldsprobe, durch die Feindschaft der Jakobiner wurde der Aufenthalt in Toulon geradezu gefährlich[1]), und inzwischen erfuhr Reinhard, daß seine Ernennung auch in Paris Aufsehen machte und auf Widerspruch in der öffentlichen Meinung stieß. Es war dieselbe Opposition, die sich gegen seinen Vorgänger gerichtet und diesen verdrängt hatte. Ein Organ der Jakobiner, das Journal des hommes libres, griff ihn aufs heftigste an, als Ausländer, als Royalisten, als Vertrauensmann der Engländer. „Diese Ernennung beweist unbestreitbar, daß 32 Tage nach unserer teilweisen Wiedergeburt im Prairial der Londoner Hof noch immer seinen Einfluß auf die Oberleitung unserer Diplomatie behauptet und zum Besten seiner Interessen unser Direktorium an der Nase herumführt. Die Gegenrevolution und Reinhard sind gleichbedeutend."

Fast noch mehr als diese Angriffe schadeten ihm die Lobeserhebungen, die ihm in dieser Zeit im Mercure britannique von Mallet du Pan zu teil wurden, Lobsprüche, die ohne Zweifel nur gerecht waren, die aber aus dieser Feder ihn bloßstellen mußten. „Klug, gemäßigt und ehrlich," so schrieb der Genfer Publizist, „hat dieser Vertreter das Großherzogtum Toskana vor der Plünderung bewahrt, die das übrige Italien erlitt. Die größten Rücksichten gegen Seine Königliche Hoheit beobachtend, unbestechlich und verständig, war er das Gegenteil jener Räuberbande, die auswärts die Befehle der Republik vollzieht. Seine Aufführung in Toskana hat ihm die Achtung und vielleicht einige Gunst bei den Beteiligten verschafft, und so deckt seine Ernennung offenbar den Plan, Europa die Überzeugung beizubringen, daß die französische Regierung ihre Grundsätze wie ihre Minister ändert. Man wollte in der

Verwaltung der auswärtigen Interessen einen Chef zeigen, der mehr Vertrauen einflößte, und dem seine früheren Beziehungen zum Hof von Toskana erlaubten, Eröffnungen mit dem Wiener Hofe zu versuchen." Dies war ein Lob, das in der That nur ein falsches Licht auf den neuen Minister werfen konnte.

Endlich aus der Quarantäne erlöst und in Marseille angekommen, schrieb Reinhard am 24. August an Talleyrand:

Endlich, mein lieber Talleyrand, bin ich in Frankreich! Ich weiß nicht, von welcher Nation diejenigen waren, die mich in Toulon zwischen ihren Griffen hielten, aber sicher waren es nicht Franzosen. Ich befinde mich bereits zur Hälfte installiert. Sie wissen, es besteht hier eine Kolonie von Konsuln, von denen mehrere alte Bekannte sind. Sie richten an mich viele Forderungen, und ich gebe ihnen, was in meiner Gewalt ist, Hoffnungen. Indessen sehe ich aus den Zeitungen, daß die Angelegenheit meiner Ernennung noch immer an der Tagesordnung ist. Sie versichern so bestimmt, ich sei durch Lacombe Saint-Michel ersetzt worden, daß ich selbst daran geglaubt hätte, wenn ich nicht das Gegenteil wüßte.

Übrigens, mein lieber Talleyrand, mich ersetzen, hieße mir Ruhe und Glück zurückgeben, und sicher zweifeln Sie nicht an der Aufrichtigkeit dieser Erklärung. Nach den Briefen, die ich aus Toulon den 22. geschrieben, kann das vollziehende Direktorium mich ersetzen, ohne meine Würde zu verletzen. . . . Mit Recht läßt die Faktion Sie an meiner Ungnade teilnehmen, und ich beklage mich nicht, die Ihrige zu teilen.

Gruß und Freundschaft.

Reinhard.

Ich werde morgen frühzeitig abreisen, und wenn nichts dazwischen kommt, hoffe ich am selben Tag bis Avignon zu kommen. Den Reisenden drohen viele Gefahren und die Räuber sind so zahlreich und so organisiert, daß wenn sie einen Streich ausführen wollen, es fast unmöglich ist, ihnen zu entgehen.[2])

Ende August ist Reinhard in Paris eingetroffen und am 5. September hat er Besitz von seinem Portefeuille ergriffen, das er nach dem 18. Brumaire wieder verlor. Thatsächlich hat er es also nur $2^1/_2$ Monate eingenommen. Die Angriffe der Jakobiner gegen ihn dauerten fort und wurden jetzt auch auf die Tribüne getragen. Die wilden Pferde von der Reitschule, wie man die Jakobiner von ihrem Klublokal la manège nannte, bäumten sich wieder den Fremden auf. Am 12. September wurde „der deutsche Reinhard, der würdige Nachfolger Talleyrands," im Rat der Fünfhundert von dem Abgeordneten Marquezy angeklagt, die Sanitätsvorschriften verletzt zu haben, und jenen Vorgang auf der Überfahrt, während deren Reinhards Fahrzeug von einem englischen Offizier angehalten und durchsucht wurde, be-

nützte derselbe Abgeordnete, die Anklage gegen Reinhard als Freund der Engländer zu wiederholen. Das Direktorium nahm sich seines Schützlings an; eine Note im Moniteur beklagte diese verderblichen Angriffe und stellte Reinhard ein Zeugnis seines Patriotismus aus: „Das Direktorium hat erklärt, daß die Verleumdungen, deren Gegenstand dieser Bürger gewesen, sein Vertrauen in denselben keinen Augenblick haben stören können." Den Jakobinern wurde übrigens eben in diesen Tagen ein wirksamer Zaum angelegt. Sieyès schritt gegen ihre Presse ein; nach der Entlassung des Kriegsministers Bernadotte und nach Verwerfung des Antrags Jourdan, daß das Vaterland in Gefahr (14. September), fühlte sich die Regierung stärker denn seit lange, zumal auch der Gang des zweiten Koalitionskrieges wieder eine günstige Wendung nahm. Persönlich scheint sich Reinhard mit den Direktoren gut gestellt zu haben. Die Führung der auswärtigen Politik lag ganz in ihren Händen, dem Minister blieb bloß die Ausführung ihrer Weisungen. Notre bon Wurtembourgois — erzählt Hans von Gagern — so pflegten die Direktoren von ihrem auswärtigen Minister zu reden.

In seinem Amt hat er gleich den gewohnten Ernst und Geschäftseifer entwickelt. Nach wenigen Tagen verkündigte das Direktorium auf seine Anregung einen Beschluß, der gewisse Mißbräuche, die sich im Departement eingeschlichen hatten, abstellen sollte. Den Beamten wurde untersagt, mit den Vertretern der fremden Mächte sowie mit den französischen Vertretern im Ausland auf eigene Faust zu verkehren. Nur durch den Minister sollten die letzteren ihre Weisungen empfangen. Ferner wurde der Minister ermächtigt, sein Bureau im Sinn der möglichsten Einheit, Raschheit und Sicherung des Amtsgeheimnisses einzurichten. Nur die notwendigsten Beamten sollten beibehalten, das Generalsekretariat aufgehoben werden. In Ausführung dieses Beschlusses nahm Reinhard eine gründliche Säuberung in seinem Departement vor. Viele Beamte wurden entlassen. Man entledigte sich der Konventsmänner, der verheirateten Priester, Schullehrer, die sich in die Ämter gedrängt hatten. Viele derselben wurden auf ausländische Posten geschickt. Außer der Aufhebung des Generalsekretariats wurden die Divisionen wieder auf zwei beschränkt, wie es im Jahre 1789 gewesen war, wie denn überhaupt die Organisation wieder auf den früheren Zustand zurückgriff. Zu Divisionschefs wurden Hauterive und Jacob ernannt; jener ein ausgezeichneter, gleichfalls an die alten Überlieferungen wieder anknüpfender Beamter; Jacob war bisher auf verschiedenen Posten in Italien gewesen, wo ihn Reinhard schätzen gelernt hatte. Das Übersetzungsbureau wurde gleichfalls aufgehoben und

bloß ein Übersetzer angestellt; die Beamten des Departements sollten selbst die europäischen Sprachen kennen. Es war ein gefährliches Bureau gewesen. Die fremden Sprachen waren nicht die Liebhaberei der Franzosen, man hatte Ausländer anstellen müssen und englische Spione waren auf diese Art in das Departement gelangt. „Geht man in das Einzelne dieser notwendigen Reform ein," bemerkt Masson, der Geschichtschreiber des auswärtigen Amtes, „so findet man, daß sie mit einer Einsicht, einer Sicherheit, einer Kenntnis des Hauses ausgeführt wurden, wie man sie nur von einem so überlegten und ehrenhaften Geist wie Reinhard erwarten konnte." Talleyrand hat später im wesentlichen diese Organisation beibehalten.

2.

Das nächste Geschäft, das zu erledigen war, betraf das Schicksal des Heeres in Ägypten. Die Lage Frankreichs sowohl als die Lage Bonapartes machten seine Rückkehr wünschenswert. Die Eifersucht der Direktoren auf den General wurde überwogen durch das Gefühl der Gefahr. Der Feldzug in Italien verloren, die Grenzen des Landes im Norden und im Süden bedroht, die Flotte in Brest eingeschlossen, im Innern Zwietracht und Bürgerkrieg — in solcher Lage verlangte die Volksstimme immer dringender die Rückkehr Bonapartes. Als nun auch die Gerüchte von der Orientarmee immer ungünstiger lauteten, der Rückzug aus Syrien bekannt wurde, schien es geradezu Pflicht der Republik, Bonaparte zu Hilfe zu kommen und kraft einer mit der Pforte abzuschließenden Übereinkunft seinen Abzug zu erwirken.

Es war noch Talleyrand, der am 3. September den Direktoren einen Bericht in diesem Sinne vorlegte. Die Verhandlung in Konstantinopel sollte durch Bouligny, den dortigen Gesandten des mit der Republik verbündeten Spaniens, geführt werden. Man hatte eine förmliche Kapitulation im Auge, doch war für Bonaparte das Recht vorbehalten, je nach den Umständen das Abkommen zu verwerfen. Die Fortsetzung des eingeleiteten Werks fiel jetzt Talleyrands Nachfolger zu. Am 10. September legte Reinhard den Entwurf für die in Konstantinopel zu führende Verhandlung den Direktoren vor. Diese genehmigten die Vorschläge, aber doch machte sich ein Widerstreben gegen die spanische Vermittlung, als der Republik unwürdig, geltend. Jedenfalls, war die Meinung, sollte man Bonaparte noch weitergehende Vollmachten erteilen, als die, ein Werk der spanischen Diplomatie anzunehmen oder zu verwerfen. Schon vorher war beschlossen worden, den General in einem Briefe sowohl von der bedrängten Lage der Republik als von der in Kon-

stantinopel zu eröffnenden diplomatischen Verhandlung in Kenntnis zu setzen. Am 20. September las Reinhard den Entwurf dieses Briefs an Bonaparte vor. Kurz und ohne Beschönigung war darin der Stand des Kriegsglücks auf den verschiedenen Schauplätzen dargelegt, der heiße Wunsch der Direktoren nach Rückkehr des Generals beteuert. Der Schluß lautete: „Lange Zeit waren die Hoffnungen der Nation durch Unfähigkeit und Korruption verraten. Lange Zeit schienen selbst die Zufälle wider uns verschworen. Es bleiben uns die Mittel, der Wille und die feste Hoffnung, die Hindernisse zu besiegen, die im Innern und von außen wider die Geschicke der Republik streiten. Das Direktorium erwartet Sie, General, Sie und die Tapferen, die mit Ihnen sind." Auf Wunsch der Direktoren mußte nun Reinhard dem Briefe einen Schlußsatz anhängen, der mit dem übrigen Inhalt wenig stimmte: Bonaparte sollte sich nicht ausschließlich auf die Verhandlung Boulignys verlassen, vielmehr wurde ihm die Ermächtigung erteilt, ganz nach eigenem Ermessen seine Rückkehr zu betreiben und die ihm geeignet erscheinenden Maßregeln dazu zu ergreifen. Neben Bouligny wurde also dem General eine selbständige diplomatische Rolle übertragen. In dieser Richtung wurde das Direktorium bestärkt durch die endliche Wendung des Kriegsglücks. Man atmete wieder auf; sowohl der Sieg in der Schweiz, als der Mißerfolg der Engländer im holländischen Krieg erlaubte den Kopf wieder höher zu tragen. In dieser Zeit trat ein Wechsel in der Vertretung Spaniens in Paris ein. Nicht ohne beständigen Argwohn hatte Spanien der verbündeten Republik seine Flotte zur Verfügung gestellt. Bloß den Krieg mit England im Auge, suchte es beharrlich die Mitwirkung zu Abenteuern im Mittelmeere abzulehnen. Dem bisherigen Botschafter Marques d'Azara wurde es von seiner Regierung verdacht, daß er allzu nachgiebig und gegen die Plane des Direktoriums nicht genug auf der Hut gewesen sei. Das Bündnis blieb übrigens in Kraft. Der neue Botschafter Musquiz wurde am 24. September von Reinhard in feierlicher Sitzung den Direktoren vorgestellt und der Minister hielt dabei eine Ansprache, die seinen Entschluß bekundete, nach Beendigung der Revolution zu einer ernsthaften Diplomatie zurückzukehren.

Am 4. Oktober traf aus Madrid die Nachricht ein, daß das dortige Kabinet den Diplomaten bezeichnet habe, der Bouligny den Auftrag zur Eröffnung von Verhandlungen nach Konstantinopel bringen sollte. Gleichzeitig aber erfuhr man durch die spanische Diplomatie die überraschende Thatsache, daß die Pforte selbst, von sich aus, den Gedanken eines Abkommens zur Räumung Ägyptens gefaßt hatte. Das Direktorium wußte erst nicht, was

dies zu bedeuten habe und erörterte schon mit Reinhard die Mittel, wie man von der Geneigtheit der Pforte Nutzen ziehen, die spanische Vermittlung aber beseitigen könne, als noch an demselben Tage unmittelbare Nachrichten aus Ägypten eintrafen, die das Rätsel der Pfortenpolitik zu erklären schienen: Bonaparte war in Kairo im Triumph eingezogen, hatte inzwischen die bei Abukir gelandeten Türken vernichtet, er war nicht in Gefahr, er brauchte keine Kapitulation. Das Direktorium zeigte die glückliche Wendung in einer Botschaft vom 5. Oktober den Räten an. Von einer Konvention, wie deren Grundzüge am 10. September entworfen worden waren, von der spanischen Vermittlung war jetzt keine Rede mehr. Das Direktorium beschloß vielmehr, dem General die allerweitesten Vollmachten zu übersenden, er sollte gänzliche Freiheit zu verhandeln besitzen, ohne irgend an Weisungen gebunden zu sein. Die nächsten Tage brachten weitere günstige Nachrichten aus Ägypten, aus Holland, aus der Schweiz. Unter diesen Eindrücken verfaßte Reinhard am 10. Oktober die Schreiben an Bonaparte, welche die Beseitigung der spanischen Vermittlung anzeigten und ihm die schrankenlose Vollmacht zu unterhandeln erteilten.

Niemand ahnte, wie nahe der Wunsch nach Rückkehr des Generals der Verwirklichung war. So nahe, daß die Erfüllung einen wahren Schrecken erregte. An demselben Tage, an dem Reinhard die letzte Hand an die Absendung der Depeschen nach Konstantinopel und Alexandria legte, am 13. Oktober traf wie ein Donnerschlag die Nachricht von der Ankunft Bonapartes ein. Die Direktoren hatten ihn nicht vor dem Frühjahr zurückerwartet und hierauf alle ihre Rechnungen gestellt. Jetzt erfuhr man, daß er schon am 9. Oktober in Fréjus gelandet war und sofort den Weg nach Paris eingeschlagen hatte. Vor seiner Abreise aus Ägypten hatte er selbst durch einen Brief an den Großvezier einleitende Schritte für eine Verhandlung wegen der Räumung gethan und dem General Kleber entsprechende Weisungen zurückgelassen.

Indessen mußte man auf die Eröffnung Boulignys, daß die Pforte zu einer Konvention wegen der Räumung Ägyptens geneigt sei, eine Antwort erteilen. Reinhard legte am 3. November den Direktoren einen neuen Bericht vor, der die verschiedenen Möglichkeiten erörterte, Ägypten bis zum allgemeinen Frieden als Pfand gegenüber England zu behalten riet und zuletzt die Ernennung eines Gesandten nach Kairo vorschlug, der dort über die Räumung verhandeln sollte. Bonaparte warf diesen Vorschlag über den Haufen. Er war mit der Absendung eines Bevollmächtigten einverstanden,

aber die Verhandlung sollte sich innerhalb der Linie halten, die er selbst in dem Schreiben an den Großvezier und in den Weisungen für Kleber vorgezeichnet hatte. Inzwischen sollten Verstärkungen nach Ägypten gesandt werden. Also wurde beschlossen, und Reinhard teilte dem General Kleber in einem Briefe vom 6. November diese Entschließungen mit. Als der Brief einige Tage später abging, hatte der Staatsstreich vom 18. Brumaire den Minister von seinem Posten entfernt. Die ganze Verhandlung ist ein lehrreiches Beispiel, wie wenig Reinhard zu sagen hatte, und wie jetzt überhaupt nur noch Einer in Frankreich etwas zu sagen hatte. —

Am 10. Oktober hatte sich der Hamburger Senat durch die Drohungen des Kaisers Paul genötigt gesehen, den irischen Verschwörer Napper Tandy mit seinen Gefährten an die Engländer auszuliefern. Das Direktorium antwortete mit der Beschlagnahme der hamburgischen Schiffe in französischen Häfen und ein Rundschreiben Reinhards vom 18. Oktober wies die französischen Vertreter im Ausland an, die Regierungen auf jenen Frevel wider das Völkerrecht aufmerksam zu machen. Ebenso hatte ein Rundschreiben vom 15. Oktober gegen die Verhaftung des Franzosen Dolomieu durch den Hof von Neapel protestiert; Schriftstücke, die in den revolutionären Ton zurückfielen, und, wie Masson bemerkt, eben damit den Stempel des Direktoriums an der Stirne trugen.

Von den diplomatischen Verhandlungen während Reinhards kurzen Ministeriums war die wichtigste die Fortsetzung des Schriftenwechsels mit Preußen wegen der Räumung Hollands und Herausgabe der von den Franzosen kraft des Vertrags vom 5. August 1796 besetzten überrheinischen Besitzungen Preußens. Friedrich Wilhelm III., der dem Rat seiner Minister entgegen an der Neutralität festhielt und die Aufforderungen Englands und Rußlands, der Koalition sich anzuschließen, zurückwies, hatte sich so eben wenigstens zu einer kriegerischen Demonstration entschlossen. Die erneute Ablehnung der preußischen Vorschläge durch das Direktorium wurde zwar nicht, wie Haugwitz wünschte, damit beantwortet, daß der Herzog von Braunschweig Befehl zum Vorrücken erhielt, um den Engländern und Russen die Hand zu bieten, die im Juli den Feldzug in Holland gegen den General Brune eröffnet hatten, aber der König befahl wenigstens, daß, während die Verhandlungen mit Frankreich fortdauerten, ein Heeresteil bis Wesel an den Rhein rücken sollte. In Paris machte diese Demonstration, da man den friedlichen Sinn des Königs kannte, keinen Eindruck. Als der preußische Gesandte Sandoz-Rollin am 8. September bei Sieyès, dem Vorstand des

Direktoriums, die alte Forderung: Räumung Hollands und Rückgabe der überrheinischen Besitzungen Preußens wieder zur Sprache brachte, antwortete Sieyès ausweichend und ersuchte, die Forderung in einer amtlichen Note zu formulieren. In demselben Sinne war der Bericht gehalten, den Reinhard am 13. September an das Direktorium erstattete. Von beiden Seiten wollte man die Verhandlungen hinausziehen und Zeit gewinnen, um den Ausgang des holländischen Kriegsunternehmens abzuwarten. In Paris war man überzeugt, daß, wenn die Franzosen siegten, Preußen von selbst von seinen Forderungen zurückkäme; wäre aber der Erfolg auf Seite der Verbündeten, so würde Preußen sich diesen anschließen, schon darum müsse man es mit seinen Forderungen hinhalten. Zwei Tage später, am 15. September, überreichte Sandoz dem Minister Reinhard die erbetene amtliche Note. Reinhard erwiderte zunächst mündlich: Solange die Invasion der Engländer daure, sei eine Unterhandlung ausgeschlossen. Der angekündigte preußische Truppenvormarsch sei eine Drohung, die auf das Direktorium keinen Eindruck machen könne: Wozu drohen, wenn man die Absicht hat, sich zu verständigen und zu verhandeln? Am 22. September empfing dann Sandoz die amtliche, vom 17. datierte Antwort Reinhards, die erklärte, für die Räumung Hollands sei es nach der Landung der Engländer zu spät. Den Wunsch des Königs von Preußen, daß seine überrheinischen Besitzungen von den Leiden des neuen Krieges verschont bleiben, teile das Direktorium vollständig, es werde sie nach Kräften verteidigen, im Notfalle aber gerne das Einschreiten des Königs nachsuchen, damit diese Provinzen durch eine gemeinschaftliche militärische Operation vor einem Angriffe bewahrt bleiben. Sandoz brachte jetzt mündlich eine Form der Räumung in Vorschlag, wodurch die Würde der französischen Republik keinen Eintrag erlitte, und Reinhard versprach, darüber mit Sieyès zu reden. Allein weder Reinhard noch Sandoz selbst gelang es, Sieyès umzustimmen, der vor allem den Rückzug der preußischen Truppen hinter die Demarkationslinie verlangte. Inzwischen nahm der Krieg in Holland nicht den von den verbündeten Mächten gewünschten Verlauf. Die beiden Treffen von Bergen und Alkmaar, am 19. September und 2. Oktober, machten ein weiteres Vorrücken der Engländer und Russen unmöglich. Reinhard hatte seinen Landsmann Kerner, der in der Eigenschaft eines Privatsekretärs auch im Ministerium bei ihm blieb, mit Aufträgen in das Hauptquartier des Generals Brune abgesandt. Das war dem Brausekopf, der viel lieber das Schwert als die Feder führte, gerade recht: er ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen und nahm, wie er in Toskana gegen die Kleri=

kalen gethan, an einem der Gefechte teil, wobei es ihm beinahe übel erging.[1] Am 18. Oktober wurde dann der Waffenstillstand in Alkmaar geschlossen. Die Verbündeten mußten sich zur Räumung Hollands entschließen.

Es folgten unerquickliche Verhandlungen mit dem batavischen Direktorium wegen des Drucks, den der General Brune in dem vom Feinde befreiten Lande ausübte. Seine Erpressungen erregten einen Sturm von Unwillen. In Paris aber fanden die Beschwerden der Bataver kein Gehör. Zwar sandte Reinhard versöhnliche Weisungen. Allein Brune lachte darüber und brachte es dahin, daß das Direktorium die Absetzung von vier batavischen Ministern verlangte, die den Patrioten verhaßt waren. Die gänzliche Abhängigkeit Reinhards, der mit seinen gemäßigten Gesinnungen nichts auszurichten vermochte, zeigte sich auch in diesem Falle, wie im Fortgang der Verhandlungen mit Preußen. Der klägliche Ausgang des englisch-russischen Unternehmens, dazu die französischen Siege in der Schweiz, benahmen diesen Verhandlungen vollends jede Aussicht auf Erfolg. Reinhard erklärte am 17. Oktober dem preußischen Gesandten Sandoz, die Weigerung der Räumung sei endgiltig, und mittlerweile hatte das Ende des holländischen Krieges die Folge gehabt, daß man sich in Berlin wieder auf die Linie der strengsten Neutralität zurückzog. Die Verhandlungen hatten ja nur den Zweck gehabt, die Zeit auszufüllen bis zu dem Punkt, „wo die Erfolge der Verbündeten oder ihre Niederlagen uns belehrt hätten, welches die den Interessen Preußens entsprechendste Partie sei". Beim künftigen Frieden, erklärte Reinhard am 7. November dem preußischen Gesandten, werde es möglich sein, auf das Verlangen Preußens zurückzukommen. Inzwischen habe er, um die kleinen Reibungen zu vermeiden und besonders um das Militär im Zaum zu halten, die strengsten Weisungen erteilt, daß in den besetzten preußischen Provinzen nichts angeordnet oder den Bewohnern auferlegt werden dürfe, ohne Ermächtigung durch das Ministerium. Sandoz hatte den Eindruck, daß Reinhard persönlich den preußischen Wünschen gerne entsprochen hätte. „Man versichert mich, und ich glaube es, daß der Bericht des Ministers in allen Punkten im Sinn meiner Note war, aber da Sieyès ihn nicht unterstützte, weil er den Verdacht der Hinneigung zu Preußen fürchtete, so entschieden die anderen Direktoren, den Vorschlag noch zu vertagen." Die Note, worin Reinhard die preußischen Forderungen ablehnte, war vom 8. November, dem Tage vor dem Staatsstreich datiert. —

In Oberdeutschland hatten schon im März, noch während der Rastatter Kongreß beisammen war, die Kriegsoperationen wieder begonnen, und am

16. September, also kurz vor Reinhards Amtsantritt, war auf Österreichs Antrag in Regensburg der Reichskrieg gegen die Republik erklärt worden. Damit entstand eine schwierige Lage für die süddeutschen Reichsfürsten, die nach dem Basler Frieden gleichfalls Friedensverträge mit der Republik abgeschlossen hatten. Am wenigsten ließ sich der badische Hof in seiner Neutralitätspolitik beirren, auch als der Reichskrieg erklärt war. Man hoffte deshalb, daß die Franzosen Baden als Freundesland behandeln würden. Infolge ihrer fortgesetzten Räubereien sah sich aber der Geheime Rat des Markgrafen doch veranlaßt, gewisse Fälle zu bestimmen, in denen bewaffnete Selbsthilfe zum Schutze von Haus und Hof erlaubt sein sollte. Obwohl dabei jede Beteiligung an dem Landsturm, den Österreich im Schwäbischen Kreis auf die Beine zu bringen suchte, und jede Einmischung in die Kriegsoperationen ausdrücklich verboten wurde, machte der Erlaß doch die französische Regierung stutzig. Reinhard stellte den badischen Gesandten am 3. November ernstlich zur Rede und hatte auch später mit ihm Unterredungen darüber, ließ sich aber durch die Erklärungen Reitzensteins vollständig beruhigen, so daß er seine Absicht, dem Direktorium darüber Bericht zu erstatten, wieder aufgab. Er hatte sich überzeugt, daß die Regierung des Markgrafen in der That nicht willens war, die friedlichen Beziehungen mit Frankreich aufs Spiel zu setzen.

Ernster war der Fall mit Württemberg. Herzog Friedrichs Neigungen waren auf Seiten Österreichs und er wartete nur das Erscheinen des Erzherzogs Karl ab, um, scheinbar gezwungen, von der Neutralität zurückzutreten, Verhandlungen mit Wien anzuknüpfen und Truppen auszuheben, die dann gegen die Westgrenze des Landes geschickt wurden. Das war aber ganz gegen den Willen der württembergischen Stände. Allen Versuchen, das Land wieder in Krieg mit Frankreich zu bringen, hatten sie den äußersten Widerstand entgegengesetzt, ihr altes Recht bei Krieg und Frieden mitzusprechen gewahrt, gegen die Rüstungen protestiert und ihren Widerstand auch dann noch fortgesetzt, als der Reichskrieg in der verfassungsmäßigen Form beschlossen war. Wie dann das Kriegsglück sich wandte und ein feindlicher Einfall der Franzosen drohte, entstand im Lande großer Schrecken und der Engere Ausschuß der Landschaft wandte sich auf den Rat Preußens unmittelbar an die französische Republik.[4]) Zunächst aber wollte er in einem privaten Schreiben Reinhard selbst angehen: vom Landsmann glaubte man sich mehr versprechen zu dürfen, als vom Minister. Der Ausschuß stellte in seinem Schreiben vom 23. Oktober vor, daß der Herzog gar nicht berechtigt gewesen sei, einseitig den Frieden zu brechen, folglich befinde sich das Land noch im Frieden mit

der Republik, hoffentlich würden die französischen Truppenbefehlshaber die Weisung erhalten, das Land als ein friedliches und befreundetes zu behandeln. Man verließ sich dabei auf die Gerechtigkeitsliebe und den Edelmut Reinhards und auf seine Liebe zu dem Lande, dem er sein Dasein und seine erste Bildung verdanke. „Wir sind zwar überzeugt, daß Sie auch als Minister der französischen Republik und als Mensch unsere Bitte Ihrer Aufmerksamkeit und Ihrer Unterstützung würdig finden werden. Wir können aber nicht bergen, daß wir hier, wo schleunige Hilfe nötig ist, von dem Freunde seines alten Vaterlandes noch thätigere Verwendung und frühere Erfüllung unserer Wünsche hoffen zu dürfen glauben." Man wollte erst die Wirkung dieses privaten Schreibens abwarten; als aber anfangs November die Kriegsgefahr plötzlich der Hauptstadt naherückte, beschloß der Ausschuß, noch einen besonderen Unterhändler nach Paris zu senden, der die Sache dringlich machen, auch ein amtliches Schreiben an das Direktorium mitnehmen sollte. Man wählte für diese Gesandtschaft den Buchhändler J. F. Cotta in Tübingen, weil dieser ein persönlicher Bekannter Reinhards sei. Cotta reiste am 6. November von Stuttgart ab; als er aber in Paris eintraf, hatte der Staatsstreich des 18. Brumaire (9. November) alles verändert. Es gab jetzt wichtigere Geschäfte als die Schmerzen des württembergischen Ausschusses, und Reinhard fand erst am 23. November, als er das Ministerium bereits verlassen hatte, die Zeit, das Schreiben seiner Landsleute zu beantworten:

Ich habe den Brief erhalten, den Sie über die gegenwärtige Lage Ihres Landes an mich geschrieben haben. Herr Cotta hat mir dann den eingehändigt, den Sie für das Direktorium der französischen Republik bestimmten. Dankbar für die Vertrauensbeweise, die Sie mir gegeben, teilte ich dem letzteren meine Absicht mit, die Schriftstücke, die Sie an mich richteten, den Augen der französischen Regierung zu unterbreiten, sobald es deren Geschäfte und die Umstände zuließen. Seitdem auf einen anderen Posten berufen, habe ich meinen Nachfolger von dem Gegenstand Ihrer Bitten unterrichtet und von ihm die Zusage erhalten, sie soweit sie berechtigt sind zu unterstützen. Es bleibt mir, mein Herr, heute nichts übrig, als Ihnen meinen heißen Wunsch auszudrücken, das gute Einvernehmen, das die Schritte Ihrer Regierung gestört haben, wieder hergestellt zu sehen. Was von meinen persönlichen Bemühungen abhängt, das betrachte ich als eine Pflicht zu Gunsten eines Landes zu verwenden, mit dem ich durch alte und teure Bande verknüpft bin, und dessen Bewohner gleich Ihnen, mein Herr, ohne Zweifel bedauern, was geschehen ist, um die französische Regierung in die Unmöglichkeit zu versetzen, sich auf den mit dem Herrn Herzog von Wirtemberg geschlossenen Frieden zu verlassen. Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

Reinhard.[5])

Zum Glück waren die Besorgnisse des Ausschusses ohne Grund gewesen; die Niederlage der Division Ney bei Bietigheim (3. November) hatte die Gefahr entfernt und die kriegerischen Bewegungen waren mit Ende des Jahres zum Stillstand gekommen. Daß aber Cottas Sendung und Reinhards Fürsprache doch nicht ganz nutzlos waren, zeigte sich im folgenden Jahre, als mit Moreaus Rheinübergang im April der Feldzug wieder eröffnet wurde. Moreau hatte Weisungen empfangen, wonach er sein Verhalten gegenüber den einzelnen Reichsständen je nach deren bisherigem politischen Verhalten einrichten sollte. Baden gehörte mit Preußen und Hessen-Kassel, kraft der abgeschlossenen Verträge, in die erste Klasse und sollte als befreundeter und friedlicher Staat behandelt werden. Mit Württemberg war es ein anderer Fall, doch war ausdrücklich bemerkt, daß der Herzog allein Schuld sei und bestraft werden solle, daß aber das Land Schonung verdiene, insofern die Stände schon wiederholt feierlich gegen den Bruch des Friedens protestiert hätten. Reinhard hatte sich große Mühe gegeben, daß im Interesse seines Heimatlandes die Weisungen in dieser Weise abgefaßt wurden.[6]) Eine neue Kontribution von 6 Mill. Frs. blieb dem Lande von Moreau gleichwohl nicht erspart. —

Endlich schufen dem damaligen Minister des Auswärtigen viel Unlust die Wirren in der helvetischen Republik. Unausgesetzt kamen Klagen nach Paris über die unmenschliche Härte, womit die französischen Truppen in der verbündeten Republik hausten. Doch der Haß der Bevölkerung kehrte sich zugleich immer stärker gegen das unitarische System, das der Eidgenossenschaft durch die fremden Truppen aufgezwungen war und nur durch gewaltthätige Maßregeln sich aufrecht erhielt. Kurze Zeit, nachdem Reinhard das Ministerium übernommen hatte, Ende September, brachte Massena durch seinen Sieg bei Zürich die gesamte Schweiz in die Gewalt Frankreichs zurück. Damit war die Hoffnung der Altkonservativen, die früheren Zustände mit Hilfe der Verbündeten wieder herzustellen, vereitelt. Die helvetische Republik sah sich wieder befestigt. Allein der offizielle Jubel über den Sieg der Franzosen schlug bald wieder in allgemeine Klagen über das unerträgliche Plünderungs- und Aussaugungssystem der Befreier um, durch das ganze Kantone wie Wallis und die Waldstätte an den Bettelstab gebracht wurden. Die helvetischen Direktoren selbst richteten eine Beschwerdeschrift an das französische Direktorium, und dieses beauftragte den Minister im Oktober mit einem vertraulichen Bericht. Reinhard führte darin aus, daß allerdings Helvetien eine für seinen zertretenen Zustand viel zu drückende Last tragen müsse und schwer

unter den Mißbräuchen leide. Doch die Direktoren wagten es nicht, dem Treiben der Generale entgegen zu treten, sie wiesen vielmehr die schweizerischen Vorstellungen schroff zurück. An dem französischen Gesandten Perrochel besaß die Schweiz einen warmen und unermüdlichen Anwalt. Immer wieder brachte er in seinen Berichten die durch die Truppen verursachten Bedrückungen in Erinnerung. In Paris wurde aber seine freimütige Sprache um so lästiger empfunden, je weniger man sie widerlegen konnte. Reinhard erklärte in einem Bericht an die Direktoren diese Vorstellungen für unnötig und einseitig, und Perrochel wurde durch Beschluß vom 7. Brumaire (29. Oktober) abberufen und zunächst durch den Gesandtschaftssekretär Pichon ersetzt. Gegen Ende des Jahres steigerten sich aber die Bedrückungen und Erpressungen ins unerträgliche und Pichon schilderte das Elend in kaum weniger lebhaften Farben als sein Vorgänger. Reinhard, seinem Sturze nahe, konnte vorausempfinden, welches seine Stellung sein würde, wenn er den Posten anträte, zu dem er vor seiner Berufung ins Ministerium ernannt worden war.

An den Vorbereitungen des Staatsstreiches hatte Reinhard keinen Teil. Ganz ohne Kenntnis war er schwerlich. An Goethe schrieb er später: „Der 18. Brumaire machte mir keine Illusion; ich kannte die Menschen und den Mann." Im ersten Augenblick scheint er sich gleichwohl Illusionen gemacht zu haben. Wir müssen es aus den Briefen schließen, die Reinhard und sein Bruder Christian nach dem Ereignis wechselten. Christian, jetzt als Professor an der Zentralschule in Köln angestellt, schrieb am 27. Brumaire dem Bruder:

Ich schreibe, um dir und mir und Frankreich und der ganzen Menschheit aus der Fülle meines Herzens zu den neuen Ereignissen Glück zu wünschen! Im ersten Moment erschrak ich, im andern trauerte ich, im dritten, als ich sah, wer handelte und erwog, wer und wie man bisher gehandelt hatte, löste sich Schrecken und Trauer in Freude und Hoffnung auf. Allerdings ist es ein Unglück, daß es so kommen mußte: aber wenn sich ein Körper in einem Zustande befindet, der ihn mit völliger Auflösung bedroht, wenn ein neues Palliativ, ebenso wie die bisherigen, den Zustand nur verschlimmern, den alten Wunden nur eine neue beifügen würde, dann ist es Zeit, das Übel an der Wurzel zu fassen. Hätten gute Menschen die Verwaltung in Händen gehabt, so wären die Fehler der Konstitution minder fühlbar geworden; aber Verwalter, wie die bisherigen, hätten das Göttlichste verderben können. Ich zweifle nicht, daß die große Majorität von Frankreich für diese Veränderungen ist: denn die große Majorität war unglücklich und mißvergnügt: und wer ist derjenige, dem nicht die Namen Buonaparte und Sieyès Zutrauen einflößen müssen! . . . Eine verbesserte Konstitution, inneren und äußeren Frieden, eine feste und gute Gesetzgebung, Ruhe und Glück — das erwartet, das fordert man, nicht

nur, weil sie es versprochen, sondern weil sie das Alte umgestürzt haben. Man hat der Konstitution vom Jahre III ihre Mängel verziehen, weil man sich Glück wünschte, durch sie endlich einen Zentral- und einen Ruhepunkt gewonnen zu haben; aber der neuen Konstitution wird man wenig oder nichts verzeihen wollen, man wird sie nicht nur mit Schärfe, sondern oft mit Bitterkeit kritisieren. Aber eben dies muß unsere Hoffnung stärken. Männer wie Sieyès können nicht, wie man so oft gethan hat, leere Worte geben.

Den 28. In diesem Augenblick erhalte ich deinen Brief und freue mich, durch dich selber zu hören, was ich erwarten konnte, daß du die neuen Ereignisse als notwendig und heilsam betrachtest. Jetzt zu einer Stelle wie die deinige ernannt zu werden, jetzt mit Buonaparte und Sieyès am Glück Frankreichs und der Menschheit arbeiten können — gewiß ist dies die ehrenvollste Bestimmung, und ich gestehe, daß das, was du schreibst: „dem Exdirektorium deine Demission angeboten zu haben," meine Freude darüber um vieles erhöht.

Hienach ist nicht wohl zu bezweifeln, daß Reinhard seine Zukunft an die neuen Männer und die neue Aera zu knüpfen gedachte. In jedem Erfolg steckt ein vernünftiges Moment, und mit diesem vernünftigen Moment hat sich Reinhard — so war seine Art — bei jedem Umsturze rasch zurechtgefunden. Übrigens stand er Sieyès nahe genug, um ganz die Illusionen zu teilen, mit denen dieser Verfassungskünstler an einem Umsturz arbeitete, aus dem er zuletzt als der Betrogene hervorgehen sollte.

Noch am Tage des Staatsstreichs fertigte Reinhard im Auftrag des Direktoriums ein Rundschreiben aus, das der Organisation seines Departements galt und jedem auswärtigen Vertreter auftrug, genaue Personalangaben über seine Untergebenen einzusenden. In diesem Augenblick war über sein Portefeuille bereits anderweitig verfügt: es war Talleyrand zugesagt als Lohn für seinen Anteil an der Verschwörung. Daß Reinhard keine Gnade bei dem ersten Konsul finden werde, sollte er gleich bei der ersten Begegnung mit dem Gewaltigen erfahren. Wie kommt es, redete ihn Bonaparte an, daß der Minister der französischen Nation deutsch spricht zu den fremden Gesandten, die französisch sprechen? (Sandoz vom 24. November.) Einige Tage behielt Reinhard gleichwohl das Portefeuille,[1]) wie denn die Personalveränderungen in der ersten Zeit weder schroff noch zahlreich waren. Auch verfaßte er noch das Schreiben, das den auswärtigen Vertretern der Republik die vollzogene Umwälzung ankündigte. Die neue Regierung, hieß es hier, werde endlich das große Werk in Angriff nehmen, das die Geschicke der Republik ihr auferlegen: Die Ordnung in allen Teilen der Verwaltung zu organisieren, die innere Ruhe wiederherzustellen und einen ehrenvollen, dauerhaften Frieden

herbeizuführen. In dem gleichzeitig, am 12. November, ergangenen Schreiben an die fremden Gesandten wurde betont, daß die Kräftigung der öffentlichen Gewalt in Frankreich dazu beitragen werde, in den Augen der fremden Regierungen den Wert ihrer politischen Beziehungen zu der Republik zu erhöhen. Das waren eben die Gesichtspunkte, von denen geleitet Sieyès seit Monaten eine Kräftigung der Gewalt angestrebt und jetzt zum Staatsstreich die Hand geboten hatte. Sieyès sorgte auch noch für einen ehrenvollen Abgang seines alten Schützlings. Am 21. November nahmen die Konsuln die Entlassung Reinhards an, der froh war, „die unseligste Epoche seines Lebens“ beendet zu sehen; sie drückten ihm dabei in einem Schreiben die Anerkennung aus für seine geleisteten Dienste wie für den Eifer, von dem er stets beseelt gewesen, und erneuerten seine Ernennung zum Gesandten bei der helvetischen Republik. Die Konsuln erklärten zugleich, sie haben ihm damit einen Beweis der Zufriedenheit geben wollen und würden jede Gelegenheit ergreifen, seinen Wünschen entgegen zu kommen. Masson fügt hinzu: „Dieser treffliche Staatsdiener sollte noch lange Jahre hindurch eine Zierde seines Adoptivvaterlandes sein.“

Elfter Abschnitt.

In der Schweiz.

1800—1801.

Die Lage in der Schweiz. Staatsstreich vom 7. Januar 1800. Reinhards Weisungen. Briefwechsel mit Lavater. Übernahme des Amts. Unitarier und Föderalisten. Beginn des Krieges in Italien. Poetischer Briefwechsel mit Conz. Staatsstreich vom 7. August. Sendung Stapfers nach Paris. — Verfassungsentwürfe und Vermittlungsversuche. J. G. Ebel. Reinhards Bemühungen in Paris verdächtigt. Tadel des Ersten Konsuls. Verfassung von Malmaison. Joh. v. Müller in Bern. Wahlen zur Tagsatzung. Fest des 14. Juli. Wachsende Verstimmung gegen Reinhard. — Intriguen Stapfers. Abberufung Reinhards. Der Fluch der guten Intentionen. Kerners Austritt aus dem französischen Dienst. Reinhard und Stapfer.

1.

Nach dem Staatsstreich in Paris, der die Ära der doktrinären und gewaltsamen Revolution geschlossen hatte, schöpften auch die Anhänger der alten Ordnung in der Schweiz neue Hoffnung. Gegen Ende des Jahres 1799 berichtete Reinhards Vorgänger, der Gesandte Pichon, die Partei der Unitarier habe sich dermaßen verhaßt gemacht, daß eine Änderung unausbleiblich sei und Frankreich nicht länger diese Partei unterstützen könne.

In der That war die Regierung des Konsulats zu einer Änderung der Politik gegenüber der Schweiz entschlossen. Mit französischer Hilfe wurde der Staatsstreich durchgeführt, der am 7. Januar 1800 das Regiment der Laharpe und Genossen stürzte. Gemäßigte Männer, die noch eben verfolgt worden waren, nahmen die Zügel in die Hand. Der despotische Druck, den die bisherigen Machthaber ausgeübt hatten, sollte menschlicheren Grundsätzen Platz machen, die sittlichen Faktoren wieder in ihr Recht treten. Bis zur Schaffung einer neuen Verfassung sollte der neugebildete Vollziehungsausschuß durch Mäßigung und Eintracht die Befestigung der Republik versuchen. Der dringendste Wunsch aber war, die Aufhebung des Bündnisvertrages, die Rückkehr zur Neutralität von Frankreich zu erlangen.

Um dieselbe Zeit, Anfang Januar, unterbreitete Talleyrand dem ersten Konsul eine Denkschrift über das Verhältnis Frankreichs zur Schweiz, die den Radikalismus der Ochs und Laharpe unnachsichtlich verurteilte und die Rückkehr zu den geschichtlichen Grundlagen der Eidgenossenschaft anriet. Die Frage der Neutralität aber, woran der Schweiz jetzt am meisten gelegen war, sollte verschoben werden. Erst beim allgemeinen Frieden könne die Schweiz ihre völlige Unabhängigkeit und eine endgiltige Verfassung erhalten, als deren Grundzüge bezeichnet wurden: eine nicht sehr kostspielige Gesamtregierung nebst unabhängigen souveränen Kantonen. Zunächst sollte das Land in einem provisorischen Zustand erhalten bleiben, in thatsächlicher Abhängigkeit, aber so, daß der Einfluß Frankreichs schonend ausgeübt und nicht durch Eingreifen in die inneren Angelegenheiten bloßgestellt würde.

Dieser Denkschrift entsprachen die Weisungen, die Reinhard für seinen neuen Posten erhielt. Sie waren unter strenger Verurteilung der Gewaltpolitik des französischen Direktoriums in den wohlwollendsten Ausdrücken für die Schweiz abgefaßt. Allein die Frage der Neutralität sowohl, als die der endgiltigen Verfassung sollten bis zum allgemeinen Frieden vertagt bleiben. Für jetzt nehme der Krieg alle Kräfte in Anspruch. Die Männer, die durch den Sturz des helvetischen Direktoriums emporgekommen, seien solche, die am besten dem System Frankreichs entsprechen, wie sie auch der öffentlichen Meinung in der Schweiz am besten entsprechen. Nichts aber ward dem Gesandten eindringlicher empfohlen, als jeden Schein der Einmischung zu vermeiden; nur durch den mittelbaren Einfluß der Unterredung sollte er wirken, nicht durch Aufdrängen amtlicher Ratschläge.

Vertröstungen auf die Zukunft, eine mäßigende, vermittelnde Thätigkeit ohne fühlbares Eingreifen, das also war der Inhalt der Weisungen des Gesandten; eine schwierige und undankbare Aufgabe bei der Not des Landes, die durch die unerbittlichen Forderungen des Krieges nur immer gesteigert wurde, und bei der Erbitterung der Parteien, die besonders durch den Gegensatz von Stadt und Land geschärft wurde; denn die Revolution hatte die Vorrechte der Städte aufgehoben, überall den rohen, begehrlichen Bauerschaften das Heft in die Hand gegeben. Reinhard kam nicht als ein Fremder in die Schweiz. Wir kennen die jugendliche Begeisterung, die ihn zu seinem ersten Besuche in Zürich trieb, die litterarischen Verbindungen, die er dort knüpfte, seinen einjährigen Aufenthalt am Genfer See. Er besaß Freunde, die sich von seiner Persönlichkeit jetzt das beste versprachen. Auf sein Wohlwollen durfte man rechnen und auf seine Rechtlichkeit. Gläubig

aufblickend hatte er einst in Sankt Peter zu Lavaters Füßen gesessen, jetzt nahte sich der Züricher Gottesmann bittend dem in einen französischen Diplomaten Verwandelten. In Lavaters jetzigem Geschick spiegelte sich in ergreifender Weise ab, was die Schweiz durch die gewaltsame Umwälzung erlitten hatte. Die schönsten Züge seines Charakters zeigten sich in dieser drangvollen Zeit. Unerschrocken hatte er den französischen Direktoren die Meinung gesagt, hatte in Reden und Eingaben gegen das Deportationssystem der helvetischen Machthaber Vorstellungen erhoben; zur Strafe dafür war er im Mai 1799 selbst nach Basel verbannt, dann wieder freigelassen worden, hatte aber, nach Zürich zurückgekehrt, als Massena nach der zweiten Schlacht die Stadt einnahm, am 26. September von einem helvetischen Soldaten eine schwere Schußwunde in die Brust erhalten, von der er nicht wieder genas. Doch auf seinem Leidenslager verdoppelte sich nur sein Feuereifer für das Wohl der Heimat, und kaum hatte er Reinhards Ernennung erfahren, so richtete er an ihn — es war noch im Dezember des alten Jahres — folgenden Brief:

An den Bürger Reinhard in Bern!

Sind Sie, Gesandter Frankreichs, wie ich mit großer Wahrscheinlichkeit vermute, der Reinhard, den ich zu kennen das Vergnügen habe, bei dessen Eltern ich einst in Tuttlingen*) übernachtete, so nehmen Sie eine Bewillkommnungszeile vom Endesunterschriebenen mit Liebe an. Und sind Sie nicht aus dem Kreise Geliebter, persönlich Bekannter, so sind Sie so sehr von allen, die Sie kennen, als ein rechtschaffener Mann angekündigt, daß Sie es einem bei der gegenwärtigen Lage seines Vaterlandes bekümmerten helvetischen Bürger gewiß nicht mißdeuten, wenn er Ihnen das Wohl Helvetiens in dem Namen vieler Tausende vertrauensvoll und mit bewegter Seele an das Herz legt. O edler Mann. Nehmen Sie sich unser an. „So viel Übels haben uns die Franken hergebracht. Sollte uns mit Reinhard nicht etwas gutes aus Frankreich kommen können?“ schrieb mir neulich ein wackerer des heiligen, ach wie entheiligten Namens — würdiger Patriot aus Bern. Ich bitte nicht um Vergebung, daß ich nichts unversucht lassen kann, was in meinen, o, wie geringen Kräften liegt — und sollt' es auch nur ein Gran sein, zum besten des Vaterlandes beizutragen. Darf ich Ihnen Usteri, Escher, Finsler, die mir bekannten Mitbürger, als Männer nennen, auf deren echten Patriotismus man sich verlassen darf und deren Einsichten weder oberflächlich noch einseitig sind? Länger darf ich Sie nicht aufhalten, Gott segne Ihren Eintritt und Aufenthalt bei uns. Gruß und Hochachtung, Donnerstag abends den 26. XII. 1799. Johann Caspar Lavater, Pfarrer an der Sankt Peterskirche in Zürich.

*) Richtiger: Balingen.

Reinhard empfing diesen Brief auf der Durchreise in Basel. Seine Antwort ist nicht erhalten, wohl aber ein weiterer Brief Lavaters, der im Februar erwiderte:

„Lange, lieber Reinhard, freute mich nichts mehr, als Ihr zuvorkommendes Briefchen aus Basel. Sie werden, wenn Sie eines Beweises bedürften, den Beweis in einem Briefe finden, den Usteri nach seiner Rückkunft nach Bern Ihnen übergeben wird und der schon in den ersten Tagen des Jenners geschrieben ist. Sie sind also derjenige, den ich zu kennen das Vergnügen habe — und von dem man durchaus so gute Erwartungen hat? O, möge doch Ihr Aufenthalt in Helvetien Ihrem guten Herzen zur Freude und unserem so bedrängten Vaterlande zu tausendfachem Segen werden! o mögen Sie Ihr Andenken rühmlich bei uns verewigen! Ihre herzvollen Versicherungen verbürgen mir die allgemeinen Hoffnungen, die man zu Ihnen hat. Ach! Lieber! wir sind ein elendes Volk geworden; helfen Sie uns, einen Teil des Übels, das unser Unverstand und Frankreich über uns gebracht haben, so sehr als es noch möglich ist, vergüten! Sie können viel! Half Frankreich geflissentlich oder ungeflissentlich uns zu so viel Verwirrung, so laß' es uns itzt nicht in der Verwirrung stecken. Die große Nation erweise ihrer kleinen Nachbarin erst Wohlthaten, dann gebe sie, durch Männer wie Reinhard, uns leitende wirksame Winke — die das Gepräge reifer Weisheit und reinen Wohlwollens haben — wie wir uns wieder erheben können."

Der bekümmerte Vaterlandsfreund legt dann in des fränkischen Ministers Schoß und Herz eine Anzahl Fragen: was will Frankreich eigentlich mit seinen Truppen in der Schweiz, die das Land aussaugen und nur Unwillen, schließlich den Ausbruch der Verzweiflung verursachen? Wozu noch Krieg in der Schweiz? ist nicht die Neutralität Helvetiens gleich vorteilhaft für Frankreich und für Österreich? Wiederum empfiehlt er ihm die Glayre, Frisching, Finsler, Koch, Escher ꝛc. als die ruhigsten, reifsten, unwandelbarsten Patrioten, denen er sein ganzes Vertrauen schenken möge, und schließt dann den im Bette geschriebenen Brief mit den Worten: „O möge ich noch so glücklich sein, eh' ich sterbe, etwas gutes für mein Vaterland zu wirken! . . . O, möge mir die Freude zu teil werden, Sie bald zu sehen. Wär' ich gesund, ich käme auf Bern. Vale et ama amantem, nunquam non amaturum."

Die Männer, die ihm Lavater empfahl, gehörten in verschiedenen Schattierungen der gemäßigten Einheitspartei an, welche die wesentlichen Errungenschaften der Revolution festhalten, aber sie mit der Geschichte, mit den Gefühlen und Bedürfnissen des Landes besser, als unter der rücksichtslosen Direktorenherrschaft geschehen war, in Einklang bringen wollten. Auf dieselbe Partei schien ihn die eigene Neigung hinzuweisen. Wirklich sehen wir Reinhard in der ersten Zeit am meisten in Verkehr mit Männern dieser Richtung. Sie waren seine Vertrauensmänner. J. K. Finsler aus Zürich, der gewesene Finanzminister der Helvetik, gehörte neben Müller-Friedberg aus St. Gallen

zu seinen regelmäßigen Korrespondenten. Mit dem Arzte Paul Usteri, dem Freund Oelsners und Bewunderer von Sieyès, war er schon von Paris aus in Verbindung gestanden. Usteri hatte vor vier Jahren in einer seiner Zeitschriften Reinhards Gedicht „Bassevilles Schatten" veröffentlicht. Allein in den Verfassungskämpfen, die mit dem Jahre 1800 begannen, hat sich Reinhards Verhältnis zu diesen Parteimännern zusehends getrübt. Sie selber wurden aus Besorgnis vor einer Wiederkehr der alten Zustände mehr und mehr in einen doktrinären Unitarismus gedrängt, während Reinhard die Rückkehr zu einem Föderalismus begünstigte, der, ohne die Errungenschaften der Revolution anzutasten, den Kantonen ihre Eigenart und ihre Selbständigkeit im Inneren belassen sollte. Das schrieben ihm seine Weisungen vor; die Kenntnis des Landes und der Rat gemäßigter Männer bestärkten ihn in dieser Überzeugung. Er hat diese Überzeugung in redlicher Absicht, doch mit wenig Glück und Geschick geltend zu machen gesucht, und er verdarb es zuletzt gänzlich mit den einflußreichsten Politikern des Landes, die nicht ruhten, bis sie ihn beseitigt hatten. Von allen Missionen, die in seine Hand gelegt wurden, war keine von ihm mit reineren Absichten ergriffen, in ihrem Erfolg war es die unglücklichste.

Reinhard nahm den Weg von Basel über Zürich, wo „die Ruinen von dem Zirkel, den einst Geßner dort bildete," aufgesucht wurden. Auch traf er hier wieder den Graubündener J. Gaudenz von Salis-Sewis, der im französischen Söldnerheere gedient hatte, durch seinen Aufenthalt in Frankreich aber ein Anhänger der Revolution geworden war. Reinhard hatte ihn im Frühjahr 1792 in Paris kennen gelernt und die lyrischen Neigungen mögen ebenso wie die politischen Ansichten das Freundschaftsband zwischen ihnen geknüpft haben. Salis hielt sich, nachdem er seine Stelle als Generalstabschef der helvetischen Armee nach den Siegen Massenas niedergelegt hatte, damals mit seiner Familie in Zürich auf und Frau Christine freute sich, den ihr so lieben Dichter kennen zu lernen und als glücklichen Gatten und Vater zu finden. „Ich fürchte, durch die Revolution mit den tausend Bedrückungen in ihrem Gefolge sind ihm etwas die Flügel seiner Muse gelähmt, aber den sanften, edlen Geist, der in seinen Gedichten atmet, konnte keine Revolution zerstören."

Am 22. Februar traf Reinhard in Bern ein und am 6. März fand die amtliche Vorstellung des neuen Gesandten vor dem Vollziehungsausschusse statt. Dolder, der Präsident, und Glayre, der die auswärtigen Geschäfte führte, hielten feierliche Reden, die Reinhard erwiderte. Der erste Sekretär

der Gesandtschaft war Marquis La Fitte, der aus einem alten Adelsgeschlecht stammend, auch in der Schweiz zur aristokratischen Partei neigte und sie begünstigte. Georg Kerner, der feurige Republikaner, war Reinhard auch auf diesen Posten gefolgt, hatte diesmal aber eine mehr offizielle Stellung erhalten. In der Schweiz sagte man, nicht ohne Absicht seien Reinhard zwei Sekretäre von so verschiedener Farbe beigegeben worden. Das Mißtrauen der Parteien habe ihn zwischen einen Aristokraten und einen Demokraten gestellt.

Schon am 13. März wurde Reinhard eine Note des Vollziehungsausschusses überreicht, die ein düsteres Gemälde von den Zuständen des Landes entwarf, die Erschöpfung durch die unaufhörlichen Lieferungen, die Zerrüttung der Finanzen, die zunehmende Teuerung schilderte und zur Beseitigung dieser Notstände die Mithilfe Frankreichs anrief. Klagen, wie sie noch oft vor das Ohr des Gesandten gebracht wurden, ohne daß er bei der eigennützigen, doppelzüngigen Politik seiner Auftraggeber in der Lage gewesen wäre, Abhilfe zu schaffen. Er konnte wohl im einzelnen Schlimmes verhindern oder abschwächen, das System konnte er nicht abstellen. Am 9. Mai schrieb ihm wieder Lavater aus Baden, wo er Linderung seiner Schmerzen suchte:

Ich danke Ihnen für alles Gute, was Sie unserem armen zerrütteten Vaterlande thun wollten, thun wollen und wirklich thun; für alle Lastenerleichterung, für jedes Streben, jeden Versuch, was böses wegzulenken. Fahren Sie doch mit unermüdeter Kraft fort, alles mögliche zu thun, was Ihren Aufenthalt bei uns lange gesegnet und unvergeßlich machen kann. Dies schreib' ich Ihnen, mein Lieber, von Baden aus, wo ich einige Erleichterung meiner nicht geringen Wundenbeschwerden vielleicht hoffen darf. O, würde mir doch bald das Vergnügen zu teil, Sie mit Ihrer Gemahlin bei mir zu sehen, da eine Reise nach Bern außer den Grenzen der Möglichkeit zu liegen scheint. O, daß mein Auge sich nicht schlöße, bis ich meines Vaterlandes Frieden und Wohlstand sehen kann. Dann würd' ich Simeons Lied anstimmen. Gruß, Hochachtung, Vertrauen, Dankbarkeit.

Es ist der letzte an den Gesandten gerichtete Brief Lavaters, der erhalten ist. Reinhard hat aber den Sterbenden noch auf seinem Schmerzenslager gesehen und er empfing von ihm den Eindruck eines Heiligen. Als er im Jahre 1827 von Wessenberg dessen Buch über die christlichen Bilder zugesandt erhielt, schrieb er ihm: „Was die Heiligen betrifft, so habe ich wirklich einen gesehen; es war Lavater auf seinem Todtenbett, wenn nach den Hustenanfällen, die sich regelmäßig in zwei bis drei Minuten wiederholten, sein Antlitz ruhig wurde.“ Alle Berichte wissen von der Standhaftigkeit, ja Heiterkeit zu erzählen, die den Leidenden bis zur letzten Stunde nicht ver-

ließen. Erst am 2. Januar des folgenden Jahres ist er durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst worden.

Bald begann der Streit über die künftige Verfassung die Parteien gewaltig aufzuregen. Jene Umwälzung vom 7. Januar 1800 hatte die beiden Räte unberührt gelassen: hier besaß noch immer die unitarisch-revolutionäre Partei das Übergewicht, während die Regierung an die gemäßigten Unitarier übergegangen war. Die Folge war ein beständiger Krieg zwischen jenen „Jakobinern" und dem Vollziehungsausschuß. Es kam so weit, daß Reinhard für nötig fand, ins Mittel zu treten und am 11. April dem Ausschuß vorzustellen, daß Frankreich keine Störung der Ordnung dulden könne. Bonaparte kam es bei seinen riesenhaften Plänen in Italien vor allem darauf an, daß hinter seinem Rücken eine ihm ergebene Regierung Ruhe im Lande erhielt. Am 21. April that Reinhard einen weiteren Schritt in dieser Richtung. Als Privatmann, nicht in seiner amtlichen Eigenschaft, lud er Dolder und Glayre, dazu mehrere Mitglieder beider Räte zu sich und erklärte ihnen, es liege im Interesse Helvetiens, der Freiheit und des Repräsentativsystems, daß die Räte sich nicht ferner mit einer ungereimten und undurchführbaren Verfassung beschäftigten; der Vollziehungsausschuß solle die Vertagung der Räte und die Einsetzung eines Ausschusses zur Vorbereitung einer den Bedürfnissen des Landes angemessenen Verfassung verlangen. Diesmal fand er Widerspruch. Der Vollziehungsausschuß erklärte sich gegen die Vertagung der Räte, und diese fuhren fort, über aussichtslose Verfassungsentwürfe sich zu streiten, indessen mit der zunehmenden Not und Verwilderung des Landes das Ansehen der Regierenden sank.

Ende April begann der Krieg, und Reinhards Aufgabe war es nun, für den ungehinderten Durchzug der Heere zu sorgen, die über die Alpenpässe nach Italien hinabstiegen. Kerner erhielt den Auftrag, die notwendigen Requisitionen zu betreiben, und war Zeuge des großartigen Schauspiels, das der Übergang Bonapartes über den Großen St. Bernhard darbot. Ein Schreiben Bonapartes an Reinhard aus Martigny vom 19. Mai verlangte die Aufstellung mehrerer Schweizer Bataillone, die den Bernhardpaß bewachen, die Zufuhren der großen Armee decken, die Magazine behüten, die Gefangenenzüge begleiten und die Verbindungen mit der Armee sichern sollten. Reinhard hatte auch eine regelmäßige Korrespondenz über die geeignetsten Alpenpässe einzurichten. Im Juni fand er Zeit zu einem Ausflug ins Berner Oberland. Er traf es in Lauterbrunnen so, daß der Mond, der gerade über dem Gipfel der Jungfrau stand, den Staubbach beschien; diese ätherische Beleuchtung und

das sanfte Murmeln des Baches machte auf ihn einen Eindruck, der ihm nach Jahren noch unvergeßlich war. Sie brachten eine Wirkung hervor, „die ich," wie Reinhard im Jahre 1826 an Freund Wessenberg schrieb, „Ihnen nicht anders beschreiben kann, als mit den Worten: sie war von einer anderen Welt, und von einer besseren Welt." Im folgenden Monat kam J. Fr. Cotta nach Bern, und Reinhard brachte mit dem Landsmann auf der Petersinsel im Bieler See einen vergnügten Tag zu, wobei sie sich gemeinsam an Schillers Wallenstein erbauten.[1]) Solche Unterhaltungen mögen um so willkommener gewesen sein, als es Reinhard in Bern an jeder litterarischen Anregung fehlte. Frau Christine klagt einmal über die geistige Dürre, die sie dort umgab; die Menschen seien im Gegensatz zu den Schönheiten der Natur gewaltig prosaisch. Um in der Litteratur einigermaßen auf dem laufenden zu bleiben, waren sie gänzlich auf die Sendungen Cottas angewiesen.

Im Herbst dieses Jahres kam Reinhard ein poetischer Gruß aus der Heimat zu, der ihm das entschwundene Paradies der Jugend mit seinen Herzensfreundschaften und Dichterträumen wieder vor die Seele rief. Es waren drei Sonette, in denen Conz die Erinnerungen der Jünglingsjahre heraufbeschwor und den Gegensatz in den Geschicken beider Freunde aussprach: des von den Lebensmächten in engem Kreise Festgehaltenen und des vom Schicksal unstät Umgetriebenen, doch vom Glück und den Musen nicht Verlassenen und sich selber treu Gebliebenen. Reinhard antwortete gleichfalls in einem Sonette:

> Die alten Tage hast du mir gesungen,
> Das Band der Herzen und den Bund der Lieder.
> Aus andern Zeiten, Völkern, Sitten. Zungen,
> Führt mich dein Lied ins Land der Heimat wieder.
>
> Sei mir gegrüßt! Seid mir's, Erinnerungen!
> Der Jugendträume farbiges Gefieder
> Sinkt lächelnd auf mein ernstes Schicksal nieder,
> Dem ich gefolgt freiwillig und gezwungen.
>
> Du bliebest treu dem deutschen Eichenhaine.
> Die Muse, die einst unsere Jugend weihte,
> Geht dir, wie einst, begeisternd noch zur Seite.
>
> Vergebens ruf' ich sie, nicht mehr die meine,
> Versühne sie mir, daß sie mir erscheine
> Und mir das Rätsel des Jahrhunderts deute.

Daß die Räte in Bern in ihren Verfassungsstreitigkeiten fortfuhren, erregte das lebhafte Mißfallen Bonapartes. Infolge eines Schreibens des Ersten Konsuls aus Genf hatte Reinhard schon am 26. Mai eine Note über-

geben, worin aufs neue die bestimmte Willensmeinung des Gewaltigen mitgeteilt war: das Interesse der großen Kriegsunternehmungen müsse ausschließlich das Verfahren der französischen Regierung bestimmen. Ihr Erfolg hänge von der Ruhe der Schweiz ab. Wenn die Entzweiung der obersten Gewalten fortdauere, sei die Vertagung der Räte bis zum Ende des Feldzuges vorzuziehen. Die Wirkung der Note war eine Einschüchterung der Parteien und eine Art erzwungener Waffenruhe trat ein. Ein unerquicklicher Zustand, den Reinhard im Interesse der Schweiz abzukürzen bemüht war. Schon ist er der Ansicht, daß die Schweiz, sich selber überlassen, nur immer tiefer in Anarchie gerate; nur wenn Frankreich sich nachdrücklich ins Mittel lege, könne den unglücklichen Zerwürfnissen ein Ende gemacht werden. Seine Berichte an den Ersten Konsul vom Juni und Juli schildern die Ohnmacht des Vollziehungsausschusses, der charakterlos zwischen den Parteien laviere, mit allen es verdorben habe, und dessen Mitglieder durch nichts als durch Rechtlichkeit ausgezeichnet seien. „Die Schweiz muß ruhig sein, und Frankreich muß ihm diese Ruhe als Pflicht auferlegen. Solange man unter dem Namen von Räten zwei revolutionäre Klubs und unter dem Namen eines Vollziehungsausschusses eine Schattenregierung bestehen läßt, so lange ist weder ein Streben des ganzen Volkes nach einem bestimmten Ziele, noch Wahrnehmung gemeinsamer Interessen, weder Ansehen der Regierung noch Gehorsam zu hoffen."

Im Juli schickte der Vollziehungsausschuß einen neuen Gesandten nach Paris in der Person Philipp Albert Stapfers, der bisher in der helvetischen Regierung das Ministerium der Wissenschaften und der schönen Künste mit ungemeiner Thätigkeit verwaltet hatte. Er sollte mit Jenner, dem ordentlichen Gesandten in Paris, und mit dem Bankier Haller im Einverständnis handeln, um an entscheidender Stelle einen Entschluß auszuwirken, „der die Auflösung hintanhalten könnte, von der die Schweiz durch den Mangel an Einverständnis und durch den Streit der Parteien bedroht ist." Reinhard gab ihm auf seinen Wunsch Empfehlungsbriefe an Sieyès und an Cambacérès, den zweiten Konsul, sowie an andere Persönlichkeiten mit und machte ihn in einem Schreiben vom 30. Messid. 8. (19. Juli) mit seiner Auffassung der Lage bekannt. Mit dem Zweck, den die Schweizer Diplomatie in Paris verfolgen soll, erklärt er sich durchaus einverstanden. Auf zwei Dinge komme es vornehmlich an: in Paris muß man genau sagen, was man will, und die Gesandten dürfen nicht durch Weisungen von Haus in der Wahl ihrer Mittel beengt sein. Über die Schwäche und Uneinigkeit der Räte spricht sich auch hier Reinhard mit Schärfe aus:

Man hat die Vertagung der Räte durch Gewaltmittel gewollt: man hätte sie durch sanftere Mittel der Überredung erlangen können, wenn man mit ein wenig Einmütigkeit und Beharrlichkeit vorgegangen wäre. Es ist nur zu begreiflich, daß man in einem so zusammenhangslosen Körper, wie Ihre Räte, in fünf ganzen Monaten es nicht zu einer elenden Mehrheit von 15 bis 20 Stimmen bringen konnte. Ich glaube, man kann zehn gegen eins wetten, wenn man sich über einen bestimmten Plan verständigte und ihn verfolgte, so würde alles gut gehen, ohne daß man nötig hätte zur Gewalt zu greifen. Aber ich glaube, auch die Mittel der Gewalt müssen in Reserve gehalten werden, da ein Scheitern schimpflich und trostlos wäre. Da aller Wahrscheinlichkeit nach der Krieg wieder beginnen wird, werden Sie hier eine Regierung haben, die doch nur provisorisch ist. Aber es giebt Grundgedanken, die, wie ich hoffe, stets provisorisch sowohl als definitiv sein werden: das ist die Aufrechthaltung der Grundsätze der Freiheit, die Abschaffung der erblichen Privilegien, die Verbreitung der Aufklärung, die Anhänglichkeit an die französische Sache. Das wird Ihnen genügen, um sich ein System zu bilden und die geeigneten Männer zu seiner Ausführung zu wählen. Ich werde hier nicht ohne Einfluß sein, wenn ich den Beweis habe, daß ich meine Anschauungen nützlich für Ihr Land zur Geltung bringen kann. Aber ich will nicht ins Blaue hinein weiter gehen.

Die wohlmeinende Absicht Reinhards spricht aus allen seinen Äußerungen und Ratschlägen. Aber das Einverständnis und Zusammenwirken der Parteien, das er zu verlangen nicht müde wurde, blieb ein frommer Wunsch. Ihm war die Hauptsache die Aufrechthaltung der Errungenschaften der Revolution, viel weniger die Verfassungsstreitigkeiten, in die sich die Parteien verbissen hatten.

In dem Brief an Stapfer war davon die Rede, daß man gegen die unverständigen Räte auch Gewaltmittel in Bereitschaft halten müsse, und Reinhards Berichte nach Paris hatten nun zur Folge, daß Bonaparte am 26. Juli den Gesandten ermächtigte, Maßregeln zu ergreifen, um den gesetzgebenden Körper zu vertagen, von dem bloß zwei Ausschüsse fortbestehen sollten. Immer aufs neue aber wird ihm eingeschärft, alle auffälligen Mittel zu unterlassen; der Vollziehungsausschuß solle handeln, Reinhard ihn bloß mündlich unterstützen. Am 1. August hatte Reinhard eine Note Talleyrands vorzulegen, worin es hieß, man solle womöglich keine Veränderung machen; jedenfalls aber dürfe sie nicht der französischen Regierung zur Last gelegt werden. Doch in dieser Note konnte der Vollziehungsausschuß keinen Grund erblicken, von dem längst geplanten neuen Staatsstreich abzustehen, der am 7. August endlich zur Ausführung kam.

Durch diesen Staatsstreich wurde der Vollziehungsausschuß von der Opposition der Räte befreit, indem diese vertagt und durch einen gesetzgebenden

Rat ersetzt wurden, dessen Mitglieder der Vollziehungsausschuß selbst ernannte und aus dessen Mitte dann wieder die neue Exekutivbehörde gewählt wurde. Es war die Ergänzung des Staatsstreiches vom Januar. Die unitarische Verfassung von 1798 war damit begraben, eine neue Ordnung der Dinge sollte beginnen. Reinhard hatte sein Gewicht für die Änderung in die Wagschale gelegt.[2]) Sein Rat war, die neue Regierung solle auf Grundlage einer Nationalpartei gebildet werden; es sollten Männer sein von anerkannter Rechtlichkeit, Vaterlandsliebe und Einsicht, deren Anhänglichkeit an das französische System auf Überzeugung beruhe. Nur von dieser Seite könne Helvetien Wohlfahrt und Glück erwarten. Die schweizerischen Geschichtschreiber bezeugen, daß Reinhard sich dabei klug und zurückhaltend benahm, nur auf Mäßigung des Ganges der Ereignisse bedacht, die er durch Vermittlung zwischen den Parteien zu erreichen suchte. Welche Hoffnungen auf ihn gesetzt wurden, zeigt auch ein Brief Wielands, der, ein eifriger Gegner der Aristokratenpartei, sich lebhaft für die Schweizer Dinge interessierte. In einem Brief vom 8. August 1800 an seine Tochter Charlotte Geßner verwies er tröstend auf Reinhard. „Indessen sehe ich doch wenigstens, daß die Gegenwart und der Einfluß eines so vortrefflichen, wohlgesinnten Mannes, wie der Minister Reinhard ist, sehr viel beitragen kann und wird, euch das Gefühl des gegenwärtigen Ungemachs zu erleichtern und die Hoffnung besserer Zeiten zu beleben: Gewiß wird er (und wie ich nicht zweifle) Bonaparte selbst, alles mögliche beitragen, um eurer unter einem unglücklichen Gestirn entstandenen einen und unteilbaren Republik zu einer vernünftigen Verfassung und dauerhaften Existenz zu verhelfen."[3])

Der Erste Konsul bezeigte sich wohlwollend gegen die neue Regierung. Mit der Verfassung aber, war seine Meinung, solle man sich nicht beeilen. Reinhard war nun doch, nachdem der Hemmschuh der Räte beseitigt schien, anderer Meinung. Offen spricht er aus, daß die Fortdauer des Provisoriums gleich nachteilig für Frankreich wie für die Schweiz sei. In diesem Sinne sind alle seine Depeschen nach Paris gehalten. Am 27. September schreibt er an Talleyrand: „Je mehr ich über die Lage der Schweiz nachdenke, desto mehr befestigt sich meine Ansicht, daß es notwendig ist, einmal die Grundlagen ihrer künftigen Einrichtungen zu legen, und daß sie diese von uns erhalten muß. Es handelt sich nur darum, ein Mittel zwischen der Einheit und dem unbedingten Föderalismus zu finden. Ich bin mehr als je frei von jeder Vorliebe für eine Partei oder für eine Ansicht. Obschon sich die Frage für alle Parteien nur um ein mehr oder weniger dreht, so verständigt

man sich hier niemals ohne einen Schiedsrichter." Auch die Erwartung, daß der Staatsstreich eine gründliche Besserung herbeiführen werde, hatte sich nicht erfüllt. Die „jungen Züricher Philosophen", die am meisten Einfluß hatten, flößten mit ihrer theoretisierenden Politik den Anhängern des Alten wenig Vertrauen ein. Man kam keinen Schritt weiter. In einer neuen Note Reinhards vom 31. Oktober heißt es: „Ich half zum 7. August, nur um unerträgliche Übelstände zu beseitigen, und hatte sehr schwache Hoffnungen, daß etwas positiv Gutes dabei herauskomme. Aber nicht einmal diese bescheidenen Hoffnungen sind erfüllt worden; die Hindernisse der provisorischen Verwaltung sind dieselben geblieben und die ungleichen Ansichten über die endliche Organisation haben sich nicht genähert." Dem Satze: die Regierung muß schwach bleiben, damit die Kräfte der Schweiz zur Verfügung Frankreichs bleiben, stellt er den anderen entgegen: „Die Ohnmacht der Regierung schadet uns, weil sie sich die Hilfsmittel für den Erfolg nicht verschaffen kann." Am 14. November wiederholt er: „Dieses Land wird sich nie verständigen, wenn es sich selbst überlassen ist." Und am 12. Januar 1801: „Wer hat die Revolution in der Schweiz gemacht? Frankreich. Wer kann sie beendigen? Entweder zwanzig Jahre der Unordnung, des Unglücks und des Blutvergießens oder Frankreich. Einst dachte ich, die beiden an die Schweiz grenzenden Mächte würden im Einverständnis die Grundlagen der künftigen Verfassung für dieses Land bestimmen, jetzt aber, meine ich, geschieht es durch Frankreich allein. Alle Vereinigungsversuche sind erfolglos, bevor Frankreich entschieden hat. Der Streit schwebt vor dem Richter. Sobald dieser das Urteil gefällt hat, wird alles leicht sein, was jetzt unmöglich scheint." Worte, zu denen der Geschichtsschreiber der Helvetik bemerkt: „Schmerzlich ist es für uns, sagen zu müssen, daß diese schnöden Worte eines fremden Diplomaten Wahrheit waren."

Unerbittlich war die französische Regierung in den Forderungen, die den Unterhalt ihrer Armee in der Schweiz betrafen. Im September hatte Reinhard über die Nachlässigkeit zu klagen, mit der für die französischen Truppen gesorgt würde. Damals schloß er einen Vertrag zur Regelung der Requisitionen ab, mußte sich aber schon im Februar folgenden Jahres über die Nichterfüllung des Vertrages beschweren, der bei der Erschöpfung der Kassen nicht durchzuführen war. Im April übergab Reinhard eine Note, die die Verlängerung jenes Vertrages zum Unterhalt einer französischen Armee von 10000 Mann verlangte. Der Vollziehungsrat verweigerte die Genehmigung, was aber nichts half: die Truppen blieben und wurden mittels

Bons auf die helvetische Regierung unterhalten. Wo Reinhard durch persönliches Eingreifen einzelne Mißstände abzustellen im stande war, konnte man auf ihn rechnen. Zschokke erzählt in seiner Selbstschau einen Fall dieser Art. Die italienischen Kantone, in die Zschokke im Frühjahr 1800 als helvetischer Kommissär gesandt wurde, waren durch ihre geographische Lage darauf angewiesen, ihre notwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Getreide und Salz, vornehmlich aus Italien zu beziehen. Hierauf gründeten die französischen Generale ein wahrhaft teufliches System. Sie verboten die Korneinfuhr nach den Kantonen, erzeugten dadurch eine künstliche Hungersnot und veranstalteten von Zeit zu Zeit Zufuhren gegen willkürliche Abgaben, die in ihre Taschen flossen. Einmal wurde einer der Proviantkommissäre, als er auf dem Markt von Locarno seine Waren zu unerschwinglichen Preisen feilbot, von erbitterten Banden erschossen. Gleichzeitig hatte ein französischer General aus Rache oder Trotz eine Ladung Korn aus einem Magazin in Lugano entnehmen und nach der Lombardei zurückschleppen lassen. Es drohten sich ernstliche Händel daraus zu entwickeln, und Zschokke eilte nach Bern, um sich beim Vollziehungsausschuß Rat zu holen. Man beschließt, den Ersten Konsul in Kenntnis zu setzen, und Zschokke wendet sich an Reinhard. „Mit Reinhard und seiner Gemahlin, der Tochter des freisinnigen Reimarus, bekannt, war es mir leicht, meine Absicht zu erreichen. Reinhard, der mit deutscher Biederkeit französische Gewandtheit zu verbinden verstand, nahm sich meiner Angelegenheit mit Wärme an. Ich entwarf ihm die Beschwerden der italienischen Schweiz in einer kurzen Denkschrift (12. Sept. 1800), die er dem General Matthieu Dumas gab, der sich zufällig mit besonderen Aufträgen des Ersten Konsuls nach Italien in Bern befand." Dumas war von strengem Rechtsgefühl, und bald nach seiner Ankunft in Mailand hörte jener Unfug auf.

2.

Gegen Ende des Jahres 1800 ging es mit neuem Eifer wieder an die Arbeit für die Verfassung. Stapfer drängte in seinen Briefen aus Paris unabläßig auf rasches Handeln. Er hatte sich überzeugt, daß der Erste Konsul und sein Minister ein Zurückgreifen auf die früheren Zustände wünschten und eine föderalistische Verfassung begünstigten. Er selbst aber war entschiedener Unitarier. Von den Idealen der Revolution erfüllt, und als einstiger Unterthan eines Patriziats, dem er geistig und vielfach auch moralisch überlegen war, haßte er die Vergangenheit und hegte gegen jede Annäherung an diese das größte Mißtrauen. Schroff, leidenschaftlich, unduldsam gegen andere

Meinungen, gab er mit seiner rastlosen Thätigkeit, die vor keinem Mittel zurückscheute, der unitarischen Sache einen neuen Schwung. Ihm zunächst stand Paul Usteri, der Züricher Arzt und Staatsmann, der, obwohl der herrschenden Klasse angehörig, mit seiner wissenschaftlichen Bildung sich in vornehmer Entfernung von beschränkteren Standesgenossen hielt, nur für diejenigen zugänglich, die seine Ideen teilten, während andere, wie Glayre und Escher von der Linth gemäßigter und auch gegen Andersdenkende billiger, den überlieferten Zuständen größere Rücksicht zu schenken geneigt waren, jetzt aber durch die entschiedeneren Parteigenossen mit fortgerissen wurden. Denn die Berichte Stapfers hatten die Wirkung, daß die Unitarier aller Schattierungen, Extreme und Gemäßigte, sich eng zusammenschlossen. Unter ihnen waren die thatkräftigsten Männer, die vor allem die Früchte der Umwälzung sichern, einem Rückschritt wehren wollten und rücksichtslos ihre Ideale im Auge behielten. Sie verbanden sich eben deshalb lieber mit den „Jakobinern“, die durch die Staatsstreiche vom Januar und August gestürzt waren, als mit den gemäßigten Föderalisten. Als der Vollziehungsrat Ende November mit dem Ausschuß, der die Verfassung vorbereiten sollte, zusammentrat, zeigte sich eine wesentliche Übereinstimmung über die Grundlagen einer neuen unitarischen Verfassung. Andrerseits war in den Urkantonen und in dem Patriziat der Städte eine starke Strömung für die möglichste Zurückführung der alten Zustände. In Bern bestand ein Wiederherstellungsausschuß, der ebenso intransigent war, wie ihrerseits die Unitarier. Zwischen diesen beiden Parteien nun unterzog sich Reinhard der undankbaren Aufgabe, eine Vermittelung und Versöhnung zu suchen. Er glaubte damit seinen Weisungen gemäß zu handeln, wie ihn dazu das persönliche Interesse trieb, das er an den schweizerischen Dingen nahm. Sein Gedanke war, eine Mittelpartei zu stande zu bringen, die den einseitigen Theorien abgeneigt, den Weg einer praktischen Politik einschlüge. Das Wesentliche der revolutionären Errungenschaften, die Rechtsgleichheit, die Aufhebung der Privilegien, sollte gewahrt, in den Verfassungsformen aber an die geschichtlichen Zustände, an die Kantonalsouveränität wieder angeknüpft werden. So stand es ja in den ihm von Talleyrand erteilten Weisungen: er sollte diesem Lande politische Formen anempfehlen, „welche durch die Erfahrung an die Hand gegeben seien, jedoch mit Ausschluß solcher Einrichtungen, die mit dem Fortschritt der Zeit und der Revolution unverträglich waren.“ Einen bereiten Mittelsmann fand Reinhard bei dieser Absicht an dem St. Gallischen Staatsmann Müller-Friedberg, der sich anfänglich mit voller Hingabe dem helvetischen Einheitsstaat zur Verfügung

gestellt hatte, aber im praktischen Dienste, als Mitglied des helvetischen Finanzrates allmählich zu gemäßigteren Ansichten und zu der Überzeugung gekommen war, daß es mehr als einen Weg zum Heile gebe, daß jede Verfassung willkommen sei, wenn sie nur dem Unglück des Landes ein Ende mache, und daß es weniger auf die Regierungsform ankomme, als auf die Ehrlichkeit und Tüchtigkeit der Regierenden. Also ein praktischer Opportunist, wie ihn eben Reinhard sich wünschte, um gemäßigte Männer aus allen Parteien heranzuziehen. Allein bei dem zunehmenden Mißtrauen der Unitarier gegen Frankreich zeigte sich, daß diese vermittelnden Bemühungen mehr Entgegenkommen fanden bei den verschiedenen Schattierungen der Konservativen, bei den Patriziern von Bern und Zürich, als bei den Revolutionsmännern der Helvetik. Es trat eine merkwürdige Verschiebung der Parteien ein. Der helvetische Einheitsstaat war durch Frankreich und die französische Partei ins Leben gerufen worden. Jetzt sahen sich umgekehrt die konservativen und föderalistischen Bestrebungen von Frankreich begünstigt. Damit trat auch in der persönlichen Stellung Reinhards zu den Parteien eine gänzliche Wendung ein. Er hatte ursprünglich bei den gemäßigten Unitariern den günstigsten Boden für eine Partei der praktischen Mitte zu finden gehofft; eine zunehmende Entfremdung trennte ihn jetzt von dieser Seite. In dem leidenschaftlichen Kampfe, der mit dem neuen Jahre ausbrach, erscheint der Vertreter Frankreichs thatsächlich als Beschützer der Föderalisten. Die Unitarier aber verfolgten ihn fortan mit unversöhnlichem Hasse. Und während er noch immer seinen Standpunkt festzuhalten glaubte, „um des Besten dieses Landes willen keiner Partei ausschließlich angehören zu wollen", verdarb er es schließlich mit allen. Er hatte den Parteigeist eindämmen wollen, dieser loderte nun mit größerer Heftigkeit denn je zuvor wieder auf.

Am 2. Januar 1801 übersandte Bonaparte dem Gesetzgebenden Körper zu Paris eine Botschaft, worin unter den Grundlagen des künftigen Friedens die Unabhängigkeit der helvetischen und der batavischen Republik aufgeführt war. Im folgenden Monat bestätigte der Friede von Lüneville die Unabhängigkeit der Schweiz und ihre Befugnis, sich selbst eine Verfassung zu geben. Wie auf ein gegebenes Zeichen erneuerte sich der Kampf der Parteien um die künftige Verfassung. Unitarier und Föderalisten suchten sich den Rang abzulaufen in der öffentlichen Meinung des Landes, wie in der Gunst Frankreichs.

Jene Botschaft des Ersten Konsuls wurde von Reinhard dem Vollziehungsrat in Bern und von diesem am 10. Januar dem Gesetzgebenden

Rate übersandt. In der Begleitnote Reinhards, die in schwülstigem Tone abgefaßt war, hieß es: „Der Vollziehungsrat wird sich ohne Zweifel der Begeisterung überlassen, die so große, durch so viele große Handlungen bewirkte Ereignisse erzeugen, und dieselbe seinen Mitbürgern mitteilen.“ Die amtliche Begeisterung, die der Gesandte empfahl, blieb in der That nicht aus: als Freudenbezeugung über die Botschaft wurden in Bern 60 Artilleriesalven gelöst. Doch das Ereignis hatte wichtigere Folgen. Es galt jetzt ungesäumt zu handeln, und die Unitarier handelten zuerst. Noch am gleichen Tage, am 10. Januar, reiste der Minister A. Rengger im Auftrage des Vollziehungsrates ab, um den Verfassungsentwurf, über den man sich rasch verständigt hatte, ein Werk der „Metaphysiker“, der garçons philosophes, wie J. G. Müller sie nannte, nach Paris zu bringen. Alles war in größter Heimlichkeit abgemacht worden. Weder der Gesetzgebende Rat noch Reinhard wurden von dem Schritt in Kenntnis gesetzt. In Paris sollten Stapfer und der seit Oktober gleichfalls dort befindliche Glayre für den Entwurf weiter thätig sein. Möglichst rasch, ohne Gegenwirkungen Raum zu lassen, galt es, sich in den Besitz der Zustimmung Talleyrands und des Ersten Konsuls zu setzen. Doch schon am 15. Januar reiste der Gesandtschaftssekretär La Fitte gleichfalls nach Paris ab, um den Plan der Unitarier zu durchkreuzen. Er war der Überbringer föderalistischer Entwürfe und Vorschläge, beauftragt von den Konservativen, die an der Kantonalsouveränität als Grundlage festhielten, und abgeschickt von Reinhard selbst, der sich durch jenes Vorgehen des Vollziehungsrates persönlich verletzt fühlte. Reinhard ging noch einen Schritt weiter: er appellierte vom Vollziehungsrat an den Gesetzgebenden Rat, der, gleich ihm beiseite geschoben war, und ließ sich mit diesem in einen Briefwechsel ein, der aber seinen Zweck gänzlich verfehlte und noch überdies, als ein Heraustreten aus der stets empfohlenen Zurückhaltung, den Tadel des Ersten Konsuls erfuhr.

Reinhard teilte nämlich in einer Note vom 10. Februar dem Gesetzgebenden Rate mit, daß ihm von seiner Regierung der Rengger'sche Entwurf zur Berichterstattung überschickt worden sei, und fragte, ob der Entwurf dem Gesetzgebenden Rate bekannt sei und seine Mitwirkung gehabt habe. Paul Usteri, damals Vorsitzender des Rates, antwortete, dieser habe keine amtliche Kenntnis von dem Entwurf, hege aber volles Vertrauen zu seinem Verfassungsausschuß. In einer neuen Note vom 16. Februar erklärte Reinhard, jener Verfassungsentwurf sei auf das System der absoluten Einheit gegründet und gestehe den Kantonsbehörden keine Selbständigkeit zu. Ob der Gesetzgebende

Rat der Meinung sei, daß das System der absoluten Einheit die Grundlage der neuen Verfassung sein solle? Usteri antwortete am 18., daß allerdings der Gesetzgebende Rat die Einheit als Grundlage der Verfassung wolle: eine Nation, ein Vaterland, ein Wille. Je deutlicher eine Parteinahme Frankreichs hervortrat, um so enger schlossen sich die schweizerischen Parteien, die an der Einheit der Republik festhielten, zusammen. Reinhards Einmischung wurde also zurückgewiesen, und den Ton, in dem er seine Fragen gestellt hatte, wollte man hochfahrend finden. Schon am 13. Februar schrieb Müller-Friedberg an David Wyß, einen der konservativen Vertrauensmänner in Zürich, daß der Bruch Reinhards mit dem Vollziehungsrat vollständig sei, und der Pfarrer Samuel Ith in Bern berichtete am 29. Februar an Stapfer, Reinhard sei wie umgewandelt, seine Ratgeber seien jetzt die Erlach und Dießbach, (bekannte Häupter der Oligarchenpartei); die Männer, die er am 7. August hob, wünsche er nun zu stürzen. Gleichwohl hatten in dieser Zeit auch entschiedene Unitarier die Hoffnung, Reinhard zu gewinnen, noch nicht aufgegeben. Man muß das schließen aus einem Briefe, den der Professor der Mathematik in Bern, J. G. Tralles, ein „Jakobiner", am 16. Februar an ihn richtete.[4]) In eindringlichen Worten legt dieser Brief dem französischen Gesandten die Sache der Einheit ans Herz, die vorzugsweise vom Gesichtspunkt des geistigen Fortschritts, der Freiheit und Aufklärung warm verteidigt wird. Der Brief beweist zugleich, welche persönliche Achtung der „edle Charakter und die reine Seele" Reinhards noch immer auch bei denen genossen, die ihn jetzt als Gegner ihrer Absichten fanden. Aber sie rückten immer mehr von ihm ab, je mehr seine neue Stellung ruchbar wurde. Wielands Sohn Ludwig, der auch zu den Jakobinern hielt, meinte jetzt, eine Empfehlung an Reinhard könnte ihm in den dermaligen Umständen eher nachteilig als nützlich sein und Wieland schrieb am 2. März an seinen Schwiegersohn Geßner, dies sei auch seine Meinung und er habe deshalb das Schreiben an Reinhard noch aufgeschoben.[5]) Seit dem Konflikt, in den Reinhard mit dem Gesetzgebenden Rat und seinem Vorsitzenden geraten war, klagte man über das diplomatische Ungeschick des Gesandten, seinen Mangel an Takt, seine Eitelkeit. Stapfer aber war von da an entschlossen, um jeden Preis seine Entfernung aus Bern durchzusetzen.

Wenige scheinen in dieser Zeit die Bemühungen, die Reinhard zur Versöhnung der Parteien machte, ganz verstanden und gewürdigt zu haben. Unter diesen Wenigen war der treffliche Joh. Gottfr. Ebel. Der Jugendfreund Oelsners lebte seit September 1796 in Paris, von wo er, der genaue

Kenner und begeisterte Freund der Schweiz, unablässig seine Warnungen und Ratschläge an die helvetischen Freunde sandte. Er war leidenschaftlicher Anhänger einer demokratischen Umwälzung der Schweiz gewesen; doch außerhalb stehend, vom Parteiwesen nicht unmittelbar berührt, war er von seinen extremen theoretischen Ansichten längst zurückgekommen. Eine genaue Kenntnis von Personen und Dingen machte ihn zu einem entschiedenen Gegner der Einheitsverfassung, und mit Reinhard unterhielt er einen freundschaftlichen Briefwechsel, in dem sie sich gegenseitig in ihren Ansichten befestigten.[6])

Von beiden Seiten wurden jetzt die Anstrengungen verdoppelt. In den Urkantonen sammelte man Unterschriften für die Einheit, und andererseits dauerten unter den föderalistisch Gesinnten die Verhandlungen fort, die in den Händen Müllers-Friedberg zusammenliefen. Es war aber schwer, diese Partei unter einen Hut zu bringen. Während die Berner Patrizier am liebsten einfach zu den früheren Zuständen zurückgekehrt wären, suchte Müller die Freunde für eine größere Ausdehnung der Zentralgewalt zu gewinnen: er wünschte nicht bloß gemeinsames Heer und Diplomatie, sondern auch ein schweizerisches Bürgerrecht, Freizügigkeit und freien Handel, und um den Herd der demokratischen Reaktion zu ersticken, empfahl er die Beibehaltung des Kantons Waldstätten, in dem die demokratischen Urkantone aufgegangen waren, wie denn überhaupt die Kantone von annähernd gleicher Größe sein sollten. Doch die Entscheidung lag in Paris, wo von der einen Seite Glayre und Stapfer, von der andern La Fitte, ein Vetter Marets, der damals Generalsekretär der Konsuln war, das Ohr des Ersten Konsuls zu gewinnen suchten. Der Ausgang mußte zugleich über Reinhards Stellung in Bern entscheiden. Ängstlich horchte man auf die Gerüchte, die aus Paris kamen. Abwechselnd gereichten sie der einen und der andern Partei zur Ermutigung. Doch bald lauteten sie bestimmter, wenn auch nicht zu gunsten der Unitarier, doch zu Ungunsten Reinhards. Schon am 21. Februar schrieb Müller-Friedberg an Wyß, man spreche vom bevorstehenden Sturze Reinhards. Und am 7. März berichtete er an denselben: „die Nachrichten aus Paris überraschen alle Welt. Man verhandelt mit Glayre, unser Projekt ist beiseite gesetzt, man glaubt an die Abberufung Reinhards. Dieser ist sehr nachdenklich. Er sagt indessen, man müsse sich noch einige Tage gedulden. La Fitte, der hier eintreffen sollte, wurde von Talleyrand zurückgehalten, was von guter Vorbedeutung scheint. Was wird aus dem allem herausspringen? Ich glaube an ein Mitteldiug, und meine Meinung ist, daß, wenn die Ragouts nicht

nach unserem Geschmacke sind, man um so mehr darauf denken muß, eine gute Tischgesellschaft zu haben."

Schon zwei Tage später konnte Müller seinem Züricher Freunde weiter berichten, daß der Erste Konsul dem Gesandten in Bern seine Mißbilligung ausgedrückt habe. Wirklich war es den unitarischen Agenten in Paris gelungen, Reinhards Bemühungen in ein verdächtiges Licht zu stellen. Stapfer benützte, außer einer Audienz bei Bonaparte selbst, besonders den Polizeiminister Fouché, um dem Ersten Konsul zu hinterbringen, daß Reinhard Verbindungen mit den Aristokraten, den Todfeinden der französischen Republik unterhalte. Am 20. Februar verlangte Bonaparte von Talleyrand Mitteilung seiner Korrespondenz mit Reinhard, damit er über die wahre Lage der Dinge urteilen könne; er fragte zugleich wegen des Briefwechsels an, in den sich der Bürger Reinhard mit dem Gesetzgebenden Rate eingelassen habe, und wie es komme, daß er sich mit alten Oligarchen umgebe, deren Haß gegen die Republik und die französische Regierung nicht zweifelhaft sein könne. Die Folge war eine Note Talleyrands an Reinhard des Inhalts: der Erste Konsul sei ungehalten, daß der Gesandte den persönlichen Einfluß der Überredung seinen Ansprüchen auf amtlichen Einfluß aufgeopfert und sich in einen ungehörigen Briefwechsel mit dem Gesetzgebenden Rate eingelassen habe. Man habe sich zu weit entfernt von dem, was die gegenwärtige Lage der Schweiz erfordere. Reinhard war also jetzt bei Bonaparte als Aristokrat verdächtigt. In Bern aber that der Stadtklatsch ein Übriges: er wußte sich die jetzige Verbindung der französischen Diplomatie mit der Aristokratenpartei auf seine Weise zu erklären. Die Damen Reinhard und La Fitte, sagte die böse Welt, seien daran schuld, weil sie nicht länger von der Gesellschaft des Berner Patriziats ausgeschlossen sein wollten![8])

Die Entscheidung, wie sie endlich in Paris fiel, war nun doch eine Überraschung. Bonaparte hatte die eingereichten föderalistischen und unitarischen Vorschläge durch Hauterive, Abteilungschef im auswärtigen Ministerium, prüfen lassen, und zuletzt trat er selbst mit dem vermittelnden Entwurf hervor, der in der Audienz von Malmaison am 30. April das Licht der Welt erblickte. Heute ist diese Verfassung von Malmaison, die für Bonapartes eigenstes Werk gilt, als die beste von allen anerkannt, die in der helvetischen Zeit versucht wurden. Doch im ersten Augenblick war alles enttäuscht. Sie erschien als eine künstliche Verbindung der Vorschläge beider Parteien, die den Wünschen keiner entsprach. Müller nannte sie ein Amalgam von Einheit und Föderalismus, das vielleicht die Nachteile beider hat ohne ihre Vor-

teile, meinte aber später in seiner optimistischen Weise, jede Verfassung sei gut, wenn sie gut gehandhabt wird. Die Unitarier andererseits, die in jener Audienz von Bonaparte hart angelassen worden waren, hielten die Verfassung nur mit starken Änderungen in ihrem Sinne für annehmbar, obwohl Stapfer zur Nachgiebigkeit riet, um nur aus dem Provisorium herauszukommen.

Am 8. Mai sandte Talleyrand diesen Entwurf an Reinhard mit der Weisung, für denselben zu wirken, doch nur mündlich. Reinhard selbst billigte ihn, und am 16. Mai berichtete er, Johannes von Müller sei drei Tage in Bern gewesen, habe viel mit ihm verkehrt und den Entwurf gleichfalls für den besten erklärt. In der Schweiz war es ein Ereignis, daß ihr berühmtester Sohn wieder einmal die Heimat besuchte. Er war damals Hofrat in der Wiener Staatskanzlei, und dies zeigt auch die politische Stellung an, die er in dieser Zeit einnahm. Seitdem die Zeiten für die Schweiz so drangvolle geworden waren, hatten sich die Blicke wiederholt auf den großen Geschichtschreiber gerichtet. Man schien erwarten zu dürfen, daß er seine Fähigkeiten jetzt dem Vaterlande zur Verfügung stellen werde. Doch er war klug genug, solchen Lockungen zu widerstehen. Wenn es nicht sein ganzes Leben bewiese, so würden es seine Urteile über die helvetische Revolution in ihren verschiedenen Stadien beweisen, daß die Politik nicht das Feld des friedliebenden, ganz dem gelehrten Wesen zugethanen Mannes war. Seine Vorliebe galt dem Alten, historisch Gewordenen, und wie er in seiner Geschichte beständig gemahnt hatte, den Geist der alten Bünde zu erneuern, so hätte er auch im jetzigen Augenblick nichts lieber gewünscht, als daß in der Schweiz die „möglichst altvaterländische Verfassung" zurückgeführt würde; mit Zugeständnissen, die aber eher im Sinne eines patriarchalischen Regiments, als des aufgewühlten Zeitgeistes waren. Im Einzelnen aber waren seine Urteile schwankend, leicht bestimmbar; er sprach nicht leicht einen Satz aus, den er nicht wieder einschränkte. Der Weisheit letzter Schluß, zu dem er gelangte, war immer der, daß die Schläge von Gott aus kommen müssen, um dem Unwesen ein Ende zu machen: „wann es so weit kam, so trat gewöhnlich ex machina Gott hervor, und wir haben nur zuzuwarten, und uns bereit zu halten." Darum ist er auch unermüdlich mit seinen Mahnungen an den jüngeren Bruder Johann Georg, Geistesgegenwart, Geduld und Heiterkeit zu bewahren. Ein viel festerer Charakter war dieser Bruder, der Staatsrat und Schulrat von Schaffhausen, der es bei seinem grimmigen Hasse gegen die Franzosen, die Revolution und die „Einheitsgedanken" nicht begriff, daß der Bruder, den er im Übrigen herzlich verehrte, arglos zuweilen

Äußerungen that, die zu Mißverständnissen Anlaß gaben und von den Gegnern ausgebeutet wurden. Bei seinem jetzigen Aufenthalt in Bern sah der Thukydides der Schweiz Männer beider Parteien, er schenkte beiden Gehör, und fand sich ziemlich einverstanden mit den Gemäßigten von beiden Seiten. Die Verfassung von Malmaison hatte wirklich seinen Beifall, wie aus seinen Briefen an den Bruder hervorgeht, dem sie noch viel zu unitarisch und revolutionär war. Doch hat auch Johannes nachträglich Einschränkungen gemacht, wenn er gleich dabei blieb, daß sie besser als die vorige sei, weil sie die Selbständigkeit der Kantone rettete. Auch jetzt fehlte es nicht an Versuchen, ihn für sein Vaterland zu gewinnen, ja es war sogar der abenteuerliche Vorschlag aufgetaucht, Müller und Reinhard als die Vertreter Österreichs und Frankreichs gemeinschaftlich zu Mediatoren der Schweiz zu ernennen: eine Rolle, die ein viel Stärkerer für sich allein vorbehielt. Im Ganzen waren die Eindrücke, die Müller in Bern erhielt, trostlos. Er fühlte sich vom Treiben der Parteien abgestoßen: „die Parteien kennen nur Egoism, Extreme, List, bösen Willen.“ Ja er wollte gar nichts mehr wissen von den Verfassungsstreitigkeiten und schied mit dem Gelöbnis, nie wieder in sein Vaterland zurückzukehren.

Reinhard aber schmerzte es tief, daß auch alte Freunde sich von den Verdächtigungen, deren Ziel er geworden war, beeinflussen ließen. Cotta war unlängst in Paris gewesen und hatte sich dort sagen lassen, Reinhard habe sich von den Männern, die erst sein Vertrauen genossen, abgewandt und lasse sich jetzt von den Aristokraten mißbrauchen. Cotta drückte ihm sein Befremden darüber aus, und Reinhard schrieb ihm darauf am 1. Juni:

Es kränkte mich allerdings, daß die Dinge, die Sie in Paris hörten, bei Ihnen mehr Gewicht hatten, als mein Brief, den ich Ihnen, der Freund dem Freunde, zu einer Zeit schrieb, wo ein Zeitungskrieg gegen mich loszubrechen begann, an dem auch die Ihrige Anteil genommen hat.[9]) Daß ich Ihnen keine Briefe senden konnte, daran war eben die Lage schuld, in die mich die Menschen setzten, die Ihnen jene Dinge sagten .... Noch einmal, was nun doch erreicht ist, wollt' ich durch die Menschen erreichen, deren Entfremdung von mir noch mehr ein moralisches Unrecht, als ein politischer Fehler war. Wenn Intrike im Spiel gewesen ist, so war es die, jene Menschen mir zu entfremden, nicht mich ihnen. Dies mag Ihnen zugleich beweisen, ob man von mir die Meinung habe, daß ich mich misbrauchen lasse. Sei's Glück oder Verdienst, ungeachtet ich genötigt wurde, einen ganz andern Weg einzuschlagen, als der ist, dem ich in den ersten 10 Monaten meiner Mission gefolgt war, so hat mich doch das Resultat nicht um eine Linie vom Ziel entfernt, das ich erreichen wollte. Es war und ist meine volle Überzeugung, daß modifizierte Einheit die einzige, Helvetien angemessene Verfassung sei.

Ich habe kein anderes Interesse, als das Bewußtsein zu erhalten, daß ich zum Wohl der Schweiz beigetragen habe. Ich berufe mich auf das Zeugnis meiner Gegner. Leben Sie wohl und glauben Sie, daß ich, wenn ich Sie nicht sehr achtete, Ihnen nicht geantwortet haben würde.

Der Entwurf von Malmaison wurde am 29. Mai durch den Gesetzgebenden Rat veröffentlicht. Seine Genehmigung blieb einer auf September zu berufenden allgemeinen Tagsatzung vorbehalten. Wie sollte diese Tagsatzung gewählt werden? Darüber erhob sich nun eine neue heftige Parteifehde. Die Unitarier waren entschlossen, durch die Tagsatzung Änderungen des Entwurfs in ihrem Sinn durchzusetzen; ihnen war es deshalb erwünscht, daß der Gesetzgebende Rat am 15. Juni folgendes Wahlverfahren anordnete: die National-Tagsatzung sollte durch die Kantonal-Tagsatzungen gewählt werden, diese durch Wahlmänner, die von den Munizipalitäten gewählt wurden. Da die Munizipalitäten, eine Schöpfung des ersten Revolutionsrausches, auf dem gleichen Wahlrecht beruhten, so war den Anhängern der unitarischen Revolution bei diesem Wahlverfahren die Mehrheit gewiß. Das Land überwog die vormals führenden Städte. Reinhard, der von einer solchen Versammlung nichts Gutes sich versprach, bemühte sich, ein anderes Verfahren durchzusetzen. Er wollte verhüten, daß der in den Munizipalitäten und Kantonstagen bestehende politische Gegensatz auf die Gesamtvertretung sich übertrage, und schlug, einer Anregung seines Freundes Finsler in Zürich folgend, der gleichfalls vom unitarischen System immer mehr zurückgekommen war, in einer Eingabe an den Vollziehungsrat die Bildung eines aus Mitgliedern der bestehenden Räte und anderen Notabeln zusammengesetzten Zentralwahlkörpers vor, der die Wahlen zur Nationaltagsatzung leiten und zu diesem Behuf den Kantonstagsatzungen zweckmäßige Vorschläge machen sollte. Georg Kerner schrieb unter angenommenem Namen eine eigene Flugschrift: über den Vorschlag zu einem Zentral-Wahlausschuß, die, den Absichten Reinhards entsprechend, einer zwischen den Extremen stehenden Mittelpartei zum Erfolg verhelfen wollte. Allein diese Bemühungen waren vergebens. Der Vollziehungsrat verwarf Reinhards Vorschlag. Man wollte jetzt, für frei erklärt, von Frankreich überhaupt keinen Rat annehmen. Sein amtliches Gewicht aber in die Wagschale zu legen, war Reinhard ausdrücklich gehindert, denn Talleyrand hatte ihm am 15. und am 22. Juni aufs neue eingeschärft, in seiner Einmischung vorsichtig zu sein und keine Partei zu begünstigen. „Diese Einmischung darf in keinem Falle bestimmt hervortreten und nie Anlaß zu Vorwürfen geben.“

Außer diesen allgemeinen Anliegen wurden auch die besonderen Wünsche der einzelnen Kantone vor das Ohr des französischen Gesandten gebracht. So hatte ihm J. G. Müller durch seinen Bruder die Interessen Schaffhausens empfohlen, das mit Thurgau vereinigt werden sollte und jetzt darauf hielt, daß die Stadt dabei ihre führende Stellung nicht verliere. In diese Zeit fällt auch ein Briefwechsel Reinhards mit J. Gaudenz von Salis wegen der Angelegenheiten Graubündens, wo nach dem Siege Massenas die dem Anschluß an die Helvetik günstige Partei obenauf gekommen war. Eben durch diesen Umschwung war Salis bewogen worden, zu Anfang des Jahres wieder in seine Heimat zurückzukehren, als ein überzeugter Parteigänger der helvetischen Einheit, aber seiner ganzen Natur nach ein Mann von gemäßigter Denkart. An ihn wandte sich Reinhard im Juni, um sich von ihm Ratschläge zu erbitten, wie der Kanton am besten mit der helvetischen Republik verschmolzen werden könne. Graubünden sei für jeden Außenstehenden eine terra incognita; wie es sich der neuen Verfassung anpassen werde, entziehe sich jeder Berechnung. Salis verhehlte in seiner Antwort nicht die Freude darüber, daß durch den nach schweren Wirren vollzogenen Anschluß die kühnsten Hoffnungen der Vaterlandsfreunde erfüllt seien; unter allen Wechseln des Kriegsglücks habe er dieses Ziel im Auge behalten, nachdem er als voreiliger Verkündiger desselben die Verbannung getragen. Er beklagte aber die Parteisucht und den Kirchturmgeist im Lande und versprach sich wenig gutes für die Wahlen und die Organisation des Kantons, wenn das Wahlgesetz vom 15. Juni ohne Abänderung für Graubünden angewendet werden sollte, dessen wunderliche Verhältnisse eine besondere Rücksichtnahme erforderten.

Ähnliche Unglücksprophezeiungen kamen von allen Seiten. Der Ausgang der Wahlen war denn auch der vorausgesehene. Eifersucht des Landes gegen die Städte, Feindschaft zwischen Zentralisten und Föderalisten beherrschte den Wahlkampf, die Extreme behielten die Oberhand. Die Versammlung war unfähig für die Aufgabe, die ihr gestellt war. Auch Stapfer und seine Freunde waren nichts weniger als entzückt von dem „rohen Bauerntroß", der jetzt obenauf war und invita Minerva Verfassungen fabrizieren sollte; aber auch dafür wurde Reinhard verantwortlich gemacht, der durch seine Begünstigung der Privilegienmänner die Reaktion der ländlichen Massen verschuldet haben sollte. Unter diesen Umständen kam der 14. Juli heran, der Tag der Bastille, an dem Reinhard als Gesandter der Republik ein Fest zu geben hatte. Aus der Feder Christinens (an ihre Schulfreundin Johanna Frommann, 26. Messid. = 15. Juli) haben wir einen Bericht über dieses

Fest, das aus Schauspiel, Feuerwerk, Ball und Essen bestand, und zu dem 200 Einladungen ergangen waren. Sie knüpft daran folgende Bemerkungen:

Oligarchen und Unitarier nahmen Teil am Feste, Tanz und Musik hatten sie sehr vereinigt, sie führten sich ganz wohlgezogen gegen einander auf, sahen dem Feuerwerk zu, und das Feuer ihres Hasses wurde von der allgemeinen Fröhlichkeit erstickt. Nur wie am Ende die Toaste getrunken wurden, sprühte an beiden Seiten ein Flämmchen hervor; aber die Musik begann und brachte alles in Harmonie ... Das politische Meer, das uns umgiebt, ist noch bodenlos! Noch ist die Stelle nicht gefunden, wo man einen Hoffnungsanker auswerfen kann, und bis jede Partei begreift, daß Aufopferungen, Nachgeben und Vertrauen allein den Schlund des Meeres füllen, wird man sie nicht finden! Wenn ich dir von Reinhards ernstlichem und hier so verkanntem Bemühen, die Trümmer des alten auf Gewohnheit gegründeten Glücks zu retten, ohne die Freiheit zu kränken und den Hoffnungen der Zukunft zu schaden, vorspräche, würde ich parteiisch scheinen und es doch wahrlich nicht sein! Es ist eine schwere Aufgabe, Parteien zu vereinen, davon die eine verlorene Privilegien als geraubte Rechte beklagt, und so angesehen haben will, indes die andere, zum Besitz der Stellen und Gewalt gelangt, ihren Mangel an Erfahrung durch kindischen Eigensinn ersetzen will und bei dem Mißlingen ihrer Pläne nie gegen sich selbst und ihre Kräfte, sondern gegen ihre besten Freunde und Ratgeber mißtrauisch wird. Ob das neue Konstitutionsprojekt sich zu einem dauernden, Glück und Ruhe versprechenden Gebäude erheben oder wieder ein provisorisches Schirmdach werden wird, können die Wahlen allein bestimmen. Gelingt es, die Parteien, deren jede mit Unrecht glaubt, die andere entbehren zu können, zu verschmelzen und die Gemäßigtsten und Aufgeklärtesten aus beiden zu wählen, so ist alles zu hoffen. Nie hat wohl das Schicksal eines Volkes mehr von seiner eigenen Weisheit abgehangen!

Zur Versöhnung hat auch dieses Fest des 14. Juli nichts beigetragen, es hat vielmehr dem Parteihader neue Nahrung gegeben. Frau Christine hat nur leicht die Verstimmungen angedeutet, die schon während des Festes hervortraten. Die Unitarier führten Klage darüber, daß sie die ausgesprochenen Oligarchen bei dem Feste trafen. Es scheint auch, daß Reinhard, der mit dem Vollziehungsrat auf gespanntem Fuße stand, bloß einen Teil seiner Mitglieder eingeladen hatte. Und besonders verübelte man ihm den Trinkspruch, den er auf den 14. Juli des Jahres IX ausgebracht haben sollte: „Möge er die schlimmen Folgen des 14. Juli 1789 heilen“. Er verdarb es damit vollends mit den Revolutionären. Seine Lage war die unerquicklichste geworden. Ohne Einfluß bei den Parteien, die er versöhnen wollte, mißliebig bei seiner eigenen Regierung, die ihn verhinderte seinen amtlichen Einfluß mit Nachdruck zur Geltung zu bringen — ihm selber konnte es nur erwünscht sein, wenn er aus einer solchen Lage befreit wurde. Wie aber

bis zum letzten Augenblick sein thätiges Wohlwollen für die Schweiz sich unerschüttert aufrecht erhielt, das zeigt ein schöner Brief an David v. Wyß, der aus dieser Zeit erhalten ist.

Sein regelmäßiger Züricher Korrespondent Finsler, der ins Bad Pfäfers reiste, hatte den jüngeren David v. Wyß beauftragt, an seiner Stelle Bericht vom Ausfall der Wahlen zu geben. Wyß selbst war in Zürich als der einzige Konservative gewählt worden, hatte es aber — ohne Hoffnung eines Erfolges in einer solchen Versammlung — doch für seine Pflicht gehalten, die Wahl nicht abzulehnen. Er schrieb am 22. Juli an Reinhard:

Ich benütze um so angelegentlicher diese angenehme Erlaubnis, als ich schon lange eine Gelegenheit wünschte, um Ihnen meine ausgezeichnete Hochachtung zu bezeugen und den Dank, den ich mit so vielen Schweizern teile, für die unermüdlichen Bemühungen, die Sie für das Wohl unseres unglücklichen Vaterlandes beschäftigen. Glauben Sie, Bürger Minister, daß alle achtungswerten Personen in unserer Stadt Ihren Wert zu schätzen wissen und daß sie aufs lebhafteste wünschen, Ihre edelmütigen Anstrengungen unterstützen zu können gegen die Hindernisse aller Art, die sich Ihnen entgegentürmen.

Wyß entwirft dann ein trostloses Gemälde von der durch die unglücklichen Wahlen geschaffene Lage:

Entschuldigen Sie, Bürger Minister, die starken Ausdrücke, die mir die Entrüstung abnötigt. Es ist so tröstlich, seine Schmerzen und seine Befürchtungen einem Staatsmann anzuvertrauen, der so achtungswert durch seine Rechtlichkeit wie durch seine Einsicht ist. Übrigens kann einzig die französische Regierung die unglückliche Schweiz vor neuen Gefahren und vor völliger Anarchie, die sie bedrohen, retten. Sie hat die heilige Verpflichtung übernommen, indem sie sich vorsetzte, das schreckliche Unheil wieder gut zu machen, in das ein tyrannisches und verabscheutes Regiment Frankreich selbst mit allen seinen Nachbarn gestürzt hat.

Reinhard erwiderte am 28. Juli:

„Gewiß scheinen die Wahlen für die Kantonaltage im allgemeinen die Befürchtungen der Wohldenkenden zu rechtfertigen, es scheint, daß die Demagogen und die Exaltierten beider Parteien in der Mehrheit sind. Indessen noch viel entmutigender wäre es, wenn man sich dadurch entmutigen lassen würde. Nirgends soll man die Patrioten anklagen können, daß sie sich ihrem Lande und ihren Mitbürgern in diesem entscheidenden Zeitpunkte versagt haben. In diesem unnatürlichen Kriege des Landes gegen die Städte wird ihnen immer der Trost bleiben, vorauszusehen, daß die Dinge eines Tages in die natürliche Ordnung zurückkehren; aber wie es von ihrer Haltung abhängen wird, die Epoche der Anarchie und Verwirrung, wenn eine solche Epoche einmal unvermeidlich ist, abzukürzen und zu mildern, und wie es jedem Mann von Einsicht vor allem feststeht, daß man schließlich nur auf Transaktionen kommen muß, die den wahren Interessen aller und dem Geiste des

Jahrhunderts entsprechen, so ist es nach meiner Ansicht eine heilige Verpflichtung, nicht die guten Ereignisse abzuwarten, sondern die schlimmen zu verhindern." Und niemals um einen optimistischen Trost verlegen, fügt er hinzu: „Übrigens steht immer noch zu hoffen, daß man in mehreren Kantonen nunmehr zu einem für alle Parteien befriedigenden Arrangement gelangen werde. Diese Hoffnung scheint mir sehr begründet für den Kanton Basel, der in mehrfachem Betracht dem von Zürich zum Beispiel dienen kann; auch für die Städte Bern und Luzern bestehen noch sehr günstige Aussichten. Wenn man nur einige Stützpunkte behauptet, so wird man sich dieser mit Erfolg bedienen können, um den Rest zu beeinflussen."

In einem Briefe an Salis vom 25. August beklagte er gleichfalls, daß in Bünden wie in der übrigen Schweiz die extremen Parteien den Sieg davon getragen und die Hoffnungen auf eine Vereinigung der feindlichen Lager fehlgeschlagen haben, forderte aber gleichzeitig den Freund auf, sich nicht entmutigen zu lassen: er möge sich, wiewohl die Zeitläufe ungünstig und unerfreulich genug seien, dem Vaterlande nicht entziehen.

3.

Am 1. August wurden die Kantonsversammlungen eröffnet. Die National-Tagsatzung sollte am 7. September zusammentreten. In der Zwischenzeit wurde Reinhard abberufen. In der Sache hatte er durch die Verfassung von Malmaison Recht behalten, aber seine Person wurde geopfert. Seine Feinde in Paris sahen ihre unablässigen Bemühungen endlich von Erfolg gekrönt. Stapfer hatte, da er auf dem gewöhnlichen diplomatischen Wege nicht zum Ziele gelangen konnte, zu einer ausgedachten Intrigue die Zuflucht genommen. Konnte er durch Talleyrand nichts ausrichten, so hoffte er mittelst Fouchés auf den Ersten Konsul zu wirken. Durch den helvetischen Justizminister Bernhard Meyer ließ er sich Material zusammentragen und fertigte daraus eine Anklageschrift an, die er, anonym, aus Bern datiert, Fouché zustellte. Alles, was die Unitarier gegen die französische Gesandtschaft auf dem Herzen hatten, wurde hier in wohlberechneter Weise zusammengestellt: daß sie allein die Schuld trage an der andauernden Verwirrung und daß sie an die ersten Plätze England ergebene Männer stelle, daß La Fitte und seine Frau seit ihrer Rückkehr aus Paris aufs engste mit den Aristokraten verkehren und daß auf ihr Anstiften sogar ein Komplot gegen die helvetische Regierung bestehe, wobei auf die Mitwirkung des französischen Generals Montchoisy gerechnet sei, daß Reinhard zum Freiheitsfest des 14. Juli erklärte Feinde der neuen Ordnung eingeladen und bei diesem Feste Trinksprüche ausgebracht habe, in denen er den 14. Juli verächtlich machte, daß

er nur mit Männern wie Erlach und Dießbach umgehe, mit den Oligarchen, die kürzlich einen Agenten nach London geschickt hätten, um das Kabinet von St. James für ihre Adelsrechte zu interessieren, daß diese Partei in allen künftigen Kriegen zwischen Frankreich und England stets die englische Partei ergreifen werde, daß Reinhard ein schwacher, einfältiger, eitler Mensch sei und daß der Schutz, den er den Patriziern gewähre, ein Hindernis für die Abtretung des Wallis an Frankreich sei, indem dadurch auf die Mitglieder der Regierung, die dem Ersten Konsul gern zu Willen sein möchten, der Schein unpatriotischer Schwäche geworfen würde, — dies und noch allerlei Klatsch war in ausgedachter Weise zusammengestellt, und die Nutzanwendung war, es sei höchste Zeit, daß Reinhard ersetzt werde durch einen Mann, der das Vertrauen des Ersten Konsuls besitze, um die Schweiz der Anarchie und dem englischen Einfluß zu entreißen. Stapfer wußte genau, womit er die größte Wirkung auf Bonaparte erzielen konnte: in viermaliger Wiederholung war ihm, wie das rote Tuch, das Wort England entgegengehalten. Stapfer teilte dieses Schreiben, ein Kunstwerk Basilios, auch Usteri mit, und selbst diesem waren doch die Mittel, die sein Freund in Paris gebraucht hatte, zu stark. Insbesondere fand er aus patriotischen Gründen die Stelle wegen des Wallis bedenklich, stellte auch in Abrede, daß Reinhard am 14. Juli den ihm zugeschriebenen Toast ausgebracht hätte. Bei Bonaparte aber wurde der Zweck vollkommen erreicht. In einem seiner Zornesausbrüche erteilte er Talleyrand die entsprechenden Weisungen. So leicht ging es nun doch auch jetzt nicht. Nachdem der erste Zorn Bonapartes verraucht war, versuchte Talleyrand noch die Ausführung des Entschlusses auf Umwegen zu hintertreiben, er wollte den Gesandten halten, und erst nach mehreren Anläufen, wobei wieder Fouché zu Hilfe gerufen werden mußte, dessen andauernder Gunst sich Stapfer rühmte, war Talleyrands Widerstand zu überwinden. Gegen Reinhards fixe Idee, daß durch eine patriotische Verschmelzung der Parteien die Ordnung im Lande wiederherzustellen sei, hatte Stapfer allerdings ein triftiges, schwer zu widerlegendes Argument: es fehlt, sagte er zu Talleyrand, in der Schweiz die feste und starke Hand, die in Frankreich die verschiedenartigsten Elemente zu harmonischem Zusammenwirken nötigt. Am 5. August trug Stapfer noch einmal in einer Audienz bei Bonaparte seine Klagen gegen Reinhard vor, den er dabei, wie er selbst an Usteri schrieb, „eines völligen Mangels an Takt, Welt- und Menschenkenntnis und der ungeschicktesten Behandlung unserer helvetischen Angelegenheiten“ beschuldigte. Reinhards Abberufung war zu dieser Zeit bereits beschlossene Sache. „Ge-

nötigt, entweder die Einmischung mit Gewalt durchzusetzen oder ihrem Bevollmächtigten die Anerkennung zu versagen," wie ein Bericht Talleyrands an Bonaparte vom 1. August ausführt, hatte die Regierung das letztere gewählt. Der Erste Konsul entschied am 27. Thermidor (15. August), daß es „einem neuen Gesandten, der keine bitteren Gefühle zu schonen, kein Vorurteil zu bekämpfen hätte, besser gelingen werde, das Aufbrausen der erhitzten Geister zu beschwichtigen."

Wie blind und maßlos der Haß war, den die unitarischen Parteimänner auf Reinhard geworfen hatten, ist erst aus den von Luginbühl veröffentlichten Briefen Stapfers und Usteris in vollem Umfang bekannt geworden. Usteri schrieb am 14. August an Stapfer, Reinhards „linkisches und ineptes Betragen, das sich zum Teil auf seine erbärmliche, kleinliche Eitelkeit gründet," habe ohne Zweifel die jetzige schlimme Lage verschuldet; nur könne seine Abberufung erst dann als ein Gewinn angesehen werden, wenn sie von einer guten Ersetzung begleitet sei. „Denn zu Reinhards guten Eigenschaften gehört nun unstreitig die, daß er allen Parteien verächtlich geworden, wenig oder nichts vermag und daß seine Bemühungen gerade das Gegenteil dessen, was er bezweckt, begünstigen." Ebenso stark und wegwerfend sind Stapfers Urteile über Reinhard. Er schrieb am 19. August zurück:

> Es ist unverantwortlich, ja schändlich, daß gerade Reinhard, dieser Tübinger Magister, ein Kind der Revolution, ein Geschöpf ihrer liberalen Grundsätze, an denselben bei uns zum Verräter ward, daß er, ein Mann von deutscher Bildung, der Sinn für eine bessere Behandlung der Menschheit hätte haben sollen, nicht derjenigen republikanischen Partei bei uns redliche Hand bot, welche das Große und Wahre in den französischen Revolutionsmaximen mit den Resultaten deutscher Moralität und höherer philosophischer Kultur vermählen wollte, sondern lieber wie ein plumper Bär etwa Affensprünge nachahmt und als ungeschickter Nachbildner französischer Revolutionsintriguanten bei uns zu erscheinen für gut fand . . . . . Er schilderte euch als verbrannte Köpfe, über Hirngespinste brütende Theoristen, unfähige Phantome, ehrgeizige Revolutionärs, die von der Nation verabscheut wären und keine Kunde von öffentlicher Verwaltung hätten, dazu von Eigendünkel strotzten und ausschließlich herrschen wollten. Ich gestehe, daß mich diese unausgesetzte Anschwärzung der gemäßigten Partei bei seiner Regierung vorzüglich gegen ihn gereizt und ganz vorzüglich bestimmt hat, auf seine Entfernung hinzuwirken . . . . Die Entfernung Reinhards sticht Talleyrand gewaltig in die Nase. Er ist gezwungen worden, selbst Hand zu bieten, und mir obendrein noch freundliche Miene zu machen. Er ist innerlich gewiß rasend; aber lächelt mit Kuplerins Miene mehr als je.

Am 21. August erhielt Reinhard sein Abberufungsschreiben. Die Spannung zwischen Reinhard und dem Vollziehungsrat war derart, daß sie

sogar die Formen des Abschieds beeinflußte. Wenigstens wurde es in der Schweiz als eine Unfreundlichkeit gedeutet, daß Reinhard nicht in üblicher Weise durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten um eine Abschiedsaudienz nachsuchte, sondern lediglich dem Präsidenten des Vollziehungsrates am 1. September in einem Billet anzeigte, daß er in der Sitzung gleichen Tages sein Abberufungsschreiben übergeben werde. An Cotta aber schrieb er am 26. August:

Nicht unerwartet, mein lieber Cotta, und beinahe nicht ungewünscht kommt mir meine Zurückberufung. Daß nun in Paris ein System die Oberhand behalten zu haben scheint, kann etwas helfen; aber dies alles geschieht ein wenig spät. Doch hievon genug. Ich werde aufs höchste noch 14 Tage hier bleiben. Ich bitte Sie, vom 1. September an ein Exemplar Ihrer Zeitung und der europäischen Annalen für mich aufzubewahren und sie mir mit Gelegenheiten nach Paris, wohin wir fürs erste alle gehen, zu übersenden. Leben Sie wohl. Was ich mir auch vornahm, ich konnte in der Schweiz kein Diplomatiker sein, sondern nur ein ehrlicher Mann; und als solcher muß ich den Wunsch haben, daß die Zukunft mich einst rechtfertige.

Diese Anerkennung wird ihm die Geschichte auch nicht versagen. Man kann seine Geschicklichkeit anzweifeln. Der Erfolg spricht gegen ihn. Er hat sich tiefer in das Parteiwesen eingelassen, als Klugheit und die Weisungen seiner Regierung es erlaubten. Doch die Ehrlichkeit seiner Absichten und sein Wohlwollen für die Schweiz hat nur von der Parteisucht der Zeitgenossen mißkannt werden können. Die Nachwelt ist gerechter. Das Urteil der heutigen Schweizer Geschichtschreibung lautet anders, als das der unterlegenen helvetischen Einheitsmänner.[10]) Und die Herzensergießungen Reinhards an seinen Tübinger Freund dienen dazu, es vollauf zu bestätigen.

Was aber die Ansicht betrifft, die ihn mit seiner eigenen Regierung in Zwiespalt brachte, daß unter den jetzigen Umständen nur ein Machtspruch Frankreichs die Schweiz retten könne und daß Frankreich zu diesem Machtspruch verpflichtet sei, so haben viele Schweizer Patrioten diese Ansicht geteilt,[11]) und der Erfolg hat sie gerechtfertigt. Was Bonaparte endlich im Jahre 1803 gethan hat, nach zwei weiteren Jahren des Parteihasses und der Anarchie, das wünschte Reinhard im Jahre 1801 gethan, und die Verfassung von Malmaison wäre den Unitariern günstiger gewesen, als es dann die Mediationsakte war. Stapfer hat in späteren Jahren (Brief an Usteri vom 21. Oktober 1811) selbst eingestanden, daß er zu einseitig im Unitarismus das Heil erblickt habe und daß, wenn er statt am System zu hängen, mehr Rücksicht auf die entscheidenden Personen und die angestammten National-

gewohnheiten genommen hätte, ungleich mehr Bruchstücke des liberalen Systems in die neue Verfassung hinübergerettet worden wären.

Auch von Georg Kerner wurde die Ansicht geteilt, daß die Fortdauer des provisorischen Zustandes, dem nur der Machtspruch Frankreichs ein Ende machen konnte, zu immer größerer Anarchie, Parteiwut und Korruption führen müsse. Sein Gesamturteil über Reinhards Wirken in der Schweiz aber faßte dieser Freund, der am besten über seine Absichten unterrichtet war, in die Worte zusammen: er sei eifrigst bestrebt gewesen, der Versöhner der Parteien, der Mittler zwischen Menschen und Meinungen zu sein, um freilich für diese seine wohlgemeinten Bemühungen nur Verkennung und Haß zu ernten. „Die unausgesetzten Bemühungen, die Geister zu versöhnen, eine allgemeine Einigung herbeizuführen und vor allem die Interessen der Schweiz mit denen der Republik in Einklang zu bringen, haben ihm um so heftigere Anfeindung zugezogen, als er dem persönlichen Interesse zur ersten Bedingung die Unterwerfung unter das allgemeine Interesse machte. Daher haben Eigensinn und Mißtrauen, das gewöhnliche Erbteil mittelmäßiger Seelen, ihm von der einen Seite Schwierigkeiten bereitet, welche die tolle Übertreibung der Ansprüche von der andern Seite schließlich für die bloße Kraft der Überredung und der Ratschläge unübersteiglich machte.“ Reinhard selbst aber hat die Summe seiner Berner Erfahrungen in dem Wort an Goethe zusammengefaßt: „In der Schweiz hatte ich eine unauflösliche Aufgabe zu lösen, und die Art, wie ich sie zu lösen gedachte, war unpraktisch; ich erfuhr den Fluch der guten Intentionen!“

Gern hätte man in der Schweiz nach Reinhards Abberufung die Wiederkehr Perrochels gesehen, der sich als ein wohlwollender Freund der Schweiz erwiesen hatte. Allein die Wahl des Ersten Konsuls fiel auf Verninac de St. Maure, der Gesandter in Konstantinopel gewesen und zuletzt Präfekt in Lyon war. Der einstige Jakobiner hatte sich in einen geschmeidigen Diener Bonapartes verwandelt. Er bekam dieselben Weisungen wie Reinhard, zeigte aber bald, „wie sehr er die Kunst verstand, durch geheime Intriguen Einfluß zu üben und zugleich durch zweideutige Doppelsprache die wahren Absichten der französischen Regierung im Dunkel zu lassen“. Stapfer schilderte ihn als einen Mann, der nach Lob und Glanz jagte, der elegante Gesellschaft, Tafel, Spiele und Repräsentation liebte, der falsch und geldgierig war, und J. G. Müller klagte im März des folgenden Jahres: „Verninac wird immer impertinenter, gebieterischer“: die Schweizer hatten die Genugthuung, daß der neue Gesandte seinem Vorgänger in keinem Stücke glich. Die

Wohnung, die Reinhard innegehabt hatte, war seinem Nachfolger zu bescheiden. Das schönste Haus in Bern war der Erlacher Hof, wo der Vollziehungsrat tagte. Über ein kurzes, und der Vollziehungsrat mußte dem französischen Gesandten das Gebäude abtreten.

Verninac traf am 6. September, unmittelbar vor Eröffnung der Nationaltagsatzung in Bern ein. Einige Tage darauf verließ Reinhard die helvetische Hauptstadt. Er nahm den Weg über das Neuenburger Land, wo er in Begleitung Kerners einige Tage in den Industrieorten sich aufhielt. „Er hat hier die gastlichste Aufnahme gefunden, und wenn er aus Helvetien bittere Erinnerungen mitnimmt, so scheint ihm das Geschick an den äußersten Grenzen andere und glücklichere Eindrücke aufbehalten zu haben.“ So schrieb Kerner in einem Briefe aus Locle, 11. September, den er dem jetzt nach Paris zurückkehrenden Reinhard an Bourienne, den Privatsekretär des Ersten Konsuls, mitgab. Er selbst war für jetzt noch durch seine dienstliche Stellung zurückbehalten. Denn auch La Fitte war abberufen worden; seine Entfernung hatte der Vollziehungsrat ausdrücklich erbeten. In kurzem konnte auch Kerner nach Paris zurückkehren, und für ihn wurde der Abschluß dieser Mission zugleich eine Lebenswendung. Die Erfahrungen in der Schweiz, dazu der Haß gegen die immer sichtbarer sich ankündigende Alleinherrschaft Bonapartes reiften in ihm den Entschluß, dem diplomatischen Beruf, in dem er sich seit sechs Jahren an Reinhards Seite versucht hatte, gänzlich zu entsagen. Wenn es wahr ist, daß der hitzige Republikaner sich nicht scheute, bei einem amtlichen Feste, das Reinhard als Gesandter der Republik veranstaltete, seinen Gefühlen gegen den Unterdrücker der Freiheit öffentlichen Ausdruck zu geben, so konnte freilich nach solchen Vorgängen seines Bleibens nicht länger im französischen Staatsdienst sein.[12]) Er ging schon Ende 1801 von Paris nach Hamburg, wo er in ganz anderer Weise mit Reinhard wieder zusammentreffen sollte.

Für die Ansicht, die Reinhard von den Schweizer Zuständen und Parteien gewonnen hatte, scheint er dann auch noch von Paris aus gewirkt zu haben. Wenigstens klagen auch die späteren Briefe Stapfers von dort wiederholt, daß Reinhard über die Einheitsfreunde seine Galle ausgeleert, sie als Jakobiner verschrieen, dagegen die Oligarchen herausgestrichen und sogar den Vorstellungen seines Nachfolgers entgegen gewirkt habe. Selbst Frau Reinhard wird von seinen jedes Maß übersteigenden Ausfällen nicht verschont. Es war zwischen beiden Staatsmännern eine Kluft aufgerissen, die sich niemals wieder ausgefüllt hat. Stapfer blieb auch nach Beendigung seiner diplomatischen Mission in Paris, er nahm in Frankreich seinen dauernden Aufenthalt. Seine

Neigungen, Arbeiten, Freundschaften waren derart, daß sie sich vielfach mit denen Reinhards berühren mußten: von einem persönlichen Verhältnis ist dagegen niemals die Rede. Stapfer war mit Villers befreundet, wirkte viel ihm für die Kantische Philosophie, bemühte sich um die Vermittlung deutschen und französischen Geisteslebens, übersetzte u. a. eine Schrift Wessenbergs, war dem Protestantismus in Frankreich ein treuer Kämpe und beteiligte sich an den religiösen Gesellschaften, während sein Sohn Goethes Faust übersetzte und Mitarbeiter des Globe war — lauter Berührungspunkte zwischen ihm und Reinhard, die das Fehlen aller persönlichen Beziehungen zu einer bezeichnenden Thatsache machen. Reinhard ist später wiederholt und gerne in die Schweiz gekommen; er ruhte nicht, bis er sämtliche Kantone kennen gelernt hatte. Gerne traf er dann mit politischen Bekannten aus seiner Berner Zeit zusammen, auch wenn sie auf der Gegenseite gestanden waren, und er freute sich, wenn er wahrnahm, daß die politischen Gegensätze ihre Schärfe verloren hatten und man ihm selbst eine billigere Beurteilung zukommen ließ.

Zwölfter Abschnitt.

Zweiter Aufenthalt in Hamburg.

1802—1805.

Winter in Paris 1801—1802. Ernennung nach Hamburg. Spannung und Aussöhnung mit Kerner. Neue Freunde. Die Gesellschaft in Neumühlen. Karl von Villers. Der Hauptschluß der Reichsdeputation in Regensburg. Jacobi in Hamburg. — Wiederausbruch des Kriegs. Besetzung Hannovers und die Konvention von Suhlingen. Vermählung des Bruders Christian. Zwangsanleihe und Spionage. Das Werkzeug französischer Gewaltpolitik. Verdüsterte Stimmung. — Aufhebung des englischen Geschäftsträgers Rumbold. Ungnade beim Kaiser. Abberufung. An den Rhein.

1.

Als Gesandter der Konsulatsregierung ist Reinhard im Jahre 1802 nach Hamburg zurückgekehrt. Vieles lag dazwischen, seitdem er zum erstenmal diesen Posten bekleidet hatte. Die Gesandtschaft in Florenz mit ihrem traurigen Ausgang, das auswärtige Ministerium in Paris, der Posten in Bern — das war eine Reihe von Leidensstationen, die für sein inneres Verhältnis zur Welt und zu dem gewählten Lebensberuf nicht ohne einschneidende Wirkung sein konnte. Noch in die Schweiz war Reinhard mit einem wohlmeinenden Optimismus gegangen, der gehofft hatte, dem durch die Fremdherrschaft und durch die Wut der Parteien zerrütteten Lande zu einem erträglichen Lose zu verhelfen. Doch das Ende war, daß er das Mißtrauen aller Parteien, die er versöhnen wollte, und zuletzt die Ungnade seiner Regierung sich zuzog. Und wie stand es mit den Grundsätzen der Revolution, deren Verkündigung und Durchführung er sein Leben gewidmet hatte? Den Vorwurf der Untreue hätte er mit gutem Grunde von sich abschütteln können. An den Ideen der Revolution hat er zeitlebens festgehalten: die erste Nationalversammlung mit ihrem Werke, der Verfassung, blieb ihm ein leuchtendes Erinnerungsbild, daran er sich in trüben Tagen aufrichtete. Aber doch war im Wandel der Zeiten auch er ein anderer geworden. Sein

Aufenthalt in der Schweiz bildet in dieser Beziehung einen merkbaren Abschnitt. Er kam dorthin als ein „Erzrevolutionär", — so bezeichnete ihn Talleyrand gegen seinen Ankläger Stapfer —, und er schied mit dem Bekenntnis, das er gegen David v. Wyß aussprach, daß man in der Politik schließlich immer auf Transaktionen kommen müsse. Das hatten seine Erfahrungen in diesem Lande bewirkt. Und es spiegelt sich darin die große geschichtliche Wendung wieder, die mit der Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich eingetreten ist: Das Jahrhundert der Menschenbeglückung ist abgelaufen, ein neues, realistisches Zeitalter hat seine Erbschaft angetreten.

Den Winter brachte Reinhard abwartend, ohne Anstellung in Paris zu. Die Frage, ob er seine Dienste auch der beginnenden Alleinherrschaft widmen könne, ob er sie ihr widmen müsse, ist damals wohl von ihm erwogen und auch im Gespräch mit vertrauten Freunden nicht verschwiegen worden. In demselben Winter brachte Friedrich Jacobi, der Philosoph, mit seiner Schwester Helene einige Monate in Paris zu; sie waren viel mit Reinhards zusammen, und man errät, wovon unter ihnen die Rede war, wenn Jacobi Grüße von Stinchen und dem „guten Reinhard" an die Doktorin in Hamburg schickt und dabei bemerkt: „Bald, hoffe ich, ruhen auch ihre Füße auf einem besseren Boden. Daß ich sie ganz der Herrschaft des aller wahren Menschheit so jenseitigen Gebietes entreißen könnte! Es ist ein schreckliches Los, einer Regierung dienen zu müssen, die den Ehrgeiz hat, alle Ungerechtigkeit allein zu verüben." Und die Doktorin selbst, als sie erfuhr, daß Jacobis mit Baggesen von Paris abgereist seien, schrieb bekümmert: „Wir hatten gewünscht, daß Reinhards mit ihnen hätten den verzauberten Ort verlassen können, wo es keiner deutschen Moralität recht wohl sein kann." Reinhard selbst that keinen Schritt, wieder eine Anstellung zu erlangen. Der Mann widerstrebte ihm, „der die wahren moralischen Kräfte verkannte". Er verkehrte wieder mit Sieyès, mit seinen alten Freunden, den Republikanern, und er unterließ es, dem Mann des 18. Brumaire den Hof zu machen, der die Erinnerungen der revolutionären Zeit auszutilgen begann und die Tuilerieen in ein Hoflager umgewandelt hatte. „Diese tüdeske Unbeholfenheit beleidigte Bonaparten, aber sie ging mir hin, weil sie ihm bei mir natürlich erschien; doch half sie mir zum ersten Exil, das ich damals wünschte." Bonaparte wollte Reinhards Dienste doch nicht entbehren. Für die norddeutschen Dinge, die, wenn der Krieg mit England wieder ausbrach, von der größten Wichtigkeit waren, gab es keinen schärferen und sachkundigeren Beobachter. Und er selbst, wenn er sich nicht herangedrängt hatte, war doch nicht der Mann, ein Feld

der Thätigkeit, das ihm angeboten wurde, auszuschlagen. Im April 1802 erfolgte seine Ernennung zum Gesandten, diesmal nicht bei den Hansestädten, sondern — nach hergestelltem Reichsfrieden — bei dem niedersächsischen Kreise.

Im Juni traf er in Hamburg ein. Auch hier hatte sich inzwischen manches verändert. Zunächst in der Familie. Sein Schwager Sieveking war am 25. Januar 1799, erst achtundvierzig Jahre alt, nach kurzer Krankheit gestorben. Nicht bloß die nächsten Angehörigen empfanden den Verlust des bedeutenden Mannes, zumal in dieser Zeit, als einen schweren Schlag. Schon begannen sich über dem reichen Gemeinwesen düstere Wolken zusammenzuziehen. Während des Krieges war es immer schwieriger geworden, zwischen den drohenden Zumutungen der Kriegführenden, hier Frankreichs, dort Englands, hindurch zu steuern. Die Republik erhob Beschwerde, daß Hamburg die Ausgewanderten und ihre Verschwörungen schütze, den englischen Handel begünstige; umgekehrt klagten England und Rußland, die Stadt sei der Zufluchtsort aller Unzufriedenen, ein Herd revolutionärer Umtriebe, ein Mittelpunkt jakobinischer Propaganda. Die Zwangsmaßregeln, die Kaiser Paul gegen die hamburgische Schiffahrt ergriff, waren mit die Ursache der tief eingreifenden Handels- und Geldkrisis, die über Hamburg im Jahre 1799 hereinbrach. Plötzlich sanken die unnatürlich gesteigerten Preise der aufgestapelten Waren, die Handelshäuser erlitten ungeheure Verluste und eines nach dem andern mußte seine Zahlungen einstellen. In dieser Schreckenszeit, der Vorläuferin noch schlimmerer Tage, wurde zum erstenmal jene sorglose Leichtlebigkeit erschüttert, die in Folge der riesigen Geldumsätze des vorigen Jahrzehnts eingerissen war. Von der Begeisterung, mit der man einst dem Anbruch eines neuen Zeitalters entgegengejubelt hatte, war wenig mehr übrig. Hier wie überall waren die Sympathien für Frankreich erkaltet; doch zu den Ursachen, die überall die gleichen waren, trat hier noch die besondere: Bedingung für Hamburgs Wohlstand war der ungestörte Handelsverkehr mit England und nun hatte sich allzu deutlich die französische Absicht enthüllt, den englischen Handel mittelbar in den Hansestädten und in den deutschen Strommündungen zu bekämpfen. Nach dem Zerwürfnis, in das Hamburg wegen der Auslieferung des irischen Flüchtlings Napper Tandy mit der französischen Republik geraten war, hatten Gerüchte von einer bevorstehenden französischen Expedition gegen die Nordseeküsten lebhafte Beunruhigung hervorgerufen. Jetzt war Friede, aber ein Friede, dem niemand traute, und jene Gerüchte wollten nie ganz verstummen. Reinhard erschien, als er das zweitemal

nach der Hansestadt kam, nicht mehr in demselben Grade wie früher als der Vertreter einer befreundeten Macht.

In Hamburg ist Reinhard wieder mit seinem Freunde Kerner zusammengetroffen, doch geschah dies unter Umständen, an denen gleichfalls ersichtlich war, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Kerner hatte hier zuerst eine kaufmännische Laufbahn einzuschlagen versucht, und da dies mißlang, im März 1802 eine politische Zeitschrift begründet, in der er freimütig und mit zunehmender Schärfe die Zeitereignisse besprach. Im Mai erfuhr er, daß ein neuer französischer Gesandter in der Person Reinhards erwartet werde, und sofort ahnte ihm nichts Gutes. Von seinem besten Freunde hatte er zu fürchten, und er fürchtete nicht grundlos. Im Juli hörte der „Nordstern" auf zu erscheinen, und es ist kein Zweifel, daß dies mit der kurz zuvor erfolgten Ankunft Reinhards zusammenhing, sei es, daß dieser den alten Freund vertraulich warnte oder daß er beim Senat Vorstellungen erhoben hatte. Kerner mußte sich jetzt nach einer anderen Beschäftigung umsehen, er kehrte zu seinem medizinischen Berufe zurück und nach einem Aufenthalt in Kopenhagen und in Schweden nahm er im August 1803 die ärztliche Praxis in Hamburg auf. Er hielt sich nach seiner Rückkehr von Reinhard im Anfang fern, er zürnte ihm; als er sich aber bald darauf mit einer Hamburgerin verlobt hatte, benützte dies Reinhard zum Versuch einer Aussöhnung, und zwar mit bestem Erfolg. Sie war so vollständig, daß sich Kerner von dem alten Gefährten und von Reinhold zum Traualtar führen ließ. Nach der Trauung, es war am 27. Mai 1804, versammelte man sich zu einem ländlichen Feste, und hier war es, wo der französische Gesandte von einem Kurier überrascht wurde, der ihm die Nachricht von der Verwandlung des Konsulats in das Kaiserreich brachte.

In der hamburger Gesellschaft traten dem Gesandten überall bekannte Gesichter entgegen und neue Bekanntschaften schlossen sich an. Unter den letzteren war der dänische Diplomat J. G. Rist, der jedoch, wie der holländische Gesandte Reinhold, erst in späteren Jahren zu größerer Vertrautheit mit Reinhard gelangte. Friedrich Perthes, der Schwiegersohn von Matthias Claudius, damals ein junger aufstrebender Geschäftsmann, erzählt, daß er auch mit Reinhard in vielfache Berührung gekommen sei, und rühmt es, daß er „seinen Blick durch die Gespräche mit dem redlichen und in den politischen Verhältnissen erfahrenen Mann erweitert" habe. Jacobi, der Philosoph, wohnte noch immer in Eutin, ganz heimisch geworden in diesem norddeutschen Gelehrten- und Dichterkreise. Christine stand mit ihm und seiner Schwester

Helene aufs freundschaftlichste, und Reinhard selbst pflegte gerne diesen Verkehr, der ihn in ganz andere Regionen versetzte, als seine Tagesgeschäfte ihm auferlegten; er bedauerte nur, daß Jacobis wankende Gesundheit nicht häufiger eine persönliche Begegnung ermöglichte. So schuf auch ein Besuch in Göttingen, wo Zierden der Universität aufgesucht, alte Jugendfreundschaften erneuert wurden, erquickende Unterbrechung der Berufsarbeit; freudig erkannte man dort an, daß Reinhard durch seinen Lebensgang deutschem Geist und deutscher Wissenschaft nicht entfremdet worden war.[1]) Am 14. März 1803 schloß Klopstock die Augen, und wenn berichtet wird, daß bei dessen Begräbnis in Ottensen die fremden Gesandten anwesend waren, so hat sicher Reinhard nicht gefehlt, der einst von Klopstocks Oden und Elegien den ersten Anstoß zu seinen eigenen Dichtungen empfangen hatte.

Noch immer vereinigte am Freitag Abend der Theetisch des Reimarusschen Hauses eine auserlesene Gesellschaft um den „frommen Weisen", der, alt an Jahren, jung an Geist geblieben war, und seine Gattin, die Doktorin, die, obwohl sie mit der Zeit zu unbehülflicher Leibesfülle gedieh, ihren Gästen noch immer dieselbe lebendige und anregende Teilnahme schenkte. Noch immer, auch nach dem Tode des Hausherrn, war das Sieveking'sche Haus „ein Sammel-, ja ein Tummelplatz für alles, was von Fremden und Einheimischen auf einige Bedeutung Anspruch machte." Und noch immer füllte an den Sonntagen den Landsitz in Neumühlen eine bunte Gesellschaft, Gäste von allen Nationen und allen Parteien. Doch die Schwere der Zeit begann sich auch im geselligen Leben fühlbar zu machen. Es war nicht mehr die Unbefangenheit, die sonst hier geherrscht hatte. Und vielleicht herrschte sie am wenigsten, wenn Reinhard zugegen war. Denn die einstige leidenschaftliche Parteinahme für die Revolution war jetzt bei den Nächstverbundenen dieses Kreises in heftige Abneigung gegen Bonaparte, das „flagellum Dei zu Malmaison", und in eifrige Parteinahme für England umgeschlagen, und wenn, nach einer Bemerkung Rists, die enge Verbindung Reinhards mit der Reimarus'schen Familie „wegen mancher Eigenheiten und seltsamen Schwächen nie zur Freundschaft werden wollte", so galt dies wenigstens für diesen zweiten Aufenthalt Reinhards in Hamburg, da er zugleich unter dem Druck seines jetzigen Berufes litt. Man scheint durch Zuträgereien diesmal im voraus gegen ihn eingenommen gewesen zu sein, und, wie er selbst in späteren Jahren einmal gegen Goethe äußerte, er konnte in der eigenen Familie sich nicht zurecht finden, er mußte Vorwürfe anhören, die ihm peinlich waren; „ich war empört und sehr unglücklich". Am meisten litt unter diesen Ver-

hältnissen Christine, die in der schwierigsten Lage zwischen den geliebten Eltern und dem geliebten Manne sich befand. Zu ihrem Schmerz mußte sie sich sagen, daß auch ihr tröstender Zuspruch wenig vermochte. Sie kränkelte und wurde häufiger von ihren Krämpfen heimgesucht, gegen die Jacobi, in seiner Herzensgüte immer zu helfen bereit, vergebens seine Pulver und Tropfen, seine Kräuterbäder und Kräuterkissen empfahl.

Unter den Bekanntschaften, die Reinhard in dieser Zeit machte, war die wichtigste die des Lothringers Karl von Villers. Als geborener Franzose, der durch Schicksal und Neigung ein Deutscher geworden war, bildete Villers gleichsam ein Gegenstück zu Reinhard. Wenn Goethe jenem den Namen Janus bifrons gegeben hat, so trifft dieselbe Bezeichnung auch für Reinhard zu. Schon durch diese Ähnlichkeit in Gesinnung und Lebensgang mußte sich Reinhard zu dem um drei Jahre jüngeren Villers hingezogen fühlen. Bei ihm konnte der Vereinsamte am ehesten auf Verständnis seiner eigentümlichen Lage, auf mitfühlende Teilnahme für Bedrängnisse rechnen, die er sonst sorgfältig in sich verschloß. Reinhard hat sich unter der Schwere der Zeit an den edlen Freund mit einer ähnlichen Wärme angeklammert, wie später an Goethe.

Der liebenswürdige, ritterliche Franzose fand dauernd seine Heimat in Deutschland. Er hatte im französischen Heere gedient. Eine Schrift über die Freiheit, die er im Jahre 1791 veröffentlichte, war den Jakobinern anstößig geworden, und im folgenden Jahre kam er als politischer Flüchtling nach Deutschland. Zunächst studierte er an der Universität Göttingen und eignete sich deutsche Bildung in ungewöhnlichem Grade an. Seit 1797 aber lebte er in Lübeck, im Hause des Senators Rodde, dauernd gefesselt an dessen Frau Dorothea, die von ihrem Vater Schlözer mit einer gelehrten Bildung ausgestattet worden war und sogar den philosophischen Doktorhut sich erworben, aber darüber die natürliche weibliche Anmut nicht eingebüßt hatte, — „le docteur aux belles mains“ oder „aux blancs bras“, wie die Freunde sie scherzend nannten. Villers vertiefte sich nun ganz in deutsche Litteratur und Wissenschaft und machte es sich zur Lebensaufgabe, die Bedeutung derselben seinen Landsleuten nahe zu bringen. Er stand in Verbindung mit Benjamin Constant und der Frau von Staël, mit denen er die gleichen Zwecke verfolgte. Nur war er noch viel entschiedener deutsch gesinnt, und vergebens hielt ihm die Staël das Vaterland, die Jugenderinnerungen und die Liebenswürdigkeit der Franzosen vor Augen, um ihn nach Frankreich zurückzurufen. Eine Schrift, in der Villers die Kantische Philosophie aus-

einandersetzte, bewog Bonaparte, ihn zu einem gedrängten Auszug aufzufordern. Wie einst Sieyès durch Reinhard, so ließ sich der Erste Konsul durch Villers in die Geheimnisse der „Kritik der reinen Vernunft“ einweihen. Jetzt, im Jahre 1802, arbeitete er an einer Preisaufgabe über die Reformation Luthers, die das Institut de France gestellt hatte. In dem Hause des Senators und späteren Bürgermeisters Rodde, einem der gesellschaftlichen Mittelpunkte der Stadt Lübeck, ist Villers aber auch den öffentlichen Dingen nicht fremd geblieben. Er liebte Deutschland und er liebte vor allem die Hansestädte, wo er das Gastrecht und zahlreiche Freunde gewonnen hatte. Als das Reich aus den Fugen ging und die Kleinen vor den Mächtigen zitterten, nahm sich Villers in mehreren Schriften, wie in persönlichen Bemühungen der Interessen der Städte an, und hier war es, wo er und Reinhard sich begegneten. Durch diese Geschäfte sind die näheren Beziehungen beider Männer eingeleitet worden.

Persönlich lernten sie sich im Sommer 1802 kennen, ohne Zweifel in Neumühlen, zu dessen Freunden Villers längst gehörte. Es war kurz vor den Regensburger Verhandlungen, die unter Vermittelung Frankreichs und Rußlands über die Gebietsveränderungen in Deutschland entscheiden sollten. Die Reichsdeputation war auf den August einberufen. Für alle, die zu gewinnen oder zu verlieren hatten, galt es nun, in letzter Stunde ihre Anliegen vorzubringen, ihre Forderungen zu begründen, der Gunst der Mächtigen sich zu versichern. Den meisten Reichsstädten war der Untergang der Freiheit bestimmt, nur für die Hansestädte zeigten sich von Anfang an günstige Aussichten. Frankreich hatte sich bisher für ihre Unabhängigkeit verwendet, und an seiner Diplomatie fanden auch jetzt ihre Wünsche eine kräftige Fürsprache. Wir wissen, worin die Wünsche der Städte bestanden. Vor allem verlangten sie Aufhebung der Lasten, die ein Erbstück der geistlichen Herrschaften waren, Beseitigung der Rechte und Einkünfte, die im Namen der Domkapitel den benachbarten Fürsten in den Städten und deren Gebiet zustanden. Bremen verlangte außerdem die Aufhebung des Elsflether Zolls, und alle drei Städte wünschten die endliche Anerkennung ihrer vollkommenen Neutralität in allen Reichskriegen und die Befreiung von jeder Art von Kriegslasten. Für die Gewährung einer solchen Ausnahmestellung verlangte Preußen in der Reichsdeputation von den Städten wenigstens einen Gegendienst: sie sollten zum Besten des Reiches eine jährliche Summe von fünfhunderttausend Gulden entrichten. Aber auch gegen diese Zumutung riefen sie mit Erfolg die Hilfe Frankreichs an.

Diese Verhältnisse sind es, die Reinhard jetzt zu studieren und in den Berichten an seine Regierung zu bearbeiten hatte. Mit gewohntem Fleiß sammelte er das statistische Material, das dem Entschädigungswerk im niedersächsischen Kreise zur Grundlage dienen sollte, und für die Verhältnisse Lübecks wandte er sich dabei an die Mitwirkung Villers'. Aus den Briefen, die er seit August 1802 an Villers richtete, erfahren wir näheres sowohl über diese Geschäfte, als über die zunehmende Wärme der freundschaftlichen Beziehungen beider Männer.

Am 22. November sendet Reinhard an Villers einen für Jacobi bestimmten Brief und fügt bei: „Jacobi hat die Absicht, einige Wintermonate in Hamburg zuzubringen. Vielleicht ist dies ein Grund, der Sie zu uns herüberziehen kann. Glauben Sie, daß ich immer mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifen werde, Sie wiederzusehen und Ihnen Beweise der Achtung zu geben, die Sie mir eingeflößt haben." Villers gab Hoffnung zu kommen, denn im nächsten Briefe, vom 25. November, worin Villers' Absicht, mit Luther sich zu beschäftigen, lebhaft gutgeheißen wird, fügt Reinhard bei: „Die ganze Familie weiß Ihnen Dank, daß bei Ihrem Vorsatz, nach Hamburg zu kommen, auch wir mit in Rechnung genommen sind." Am 7. Dezember legt er dann dem Freund eine Reihe von Fragen vor, welche die Stadt Lübeck betreffen und über die er um Auskunft bittet:

Die lokalen Einzelheiten kennen zu lernen und mir die neuesten Angaben zu verschaffen, genügt es nicht, die Bücher zu befragen; ich muß mich an Personen wenden, die an Ort und Stelle wohnen. Ich habe wenige Bekanntschaften in Lübeck, und ich weiß Niemanden, der geeigneter wäre, den Ansichten meiner Regierung zu entsprechen, und dem ich mich lieber verpflichtet fühlen möchte, als Sie. Wollen Sie es also übernehmen, mir über diesen Gegenstand Ihre eigenen Beobachtungen und die Ergebnisse einiger Besprechungen mit unterrichteten Lübecker Kaufleuten mitzuteilen? Nur ist die Sache etwas dringlich; wäre es zu viel verlangt, wenn ich mir die Antwort binnen vierzehn Tagen ausbitte? Verzeihen Sie meine Belästigung. Es heißt dies im wahren Sinne ihre Zirkel stören. Aber ich wünsche, ich könnte mich ebenso leicht in die Regionen erheben, wo Sie herrschen, als es Ihnen leicht sein wird, in diejenigen herabzusteigen, wo man die Lösung für meine Fragen suchen muß.

Diese Fragen bezogen sich auf die Handelsverhältnisse Lübecks, den Wert der aus- und eingeführten Waren, sodann die Ablösung der auf dem Gebiet von Lübeck und Hamburg berechteten Domkapitel, sowie die Säkularisation des Bistums Lübeck, womit der Herzog von Oldenburg für die Aufhebung des Elsflether Zolls entschädigt werden sollte. Reinhard erfuhr nun von

Villers, daß dieser bereits mit Arbeiten für den gleichen Zweck beschäftigt war. Die einschlägigen Fragen waren im Auftrag des Ersten Konsuls an die französischen Kommissäre der auswärtigen Beziehungen in allen drei Hansestädten geschickt worden. Neben dem Beamten, der diese Stelle in Hamburg bekleidete, hatte man sich aber nachträglich auch noch an Reinhard gewandt, weil man diesen für besonders bewandert in den Verhältnissen der Hansestädte hielt. Es war unter diesen Umständen Sache des Ehrgeizes für Reinhard, seiner Regierung eine befriedigende und möglichst erschöpfende Arbeit einzusenden, wozu er sich neuerdings die Dienste Villers' erbat. Gleichzeitig benachrichtigte er diesen, daß er beauftragt sei, zu einer freundschaftlichen Auseinandersetzung mit dem König von Dänemark mitzuwirken, da dieser auf die Besetzung der Domkapitel von Hamburg und Lübeck Rechte besaß, auf die er nicht verzichten wollte. Reinhard konnte in seinem Briefe vom 17. Dezember die Versicherung geben, daß die französische Regierung fest entschlossen sei, der Stadt Lübeck die in Aussicht genommenen Vorteile im vollen Umfang zu sichern und durch keinen Einspruch verkümmern zu lassen. Doch der Widerstand Dänemarks zeigte sich stärker als erwartet worden war und es gelang keine Verständigung. Den Austrag mußte man den Verhandlungen in Regensburg überlassen, wo jetzt der große Markt für die innerdeutschen Gebietsveränderungen in vollem Gange war.

Villers hat inzwischen die gewünschten Angaben an Reinhard gesandt, und dieser drückt in einem Brief vom 27. Dezember lebhaft seinen Dank für die reichlichen Mitteilungen aus. Dennoch sind sie ihm nicht genügend, nicht genug ins einzelne gehend, was die Statistik der aus- und einlaufenden Schiffe, ihre Flaggen, ihre Herkunft und ihre Bestimmungsorte, ihre Tonnenzahl und den Gesamtumsatz betrifft. Er selbst sagt sich freilich, auch wenn diese Angaben vollständig wären, so würden sie wenig nützen, da es sich um Kriegsjahre handelt, die nicht die Regel, sondern die Ausnahme bilden. „Indessen, man will es so, und Sie wissen, was das „„Man will es““ in Frankreich bedeutet."

Im Februar erwartete Reinhard den Besuch Villers' in Hamburg, und mit Ungeduld sah er diesem Zeitpunkt entgegen. Auf einen politischen Seufzer, eine Andeutung über den veränderten Zeitgeist seit 1789, die Reinhard dem Papiere anvertraute, scheint Villers mit einem offenen Ergusse geantwortet zu haben. Wir entnehmen es dem Briefe, mit dem Reinhard am 25. Januar 1803 erwiderte:

Ich werde, mein lieber Villers, Ihren letzten Brief als ein kostbares Besitztum aufbewahren. Ich schätze es hoch, unter die Zahl meiner Freunde einen Mann

rechnen zu können, dessen Geist schon durch die Wahl seiner Beschäftigungen und durch die Art des Ruhmes, den er sich gewann, den Charakter verbürgt. Sie sind nicht wie ich, am Fuße der Schaffote Zuschauer einer Revolution gewesen, die das Herz gefrieren macht. Sie haben nicht wie ich eine verletzte Empfindlichkeit davongetragen durch die Kenntnis der Welt, die auf die Unmöglichkeit, das Gute zu thun, angelegt ist. Glauben Sie mir, da heißt es einen weiten Weg zurücklegen, um endlich wieder zu dem Bedürfnis zu lieben und zu achten zurückzukommen. Sie sind unter der kleinen Zahl derer, die mich dieses Bedürfnis von Neuem kennen lehren. Ich wünsche, daß Sie mit mir zufrieden sind, um es selbst sein zu können, und ich werde Ihr Kommen als eine glückliche Episode meines jetzigen Lebens betrachten. Ich habe mich mit Poel verständigt; es wird keine Eifersucht geben, wenn Sie in Hamburg bei mir wohnen; in Altona wird Sie Poel ausschließlich besitzen. Das Zimmer ist bereit; der Salon erwartet Sie, Sie und Jacobi; wir werden lesen, wir werden glauben und mein Herz wird sich aufheitern. Tausend Grüße.

Villers konnte übrigens damals den Besuch in Hamburg noch nicht ausführen. Es blieb beim Briefwechsel, der sich zunächst um den fortdauernden Streit zwischen Dänemark und der Stadt Lübeck drehte. Doch wiederholt Villers sein Versprechen, Reinhard die inzwischen vollendete Schrift über Luther persönlich zu bringen, und Reinhard schreibt, indem er vorschlägt, den förmlichen Ton in den Briefen aufzugeben:

Von ganzem Herzen biete ich Ihnen ein kleines Zimmer in meinem kleinen Hause an. Machen Sie keine Komplimente; seit letztem Herbst war es dazu bestimmt, einen Philosophen zu beherbergen. Ich weiß nicht, durch welches Verhängnis es kommt, daß ich so oft den Graben nicht überspringen kann, um mich Personen zu nähern, die mich stark und seit lange anziehen. Ich verwünsche alsdann meine Runzelstirne; wenn gegenüber ein Gesicht sich befindet, das mir gleichfalls ein wenig streng scheint, so giebt es kein Mittel, daß ich darüber wegkomme. So ist mein Gesicht und so ist es von Natur, und doch könnte ich vielleicht mit größerem Rechte sagen, daß es nur eine Maske ist und daß die Kälte nur aus der starken Empfindlichkeit entspringt. Es scheint mir, diese Vorrede ist nicht ganz überflüssig, wenn ich Sie bitte, Frau Rodde meine Empfehlungen zu sagen. Tausend Grüße.

Villers erwiederte:

Ich habe Sie, würdiger Freund, gleich bei der ersten Begegnung verstanden und mich niemals durch Ihre ernsthafte Zurückhaltung betrügen lassen. Niemand glaubt mehr als ich an die Offenbarung der Seelen (vorausgesetzt, daß sie etwas zu offenbaren haben!). Der förmliche Ton war auch bei mir bloße Maske. Ich werfe sie mit inniger Freude ab, und die Art, wie Sie mich einladen, bestärkt mich unwiderruflich in meinem System. Ich habe der ausgezeichneten Frau mit den strengen Mienen den Satz Ihres Briefes gelesen, wo ihrer Erwähnung gethan ist, sie lachte sehr darüber und beauftragte mich, Sie wie Frau Reinhard herzlich zu grüßen. Die Strenge ihres Äußeren verbirgt gleichfalls die edelste und feinfühlendste

Seele. Inmitten ihrer Kinder und ihrer nächsten Freunde muß man sie sehen, um sie kennen zu lernen, um ihr Herz und ihren Geist zu schätzen. Sonst bewahrt sie eine außerordentliche Zurückhaltung und Schüchternheit, welche die Sorge, sie zu verbergen und zu meistern, in eine nach außen imponierende Sicherheit und Stärke verwandelt, wie man sie nur zu häufig bei jenen zartgesinnten moralischen Hasenfüßen findet, die sich verloren glaubten, wenn man das Geheimnis ihrer Schwäche und ihrer Scham erriete. Nehmen Sie dazu das außerordentliche Leben ihrer ersten Jahre, die verderblichen Stöße, die damals ihr Nervensystem und ihre ganze physische Natur erlitt. Endlich noch ein kleiner Tropfen Schlözerisches Blut in den Adern und Sie haben den Schlüssel für ihre Eigenart.

Die Verhandlungen in Regensburg waren indessen zum Abschluß gelangt. Der Hauptschluß der Reichsdeputation trägt das Datum des 25. Februar 1803. Die Wünsche der Hansestädte wurden, Dank der Fürsprache des allmächtigen Frankreich, größtenteils erfüllt. Sie erlangten volle Landeshoheit, sie wurden frei von den drückenden Ueberresten des geistlichen Herrschaftswesens, frei von den Servituten, die Hannover, Oldenburg, Dänemark auf ihren Gebieten besessen hatten; der Elsflether Zoll, den Oldenburg erhob, sollte wenigstens in 10 Jahren aufgehoben werden. Aus einem Briefe Reinhards vom 15. April ersehen wir, daß Villers inzwischen in Hamburg gewesen war; er sehnt sich bereits nach dem nächsten Besuche des Freundes: „Wann werden Sie wiederkommen? Sie müssen wissen, daß je mehr man Sie sieht, um so größer das Verlangen ist, Sie wiederzusehen.“ Im nächsten Briefe, vom 28. April, kann er ihm mitteilen, daß Dacier, der Vorstand des Instituts, die Preisschrift über Luther angenommen hat. „Er schreibt mir, daß von sieben zum Wettbewerb eingesandten Arbeiten fünf aus Deutschland kommen. Ich schließe daraus, daß kein französischer Katholik sich beteiligt hat, und daß Sie sehr wahrscheinlich den Preis erhalten werden.“ Dies war in der That der Fall. Villers erhielt den Preis und wurde zum korrespondierenden Mitglied des Instituts ernannt.

Jacobi war in diesem Frühjahr wirklich von Eutin nach Hamburg gekommen, wo er mehrere Wochen im Hause von Frau Johanna Sieveking wohnte. Er war damals viel leidend, auch verstimmten ihn die rücksichtslosen Angriffe, die er von den Jenaer Identitätsphilosophen erfuhr. Er fand zwar eben jetzt in Friedrich Köppen einen Anhänger, der begeistert für ihn eintrat, doch täuschte er sich nicht darüber, daß Schellings Philosophie „vom Geiste der gegenwärtigen Zeit aufs kräftigste unterstützt wurde.“ So gestand er selbst in den Briefen, die er im Herbst 1802 aus Eutin an Köppen schrieb und die er dann als Anhang in einer von Köppen gegen Schelling und Hegel

gerichteten Schrift veröffentlichte.[2]) Köppen kam gleichfalls nach Hamburg, und der jugendliche Eifer, mit dem er die Polemik gegen Schellings „Nihilismus" führte, that Jacobi wohl, der seinerseits das Gefühl der Kränkung zu verbergen suchte und jenen Angriffen mit der Miene heiterer Ironie entgegentrat. Am 15. April schreibt Reinhard an Villers: „Der arme Jacobi ist am Abend fast immer krank. Sein Schildknappe Köppen unterhält und tröstet ihn, aber da er ihn häufiger in philosophische Gespräche zieht, verursacht er ihm häufiger Migräne." Näheres von diesen philosophischen Unterhaltungen, aber auch wie sie zugleich mit dem Wiederausbruch des Kriegs ihr Ende fanden, erfahren wir aus einem Briefe Christinens an Villers vom 25. Mai:

Köppen hat Ihnen ein ganz frisches Bild von dem Kreise machen können, den Sie mit weniger Bedauern und viel schneller verlassen haben als wir wünschten. Er hat ihnen sagen müssen, daß dort oft von Ihnen die Rede ist und daß man sehnlichst Ihre Rückkehr wünscht. Jacobi hat uns den Schluß seines Werkes gelesen, das eben erscheint. Mein Vater, mein Gatte und alle Welt war davon ausnehmend befriedigt. Es war ein reizender Abend, Jacobi las und sprach mit Inspiration und wir waren würdig ihn zu hören! Warum hat er uns verlassen müssen! Das schöne Wetter und der Friede sind mit ihm dahingegangen! Sein Weggang hat uns ernstlich betrübt und das Schicksal wollte, daß der Tag, an dem er uns verließ, ein Tag allgemeiner Trauer war. Es war derjenige, an dem wir die Gewißheit des Kriegs erfuhren! Lebewohl Philosophie! Man spricht nur noch von Politik; alle Welt ist hier in einer entsetzlichen Aufregung. Man heckt Neuigkeiten aus, man hat Furcht vor allem und weiß nirgends zu helfen! Sie werden bald mit Madame Rodde zurückkommen und Reinhard wird Ihnen von dem allem reden. Ich meinerseits hasse die Politik, die mir schon viel schlimme Augenblicke bereitet hat und noch bereiten wird. .... Alle unsere Freunde befinden sich wohl. Meine Mutter wiederholt oft, daß unserer Gesellschaft ein Vorleser wie Herr v. Villers fehlt. Meine Kinder*) gedeihen. Sophie spielt noch mit den Trümmern ihres Gartens und hat Sie nicht vergessen.

Der Brief ist französisch geschrieben. Christine bemerkt aber am Schlusse, sie wolle ihre Briefe künftig deutsch schreiben: „Ich schreibe sie lieber und Sie werden sie lieber lesen."

2.

Der Reichsdeputationshauptschluß hatte den Hansestädten auch die Erfüllung jenes Wunsches gebracht, an dem ihnen seit Jahren am allermeisten

*) Sophie Karoline, geb. in Bern 27. März 1800, und Karl, geb. in Hamburg 12. November 1802.

gelegen war. Die vollkommene Neutralität für ihr Gebiet und ihre Häfen wurde ihnen zugestanden, die Befreiung von jeder Kriegslast und Beisteuer; ihr Seehandel sollte von den europäischen Mächten nach dem Grundsatz: „Frei Schiff, frei Gut“ behandelt werden. Auch diesen Erfolg hatten sie Frankreich zu verdanken, in dessen Interesse es lag, daß die Städte vom Reichsverband sich lösten und daß den Flotten kriegführender Mächte der Zugang zu den Wasserstraßen gesperrt wurde. Wie aber dann, wenn Frankreich selbst als kriegführender Macht die Neutralität der Städte unbequem wurde? Wer schützte die Städte, wenn Frankreich es im Interesse seiner Kriegführung gelegen fand, selbst die wichtigen Stellungen zu besetzen, die es anderen verschlossen hatte? Die Frage sollte nur allzubald praktisch werden. Man begreift es, wenn berichtet wird, daß die Freude der Städte über das Gelingen ihrer Wünsche nur mäßig sich äußerte. Für die kleinen Gemeinwesen mochte es doch ein beängstigendes Gefühl sein, daß sie in den ungewissen Zeitläuften nun ganz auf sich selbst angewiesen waren und ihre Unabhängigkeit einer Macht verdankten, die keine Unabhängigkeit duldete, wo sie ihr unbequem war. Schon im März sah man den Wiederausbruch des Krieges mit England voraus, das Malta zu räumen sich weigerte, und diesmal war Frankreich von Anfang an entschlossen, das verhaßte Inselreich, dem zu Wasser nicht beizukommen war, auf dem Festland zu bekämpfen. Talleyrand kündigte Truppenbewegungen „an die hannoversche Grenze“ an, und noch deutlicher sagte der Erste Konsul selbst in den Weisungen, die er am 12. März seinen Gesandten erteilte: „England zwingt mich zum Krieg, dann will ich auch die britische Flagge überall verfolgen, wo sie weht. Kehrt das britische Kabinet nicht um, so bin ich entschlossen Hannover zu besetzen.“ Preußen erschöpfte sich in Bemühungen, einen Schlag abzuwenden, von dem es selbst mehr als England betroffen wurde. Der Augenblick war gekommen, wo das norddeutsche Neutralitätssystem auf die Probe gestellt wurde.

Noch ehe die Entscheidung gefallen war, am 25. Mai, schrieb Reinhard an Cotta in Tübingen, nachdem er ihm für die Übersendung einer Bücherkiste gedankt hatte: „Wir haben hier sonderbare drei Monate verlebt. Ewige Ungewißheit zwischen Krieg und Frieden, die selbst in diesem Augenblick noch fortdauert. Alsdann die Nebenfragen, die Hauptfragen für diese Gegend sind. Wird Preußen, wird Frankreich Hannover besetzen? Was wird aus der Neutralität der Weser und Elbe? Wird ein preußischer Korporal in Hamburg die Polizei übernehmen, um heillose Journalisten im Zaum zu halten?“ Zwei Tage, nachdem dieses geschrieben war, rückte General Mortier

im Kurfürstentum ein und zwang die hannoversche Armee zur Kapitulation von Suhlingen. Was nun weiter werden sollte, darüber war alles in größter Ungewißheit. Die abenteuerlichsten Gerüchte schwirrten durch die Luft. Reinhard bat deshalb Villers, ihm über alles, was er in Lübeck höre, oder was dort vorgehe, genauen Bericht zu erstatten. „Was uns selbst betrifft," so fügte er in dem Briefe vom 30. Juni hinzu, „so können Sie sich vorläufig daran halten, daß General Mortier mir für die Stadt Hamburg schreibt, es sei für sie nichts Beunruhigendes in unseren Bewegungen." Wirklich wurde Hamburg noch geschont, doch nicht die Neutralität seines Gebiets. Um den Engländern die Elbe zu verschließen, besetzten die Franzosen auch das hamburgische Amt Ritzebüttel mit Cuxhaven. Schon vor sechs Jahren hatte Reinhard in einer Depesche die Bemerkung gemacht, Cuxhaven sei so gut wie ein britischer Hafen; ganz denselben Ausdruck brauchte jetzt Talleyrand, um einen Schritt zu beschönigen, gegen den Preußen vergebens sich verwahrte. Mortier erhielt Befehl, strengstens darüber zu wachen, daß keine englischen Waren, keine englischen Posten in den Nordseehäfen zugelassen würden. Für den Wachdienst auf Elbe und Weser wurde der Bau von je dreißig Flachbooten angeordnet, wozu das Holz aus den hannoverschen Wäldern geholt werden sollte. Reinhard wurde angewiesen, beim Senat die Schuld für die ergriffenen Maßregeln ganz auf die englische Politik zu werfen. Die Engländer aber parierten den Schlag damit, daß sie durch etliche Fahrzeuge ihrer Flotte die Elbe und Weser wirklich blockierten und dadurch nicht blos dem Handel der Städte, sondern auch den neutralen Staaten Preußen und Dänemark, deren Schiffe nicht mehr nach Hause kehren konnten, schweren Schaden zufügten.

Es war ein Sommer voll aufregender Arbeit für den Vertreter Frankreichs. Mit gespannter Erwartung sah man den Entschlüssen Preußens entgegen. Die Städte mußten beschwichtigt und vertröstet werden, in Hamburg kamen und gingen französische Generale, Reinhard selbst hatte im August eine Reise nach Hannover zu machen. Geschäftliche Dinge führten auch Villers wieder nach Hamburg, und Reinhard sah dem Wiedersehen mit Ungeduld entgegen: „Ich gleiche einem Menschen, der auf dem Punkte ist, zu ertrinken, ich klammere mich an die Zuneigungen, die mir bleiben." Für philosophische und litterarische Liebhabereien blieb in diesem politischen Gedränge kaum noch Muße übrig. Christine schrieb am 18. Juni an Villers:

Ich habe gestern erfahren, daß Sie bei Jacobi waren. Sagen Sie mir doch, wie Sie ihn fanden, er klagt so sehr über seine Gesundheit. Ich quäle mich

darüber, daß sein und Köppens Buch hier nicht mehr gelesen und besonders, daß es noch nicht recensiert ist, aber die Politik lähmt hier alle Flügel, selbst die philosophischen, und die zue (sic!) Elbe schnürt alle Hoffnungen ein! Selbst um die Hoffnungen jenseits hat man nicht mehr den Mut sich zu bekümmern, weil es diesseits so gar übel aussieht! Reinhard hat wirklich noch nicht Muße gehabt, Jacobi zu lesen. Sie wissen, in welchem Gewühl wir die vorige Woche gelebt haben. Ihr Aufruf an die französischen Offiziere ist übergeben und anempfohlen, möge er verstanden und beherzigt werden.

In demselben Briefe weihte Christine den Lübecker Freund in eine Familienangelegenheit ein, die sich in diesem Sommer entschied. Sie betraf Reinhards Bruder Philipp Christian, der durch wiederholte Besuche in Hamburg gleichfalls in dem dortigen Kreise einheimisch geworden war. Seit 1799 war er Professor der Philosophie an der Zentralschule in Köln, und jetzt hatte er einen vorteilhaften Ruf an die Universität Moskau erhalten. Mitte August wurde er in Hamburg erwartet und von da wollte er über Lübeck auf seinen neuen Posten reisen. Schon bei einem Besuch im Frühjahr 1803 hatte er den Wunsch der Verheiratung den hamburger Verwandten anvertraut, und diesmal sollte er nicht abreisen, ohne eine Lebensgefährtin mitzunehmen. Die Wahl fiel auf eine Tochter des mit den Reimarus eng befreundeten Hauses Büsch. Der Vater, der Vorstand der Handelsakademie J. G. Büsch, war im Jahre 1800 gestorben, die älteste Tochter hatte Piter Poel heimgeführt. Luise Büsch war die zweite Tochter, die Hochzeit fand noch im August statt, dann schiffte sich das Paar in Lübeck ein. Der Professor war eine trockene, weltscheue Gelehrtennatur, ein Schweiger wie sein Bruder, er hatte sich aber durch seine Bescheidenheit, sein Wissen und durch sein gediegenes, ernstes Wesen die Wertschätzung aller erworben, er besaß insbesondere Jacobis ganzes Vertrauen, und dieser belud den abreisenden Freund mit Grüßen und Aufträgen an Max Klinger. In Moskau fand der Professor, nachdem ihm bisher nichts hatte gelingen wollen, endlich eine befriedigende Stellung, aber seine Frau starb schon im ersten Wochenbett; er heiratete dann eine Deutschrussin und mit dieser fand er in der großen Katastrophe von 1812 den Untergang. „Dieser Bruder," hat Reinhard von ihm gesagt, „war der Onkel Toby der Familie." [3])

Das Jahr 1803 ging nicht zu Ende, ohne daß die Stadt Hamburg die Nähe der Franzosen noch empfindlich zu spüren hatte. Für den Unterhalt der Truppen in Hannover und ihre Ausrüstung waren dem Kurfürstentum die schwersten Opfer auferlegt, und als die Not in dem ausgesogenen Lande stieg und man zu außerordentlichen Mitteln greifen mußte, warf der

Erste Konsul, wie schon das Direktorium gethan hatte, das Auge auf die reichen Hansestädte. Anfang November erschien General Berthier mit einem Herrn Posset in Hamburg und eröffnete dem Senat, daß sie ermächtigt seien, eine Anleihe für die Armeebedürfnisse aufzunehmen. Der Senat sträubte sich wagte es aber nicht, auf seinem Widerstand zu beharren. Man entschloß sich drei Millionen zu bewilligen, für die eine Zwangsanleihe in der Stadt ausgeschrieben wurde.

Der Eindruck, den diese Gewaltthat in Europa machte, war derart, daß Bonaparte selbst davon betroffen wurde. Sofort ergingen Weisungen an den Kriegsminister Berthier und an Reinhard, worin unter dem Ausdruck entschiedener Mißbilligung genaue Berichte über den Vorgang verlangt wurden. Die Sache sollte rückgängig gemacht oder doch in eine andere Form gebracht werden. „Es ist unwürdig," schrieb Bonaparte an Berthier, „einen General abzuschicken, um diese Anleihe zu machen. Die Stände hätten die Anleihe machen sollen. Eine Konvention mit einer fremden Regierung mußte von einem Minister der Republik, versehen mit regelrechten Vollmachten und Weisungen, abgeschlossen werden. Sie ist deshalb umzuwandeln in eine andere, wo die hannoverschen Stände die kontrahierende Partei und Frankreich bloß Garant ist." Reinhard sollte namentlich darüber berichten, ob sich im Vertrag geheime Klauseln finden, dazu bestimmt, einen Teil der als Anleihe verlangten Gelder in die Taschen Einzelner, d. h. der Offiziere, abzuleiten. Bonaparte kannte seine Generale, er kannte auch Reinhard, auf dessen Uneigennützigkeit er, wo es darauf ankam, den Gewohnheiten der französischen Beamten gegenüber, wiederholt sich verließ. Zugleich aber nutete er seinem Gesandten nun die Mitwirkung bei der schlecht verhüllten Gewaltthat zu. An Talleyrand schrieb er am 30. November:

> Benachrichtigen Sie den Bürger Reinhard, daß ich die Konvention nicht ratifizieren kann; daß die Anleihe von den hannoverschen Ständen gemacht werden muß, weil sie bloß zu ihrer Unterstützung bestimmt ist; daß Hannover die Wahl hat, entweder die Heimzahlung in zehn Jahren zu versprechen oder sie auf die Patrimonialgüter des Königs zu hypothekisieren, und daß ich dafür bürge, daß diese Bestimmungen getreu ausgeführt werden. Schicken Sie ihm die notwendigen Vollmachten und Weisungen. Teilen Sie dem Bürger Reinhard gleichfalls mit, daß er nichts ohne Ihre Befehle hätte thun dürfen, daß er, um Weisungen zu verlangen, einen Kurier an Sie absenden und so lange dem General Mortier antworten mußte, daß er warten solle. Empfehlen Sie ihm, mit der größen Umsicht vorzugehen und vom Gang dieser Sache Sie unterrichtet zu halten.

So hatte die Sache dem Gesandten einen Tadel des Ersten Konsuls zugezogen; er sah sich noch dazu in der peinlichen Lage, jetzt in seiner amt-

lichen Eigenschaft bei der Anleihe mitzuwirken, doch immer so, daß seine Regierung dadurch nicht blosgestellt würde, wie er denn, als im August 1804 auch in Bremen eine Anleihe aufgenommen werden sollte, die Weisung erhielt, sich zwar nicht offiziell einzumischen, aber durch seine Privatbeziehungen den Erfolg herbeizuführen. Auch sonst mußte er sich Zurechtweisungen von Bonaparte gefallen lassen. Wie in Hannover seit der französischen Besetzung ein Netz von Spionage sich ausbreitete, so wurden auch für Hamburg die Vorschriften zur Beaufsichtigung der Ausgewanderten verschärft und besondere Späher dahin abgeschickt, die neben dem Gesandten, unabhängig von ihm, thätig sein sollten. Reinhard glaubte Ursache zu haben, sich über die Sendung eines Spions, namens Colleville, zu beschweren und machte Vorstellungen, die aber schroff zurückgewiesen wurden.

Im Juli 1804 begleitete Reinhard seine Gattin in das Seebad Travemünde. Es knüpfte sich hieran ein Vorfall, den er für wichtig genug hielt, seinem Minister zu berichten. Reinhard nahm an der Mittagstafel teil, zu der sich mehr als sechzig Badegäste vereinigt hatten. Plötzlich erhob sich aus ihrer Mitte einer der Stammgäste, ein mecklenburgischer Graf, und rief der Musikkapelle mit lauter Stimme zu, sie möge die englische Nationalhymne God save the king spielen. Reinhard geriet in die größte Erregung. Er ließ den Direktor der Badeanstalt kommen, um nachdrücklich gegen das Verlangen des Grafen zu protestieren, und drohte sogar mit französischen Soldaten, um die Aufrechthaltung der Neutralität auf dem Gebiet der Reichsstadt Lübeck zu wahren. Zum Glücke war dieses Mittel nicht nötig, die Badeverwaltung hatte bereits verfügt, daß die englische Hymne während der Anwesenheit Reinhards nicht gespielt werden dürfe. Der Vorfall zeigt, wie angelegentlich der französische Gesandte darauf hielt, seiner amtlichen Würde nichts zu vergeben. Als Deutscher mußte er doppelt darauf bedacht sein, keinen Argwohn beim Kaiser zu erwecken.[4])

Hamburg blieb in den Augen Bonapartes ein Herd englischer Intriguen. Während des ganzen Jahres 1804 dauerten die Beschwerden wegen Verbreitung englischer Pamphlete fort. Einzelne Häuser, die angeblich sich zum Kanal englischer Verschwörungen machten, wurden durch Drohungen eingeschüchtert. Immer wieder wurde Reinhard größere Strenge eingeschärft, insbesondere strengere Beaufsichtigung der hamburger Preßerzeugnisse. Bereits Ende 1802 hatte der von Rivarol, dem Abbé Pradt u. a. glänzend geschriebene Spectateur du Nord zu erscheinen aufgehört, nachdem er zuvor schon in Frankreich verboten war. Archenholz, der seit 1792 seine Minerva in

Hamburg herausgab, mußte sich jetzt gefallen lassen, von seinem einstigen Mitarbeiter an dieser Zeitschrift verwarnt zu werden. Am 18. August 1804 verlangte der Kaiser auch die Unterdrückung des Journal critique sur la guerre actuelle und ließ durch Talleyrand den Gesandten auffordern, thätiger sich zu zeigen in der Unterdrückung des Übermuts der Städte. Zwei Tage später wiederholte er seinem Minister: „Sie sind nicht streng genug gegen Hamburg. Wenn es fortfährt, das Entrepot für alle schlechten Libelle zu sein, die sich in Deutschland verbreiten, so ist meine bestimmte Absicht, es einer festländischen Macht zu überlassen, die dort die Polizei gegen England machen kann." Auch Poel mußte sein Journal „Frankreich" einstellen, bevor Reinhard Hamburg verließ. So angenehm sein erster Aufenthalt in der Hansestadt gewesen war, so peinlich gestaltete sich seine jetzige Aufgabe. Mehr und mehr sah er sich zur Vertretung einer Politik gezwungen, die im Kampf gegen England über alle Rücksichten sich hinwegsetzte. Es war sein Beruf, französische Gewaltthaten, die er mißbilligte, zu beschönigen, ja gelegentlich bei denselben mitzuwirken. In einzelnen Fällen konnte er wohl, wie er dies in der Schweiz gethan, einen mildernden Einfluß ausüben; das System selbst zu ändern, war er hier so wenig wie dort imstande. Der preußische Gesandte in Hamburg, Schultz, schrieb einmal, „daß deutsch-schwäbische Ehrlichkeit dem Charakter dieses französischen Ministers noch immer zu Grunde liege." Umsomehr muß man annehmen, daß ihn seine Aufträge je und je in Widerstreit mit sich selber brachten. Schon in dieser Zeit beschlich ihn der Gedanke, den diplomatischen Dienst seines Adoptivvaterlandes zu verlassen — zu einem bestimmten Entschluß darüber hat er es nicht zu bringen vermocht. Noch immer mochte er sich sagen, daß auch unter dem Korsen die Revolution ihren Siegeszug gegen das alte Europa fortsetze, daß der Kampf gegen England im Interesse des künftigen Völkerrechts bis zum Ende durchgekämpft werden müsse. Und dann: er hatte keine andere Existenz, als die er sich im französischen Staatsdienst geschaffen hatte; hier hielt ihn der Trieb und die Gewohnheit zu wirken fest, der Ehrgeiz und vielleicht der Glaube, doch auf seinem Posten Gutes wirken, Schädliches verhindern zu können, womit er schon in früheren und wieder in späteren Lagen aufsteigende Selbstvorwürfe beschwichtigte — genug, er hat niemals in seiner Laufbahn den Punkt finden können, wo die innere Entfremdung von der Sache, der er diente, zum Entschluß der Lösung wurde. Reinhard war von Natur ernst und einsilbig. Doch von diesem zweiten Hamburger Aufenthalt begannen seine Freunde an ihm eine krankhafte Trübung der Laune zu bemerken. Es fiel ihnen seine

schweigsame Verstörtheit auf. Wie von bösen Geistern geplagt, so schildern ihn Briefe aus dieser Zeit. Mißtrauisch verschloß er sich in sich selbst, er glaubte sich gekränkt, verfolgt, und zu wirklichen Unbilden gesellten sich eingebildete. Und die Nächsten hatten am meisten unter diesem Zustand gänzlicher Verschlossenheit und scheinbarer Härte zu leiden. So fand er auch kein Wort brüderlicher Teilnahme, als der Professor in Moskau seine Frau verlor und durch diesen Verlust aufs schwerste betroffen wurde. Mit doppelter Wunde im Herzen schrieb ihm dieser am 24. September 1804:

Ich muß schweigen auf deinen Brief. Aber — mein lieber Bruder! Wir gehen alle, und nur einmal zu Grabe; ist es nicht besser, gerechter, uns dieses bißchen Leben zu erleichtern, als zu erschweren! Sollen wir den Schlägen des Schicksals noch unsere eigenen beifügen! Glaube mir, in diesen Tagen des Jammers wär' es mir hohe Wohlthat gewesen, dir zu schreiben; weniger angreifend als ein Brief an Luisens Geschwister, und doch aufrichtend. Ich meinte oft, ich müsse einen Bruder haben, der meine Klagen aufnehme. Aber immer sah ich wieder den Weg zu seinem Herzen verfinstert, verschlossen. Laß es anders sein!

Von Reinhards Verkehr mit Jacobi in dieser Zeit sind nur wenige Spuren erhalten: hier würden wir vielleicht tiefere Einblicke in seine inneren Zustände gewinnen. Man muß es schließen aus dem befremdlichen Briefe Jacobis vom 5. Mai 1805, der gleichsam das Ergebnis aus einem seit zwei Jahren gepflogenen Seelenaustausch zieht, und aus dem wir den Eindruck empfangen, daß Reinhard damals in einer Art Herzenshärtigkeit, unzugänglich den beichtväterlichen Einmischungsversuchen des Freundes, sich herb in sich selbst verschloß.[5]) Der Brief, der auch die Stelle enthielt: „wie Sie das ertragen; ähnliches so lange schon ertragen haben, begreife ich nicht. Mit Angst und Sorge sehe ich der weiteren Entwicklung Ihres Schicksals entgegen" — war ein Abschiedsbrief in doppeltem Sinne. Jacobi stand im Begriffe, dem Rufe zu folgen, der aus München an ihn gelangt war, und zu gleicher Zeit hatte sich auch in Reinhards Schicksal abermals eine Wendung vollzogen. Ein neuer Gewaltstreich, der auf Befehl des Kaisers verübt wurde, und bei dem Reinhard seine Mißbilligung nicht zurückhalten konnte, war Veranlassung, daß er von dem Posten enthoben wurde, der ihm eine bedrückende Last geworden war.

3.

Was in der Nacht vom 24. zum 25. Oktober 1804 in Hamburg geschah, war selbst nach allen vorausgegangenen Handlungen roher Gewalt, selbst nach der Entführung des Herzogs von Enghien ein Ereignis, das in ganz Europa das größte Aufsehen machen mußte. Napoleon hatte seinem

Polizeiminister Fouché Befehl erteilt, durch französische Truppen den englischen Geschäftsträger in Hamburg, Sir George Rumbold, aufheben und dessen Papiere wegnehmen zu lassen. Also ein doppelter Bruch des Völkerrechtes: die Verletzung neutralen Gebietes und die Vergewaltigung einer diplomatischen Persönlichkeit.[6])

Rumbold sollte sich der Spionage und Verschwörung gegen das Kaiserreich schuldig gemacht haben. Früher schon hatte Napoleon gegen andere englische Vertreter auf dem Festland öffentliche Klage wegen solcher Umtriebe erhoben, und als der englische Minister Hawkesbury in einem Rundschreiben das Benehmen seiner Gesandten rechtfertigte und offen das Recht, die inneren Zerwürfnisse in Feindesland zum eigenen Vorteil auszunützen, behauptet hatte, war Napoleon entschlossen, auf diese Theorie mit einer That zu antworten, bevor er sie in einem diplomatischen Rundschreiben erwiderte. Seit Juni führte Bernadotte den Oberbefehl über die französischen Truppen in Hannover. An ihn wandte sich Fouché zur Ausführung des kaiserlichen Auftrags. Es sei der ausdrückliche Befehl des Kaisers, schrieb Fouché dem Marschall, sich der Person und sämtlicher Papiere des englischen Geschäftsträgers zu bemächtigen. Bernadotte beauftragte seinen Adjutanten Maisons mit der Ausführung. Dieser begab sich sofort nach Hamburg, um die nötigen Erkundigungen einzuziehen und den Anschlag vorzubereiten. Zu diesem Zweck besuchte er den französischen Gesandten und machte ihm Mitteilung von seinem Auftrag. Reinhard war aufs Äußerste betroffen. Doch glaubte er, das völkerrechtswidrige Unternehmen noch abwenden zu können, und indem er nach einem Ausweg suchte, stellte er die lokalen Schwierigkeiten ins Licht, die der Ausführung im Wege ständen. Der englische Gesandte besaß eine Stadt- und eine Landwohnung. Nur in der letzteren konnte der Überfall ausgeführt werden; dann aber war man nicht sicher, ob man auch die Papiere, die man suchte, bei ihm finden würde. Reinhard erbot sich, einen Kurier an Talleyrand abzusenden, um durch Vorstellung dieser Verhältnisse vielleicht neue Weisungen für den Marschall zu erwirken. Als ihm aber Maisons eine Abschrift des Briefes von Fouché mit dem ausdrücklichen Befehl des Kaisers an Bernadotte vorwies, erachtete der Gesandte weitere Einwendungen für nutzlos. Er gab Maisons Auskunft, soweit er selbst es zu thun im stande war, verweigerte aber die erbetene Mitwirkung des Gesandtschaftspersonals, mit der Begründung, daß offenbar die Beteiligung der diplomatischen Vertreter nicht gewünscht sei. Maisons ging mit der Erklärung, seinen Auftrag weiter verfolgen zu wollen. Die Erregung Reinhards spiegelt sich deutlich

in einem Schreiben, das er sofort, am 22. Oktober, an Talleyrand persönlich richtete, so vorsichtig auch die Ausdrücke gewählt sind. „Ich habe das Unglück gehabt, von Herrn Maisons, der vom Marschall diesen Auftrag erhalten hat, ins Vertrauen gezogen zu werden.“ Mit diesen Worten gab allerdings der Gesandte — innerhalb der Grenzen der diplomatischen Sprache, und wie sie dem Untergebenen zustand — seine Mißbilligung der vom Kaiser befohlenen Gewaltthat zu erkennen, wie man sie auch aus den folgenden Sätzen herauslesen konnte: „Ich gab Herrn Maisons von mir aus alle Auskunft, die ich geben konnte, aber ich verweigerte ihm, einen meiner Leute für weitere Erkundigungen zu geben, weil ich in diesem Augenblick keinen wußte, dessen ich hinlänglich sicher war für ein derartiges Unternehmen, bei dem es offenbar die Absicht der Regierung ist, die diplomatischen Vertreter nicht zu beteiligen. In Erwartung des Ausgangs bleibt mir nichts übrig, als gewissenhaft ein furchtbares Geheimnis zu bewahren, das Gelingen der Ausführung zu wünschen und mich in die Folgen, die es nach sich ziehen wird, zu ergeben.“

Zwei Tage später wurde der Anschlag, wie ihn der Kaiser vorgeschrieben hatte, ausgeführt. Die Kunde von dem Vorgefallenen erregte in der Stadt die größte Bestürzung. Schon am Morgen nach der That erschien eine Abordnung des Senats bei Reinhard, um näheren Aufschluß zu erlangen. Dieser stellte seine Mitwissenschaft in Abrede und erklärte, wie alle Welt durch die That überrascht gewesen zu sein. Erst im Laufe des Tages teilte er dem Senat das Schreiben Fouché's an Bernadotte mit, er wollte es eben erst aus Harburg erhalten haben. Wie nun vom Hamburger Senat sofort diplomatische Schritte gethan wurden, um die Freilassung Rumbolds zu erwirken, und wie auf die nachdrückliche Verwendung Preußens der Kaiser wirklich den Gefangenen, der inzwischen nach Paris gebracht worden war, in Freiheit setzen ließ, soll hier nicht weiter erzählt werden. Man hatte bei Rumbold allerdings Papiere gefunden, die seine Verbindung mit Ausgewanderten und politischen Agenten der Königspartei darthaten, wie dies übrigens den offen bekannten Anschauungen der britischen Regierung von den Rechten und Pflichten ihrer diplomatischen Vertreter entsprach.

Ob Reinhard mit jenem Satz in dem Briefe an Talleyrand: „je suis réduit . . . à désirer le succès de l'opération et à me résigner aux conséquences qu'elle entrainera“ auch an die Folgen gedacht hat, die das Ereignis für ihn persönlich haben konnte? In jedem Fall konnte er nicht überrascht sein, wenn der Kaiser einen heftigen Zorn auf ihn warf. Auch

die bloße Andeutung seiner Mißbilligung, die sich Reinhard erlaubte, mußte ihm die Ungnade des Allmächtigen zuziehen, der keinen Widerspruch duldete. Wenn auch Reinhard in seinen späteren Depeschen es nicht an Ausdrücken der Ergebenheit fehlen ließ, dort hatte er sich einen Ausdruck entschlüpfen lassen, der seine wahre Gesinnung verriet. Auch die Art, wie er eine amtliche Mitwirkung ablehnte, mag den Kaiser gereizt haben, der ihn wohl zu brauchen und zu schätzen wußte, aber ihm nie gewogen war. Die Gefühle, die den Kaiser und seinen Diener auseinanderhielten, waren gegenseitig. Nach Guhrauer, wie nach Sulpiz Boisserée und nach dem französischen Gewährsmann Masson, ist Reinhard wegen der Mißbilligung des an Rumbold verübten Gewaltstreichs abberufen und durch den berüchtigten Bourienne, Bonapartes früheren Privatsekretär, ersetzt worden. Doch ist die förmliche Abberufung erst am 22. März 1805 erfolgt. Reinhards Weggang von Hamburg und seine Ersetzung durch Bourienne wurde vom Senat und von den diplomatischen Kollegen lebhaft bedauert. Wir haben dafür das Zeugnis des dänischen Gesandten von Eyben, der am 19. Februar an seine Regierung nach Kopenhagen berichtete: „Wir erleiden durch diesen Wechsel alle und ohne Ausnahme einen großen Verlust und ich wage zu schreiben, ich den empfindlichsten. Herr Reinhard geht nicht freiwillig, obwohl ihm seit einiger Zeit die Verwandschaft seiner Frau manchen Kummer bereitet hat durch ihre Urteile über die Lage Frankreichs und seines Oberhauptes. Der Senat bedauert sein Scheiden und der diplomatische Körper wird finden, daß er ebenso viele Gründe hat. Wir verlieren einen gerechten und milden Mann, der Dänemark wirklich anhänglich war.“ Bei der Abreise Reinhards wiederholte der Gesandte, daß er von allen geliebt und geachtet worden sei.[7])

Reinhard selbst war überzeugt, als Mann von Charakter gehandelt zu haben. Er selbst hatte aus seinem Wunsch einer Versetzung kein Hehl gemacht. Ernstlich beschäftigte ihn der längst erwogene Gedanke, ganz aus dem Dienst sich zurückzuziehen. An Freund Cotta schrieb er aus Hamburg den 11. Mai:

Die abermalige Veränderung meiner Lage kennen Sie aus den Zeitungen; ich habe durch die unverhohlene Äußerung meines Wunsches dazu mitgewirkt. Ob ich bald, ob ich jemals wieder ins öffentliche Leben treten werde, wird sich nach der Zurückkunft des Hofes [aus Mailand], wie ich hoffe, bald entscheiden. Bis dahin gedenk' ich mich in Aachen aufzuhalten, wo meine Frau die Bäder gebrauchen wird. Schon lange war meine Absicht, in jenen Gegenden mich anzukaufen, und ich habe mich daher schon vor einem Jahre in der vierten Cohorte in der Ehrenlegion einschreiben lassen. Ich habe mich erforscht, soweit ein Mensch sich erforschen

kann; und meine Überzeugung ist, daß eine völlige Zurückgezogenheit nicht mein pis-aller sein werde. Daß ich reich sein könnte, weiß man; daß ich es nicht bin, weiß man auch; allein ich habe gerade genug, um unter den Flügeln der Genügsamkeit vor der Notwendigkeit geschützt zu sein, um Brot und um Stellen zu betteln. Ein kleines Landeigentum war immer das Ziel meiner Wünsche; ich hab' es nie höher gestellt, weil ich meinen Charakter weder verleugnen konnte noch wollte. Und so geschieht mir wie ich geglaubt habe. Meine Abreise von hier wird von der Ankunft meines Nachfolgers abhangen, der den Gewinn eines bedeutenden Prozesses in Paris noch abzuwarten hatte, und dessen Kreditive vor der Abreise des Kaisers nicht unterzeichnet waren.

Reinhard hatte bei den ersten Ernennungen für die Ehrenlegion im Jahre 1804 die Kommandeurwürde des neuen Ordens empfangen. Ihre Bezüge sollten die Mitglieder aus dem Ertrage von Nationalgütern erhalten, und zu diesem Zwecke wurden die sechzehn Cohorten der Ehrenlegion über das Reichsgebiet verteilt. Jeder Cohorte wurde eine Anzahl von Departements zugewiesen. Die vierte Cohorte umfaßte die Rheindepartements mit dem Hauptsitz in Schloß Brühl bei Köln. Reinhards Sinn war aber zugleich auf den Erwerb eigenen Grundbesitzes gerichtet und am Rhein gab es damals National- und Patrimonialgüter in Menge zu kaufen. Er begab sich deshalb, nachdem er Hamburg nach der Ankunft Bouriennes am 12. Juni verlassen hatte, mit seiner Familie zunächst an den Rhein.

Jener Brief an Cotta aber giebt einen bemerkenswerten Beitrag zur Beurteilung von Reinhards Charakter und Lebensansicht. Es ist ein wichtiger Abschnitt seines Lebens, wo man die Ergreifung eines Entschlusses aus dem innersten Selbst erwartet. Er aber lehnt wie immer diesen Entschluß von sich ab. Stark drängt sich ihm der Gedanke auf, in solcher Zeit das öffentliche Leben zu verlassen, es lockt ihn in die ländliche Zurückgezogenheit, aber er scheut sich, seine Zukunft sich selbst zu bestimmen. Vielmehr wartet er, was mit ihm geschehen wird. Der Entschließung des Kaisers stellt er seine Zukunft anheim. Er haßt den Kaiser, aber es ist sein Herr. Was er mit einem eigentümlich fatalistischen Zuge „Schicksal und Pflicht" nennt, wird er auch ferner auf sich nehmen. Er wird sich ein Tuskulum in den deutschen Provinzen des Kaiserreichs erwerben, aber er wird im Dienste des Landes ausharren, dem er seine Treue zugeschworen hat.

Dreizehnter Abschnitt.

Am Rhein und am Pruth.

1805—1807.

Plan des Gutsankaufs am Rhein. Verkehr mit S. Boisserée und Fr. Schlegel. Winter 1805—1806 in Paris. Ernennung nach Jassy. Wichtigkeit der Donaufürstentümer. Bei Jacobis in München. Briefe aus Jassy. Hammer-Purgstall. — Krieg zwischen Rußland und der Pforte. Verhaftung und Wegschleppung nach der Ukräne. Rückreise über Lemberg und Prag. Nach Karlsbad.

1.

Als Reinhard im Juni 1805 Hamburg verließ, ging er aus Rücksicht auf die angegriffene Gesundheit seiner Frau zunächst nach Aachen. Auf dem Wege dahin hielt er sich einige Tage in Köln auf, um die Einleitungen zum Ankauf eines Landguts zu treffen. Die Erlebnisse in Hamburg, wirkliche und eingebildete Kränkungen hatten ihn in einen Zustand krankhafter Verdüsterung gebracht, er wollte sich nun nach einem Orte umsehen, wo er in gänzlicher Zurückgezogenheit mit den Seinigen leben konnte. Doch er kannte sich selber, seinen Ehrgeiz und seinen Thätigkeitstrieb schlecht, wenn er meinte, in ein stilles Landleben sich vergraben zu können. Er war jetzt vierundvierzig Jahre alt. Der diplomatische Beruf war ihm Gewohnheit und Bedürfnis geworden, mehr als er wußte, und dieser Trieb sollte sich zuletzt doch wieder siegreich erweisen, auch lockenden Aussichten zum Trotz, auch nach den herbsten Erfahrungen. Zum Zwecke des Gutsankaufs wandte er sich an den jungen Sulpiz Boisserée, der als „treuer Anhänger des Reimarus'schen Hauses“ gern behilflich war. Boisserée war nämlich als Handelslehrling im Jahre 1798 nach Hamburg gekommen, wo er vom alten Reimarus wie ein Sohn behandelt und von dessen Schwester Elise ins Haus aufgenommen worden war. Jetzt war er zweiundzwanzig Jahre alt, von einem unbestimmten Drang zu höheren Dingen ergriffen; bereits hatte er angefangen, altkölnische Bilder „aus den Händen roher und unwissender Menschen zu reißen“. Vom größten

Einfluß war auf ihn Friedrich Schlegel, der mit seiner Gattin Dorothea damals in Köln lebte und einen Kreis deutschgesinnter Männer um sich vereinigte. So wurden Reinhards auch mit Schlegels bekannt, und gemeinschaftlich wurde eine Fahrt zur Besichtigung einiger Güter in der Gegend von Bonn unternommen. Es waren heitere Tage, in denen auch Reinhard den auf ihm lastenden Druck vergaß oder wenigstens verbarg. „Schlegel," so erzählt Sulpiz, „begleitete uns auf diesem Ausflug, wobei Reinhard und seine Frau sich sehr an der Bekanntschaft des geist- und kenntnisreichen Mannes erfreuten, und wir brachten ein paar heitere Tage auf dieser Fahrt zu . . . Dieser erste Versuch blieb ohne Erfolg, indessen war damit der Grund zu einem Verhältnis mit dem würdigen Mann gelegt, das sich nach und nach zu einem wahrhaft freundschaftlichen für das ganze Leben entwickelte. Es war eine merkwürdige und wohlthuende Erscheinung, daß der Mann, der durch besondere Schicksale und Verdienste in den höheren französischen Staatsdienst gekommen war, nicht nur eine edle, humane Gesinnung sich bewahrt, sondern auch die lebhafteste Teilnahme für deutsche Litteratur und Bildung, ja seine eigentümliche schwäbische Gemütlichkeit erhalten hatte."

Auch Frau Dorothea erwähnt in einem Brief an Karoline Paulus vom 13. Juli die neue Bekanntschaft. „Der französische Gesandte in Hamburg, Reinhard, war mit seiner Frau einige Tage hier auf der Durchreise. Wir machten eine kleine Reise über Land in ihrer Gesellschaft und haben uns gegenseitig recht gut gefallen. Besonders schienen sie von Friedrich sehr eingenommen zu sein, von dem sie sich wohl eine ganz andere Idee mögen gemacht haben." Reinhard versprach, für eine feste Anstellung Schlegels in Köln sich verwenden zu wollen, woraus dann aber nichts geworden ist.

Nach dem angenehmen Aufenthalt am Rhein gingen Reinhards nach Aachen, wo Frau Christine mit den Kindern zurückblieb, die Bäder benützte und am befreundeten Hause Fritz Jacobis, des Sohnes, eine willkommene Stütze fand. Reinhard selbst war gleich nach Paris gereist, wo er nun abwarten wollte, wie sich sein weiteres Geschick gestalten werde.

Ein Brief an Christine vom 23. Juli zeigte seine glückliche Ankunft in der französischen Hauptstadt an, und Christine schrieb darauf an ihre Schwester Sieveking: „Möge diese Reise zu seiner Zufriedenheit ausschlagen. Seine Stimmung war ruhiger und heiterer wie in Hamburg." Ausführlicher berichtet sie der Schwester in einem Briefe vom 27. August:

Karls Ansichten der Menschen und der Dinge sind, was Hamburg betrifft, noch dieselben! Also nichts davon! Laß mich lieber von dem sprechen, was wirklich

besser geworden ist, von der Stimmung seines Gemüts. Er scheint heiterer, seine Briefe sind liebevoll und die Sehnsucht nach mir und den Kindern nimmt zu. Bestimmte Aussichten auf Anstellung hat er noch keine. Doch darf er nach dem Urteil aller seiner Freunde an dieser Wiederanstellung nicht zweifeln. Nach seinen Äußerungen würde es nicht im diplomatischen Fach sein. Mir ist dies nicht so lieb; ist aber er zufrieden, so ist alles gut! Die Idee, sich anzukaufen, jetzt auszuführen, wäre unvernünftig, ich habe immer zurückgehalten, und Karl fängt an, das selbst einzusehen. Da das Leben hier gar nicht wohlfeil ist und Karl den Wunsch zeigt, mich und die Kinder wieder bei sich zu haben, werde auch ich meinem Herzen keine Gewalt mehr anthun. Ich glaube, daß diese kurze unwillkürliche Trennung uns beiden gut gethan haben wird, und wir dem neuen Anfang mit heitrem Mut entgegensehen dürfen. Da es meinem Geist an Kraft fehlt, Karls traurig irrige Vorstellungen zu zerstören, so muß ich diesen Mangel an Kraft durch Ergebung büßen. Das ist nun einmal nicht anders! Gern will ich den Kranken, den ich nicht heilen kann, pflegen, und ich hoffe, er wird die pflegende, liebende Hand nicht wieder verkennen. Die Aussicht, den Winter harrend in Paris zuzubringen, ist freilich nicht angenehm, denn ich glaube bei dem Gewühl und Gedränge der großen Begebenheiten nicht an die schnelle Beendigung unserer kleinen. Aber hier möcht' ich noch weniger bleiben und zusammen trägt sich doch alles leichter. Die Kinder sind wohl und machen mir viel Freude. Nun ein Wort über Mama, liebes Hannchen! Vermagst du nicht etwas ihr Gemüt zu beruhigen? Ich kann keinen ihrer Briefe ohne Angst und Wehmut öffnen, sie enthalten nur Klagen, Sorge und Angst! Wie mich dies bei der Unmöglichkeit, sie zu beruhigen, quält, kannst du denken. Ihr Verlangen und Vorschlag in zwei Briefen: daß ich mit den Kindern wieder zu ihr kommen soll, hat mich innig und tief gerührt! Natürlich habe ich bestimmt abgeschlagen. Man sollte eigentlich niemand etwas vorschlagen, was er nicht annehmen kann. Ich wünschte so sehr, daß ihre Briefe, wenn ich wieder mit Karl bin, ein bißchen anderen Ton, ein bißchen hellere Farbe hätten, diese versteckten Vorwürfe und Anspielungen thun wirklich nicht gut! Das Jacobi'sche Haus ist das einzige hier, was ich gern sehe. Karl schreibt den Kindern oft kleine Briefe, und Sophie weiß sich schon recht daran zu freuen.

Der Winter sah die Familie wieder vereinigt in Paris. Er verging, ohne daß sich etwas entschied. Es war eine peinliche Wartezeit, peinlich auch für das Elternhaus in Hamburg. Mutter Reimarus schrieb am 10. Febr. 1806 an ihre damals in Lübeck befindliche Tochter Sieveking:

Von Stinchen habe ich heute einen Brief, sie will dir bald schreiben. Ihr Mann war mit dem Institut beim Kaiser, der fast mit allen Mitgliedern sprach und sich sehr gnädig bezeigte, das sind ihre Worte. Sehen aus wie eine leere Hand. Sonntag wollte er zur Cour fahren, wird wohl wieder eben so aussehen. Neues giebt es bis jetzt gar nichts, vielleicht kommt im Verlauf des Tages noch etwas. Betrifft es die Börse, so erfährst du es ohne mich, und betrifft es Europa, so ist es immer früh genug, es zu erfahren; betrifft es Hamburg, wäre es vielleicht besser,

es gar nicht zu wissen. Mein Glaube ist darin sehr schwach, und man muß nur zusehn, daß man sich auf alle Fälle einrichtet, mit dem Physischen auskommt und mit dem Geistigen noch etwas für andere übrig behält. Wer wie wir so viel Trauliches um sich findet, kommt wohl durch. Hätten wir nur die gute Christine bei uns, so schlößen wir uns in Wall und Mauern, die kein Despot durchbrechen kann, weil sie aus einem Stoffe bereitet sind, den sein Auge nicht sieht und sein Herz nicht kennt.

Christine selbst schrieb der Schwester am 21. Februar:

Wenn du wüßtest, wie ungern ich jetzt schreibe, wie sauer es mir wird, meinen Freunden Kunde von mir zu geben, gewiß du würdest mir mein langes Schweigen verzeihen. Wenn man nichts Interessantes sagen darf und nichts Erfreuliches zu sagen hat, sind die Posttage wahre Martertage! Gottlob, daß euer aller Existenz noch auf Frieden, Glück und Einigkeit gebauet ist; möge dies alles euch bleiben, wenn es auch aus den Mauern meiner Vaterstadt entfliehen muß! Viel über den nächsten Monat hinaus werden wir nicht hier bleiben, du kannst begreifen, daß unsre ökonomischen Umstände es nicht erlauben. Das Leben im Hôtel garni ist natürlich teurer wie eine eingerichtete Haushaltung sein würde. Wir brauchen mit der größten Sparsamkeit doch monatlich zwischen 1500 und 1600 Livres. Entscheidet sich also bis Ende März nichts für Karl, so gehen wir Anfang April nach dem Rhein-Departement, bringen dort unseren Ankauf zustande und leben ruhig auf dem Lande. Meine Sophie ist ungewöhnlich für ihr Alter entwickelt. Nur muß sie noch ein bißchen zahm gemacht werden; das Schicksal wird dies schon über sich nehmen! und vielleicht nicht mit so leichten Händen, wie ich es gerne möchte.

Der nächste Brief an die Schwester aber, vom 17. März, kündigte die Entscheidung an. Sie war so ausgefallen, daß sie Reinhards selbst die größte Entsagung kosten, den Ihrigen in Hamburg den tiefsten Kummer bereiten mußte.

Liebe Schwester! ich rufe die ganze Gabe deiner Herzensberedtsamkeit auf, um unsern Eltern, besonders der guten Mutter, die neue sonderbare Wendung unseres Schicksals anzubringen. Auch du selbst, gute, liebe Schwester, wirst zusammenfahren, wenn ich dir den weit entfernten Ort nenne, dahin unsere Bestimmung uns führt: Karl ist zum Ministerresidenten bei dem Prinzen der Moldau ernannt. Jassy liegt an der Grenze von Ungarn und Polen, von Wien noch hundertdreißig Meilen! Was wird die teure geliebte Mutter dazu sagen? Wie willst du es ihr anbringen? Du weißt, daß Karls ganzer Wunsch auf Ruhe und Zurückgezogenheit ging, natürlich hätte er sie dieser neuen Stelle weit vorgezogen, auch hat er schriftlich und mündlich gekämpft, um sie sich zu erhalten, aber der Kaiser, dem dieser entfernte Punkt jetzt wichtig ist, hat ihm heute durch den Minister seinen Willen, ihn dorthin zu schicken, mit den Gründen, warum ihm daran gelegen sei, einen Mann von Ansehen und Talenten gerade an diesem Platz zu haben, erklären lassen. Der Minister hat dieser Notifikation die beruhigendsten Versicherungen, daß der Aufenthalt in der Moldau

nicht für lange Zeit sein würde und daß das Opfer, das Karl durch eine so weite, beschwerliche Reise brächte, gewiß bald durch eine bessere Stelle belohnt werden würde, zugefügt. Ich würde dieser Reise mutig und sogar freudig entgegengehen, wenn nicht der Kummer, den die Mutter über diese weite Entfernung haben wird, mir im Herzen wühlte und vor den Augen dunkel machte! Wende alles an, sie zu beruhigen, liebe, gute Schwester! Ich hoffe, es wird dir gelingen; hätte sie das ganze Innere unserer hiesigen Existenz gekannt, so würde sie begreifen, daß wir uns zur Reise freuen, und als Reise bitte ich sie und euch alle vors Erste nur diese Mission zu betrachten. Es kann noch manches dazwischen kommen. Wir würden uns immer in Wien eine Zeitlang aufhalten, dort alle unsere Einkäufe machen; müßten wir dann unsere Reise weiter fortsetzen, so würde uns immer der Gedanke begleiten, daß unser Aufenthalt in Jassy nur von kurzer Dauer sein würde; die Versprechungen und Versicherungen hierüber werde ich mir, ehe wir von hier abreisen, zu verschaffen suchen. Unser erster Ruhepunkt ist München, dort werden wir Jacobis sehen. Ich begreife, daß eure Sorge für mich euch den Wunsch eingeben wird: Karl möge diese Reise allein antreten, ich und die Kinder ihn nicht begleiten; aber ihr kennt mich zu gut, um an die Erfüllung dieses Wunsches glauben zu können. Selbst die gute Mutter kann nicht erwarten und kaum wünschen, daß eine Tochter, die sie erzog, den Mann ihrer Wahl, den Vater ihrer Kinder allein ziehen läßt, wenn der Weg, den man ihm anweist, rauh und beschwerlich ist! [Folgen allerlei zusammengesuchte Trostgründe: die Reise sei nicht gefahrvoll, das Klima gut, man kenne dort weder Pest noch gelbes Fieber, der Fürst soll sehr gebildet sein u. dgl.] Wir haben einen Bedienten angenommen, der aus Ungarn ist und alle Sprachen spricht, deren wir auf der Reise bedürfen. Die alte Nanette ist bereit, uns zu begleiten und voll guten Muts; wenn sie mich ernst oder sorgend sieht, sagt sie: Madame, il faut avoir courage. Dieu est partout! Auch wir, liebe Schwester, wollen gläubig zu der ewigen Vorsicht aufblicken, deren Hand uns leitet und uns schützen wird! Im ganzen scheint das Leben heutzutage eine ernsthaftere Sache zu sein, wie es vormals und in unserer Jugend war: wohin man blickt, dünkt mich, blühen die kleinen Lebensfreuden seltener, kürzer und werden teurer erkauft. Mut ist jetzt das erste, was man vom Schicksal zu erbitten hat, und ein reines Bewußtsein der einzige Schatz, den man ihm noch abtrotzen darf! Und Gottlob diesen Schatz nehmen wir mit auf die Reise! Ich wünschte, die gute Mutter tröstete sich mit dem Gedanken, daß dieser Ort nur um weniges mehr entfernt ist, als Florenz war, und daß uns schwerlich dort so angst- und gefahrvolle Stunden werden können, wie wir in Italien überlebt haben. Meine Gesundheit ist jetzt viel besser wie sie war. Die Kinder jubeln der Reise entgegen, Sophie will schon griechische Buchstaben lernen und der Kleine spricht immer von seinem Wallachen, den Karl ihm versprochen hat. — Noch ein Wort im Vertrauen, liebe Schwester. Ich habe hier in Paris so bittere Stunden gehabt, daß ich von dieser neuen Wendung unseres Schicksals nur bessere Zeiten hoffen kann. Karls Gemütsstimmung blieb immer dieselbe wie in Hamburg, und die wirklichen Kränkungen, die hier zu den eingebildeten kamen, machten das Ganze noch bitterer. Sein Gemütszustand erfüllt mich oft mit dem tiefsten Schmerz. Ich

bin ihm das Zeugnis schuldig, daß er aus Rücksicht auf mich alles angewandt hat, die neue Stelle abzulehnen und sich in die Verborgenheit zurückzuziehen. Es ging nicht! Daß ich mich jetzt bei dieser nicht brillanten und nicht angenehmen Stelle von ihm trenne, könnt ihr nicht wollen. Wer von euch wollte die Verantwortung, die diese Trennung auf ein, hier sich mit Recht gekränkt fühlendes und schon lange verwundetes Gemüt machen könnte, über sich nehmen! Nein, ihr Lieben, laßt mich wie seinen tröstenden und guten Engel ihn begleiten, die meinigen werden unsere süßen Kinder und das Gefühl erfüllter Pflicht sein.

19. März: Was meine Verpflichtung, Karl zu begleiten, noch vermehrt, ist, daß er mir zu gefallen eine kleine, bescheidene Stelle am Rhein, die gerade frei war, und mit der sich unser Ankauf hätte vereinigen lassen, verlangt hatte. Talleyrand hielt es für ausgemacht, daß er diesen ruhigen Platz bekommen würde und machte die Forderung. Da erklärte der Kaiser seinen Willen, daß er ihn bestimmt jetzt und an jenem entfernten Ort gebrauchen wolle. Daß uns nicht erlaubt wurde, gänzliche Zurückgezogenheit vorzuziehen, habe ich dir schon geschrieben. Ich selbst habe deshalb manche vergebliche Schritte gemacht. Jetzt müssen wir das Gute an dem Schlimmen aufsuchen und so viel Gutes wie möglich hinein zu bringen suchen. Zu dem Guten rechne ich hauptsächlich, daß Beschäftigung Karls Gemüt angemessener ist als Unthätigkeit. Er hätte in der Ruhe nicht Ruhe gefunden. Die Reise von Wien aus ist nicht gefahrvoll, nur beschwerlich. Wir werden sie uns so bequem wie möglich machen. Schon haben wir zwei schöne und bequeme Wagen gekauft. Meine Gesundheit ist wirklich besser, seit mehr als drei Monaten hab' ich keine Spur von Krämpfen gehabt. Karl, weißt du, reist gerne und befindet sich nie besser. Wenn du kannst, Liebe, so mache doch, daß die teure Mutter mich nicht um den Mut bringt, den ich gottlob habe und der mir so notwendig ist!

Das Dekret, das Reinhard zum Residenten in den türkischen Donauprovinzen und Generalkonsul in der Moldau mit dem Sitz zu Jassy ernannte, wurde am 18. März ausgefertigt. Es war zwischen der Schlacht von Austerlitz und dem Ausbruch des preußischen Krieges. Mit Rußland dauerte der Kriegszustand fort, und für die wirksame Fortführung des Krieges war es von Wichtigkeit, sich der Pforte zu versichern und sie auf die französische Seite zu ziehen. Bisher übten in Konstantinopel England und Rußland den überwiegenden Einfluß aus; den französischen Einfluß wieder herzustellen, die Pforte zum Bruch mit Rußland zu drängen, war der Auftrag, mit dem der junge selbstbewußte General Sebastiani nach Konstantinopel geschickt wurde. Um die Kräfte Rußlands zu teilen, sollte ihm jetzt ein Gegner in der Flanke erstehen. Die Pforte sollte sich auf die Krim und Bessarabien stürzen, die Donaufürstentümer dem russischen Machtbereich entzogen werden. Sebastiani reiste Ende Juni nach Konstantinopel, Reinhard war schon Ende April von Paris abgereist.

Der neue Posten Reinhards war somit nicht ohne Bedeutung für den Gang der Dinge auf dem Haupttheater. Doch für einen Diplomaten, der schon einmal Minister gewesen war, konnte diese Ernennung nur eine Zurücksetzung sein. Ein heftiger persönlicher Auftritt mit dem Kaiser ging der Ernennung voraus: „Napoleon ballte konvulsivisch die Faust, wie ich ihn an sein Versprechen erinnerte, und schickte mich nach Jassy.“ Nach dem Zeugnis Boisserées mußte sich Reinhard dem Willen des Kaisers unterwerfen, wenn er sich nicht dessen gefährlichen Zorn zuziehen wollte. Mit größerem Recht als die Sendung nach Hamburg, durfte er die nach Jassy eine Verbannung nennen: er nahm Ovids Tristia nach seinem neuen Bestimmungsort mit. Und zunächst richteten sich die Gedanken verlangend und vertrauend zu dem bewährten Herzensfreund in München. Dort sollte gleichsam eine Beichte abgelegt, dort der Segen für die neue Schicksalswendung eingeholt werden. Ein Brief Reinhards aus Heidelberg, 2. Mai, kündigte Jacobi den Besuch der Reisenden an.

Mein liebster Jacobi! So wie die neue Wendung meines Schicksals entschieden war, war es bei mir festgesetzt, auf dem Wege nach unserem Sibirien mich in München in Ihre Arme zu werfen. Hier sollte die Grenzlinie sein, wo meine Vergangenheit und Zukunft sich berühren, wo beide sich trennen sollten, soviel beide sich trennen lassen. Hier wollt' ich Aufschluß geben und erhalten; vor allem schien es mir heilige Pflicht, meine Frau Ihnen zuzuführen, um zu hören, was sie beschlossen hat, und zu entscheiden, was sie beschließen müsse. Haben Sie die Briefe nicht erhalten, die wir beide an Sie in der Mitte des Jänners schrieben, so ist es gewiß, daß sie in den Händen dessen sind, der mich nach Jassy schickt, und auch das war Schicksal. Wir haben hier Voß und die Zimmer gesehen, die Sie bei Karoline Rudolphi bewohnten. Ich glaubte schon den wohlthätigen Einfluß Ihrer Nähe zu fühlen. Wir reisen durch Wirtemberg. Schreiben Sie mir ein Wort nach Augsburg. Ich umarme Sie und die Tanten. Meine Frau grüßt Sie herzlich.

Über die in München verlebten „schönen Tage“, — sie hielten sich neun Tage daselbst auf, — berichtete der Schwester ein Plauderbrief Christinens aus Wien vom 16. Juni.

... Zuerst, daß es mich herzlich freute, unseren Jacobi, den mir Mamas Brief als unzufrieden und unglücklich geschildert, so heiter zu finden; auch ist er, wenn auch nicht mit den Begebenheiten, doch mit den Menschen und seiner Lage in München sehr zufrieden. Er hat einen angenehmen Männerzirkel um sich versammelt, darunter einige recht gute Köpfe sind. Lebt mehr in der Welt, ißt alle Woche beim Minister und erfährt durch Schenk, der ein sehr guter Geschäftsmann ist, immer etwas von den Dingen der bunten Welt und dem Treiben der Menschen. So kommt es, daß er wirklich selbst mehr weltlich geworden ist, mehr politisch und

weniger philosophisch diskutiert. Daß diese politischen Diskussionen doch philosophisch sind und seine Gefühle, seine getäuschten Hoffnungen und kleinen Erwartungen lebhaft ausdrücken, kannst du denken. Lene und Lotte leben viel einsamer wie der Bruder, sind nur auf den häuslichen Kreis beschränkt und fühlen es ein bißchen, daß sie weiblichen Umgang, wie er für sie paßt, ganz entbehren müssen. Weibliche Bildung scheint in Bayern nur in den höheren Klassen zu herrschen, und die Demarkationslinie ist in München noch so scharf gezogen, daß die Schwestern mit dem Adel keinen Umgang haben, ja nicht einmal dem Konzert bei Hof beiwohnen können. Seit ich hier bin, hörte ich noch nichts von ihnen. Ich schrieb einmal, konnte ihnen aber meinen Dank für die liebevolle, herzliche Aufnahme, die uns ward, nur schwach ausdrücken. Mich dünkt, daß ich mir in der Liebe dieser Menschen neue Kraft geholt habe und daß ihr Segen mich begleitet. Unser Aufenthalt in Wien ist nur als Expeditionsplatz für Jassy zu betrachten. Wir hatten hier keine alten Freunde aufzusuchen und fanden keine neuen. Artige Bekanntschaften in Menge. Besonders muß ich die sehr freundliche Aufnahme des Arnstein'schen Hauses rühmen. Mit meinen Einkäufen bin ich nun fertig, aber wir haben so viel Geld ausgegeben, daß mir ganz angst wird. Mama will immer wissen, wieviel Gehalt Karl bekommt. Es ist weniger, wie es sein sollte, 18000 Livres. Bitte sie aber, diesen Punkt nicht mehr zu berühren. Da unser Aufenthalt, will's Gott, nicht lange dauern wird, muß man etwas zusetzen und sich nicht darüber quälen. Du weißt, gute, liebe Schwester, daß wir uns nun wirklich am Rhein angekauft haben. Wären wir nur erst da!! Daß du die Heidelbergische Universität für deinen Karl gewählt hast, ist gewiß sehr vernünftig. Reinhard war mit dem dortigen Gelehrtenzirkel und mit dem wirklichen Wissen der Professoren sehr zufrieden. Voß wird sich gewiß seiner wahrhaft annehmen. Von Brentano, seiner Sophie Meerau und seinem Geniewesen laß ihn aber etwas fern bleiben, trotz Goethens großem Lobe des Wunderhorns. Ich sah die Leute nicht, aber nach dem Urteil unserer dortigen Freunde taugen er und sie moralisch sehr wenig, haben aber für den Umgang mehrere glänzende Eigenschaften. — Wir denken in 8 Tagen von hier abzureisen, mich verlangt, da ich ins Weite muß, nun wirklich weiter. Man wird das Wirtshausleben so müde, in Wien ist es besonders unangenehm, weil die Wirtshäuser unbegreiflich schlecht sind. Die Preise aller Dinge steigen noch geschwinder, wie das Papiergeld fällt, so lebt man jetzt wirklich teuer hier. Doch sieht man, was mir unbegreiflich ist, noch wenig Spuren von Armut, und das Volk hat, wie mir noch gestern Purgstall versichert, noch keine Lust, Rumford'sche Suppe zu essen. Wir haben hier Meubeln nach euren Preisen noch wohlfeil gekauft. Glas und Porcelain teuer genug. In allem werden wir an dreißig große Kisten haben. Gesund sind wir alle und so wird der Himmel ja weiter sorgen. Grüße dein ganzes Haus und den ganzen Neumühlener Kreis. Ich hoffe für Karls Gemütsstimmung viel von der Reise nach Jassy. Noch sind seine Ansichten dieselben.

Den Wunsch, sich am Rhein anzukaufen, hatte Reinhard keineswegs aufgegeben. „Im Gegenteil," schreibt Sulpiz Boisserée, „hegte er denselben jetzt noch um so dringender, weil er, fortgerissen vom Strudel des öffentlichen

Lebens, um so mehr das Bedürfnis fühlte, seinen Kindern ein Vermögen und vielleicht für sich eine stille Zuflucht zu sichern." Der Kölner Freund fuhr daher in seinem Auftrage fort, die Gegend zu bereisen, um ein passendes Besitztum zu erwerben. Ein solches schien er endlich in der Probstei Langwaden unweit Neuß gefunden zu haben. Er berichtete den vorläufig abgeschlossenen Kauf an Reinhard; dieser schrieb aus Wien zurück, der Kauf gewähre ihm die größte Beruhigung, und fügte hinzu: „Es bleibt dabei, lieber Freund, daß wir nach Köln über Jassy gehen, unsere Herzen und unsere Einbildungskraft werden dem Rhein nahe sein, während wir nach der Mündung der Donau eilen. Vielleicht sagen wir einst, dieser Umweg war nötig, um das Ziel zu erreichen." Der Ankauf von Langwaden kam jedoch nicht zustande. Wegen der Versäumnis gewisser Förmlichkeiten mußte Boisserée von dem Kaufe dieses Gutes wieder abstehen. Dagegen erwarb er für Reinhard zwei kleinere Höfe, die in derselben Gegend, bei Ratnrath, lagen und die nun ein Ziel der Sehnsucht für die weiter nach Osten Reisenden blieben.

In glühender Sonnenhitze wurde die Reise mit Frau und Kindern durch Ungarn, das Banat und Siebenbürgen zurückgelegt. Für die Beschwerden der langen Fahrt tröstete die Aussicht, vielleicht Konstantinopel, vielleicht Griechenland zu sehen; eine Hoffnung, die eben so fehlschlagen sollte, wie im Jahre 1793 die Hoffnung auf Rom. In Jassy angekommen, hat sich Reinhard mit gewohnter Hingebung und Umsicht in die Pflichten seiner neuen Stellung eingearbeitet. Wenn seine Berichte überhaupt hochgeschätzt wurden, ja nach Form und Inhalt für musterhaft galten, so trifft dies besonders auch für die Berichte zu, die er aus Jassy schrieb. Man rühmte ihre Gründlichkeit und ihre Vielseitigkeit; sie dienten dazu, für das französische Kabinet und für alle Zeiten die Wichtigkeit der Fürstentümer in Beziehung auf Europa und sein Gleichgewicht hervorzuheben. Im Übrigen war der Aufenthalt in keiner Weise befriedigend und Reinhard kam wiederholt um seine Abberufung ein. Wir erfahren es aus den Briefen Christinens, die aus dieser Zeit erhalten sind, und denen wir auch entnehmen, daß Reinhards Gemütsstimmung noch immer die alte war. Am 5. November schrieb sie der Schwester:

Ich wünschte, Poel und andere Freunde könnten der guten Mutter ein richtigeres Bild von unserer hiesigen Lage geben, die nur politisch und persönlich unangenehm, aber durchaus nicht gefahrdrohend ist. Daß kein mit Sitte und geistiger Bildung vertrauter Mensch hier lange ausdauern kann, wenn auch durch ein Wunder Sumpfluft und Fieber seinem Körper nichts anhaben, ist begreiflich. Auch ist es Karls ernster Wille, nicht über den nächsten Sommer zu bleiben. Er hat nun

schon dreimal um seinen Rappel angehalten; möglich, daß die letzten politischen Angelegenheiten hier, die Frankreich unmöglich angenehm sein können, ihn beschleunigen. Ich schreibe dir dies im Vertrauen, ohne einmal zu wissen, ob Karl es gesagt haben will. Mich würde auch eine Reise im Winter, jetzt, da ich André habe, nicht schrecken, sie könnte nicht so beschwerlich sein, wie jene, die ich, von schlechten Bedienten begleitet, überstanden habe. Auch sind die Kinder bei aller Mühe und Not, die ihre Eltern gehabt, um sechs Monate größer und stärker geworden und lassen sich nichts anfechten. Unser Gütchen am Rhein ist ein fester Punkt, nach dem wir steuern. Boisserée hat euch die Beschreibung davon mitgeteilt, auch wir haben hier schon zwei Briefe von ihm. Das Ganze ist zu 4000 Livres verpachtet.

13. November. Ich weiß, du möchtest gerne von meinem häuslichen Leben etwas hören, aber ich wüßte dir darüber nichts Neues zu sagen. Alles ist beim Alten. Die Ansichten über gewisse Punkte haben sich nicht geändert. Unser Freund J. wird dir auch geschrieben haben, daß es nur Täuschung wäre, dies ferner zu hoffen. Ich gehe meinen Weg mit dem Mut des reinen Bewußtseins fort und suche alle Mißtöne so viel wie möglich zu vermeiden. An den Kindern haben Karl und ich herzliche Freude . . . Grüße mir alte Freunde, du liebe Schwester! Von den guten Jacobis höre ich nichts. Ich werde jetzt viel mit meinen Sachen zu kramen haben und mich gemütlich zum Winter einrichten. Im Frühjahr wachsen die Flügel und man macht Pläne zum Näherrücken an gute Menschen.

In der Jassyer Gesellschaft war Reinhard so glücklich, einen wertvollen Fund zu thun. Es war der junge Joseph von Hammer-Purgstall, den er hier als Vertreter des österreichischen Kaiserstaats antraf. In der orientalischen Akademie zu Wien erzogen, hatte Hammer schon mehrere diplomatische Posten im Orient bekleidet und auch in seinen politischen Ämtern fuhr er fort, das Studium der Sprachen und Litteraturen des Morgenlandes zu pflegen. Er war ein „erzguter Mensch“, wie Reinhard einmal sagte, dessen alte Liebhaberei für das Arabische in diesem Umgang wieder aufwachte. Es entspann sich ein freundschaftlicher Verkehr, der dann, als Reinhards Aufenthalt in Jassy noch vor Ablauf des Jahres ein rasches und gewaltsames Ende gefunden hatte, durch Briefwechsel festgehalten wurde. Kaum nämlich war Reinhard in den Besitz seiner sehnlichst erwarteten Bücherkisten gelangt, kaum hatte er sich vollends häuslich einzurichten begonnen, als politische Ereignisse eintraten, von denen er und seine Familie aufs härteste betroffen wurden.

2.

Dem General Sebastiani war es rasch gelungen, die Gunst des Sultans Selim III. zu gewinnen und ihn zu einer Schwenkung zu bewegen. Hospodare der Walachei und der Moldau waren damals die Fürsten Ypsilanti und Morussi,

beide den reichsten und mächtigsten Familien des Phanars angehörig, beide Häupter der russischen Partei. Sebastiani verlangte, daß der Sultan sie absetze und an ihrer Stelle die Fürsten Suzzo und Kallimaki ernenne, die dem französischen Einfluß zugänglich waren. Der Sultan willfahrte, obwohl es gegen die Verträge lief. Das war Ende August, und bald darauf ging Sebastiani einen Schritt weiter: er stellte dem Sultan vor, daß er jetzt endgültig zwischen beiden Teilen seine Wahl zu treffen habe, und verlangte einen Hatischeriff, der den russischen und englischen Kriegsschiffen den Eintritt in den Bosporus untersagte. Auch dazu verstand sich der Sultan. Zwar gelang es den Drohungen Englands und Rußlands, Selim wieder einzuschüchtern: er nahm den Hatischeriff zurück und setzte auch Ypsilanti und Morussi wieder als Hospodare ein. Allein Rußland hatte sofort, als es jenen Bruch der Verträge erfuhr, die Eröffnung der Feindseligkeiten gegen die Türkei beschlossen. General Michelsen erhielt Befehl, mit achtzigtausend Mann in die Donaufürstentümer einzurücken. Als Napoleon in Briefen vom 11. November und 1. Dezember den Sultan Selim aufforderte, den Krieg gegen Rußland zu eröffnen, unter Berufung auf die Siege, die er selbst inzwischen über Preußen und Russen erfochten hatte, stand der russische General bereits auf türkischem Boden. An Reinhard selbst ließ der Kaiser in einem vom 2. Dezember aus Posen datierten Brief die Nachricht gelangen, daß er Herr von ganz Preußen bis zur Weichsel, daß er Herr von Warschau sei, von wo er die Russen verjagt habe; Reinhard wurde aufgefordert, seinerseits Nachrichten über die Lage in Konstantinopel und über die Bewegungen der Russen am unteren Dniester zu geben. Doch dieser Brief erreichte Reinhard nicht mehr in Jassy. Schon am 11/23. November war General Michelsen in der Hauptstadt der Moldau eingezogen, dem französischen Residenten wurden Pässe nach Österreich ausgestellt; doch bevor er abreisen konnte, wurde er das Opfer einer völkerrechtswidrigen Gewaltthat.

In der Armee Michelsens befand sich jener Fürst Dolgorucky, der als Adjutant des Zaren Alexander vor der Schlacht bei Austerlitz eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon hatte und von diesem in dem Bulletin über die Schlacht in wegwerfender Weise als ein unwissender, hochmütiger junger Laffe behandelt wurde. Damals faßte Dolgorucky den Vorsatz, an dem ersten Franzosen, den er antreffen würde, sich zu rächen. Jetzt ließ er seine Rache an dem französischen Geschäftsträger, den er in Jassy traf, aus. Auf Anreizung des Fürsten ließ General Michelsen Reinhard mit seiner Familie, den Beamten des Konsulats und anderen Franzosen, die sich ihm angeschlossen

hatten, verhaften und durch eine Kosakenabteilung nach Rußland wegführen. Sobald der türkische General Mustapha Bairactar diese Gewaltthat erfuhr, ließ er zur Vergeltung den russischen Konsul in Bukarest, Chirico, festnehmen und als Gefangenen abführen, damit wenigstens das Leben Reinhards und der Seinigen sichergestellt sei. Mitten in der rauhesten Winterszeit sahen sich die Gefangenen ins Innere des weiten Reiches geschleppt. Sie wußten nicht wohin. Die begleitenden Kosaken sagten: nach Sibirien. Es war vergebens, daß Reinhard sich auf seine amtliche Stellung berief und den russischen Behörden mit dem Zorn des Kaisers Alexander drohte. Endlich in Krementschuk am Dniepr, unweit Pultawa, wurde Halt gemacht. Man wartete hier auf Befehle aus St. Petersburg und Reinhard vertrieb sich die Zeit, indem er anfing Russisch zu lernen. Sein Vertrauen auf den Zaren wurde nicht getäuscht. Alexander ließ durch seinen auswärtigen Minister v. Budberg die Mißbilligung der Gewaltthat aussprechen und ordnete sofort die Freilassung der Gefangenen an. Fürst Kurakin, der Gouverneur von Pultawa, gab Reinhard einen Paß und traf freundliche Vorkehrungen für seine Reise durch die Ukräne. In Bjela Zerkow nahm die Reisenden ein Schloß des Grafen Branitzki auf; nach mehrtägiger Steppenfahrt sahen sie sich hier wie durch Zauber in einen Palast der Künste und des Luxus versetzt. Einer der Säle enthielt die Bildnisse von Mitgliedern des russischen Kaiserhauses: unter ihnen fesselte das der Kaiserin Maria, der Mutter Alexanders I., einer württembergischen Prinzessin, durch einen Ausdruck von Hoheit und Güte, der in Reinhards Sinn unauslöschlich haften blieb.[1]) Bis Brody fuhr man unter russischer Bedeckung. Von Lemberg, wo endlich eine längere Rast gehalten wurde, sandte Reinhard seinen Sekretär, einen gewissen Fornetti, der aus einer Dragoman-Familie in Pera stammte, nach Warschau mit einem Bericht über das Vorgefallene. In Warschau befand sich damals das diplomatische Hauptquartier des Kaisers, und Reinhard wurde von Talleyrand eben dahin berufen, wie sämtliche französische Konsuln, die durch den Krieg aus Rußland und dem Orient vertrieben worden waren. Mit Rücksicht auf seine leidende Gesundheit ist ihm aber die Reise dahin erlassen worden. In einem Briefe vom 2. März an den Kaiser bat Talleyrand um Weisung, was mit den Flüchtigen geschehen solle. „Mehrere von ihnen haben in ihrer Gesundheit notgelitten, Reinhard noch mehr als die anderen; sie sind alle mit ihrer Familie.“

Es waren schreckliche Wochen gewesen durch das, was man in der Winterkälte, in Feindesland, auf der Fahrt durch unwirtliche Gegenden zu erdulden hatte, wie durch die Ungewißheit des Schicksals, dem die Gefangenen

entgegengeführt wurden. Reinhard hatte einen Nervenhusten davongetragen, und noch mehr war die zarte Gesundheit seiner Frau von den Unbilden dieser Winterreise mitgenommen. Der Arzt in Lemberg empfahl eine Kur in Karlsbad. So ging denn die Reise über Olmütz, wo Christine im Anblick von Bollmanns Gefängnis alter Zeiten gedachte, weiter nach Prag. Von hier schrieb sie der Schwester am 5. April 1807 folgenden Brief:

Von allem, was wir überstanden haben, was hinter uns liegt, bist du durch Mama unterrichtet. Jetzt nur von dem, was wir vor uns haben. Die guten Eltern dringen darauf, mich und die Kinder, ehe wir nach Köln gehen, in Hamburg zu sehen. Unsere Mutter äußert diese Wünsche so rührend, so lebhaft, daß jeder ihrer Briefe mir das Herz zerreißt! Liebe Schwester, ich halte es für unmöglich, jetzt diese Wünsche zu erfüllen! Gieb mir einen Rat, wie ich diesen Kampf der Pflichten vereinige. Von meinen Wünschen ist nicht die Rede, ich bin an Entsagungen gewöhnt, aber ich möchte so gerne, daß alle zufrieden wären, und wie gewöhnlich wird wieder mein Schicksal sein, niemand befriedigen zu können. Von unserem Plane, nach Karlsbad zu gehen, ist die gute Mutter jetzt unterrichtet, aber sie weiß nicht, daß Karls Gesundheit diese Brunnenkur wirklich sehr bedarf. Schon die Reise nach Jassy, so ganz seinen Wünschen entgegen, hatte ihn sehr angegriffen, nur in der letzten Zeit dort fing er an, sich etwas besser zu fühlen. Nun kam diese lange, von so vielen Unannehmlichkeiten begleitete und von allen Bequemlichkeiten entblößte russische par force-Reise! Daß sowohl seine wie meine Gesundheit von dem, was wir ausgehalten haben, noch die Spuren fühlen, kannst du denken! Karl, der lange schon an Beschwerden der Verdauung und Verhärtungen im Unterleib litt, hat seit einigen Wochen einen anhaltenden Husten, der mehr Magenübel als Brustbeschwerde zu sein scheint, doch sind zuweilen Beklemmungen, mehrmal war Fieber dabei. Morgens beim Erwachen ist der Krampf am schlimmsten, und immer wenn er reden will, ist der Reiz zum Husten da. Er ist dabei mager geworden und sein Gesundheitszustand macht mir wirklich viel Sorge. Gewiß bedarf er einer anhaltenden und ernsthaften Kur. Unser sehr vernünftiger Arzt in Lemberg riet zum Karlsbade. Karl selbst hat Glauben daran, und das ist bei seinem Unglauben an Medizin schon viel. Natürlich sind also für jetzt unsere Pläne und Wünsche auf diese Brunnenkur gerichtet. Vor Ende Mai kann man nicht dorthin gehen. Den Juni würden wir dort zubringen. Das sind noch drei Monate! Wer darf heutzutage Pläne auf drei Monate voraus machen! Aber angenommen, daß diese Entwürfe ruhig und freudig ausgeführt würden, so wirst du es natürlich finden, daß Karl sich dann nach einem eigenen Herd, nach einer ruhigen Existenz vor Winter sehnt und diese zu begründen wünscht. Wir glaubten uns mit dem Pächter abfinden und Ramrath bewohnen zu können; das geht nicht! Nun müssen wir in der Nähe von Köln ein Gut oder Landhaus zu kaufen oder fürs erste zu mieten suchen. Denn, daß unsere Reise dorthin geht, weil wir notwendig unsere gekauften Besitzungen sehen und bereisen müssen, kannst du denken. Bei diesem allem ist meine Gegenwart nötig. Mir scheint, ich darf dort nicht fehlen, ohne heilige Pflichten

zu versäumen. Glaube mir, gute Schwester! wie unsere äußere Lage, wie unsere innere Gemütsstimmung ist, darf ich nicht von ihm fordern, mich jetzt nach Hamburg reisen zu lassen. Wir müssen unsere mühevolle Wallfahrt zusammen beschließen, nur so kann sie Segen bringen! Vereint müssen wir im Hafen anlanden, wenn er ein Port der Ruhe werden soll. Die gute Mutter ist im Irrtum, wenn sie meint, daß Karl jetzt nach Paris gehen werde. Karls Wünsche gehen nicht nach Paris, sondern nach Ruhe! nach einem Garten, einem Feld und einer fire side! Laß mich ihm diese bereiten helfen, dann darf ich übers Jahr von einer Reise zu den teuren Eltern reden. Gott wird sie mir erhalten! Wie es mich quält, der verehrten Eltern Wünsche nicht erfüllen zu können, das brauche ich dir nicht zu sagen. Mama schreibt in ihrem letzten Briefe von des teuren Vaters fünfzigjährigem Doktorjubiläum, an dem ich nicht fehlen dürfe! Dieser ganze Brief ist wieder so herzzerreißend! Ach, jeder Tag, an dem ich Vater und Mutter sehen könnte, würde mir ein Festtag sein! Dies Jubiläum wollen wir im Geiste mitfeiern! Die verehrte Gestalt des teuren Vaters wird dann wie immer mir vorschweben! . . . . . Von dieser wirklich schönen Stadt habe ich noch wenig gesehen; doch war ich im Theater. Wir sind hier zwar teuer aber gut logiert. Die Kinder gedeihen. Der Kleine entwickelt sich lieblich, Sophie phantastisch; er bedarf nur Liebe, sie große Sorgfalt. Karl hängt mit ganzer Seele an den Kindern und wird sich, wenn wir in Ruhe sind, gewiß viel mit ihnen beschäftigen. . . . Mehr hat mich die Nachricht befremdet, daß Bolmann, von dem ich glaubte, daß er aus dem Sturm des Lebens und der Leidenschaften sich in einem neuen Weltteil einen Ruhepunkt schuf, noch nicht genug hat! sich wieder ins wogende Meer stürzte![2]) Es bleibt doch wahr, daß, wer einmal Abenteuer, auch im edelsten Sinne, zum Geschäft des Lebens gemacht hat, so schwer zum täglichen Brot der Mühe und Arbeit zurückkehrt! Sonderbar! Zwei Tage vorher, ehe ich Bolmanns Verhaftung als Staatsgefangener in der Zeitung las, hatte ich in Olmütz sein Gefängnis betrachtet, selbst aus der Gefangenschaft kommend! hatte mich alter Zeit erinnert und von ihm mit Karl gesprochen!

Mitte Mai trafen Reinhards in Karlsbad ein. Christine schrieb von hier am 20. Mai ihrer Schwester:

Wie herzlich freut es mich, daß du die gute Mutter über ihre vereitelten Hoffnungen hast zu beruhigen gewußt. Ich konnte nicht anders! kann auch jetzt nicht anders! Dunkel liegt die Zukunft vor mir. Daß dies schwere Jahr Karls schweren Sinn nicht leichter gemacht hat, kannst du denken. Zeit und Entfernung hat in seinen Ansichten nichts verändert. Ich habe dazu jetzt auch jede Hoffnung aufgegeben. Er hat mir bestimmt erklärt, nie Hamburg wieder sehen zu wollen! Doch bot er mir in Prag an, mit Sophie hinzureisen, er wolle dann mit dem Kleinen hieher gehen; so leidend, wie er damals an Geist und Körper war, konnte und wollte ich dies nicht annehmen. Auch würde ich in eine Trennung der Kinder nicht willigen. Fühle aber auch, wie hart es ihm sein müßte, sich von den süßen Geschöpfen, die er so herzlich liebt, zu trennen. Er bleibt bei dem Entschluß, von hier nach Köln zu gehen, sich dort um ein gleich zu bewohnendes Landwesen zu bemühen und noch vor Winter in die Einsamkeit zurück zu ziehen. Ich kann mich

irren, aber ich halte das stille Landleben weder seinem Geist noch seinen Neigungen angemessen, besonders weil er nie zum Gelehrtenleben zurückkehren wird, das ihm zum Ekel geworden ist, auch der wirtschaftliche Teil des Landlebens ihm nie angenehm sein wird. Nichtsdestoweniger bin ich überzeugt, daß diese Zurückgezogenheit, nach den vielen Ungerechtigkeiten, die er hat erdulden müssen, das einzige ist, was er wählen muß. So laß uns denn mutig vorwärts gehen! Der Brunnen scheint Karl wirklich gut zu bekommen. Gott gebe, daß er sich recht erleichtert fühlt, ehe wir von hier reisen. Ich habe noch wenig getrunken. Denn ich kam krank hier an, hatte gerade auf der Reise einen heftigen Anfall von Krämpfen und war die erste Zeit sehr leidend; jetzt geht es schon besser. Nach allem, was ich in den letzten Jahren gelitten und überstanden habe, glaube ich wirklich, daß das, was mir von Gesundheit bleibt, unzerstörbar ist. Die Kinder sind blühend und entwickeln sich lieblich. Nur Sophiens Heftigkeit macht mir oft Kummer. Gottlob, daß Ihr des teuren Vaters Jubelfest noch so ruhig und freudig feiern konntet.

Die Reise nach Karlsbad bezeichnet den tiefsten Stand von Reinhards körperlichem und geistigem Befinden. Er und die Gattin hofften von dem böhmischen Bade die Wiederherstellung ihrer Gesundheit. Sie haben dort mehr gefunden, als leibliche Erholung. Der Aufenthalt in Karlsbad macht in Reinhards Leben Epoche. Damals knüpfte sich die Freundschaft mit Goethe, und von da rechnete er den Beginn eines neuen Lebens.

Vierzehnter Abschnitt.

In Karlsbad und am Rhein.

1807—1808.

Goethe in Karlsbad. Annäherung und Freundschaft. Propaganda für die Farbenlehre. Moralische Wiederaufrichtung. — In Dresden beim Kaiser. Wieder an den Rhein. Aufenthalt in Paris. Ankauf von Falkenlust und Apollinarisberg. — Winter auf 1808 in Köln. Besitznahme von Falkenlust. Schlegels Konversion. Versenkung in deutsche Litteratur. Ernennung nach Kassel. In Paris.

1.

Goethe war in diesem Jahre, 1807, frühzeitig nach Karlsbad gegangen, in der zweiten Hälfte des Mai. Sein Befinden war im Winter nicht das beste gewesen, er hoffte auf das böhmische Bad, und seine Hoffnung wurde nicht getäuscht. Die kleinen Erzählungen, die er damals für Wilhelm Meisters Wanderjahre schrieb, wurden rasch gefördert; optische und chromatische Studien wechselten mit geologischen; eine bunte Geselligkeit, der Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten bot vielseitige Anregung. Er selbst rühmt in den Tag- und Jahresheften, dieses Karlsbader Jahr sei ihm besonders günstig gewesen, „indem nicht nur die reichste und angenehmste Unterhaltung mir ward, sondern sich auch ein Verhältnis anknüpfte, welches sich in der Folge sehr fruchtbar ausbildete." Mit diesen Worten leitet er die Erzählung seines Zusammentreffens mit Reinhard ein. Dessen Schicksale, zumal die jüngst erlebten, erregten zunächst Goethes Teilnahme. Diese verstärkte sich bei jeder Begegnung. Wachsender Anteil und wachsendes Vertrauen begleiteten ihre gegenseitigen Mitteilungen, die rasch einen näheren Anschluß, ja ein „inniges Freundschaftsverhältnis" herbeiführten, „das, auf der reinsten Achtung und Anerkennung beruhend, nur mit ihrem letzten Lebenshauch endete" — Worte des Kanzlers Müller, der der nächste Vertraute dieses Freundschaftsbundes wurde und der hinzufügt: „Wenn Goethe an vielseitiger Wissenschaftlichkeit und genialer Anschauung des Lebens voraus war, so erbaute er sich dagegen

an der geistreichen Auffassungsgabe Reinhards, an seiner edlen, durchaus zarten Sinnesweise und an dem reichen Schatze von Erfahrungen, die Reinhard in einem vielbewegten, oft gefahrvollen Leben eingesammelt hatte. Es wurde für beide ein hoher Genuß, die Früchte ihrer Studien und Beobachtungen und in so gar manchem Sinne den Gewinn ihres Lebens traulich auszutauschen." Goethe selbst berichtet in den Tag- und Jahresheften: „Schon der Moment, in welchem sich ein neuer würdiger Landsmann von Schiller und Cuvier darstellte, war bedeutend genug, um alsbald eine nähere Verbindung zu bewirken. Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten gebildet, Sohn und Tochter anmutig und liebenswürdig, hatten mich bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Mann schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte." Goethe erzählt weiter, daß ein preußischer Offizier, leidenschaftlicher Patriot, den er im vorigen Jahr nach der Katastrophe von Jena kennen gelernt hatte, ihm nicht verzeihen konnte, daß er jetzt mit einem französischen Diplomaten so vertraulich umgehe.

Seitdem Goethes Tagebücher veröffentlicht sind, läßt sich das Zusammensein Goethes und Reinhards in Karlsbad, der Gegenstand ihrer Gespräche, die wachsende Annäherung fast von Tag zu Tag verfolgen. Am 28. Mai traf Goethe in Karlsbad ein. Schon am folgenden Nachmittag erhielt er den ersten Besuch Reinhards, der von seinem Aufenthalt in Jassy, vom Äußeren der Stadt, von der Lebensart daselbst erzählte. Am 30. Mai trafen sie sich morgens am Neubrunnen und knüpften daran einen gemeinsamen Gang. Vor Tisch erwiderte Goethe Reinhards Besuch. Die Begegnung am Brunnen wiederholte sich in den folgenden Tagen, aber es wiederholten sich auch die Besuche Goethes bei der Familie Reinhard, vormittags und abends; man ging zusammen spazieren, man sah sich täglich, zuweilen zwei- und dreimal. Besonders die Abendstunden liebte Goethe bei den neugewonnenen Freunden zuzubringen. Reinhard teilte ihm von seinem Burgunder mit, und dessen Qualität war ihm noch nach Jahren in angenehmer Erinnerung. Wir erfahren, daß Goethe seine Zeichenversuche vorwies und Frau Reinhard eine von ihm gezeichnete Gebirgsansicht kopierte. Lebhaft beteiligte sich auch Frau Reinhard an den Gesprächen, zumal wenn diese litterarische Gegenstände betrafen, oder das Theater, oder einzelnes aus den persönlichen Erlebnissen. Besonderes Interesse gewann Goethe dem Tagebuch ab, das Frau Christine über die Wegführung der Familie in russische Gefangenschaft niedergeschrieben

hatte, „wodurch man die verwickelten ängstlichen Zustände genauer einsah und zu wahrer Teilnahme genötigt wurde“. Reinhard selbst erzählte Geschichten aus der Schreckenszeit, tauschte mit Goethe die Erlebnisse in Italien aus, redete von „sonstigen Epochen seines Lebens und seiner Bildung“, oder man sprach von ästhetischen Problemen, von Hamburg, den dortigen litterarischen Kreisen und über „die Aussichten für Religion und Kultur im Norden“. Anlage und Bildung waren bei Reinhard gleichfalls encyklopädischer Art. Wo man anklopfen mochte, zeigte sich Einverständnis, williger Aufschluß, verwandte Lebensbetrachtung. Und auch die politischen Neuigkeiten, die der Tag brachte, wie der Fall von Lübeck und die Friedenspräliminarien von Tilsit wurden besprochen, und bei diesen Gesprächen muß es wohl gewesen sein, daß Goethe sich von der „wahrhaft deutschen Gesinnung“ Reinhards überzeugte.

Am 6. Juni traf der Herzog Karl August in Karlsbad ein. Goethe stellte ihm anderen Tages seine Bekannten vor, und am 9. und 10. Juni finden wir Goethe, Reinhard und den Grafen Grünne an der Herzoglichen Tafel. Einmal nahm Goethe auch an einer Abendgesellschaft bei Reinhards teil, zu der die Ärzte Mitterbacher und Kappe mit ihren Frauen geladen waren. Sonst blieb man unter sich im engsten Kreise. Eines Abends wurden Gedichte von Reinhard und von der Mutter Reimarus vorgetragen. Das Deklamieren war, wie wir wissen, eine besondere Liebhaberei von Frau Christine; jetzt durfte sie Gedichte des Altonaer Arztes Unzer, die sie besonders liebte, vor Goethes Ohr bringen, schwermütige, sentimentale Poesien, die der Dichter wohlwollend und nachsichtig genug aufnahm. Ein andermal zeigte Reinhard seine Medaillensammlung, aus welcher Goethe, der eifrige Sammler, auswählen durfte; oder es wurden ältere Papiere und Handschriften aus der Revolutionszeit hervorgesucht, von denen gleichfalls später manches Stück in die Goetheschen Sammlungen hinüberwanderte. Doch mehr als alles dies hat der Umstand die junge Freundschaft gefördert, daß Reinhard sich bei einem Unternehmen zugänglich und hilfreich erwies, das Goethe eben in dieser Zeit mit höchster Wichtigkeit betrieb, ja als ein Hauptgeschäft seines Lebens ansah: Reinhard wurde ein gläubiger und eifriger Anhänger der Farbenlehre. Das hat ihm vollends Goethes Herz gewonnen. „Der neue Freund,“ so erzählt Goethe, „gewährte mir anhaltende Aufmerksamkeit, als ich ihm meine Farbenlehre vorzutragen nicht unterlassen konnte. Er ward sehr bald damit vertraut, übernahm die Übersetzung einiger Stellen, ja wir machten den Versuch einer sonderbaren wechselseitigen Mitteilung, indem ich ihm Geschichte und Schicksale der Farbenlehre von den ältesten Zeiten bis

auf die neuesten, und auch meine Bemühungen eines Morgens aus dem Stegreif vortrug, und er dagegen seine Lebensgeschichte am andern Tage gleichfalls summarisch erzählte. So wurden wir denn, ich mit dem, was ihm begegnet, er mit dem, was mich auf das lebhafteste beschäftigte, zugleich bekannt, und ein innigeres Eingreifen in die wechselseitigen Interessen erleichtert."

Das Tagebuch erwähnt am 5. Juni zum erstenmal die Farbenlehre als Gegenstand des Gesprächs. Reinhard besaß hinlängliche Vorkenntnisse, um sich an das schwierige Problem heranzuwagen. Was er in Maulbronn bei dem Professor Balthasar Sprenger gelernt hatte, erwies sich jetzt als ein willkommener Besitz. Goethe's Werk war damals noch nicht veröffentlicht, der Druck hatte aber schon zu Ende des Jahres 1805 begonnen. Was davon vollendet war, studierte Reinhard zu Hause; Goethe half mit mündlicher Unterweisung nach, auch weihte er den Schüler alsbald in die praktischen Versuche ein: er gab ihm ein Prisma und die schwarzweißen Kärtchen, zeigte den Krystall mit der Iris, legte das Phänomen der epoptischen Farben vor. Goethe hatte bisher mit seiner Theorie kein Glück gehabt; die Menge sah darin ein wunderliches Steckenpferd, die Gelehrtenwelt verhielt sich meist ablehnend. Um so wichtiger war es nun dem vereinsamten Forscher, daß er bei einem Manne Verständnis fand, der zwar nicht ein Fachgelehrter war, aber von vielseitiger Bildung, von Rang und Einfluß, ein Staatsmann, der zugleich seine Verbindungen in der Wissenschaft besaß, Frankreich ebenso wie Deutschland angehörig. Der Gedanke lag nahe, die Farbenlehre, die von den Landsleuten des Entdeckers verworfen wurde, nach Frankreich zu verpflanzen, wo sie vielleicht eine unparteiischere Würdigung fände. Reinhard selbst machte den Versuch, einige Abschnitte ins Französische zu übertragen. Am 5. Juli brachte er Goethe die ersten Proben, und am 13. Juli heißt es im Tagebuch: „Wir gingen seine Übersetzung einiger Stellen der Farbenlehre durch und beredeten uns über die Art und Weise, wie sie ad Gallos zu richten sei." Doch zuvor schon waren die Freunde auf einen anderen Übersetzer und Mittelsmann verfallen. Das war ja ganz ein Geschäft für Villers, der sich die Vermittelung deutschen und französischen Geisteslebens zur Lebensaufgabe gemacht hatte. Schon am 30. Juni las Reinhard bei Goethe den Brief vor, den er an Villers geschrieben hatte, um ihm einen Vorschlag zu machen, der so ganz des heiligen Apostolats würdig sei, dem er sich gewidmet. Man erkennt, wie Reinhard selbst ganz erfüllt ist von dem Gegenstand. Es ist ein langer Brief, sein Inhalt eine geistreiche Einleitung in die Farbenlehre, deren Wichtigkeit dem Lübecker Freund eindringlich aus-

einandergesetzt wird. Vielleicht — und damit spielt Reinhard auf Villers' Schriften über Kant und über die deutsche Reformation an — vielleicht findet der Apostel der Reform der Metaphysik und der Reform des Christentums es unter seiner Würde, auch der Apostel der Reform der Farbenlehre zu werden. „Doch auch in diesem Fall würde das Werk, ein Muster von Klarheit, Zusammenhang, Reichtum und Genauigkeit in Beobachtungen und Versuchen, den Beweis liefern, daß der Name Goethe seinen Platz mit Ehren behauptet an der Seite derer von Kant und Luther." Mit beredten Worten wird der hohe Wert der neuen Lehre, ihre Anwendbarkeit für die Künste und die Wissenschaften verkündigt, jedoch dem spekulativ gerichteten Freunde gegenüber besonders der philosophische Charakter des Farbenphänomens gepriesen, das in eine Linie mit dem Magnetismus, der Elektrizität, dem Galvanismus, den chemischen Vorgängen gerückt wird. „Stellen Sie zwei Gläser zusammen, und Sie rufen die Farben des Prisma hervor; rühren Sie an dem Elektrophor, so bewirken Sie eine Abstoßung des Elektrizitätsmessers; verbinden Sie zwei Metalle, und Sie bringen die Oxydation hervor. Wie soll man dieses Gesetz nennen? Schaffen Sie mir eine Sprache, und ich will es benennen. Aber Goethe hat diese Sprache geschaffen, er hat zum mindesten ihr Alphabet gezeigt." Daß die Übersetzung ins Französische ein schwieriges Unternehmen sein wird, verhehlt Reinhard sich und dem Freunde nicht.

Goethes Ideen werden im deutschen Volke ohne Zweifel ein vorbereitetes Feld finden; sie hängen zusammen mit allem, was die philosophische Gährung der letzten Jahre an bestimmten und nützlichen Ergebnissen zurückgelassen hat, und bereits ist ihr die Zustimmung einer großen Zahl trefflicher Geister gesichert; aber wie sie den Franzosen übermitteln, die auf keinem Felde sich erobern lassen wollen, und durch das Organ einer Sprache, die, in ihrem Bereich die Gesamtheit der menschlichen Kenntnisse umfassend, sich die Fähigkeit versagt hat, deren Form zu ändern oder deren Sphäre zu erweitern? Bis auf drei oder vier Abschnitte ist Goethes Buch französisch; aber es sind gerade jene Paragraphen, die man zu übersetzen verstehen muß.

Übrigens rät Reinhard dem Freund, alsbald auch die im Buche angezeigten Versuche und Beobachtungen selber anzustellen.

Haben die Thatsachen zu Ihren Augen gesprochen, so wird das Buch zu Ihrem Geiste sprechen; noch ein Schritt weiter, und Sie werden auf der Höhe seines Prinzips sein. Um Ihnen indessen zu beweisen, daß ich ein aufmerksamer und gelehriger Schüler gewesen bin, schicke ich Ihnen den Inhalt eines Vortrages, in dem mir Goethe seine Ideen entwickelte, bevor ich sein Werk las. Wenn es die lebendige Stimme wäre, wie ich sie hörte, so wären Sie bereits bekehrt, bereits

Apostel; aber leider der Buchstabe tötet. . . . . . Ich sage Ihnen nichts von dem ‚merkwürdigsten Jahre meines Lebens'; ich habe unglücklichere durchgemacht. Ich zweifle nicht, daß Ihre Freundschaft Teilnahme für unsere Erlebnisse gehabt hat, hoffentlich ist die Zeit der bizarren Begebenheiten nunmehr für mich vorüber. Wie sehr wünsche ich, Ihnen irgendwo zu begegnen auf dem Rest meiner Reise, die mich ja in ziemliche Nähe von Göttingen führt, wohin Sie, wie ich höre, sich begeben. Sagen Sie Schlözer, daß ich auf der Rückreise aus Rußland mit größtem Interesse seinen Nestor *) gelesen habe, den ich in Wien gekauft habe, der mich aber erst in Lemberg erreichte. Wir verlassen Karlsbad in der nächsten Woche. Sehen Sie, ob Sie mir nicht ein Stelldichein geben können, in Kassel zum Beispiel. Auf alle Fälle erwarte ich Sie eines Tages in meiner Hütte am Rhein.

„Unser Zusammentreffen hier mit Goethe," so schrieb Frau Christine am 8. Juli ihrer Jugendfreundin, der Frau Johanna Frommann in Jena, „betrachte ich als ein Geschenk des Himmels. Er und Reinhard scheinen großes Behagen aneinander zu finden. Ich habe eine herzliche Freude, sie ihre Schätze austauschen zu sehen. Goethe lebt hier fast nur mit uns; wir sehen ihn täglich. Mein eigentliches Urteil über diesen höchst merkwürdigen Menschen, der als Dichter alle meine Gefühle, als Mensch nur meine Verstandeskräfte in Bewegung setzt, behalte ich mir vor, euch einmal beim Theetisch recht verständlich vorzutragen."

Am 15. Juli in der Frühe verabschiedete sich Goethe von Reinhards, die nach Beendigung ihrer Kur Karlsbad verließen. Zwei Tag zuvor hatte Goethe noch zum Abschied bei ihnen gegessen. Reinhard hinterließ dem zurückbleibenden Freunde als Andenken „eine kleine Reisebibliothek in einem schönen Kästchen"; es waren Sedezausgaben der französischen Klassiker, und Goethe wurde dadurch veranlaßt, alsbald Lafontaines Fabeln, alte und neue Romane, besonders aber Montesquieu vorzunehmen. Doch das große, gemeinsame Anliegen blieb die Farbenlehre. Während man die Antwort Villers' erwartete, hatte Reinhard auch seinem Schwiegervater Reimarus eine gedrängte Darstellung der neuen Lehre geschickt; der Alte in Hamburg hatte sie mit Interesse, doch nicht ohne Vorbehalte aufgenommen. Schon dachte Reinhard auch daran, seinen jungen Freund Boisserée anzuwerben. Goethe selbst sah sich nach der wiederholten Besprechung des Gegenstandes mit Reinhard veranlaßt, eine das Verständnis erleichternde Einleitung aufzuzeichnen „und dabei besonders jene mißlichen Paragraphen verständlicher und zusammenhängender zu wiederholen". Und wenn jetzt das in Karlsbad angeknüpfte Verhältnis

*) Übersetzungen des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980. Fünf Bände. Göttingen 1802—1809.

in einem Briefwechsel sich fortsetzte, so bot den nächsten Faden für diesen gleichfalls die Propaganda für die Farbenlehre. Doch wie das Verhältnis zuletzt auf der gegenseitigen Anziehungskraft der beiden Persönlichkeiten beruhte, so trat auch im Briefwechsel, den die Freunde bis zum Ende des Einen fortsetzten, die Übereinstimmung in Denkart und Lebensauffassung, in Studien und Neigungen, in Urteilen über Menschen und Dinge, immer reiner und vielseitiger hervor. Reinhard ging nicht leicht aus sich heraus; in den Briefen an Goethe aber legte er Bekenntnisse nieder, die um so willkommenere Einblicke in sein inneres Leben gewähren. Er liebte es auch, Erinnerungen an vergangene Epochen seines Lebens diesen Ergüssen einzuverleiben. Fortan hat der Verkehr mit Goethe seinem inneren Menschen die Ergänzung gewährt, deren er zu seinem ihn nur halb befriedigenden und ausfüllenden Berufe bedurfte. Für alles, was er an Kenntnissen in sich aufgespeichert hatte, fand er hier, und nur hier, ein volles Verständnis; in diesen Freundesbriefen konnte sich seine erstaunliche Belesenheit in den Alten gütlich thun mit nicht selten änigmatischen Anspielungen einer Gelehrsamkeit, der auch das Entlegenste stets gegenwärtig war, und die kaum ein anderer verstehen mochte, als der gleichbelesene Freund. Alles, was ihn selbst beschäftigte, knüpfte er fortan an sein Verhältnis zu Goethe an, und in dessen Geist und Schriften und Studien suchte er von allen Seiten einzudringen, so daß er einmal das aus Stolz und Hingebung gemischte Wort aussprechen konnte: Nihil Goethiani a me alienum puto.

Was ihm die Freundschaft mit Goethe war, das hat er unwandelbar mit stets wiederholtem Danke bekannt. „Ich habe durch Sie wieder einen schönen vollen Monat gelebt; es ist Provision für Jahre, wenn ich Jahre zählen darf." — „Sie sind in jedem Sinne mein Wohlthäter geworden, und ich gehöre Ihnen ewig an." — „Nicht das Wasser, Sie haben mich kuriert" — so lauten seine Äußerungen an Goethe selbst. Er fühlte sich als dankbarer Schüler, ja er empfand eine Art Pietät des Sohnes gegen den um zwölf Jahre älteren Freund, und als er nach vierundzwanzig Jahren wieder nach Karlsbad kam, freute er sich, den Ort noch einmal zu sehen, wo er die physische Genesung durch den Strudel und die moralische durch seine Beziehungen zu Goethe gefunden hatte. Man versteht dieses leidenschaftliche Sichanklammern an Goethe's Freundschaft erst, wenn man sich vergegenwärtigt, wie sehr äußere und innere Erfahrungen eben damals auf Reinhard lasteten, als ihm das Glück der Karlsbader Begegnung zu teil wurde. Vom Schicksal hart umgetrieben, an den Dienst eines Allmächtigen gefesselt,

dessen Ungnade noch nicht besänftigt war, voll Mißtrauen gegen die, die ihn bisher emporgehoben hatten, von der Sorge um seine und seiner Familie Zukunft erfüllt, dabei mehr und mehr bedrückt von dem Zwiespalt, in dem der Deutsche in solcher Stellung mit sich selbst geraten mußte — in solchen Bedrängnissen, die einen tiefen Schatten in sein Gemüt warfen, war ihm jetzt plötzlich ein Licht aufgegangen, das seine künftigen Tage erhellte. Der Welt gegenüber und vor sich selbst fand er in Goethes Freundschaft seinen moralischen Halt. Er war Deutschland entfremdet und doch kein Franzose geworden; jetzt hatte er wieder festen Boden unter den Füßen. Sein Selbstvertrauen hat sich in diesen Tagen wieder aufgerichtet. Was ihm auch ferner beschieden war: er hatte ein unverlierbares Gut gewonnen. Er fühlte sich, wie er selbst sagte, wieder im Zusammenhang mit dem Guten und Schönen, und das Leben erhielt für ihn wieder einen Reiz, den es verloren hatte.

2.

Von Karlsbad ging Reinhard zunächst nach Dresden, wo damals, auf der Rückreise von Tilsit, der Kaiser Napoleon sich aufhielt. Hier hoffte er zu erfahren, was für seine Zukunft zu erwarten war. Er sah den Kaiser, und er hatte wiederholte Besprechungen mit Talleyrand. Reinhard mißtraute seinem alten Gönner und glaubte Ursache zu haben, daß dieser ihn aus der diplomatischen Laufbahn verdrängen wolle. Der Anfang war schon damit gemacht, daß man ihm ein Generalkonsulat übertragen hatte. Wirklich war jetzt davon die Rede, ihm eine Präfektenstelle in einem der vier deutschen Departements zu geben. Der Vorschlag scheint aber Reinhard damals nicht unerwünscht gewesen zu sein, zumal seine Absicht, eine ländliche Besitzung am Rhein zu erwerben, fester als je stand. Indessen sah er ein günstiges Zeichen darin, daß bei einem Besuch der Bibliothek Napoleon ihn dem König von Sachsen nicht als Konsul, sondern als mon chargé d'affaires à Jassy vorstellte und ihn damit als politischen Vertreter anerkannte. Fest bestimmt wurde über seine Wiederanstellung nichts; zunächst erhielt er, woran ihm vor allem gelegen war, die Erlaubnis, sich am Rhein aufzuhalten und erst dann nach Paris zu gehen, wenn über seine Zukunft entschieden wäre. Die Gesellschaft und amtliche Besuche machten in diesen bewegten Tagen starke Ansprüche an Reinhard. Auch den jungen Prinzen Jerome und dessen Freund Lecamus, den ehemaligen Gewürzkrämer auf Martinique und späteren Minister Grafen Fürstenstein, sah hier Reinhard zum erstenmal; ahnungslos, in welches Verhältnis er einst zu ihnen kommen werde. An der Tafel Talleyrands

hatte er eines Tages Gelegenheit, sich mit einem von dessen Sekretären während des ganzen Essens über Newtons Theorie und Goethes Ideen zu unterhalten. Zweimal traf er den Herzog Karl August in Gesellschaft bei dem französischen Gesandten Bourgoing. Immerhin blieb noch Zeit, die Sammlungen der Königsstadt wiederholt zu besuchen und die Umgegend zu genießen.

Mehrere Tage wurden dann in Leipzig zugebracht, wo die Reisenden von der Weimarischen Truppe den Torquato Tasso aufführen sahen; Reinhard gestand, keines ähnlichen Genusses sich zu erinnern, den ihm irgend ein Schauspiel gewährt hätte. Noch mehr trat ihm in Weimar überall Goethe wieder entgegen. Er schrieb von da am 9. August dem in Karlsbad zurückgebliebenen Freund: „Hier sind wir mit einer freundlichen Güte aufgenommen worden, die wir ausschließend oder doch zuerst Ihnen verdanken. Vom Herzog und der Herzogin an, die, sowie Frau von Wolzogen, eine auffallende Ähnlichkeit mit Schillern, die wohl mehr in den Manieren als in den Zügen liegt, in mir zu sehen glaubt, bis zum Kammerherrn vom Dienst haben wir nichts als Erfreuliches und Zuvorkommendes erfahren. Erst seit Karlsbad leb' ich wieder unter Menschen! Ihrer Frau und Meyern verdanken wir den Anblick Ihrer Kunstschätze und jede angenehme Stunde, die wir nicht am Hofe oder im Wolzogen'schen Haus zubrachten." Er lernte Wieland kennen, Falk, Bertuch, Voigt; nur Frau von Schiller war zu seinem Bedauern abwesend.[1]) In Jena wurde das Frommann'sche Haus besucht, wo Christine ihre Jugendfreundin Johanna Frommann, die Tochter des Conrektors am Hamburger Johanneum, Wesselhöft, wiedersah. Auch hier fand sich Reinhard im Goethe'schen Kreise. „Ich beneide Sie um diesen Kreis von Menschen; seit ich hier bin, hat sich mir die Idee der Abgeschiedenheit, in die ich zurücktreten will, auch wieder von ihrer mißlichen Seite gezeigt. Lassen Sie mich denken, ich gehöre auch dann noch zu Ihnen und den Ihrigen."

So stark ist die Empfindung, diesem Kreise anzugehören, daß er sich sagt, sein ganzes Leben hätte eine andere Wendung genommen, wenn er gewußt hätte, daß Menschen, wie er sie jetzt kennen lernte, sich für ihn und seine Schicksale interessierten. „Aber dieses Geheimnis verbarg mir die Nemesis. Die Nation, unter der ich lebte, verdeckte mir die übrige Welt, und je tiefer ich fühlte, daß ich ihr nicht angehörte, um so mehr verzweifelte ich, anderswo eigenen Grund und Boden zu finden. Ich erschien mir in jedem Sinn als ein Mensch ohne Vaterland." Von nun an ist er nicht mehr heimatlos: Weimar ist künftig sein Vaterland.

In Frankfurt erhielt Reinhard die Nachricht, daß Talleyrand zum Vize-Großwähler ernannt worden sei und das auswärtige Ministerium an Champagny abgegeben habe. Für Reinhard war dies insofern unerwünscht, als er mit Talleyrand in Dresden auch private Angelegenheiten, gewisse Geldrückstände, besprochen hatte; jetzt mußte er sich doch zur Reise nach Paris entschließen, um diese Dinge bei dem neuen Minister persönlich zu betreiben. Hier in Frankfurt sah er seinen alten Freund Ebel wieder, den Schilderer schweizerischer Natur und Volksart, und auch dieser wurde in Goethes Farbenlehre eingeweiht, die bei dem in den Naturwissenschaften wohlbeschlagenen Arzt auf den günstigsten Boden fiel.

In der zweiten Hälfte des August kam Reinhard wieder an den Rhein. Nach kurzem Aufenthalt eilte er zunächst nach Paris, während seine Frau bei den Freunden in Köln zurückblieb.

Aus dieser Zeit besitzen wir eine Charakteristik Reinhards von dem Norweger Heinrich Steffens, die wir nicht übergehen dürfen, obwohl sie einem ganz unhistorischen Bericht einverleibt ist. Steffens hielt sich nach der zeitweiligen Aufhebung der Universität Halle in Norddeutschland auf, und die Herbstmonate 1807 brachte er auf Einladung von Frau Sieveking als Gast in Neumühlen zu. Aus seinem Munde vernehmen wir noch einmal eine fast überschwengliche Schilderung, sowohl von der herrlichen Frau des Hauses, als von der feinen, im edelsten Sinne vornehmen Geselligkeit, wie sie an diesem europäischen Vereinigungspunkte zu Hause war. Steffens fährt dann fort, daß eben damals Reinhard im Sieveking'schen Kreise gelebt habe, und entwirft von ihm folgendes Bild:

Reinhard hatte ein sehr ruhiges Äußere; er sprach langsam, und sein Urteil hatte etwas Bestimmtes und Schneidendes. Wie ich ihn kennen lernte, begriff ich wohl, daß er imponieren konnte. Jetzt erschien er bei seiner Schwägerin nichts weniger als angenehm. Er sprach fast nie, war fortdauernd mürrisch, und seine Gegenwart war jederzeit lästig und störend. Wenn er, höchst selten, zugänglicher erschien, als gewöhnlich, freute man sich allgemein. „Heute," sagte die gütige Frau dann, „ist Reinhard ganz allerliebst," wenn er sich so betrug, wie man es von einem einigermaßen gefälligen Manne unter allen Umständen erwarten konnte. Allerdings mochte er von einem tiefen Gram niedergedrückt sein. Die Masse von furchtbaren Erfahrungen mußte ihn beugen; er haßte, wie ich später von ihm selbst erfuhr, Napoleon, dessen Gewalt er mit Unwillen wachsen sah, und der deutsche Mann hatte die Liebe zu seinem Vaterlande doch nicht aufgeben können; er sah wohl klarer als die meisten ein, wie in allen Richtungen des Daseins vernichtend Napoleons Gewalt über Deutschland sein würde. Seine eigene Lage in Frankreich war auch

nicht eine wünschenswerte. Ich trat zu der Zeit ihm nicht näher; er hatte für mich etwas Abstoßendes. Später lernte ich ihn genauer kennen und gewann ihn sehr lieb.[2])

Während Reinhard in Paris war, verging Christinen die Zeit in Hoffen und Harren, aber sie that jetzt ernstliche Schritte zum Erwerb eines Landguts, das sich zum Wohnsitz eignete. Am 26. September schrieb sie aus Köln der Schwester:

Immer hoffte ich dir etwas Neues, Entscheidendes über unsere Lage sagen zu können; bei dem Alten ist so wenig Freude! Aber noch immer nichts! Gern möchte ich deine vernünftigen und schwesterlichen Ratschläge in Ausübung bringen, wahrscheinlich werde ich auch bald Hand ans Werk legen, denn es hat allen Anschein, daß wir uns auf ein ruhiges Landleben vorbereiten müssen, denn so sehr ich in meinem Briefe an Mama dem Dinge eine poetische Ansicht abzugewinnen suche, so gewiß bleibt mir die Überzeugung, daß ländliche Ruhe und Beschränktheit ohne bestimmtes Geschäft Reinhard nicht zuträglich ist. Aber Monate unter Hoffen und Harren in Paris zubringen wäre viel schlimmer, so bleibt keine Wahl. Und herzlich freut mich Reinhards Entschluß, sobald seine Geldangelegenheiten berichtigt sind, zurückzukehren und hier seine Hütte aufzuschlagen. Daß jeder meiner Briefe ihn in diesem Vorsatz bestärkt, kannst du denken. Will man ihm, wie einige seiner Freunde ihm schmeicheln, eine Präfektur am Rhein geben, so wird dies vor des Kaisers Abreise nach Italien geschehen. Ist dann nichts entschieden, so gehen wir in unsere Einsamkeit.

27. September. Ich beschäftige mich hier ernstlich mit dem Ankauf einer Besitzung, die gleich bewohnbar ist, und hoffe es auch zustande zu bringen, obgleich der kleine Philosoph Boisserée kein tüchtiger Gehilfe in Geschäften ist. Ich sehe außer Boisserées Haus und Schlegel niemand. Habe alle Bekanntschaften vermieden. Ich erwarte Reinhard in der Mitte Oktobers. Wenn es nach meinem Wunsche geht, bringen wir den Winter hier zu und gehen erst im Frühjahr aufs Land. Der gute Reinhard wird seinen Geburtstag einsam in Paris feiern, und ich mit den Kindern in wehmütigen Erinnerungen und Hoffnungen! Gott gebe uns ein fröhliches Wiedersehen! Endlich werde ich mich doch auch eines Wiedersehens der teuren Eltern und Geschwister freuen dürfen!

Sulpiz brachte Christinen zwei Landgüter in Vorschlag: einmal Falkenlust zwischen Bonn und Köln, ein ursprünglich zu Schloß Brühl, der Kurfürstenresidenz, gehöriges Jagdschloß, das im besten Stande, ja im Innern mit fürstlichem Aufwand ausgestattet war und einen schönen Park besaß. Sulpiz riet dem Freunde, dieses Gut, das um billigen Preis zu haben war, zu erwerben. Dann hatte es Sulpiz noch auf die Probstei St. Apollinaris bei Remagen abgesehen, ein kleines, ziemlich verwahrlostes Gut, auf das um seiner reizenden Lage, wie um seiner kirchlichen Bedeutung willen (es war ein alter Wahlfahrtsort) auch Schlegels längst ihr Auge geworfen hatten.

Dieses sollten, riet Sulpiz, Reinhard und er zusammen kaufen, herstellen und so lange gemeinschaftlich besitzen, bis die Trennung angemessen sein würde, wo dann der eine dem andern die Hälfte für den Kostenpreis überlassen sollte. Reinhard war mit beiden Vorschlägen einverstandeu, und der Kauf kam, während er in Paris war, durch seine Frau wirklich zustande.

Der Aufenthalt in Paris dauerte länger, als in Reinhards Absicht gelegen war. Am 10. Oktober schrieb er von dort, daß er schon einen vollen Monat da sei und noch nicht das geringste über seine Angelegenheiten habe erfahren können. Er spürte, daß er immer noch nichts weniger als persona grata war. Im Publiciste stand ein Artikel, aus dem Reinhard die Absicht herauslas, ihn wegen seines Aufenthaltes in Weimar und Jena zu verdächtigen. Als er eines Abends mit Wolzogens [3]) und einigen anderen Bekannten zusammen war, um den dänischen Dichter Oehlenschläger sein dramatisches Märchen Aladdin vortragen zu hören, merkte Reinhard, daß die kleine Gesellschaft unter polizeilicher Aufsicht stand. Argwöhnisch von Natur, war er es in dieser Zeit mehr denn je. Auch gegen Talleyrand schöpfte er von neuem Mißtrauen. Er hatte dessen Verwendung angerufen und die Antwort des alten Gönners klang wenig ermutigend. Die Nachricht, die er jetzt aus Köln erhielt, daß der Kauf von Falkenlust abgeschlossen sei, bestärkte ihn in dem Vorsatze, nun ganz die Bürde des Staatsdienstes abzuwerfen. „Die Gegend, die Sie wohl kennen," so schrieb er noch aus Paris an Goethe, „ist herrlich, das Haus niedlich, von einem Gitter und außerhalb von einem kleinen Park umgeben. Das Gefühl, Hausbesitzer zu sein, hat mich fröhlich ergriffen und mein Schicksal bestimmt. Es ist nun fest beschlossen: wenn es der Wille des Schicksals ist, daß ich noch in die Fesseln einer Stelle geschmiedet werden soll, so soll wenigstens die Stelle mich suchen, nicht ich sie."

Reinhard war mit dem Vorsatz nach Paris gegangen, neben dem Verfolg seiner eigenen Angelegenheiten auch für die Farbenlehre zu wirken. Er dachte sogar daran, im Institut, dessen Mitglied er seit 1795 war, eine Vorlesung darüber zu halten. Da er nicht Fachmann war und im Institut zur Klasse der alten Geschichte und Litteratur gehörte, schien es ihm angemessen, dazu ein Kapitel aus der Geschichte der Farbenlehre zu wählen und so die neue Entdeckung gleichsam durch philologische Propyläen einzuführen. Er wünschte Goethes Zustimmung zu diesem Vorhaben und bat sich von ihm die Bezeichnung der Hauptstellen aus Platon, Aristoteles, Seneca 2c. aus, um etwa über die vielseitige Bedeutung der die Farben bezeichnenden Ausdrücke im Griechischen und Lateinischen zu reden. Goethe konnte sich aber hierzu

nicht entschließen; er war eben erst nach Weimar zurückgekehrt und entbehrte noch der Sammlung, um dem Freunde die gewünschten Mitteilungen zu machen. Indessen ist es ihm angenehm, wenn Reinhard sich des Farbenwagestücks von Zeit zu Zeit erinnern, hier und da ein gutes Wort dafür aussprechen, ein gutes Vorurteil für die Sache erregen will. Das hatte denn Reinhard auch bereits gethan. Am 5. Oktober händigte er die gedruckten Aushängebogen der Farbenlehre Cuvier ein, dem um sieben Jahre jüngeren Landsmann, der fast gleichzeitig mit Reinhard als Hauslehrer nach Frankreich gekommen war, hier mehr und mehr zum Franzosen wurde und als Sekretär der naturwissenschaftlichen Klasse des Instituts bereits eine gebietende Stellung in der Pariser Gelehrtenwelt einnahm. Reinhard und Goethe waren nicht wenig gespannt darauf, wie dieser die neue Lehre aufnehmen werde; „mehrere seiner Äußerungen," bemerkte Reinhard, „haben mich überzeugt, daß sein Sinn für deutsche Ansichten noch nicht erstorben ist." Auch mit anderen Pariser Gelehrten hatte er wiederholte Besprechungen in der Sache, und er konnte Goethe berichten, daß optische Fragen auch in Frankreich gegenwärtig in der Luft seien. „Kurz, ich werde Paris nicht verlassen, ohne über das, was zu thun ist, im Klaren zu sein, und ohne was für jetzt möglich ist, gethan zu haben."

Von Villers war inzwischen Antwort gekommen. Eine ausweichende. Von tausend eigenen Plänen bedrängt, hatte er sich seinen Entschluß vorbehalten. Er wisse noch nicht, schrieb er an Reinhard, ob er im stande sein werde, das ihm zugedachte Apostolat zu übernehmen, ob seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse der Aufgabe gewachsen seien. Auch müsse man zuerst den Boden prüfen, um zu wissen, ob der Augenblick in Frankreich günstig sei. Indessen verspricht er, einen vorläufigen Bericht in ein Amsterdamer Blatt zu geben und Reinhard entwirft einen Feldzugsplan, wie man den Franzosen allmählich mit der neuen Lehre zu Leibe rücken könne: „wenn dann aus der Gährung ein klares Resultat in der Meinung hervorgegangen ist, so suchen und finden wir einen Übersetzer fürs ganze, und wenn ich's selbst sein sollte."

Der letzte Brief, den Reinhard aus Paris an Goethe schrieb, ist vom 14. Oktober datiert: „am Jahrestage der Schlacht von Jena". Politische Betrachtungen darf man in seinen Briefen nicht erwarten. Nur zuweilen verrät sich in kurzen, meist sarkastischen Andeutungen, wie er dachte. Der Kaiser hielt damals in Fontainebleau Hof. Ein prunkvolles Fest reihte sich an das andere. „Ein Dutzend deutscher Souverains steht unbemerkt in den gedrängten ehrerbietigen Reihen." Auf der Reise nach Paris — „es war

die Zeit der großen Wanderung" — war es ihm selbst begegnet, daß man ihn auf einigen Poststationen auch für einen Souverain d'Allemagne hielt. Im Theater sah er Nicomède von Corneille. Talma spielte die Hauptrolle in diesem Stück, das die Erniedrigung der kleinen asiatischen Könige und ihren Untergang im römischen Weltreich schildert, dem gegenüber der tragische Held mit stolzer Ironie sich behauptet. „Nie haben mir ein Schauspiel und dieser Schauspieler größeres Vergnügen gemacht. Was mich zugleich unendlich ergötzte, war, daß im ganzen Hause niemand zu fühlen schien, daß sie die Römer waren. Ich fühlte leider, daß ich ein Deutscher bin, und ich kenne diese Prusiasse!"

So verlängerte sich Reinhards Aufenthalt bis in den November. Seine persönlichen Angelegenheiten sah er endlich zur Zufriedenheit geordnet, wenn auch über die Zukunft noch nichts entschieden wurde, und die mancherlei Zerstreuung übte in Verbindung mit der Aussicht auf den gesicherten Besitz am Rhein eine wohlthätige Wirkung auf sein Gemüt.

3.

Die Wintermonate brachte die Familie wiedervereinigt in Köln zu. Alle Gedanken waren auf die Ansiedlung in Falkenlust gerichtet. Wir ersehen es aus einem Briefe, den Reinhard am 16. Dezember an seinen Schwiegervater Reimarus in Hamburg richtete.

Ich habe nicht ohne Rührung lesen können, mein verehrtester Herr Vater, wie Sie mitten in Ihrer großen Not in Hamburg unserer kleinen, noch nicht völlig wirklichen Not in Falkenlust so sorgsam gedenken. Zwar hab' ich diese neue, von Ihrer Tochter mit rühmlicher Bemühung angekaufte Besitzung noch nicht gesehen; Frau und Kinder wollen mich einführen, und das Tauwetter hat in diesen ersten Tagen die Wege nicht so sehr gangbar gemacht; indessen nach allem, was ich höre, glaub' ich doch nicht Ursache zu haben, Ihre Befürchtungen zu teilen. Es wäre sogar zu wünschen, daß der Busch, der Ihnen einige Sorge macht, in seiner Ausdehnung einen Grund dazu enthielte. Da er unser Eigentum ist, so würden wir dabei gewinnen, und gegen die Gefahr eines Überfalls könnten wir einige Jäger halten. Ich habe, wie meine Frau schon geschrieben haben wird, glücklicherweise die letzten drei Monate in Paris nicht vergebens zugebracht. Auch ist nach der Lebensweise, die ich mir vorgeschrieben hatte, meine Zeit schnell und ziemlich vergnügt hingegangen, und gerade, wo mein Aufenthalt vielleicht angefangen hätte, zwecklos zu werden und mir Langeweile zu machen, kam die Entscheidung. Anderthalb oder zwei Monate werden vielleicht noch hingehen, bis wir in unserem eigentlichen Eigentum uns ansiedeln; und bis dahin wird das allmähliche Anlangen unserer Einrichtungsbedürfnisse von Osten und Westen uns eine angenehme Beschäftigung

gewähren. Schon ist uns eine ganze Kiste voll quinquets angekündigt, womit wir unsern Palast in Jassy beleuchten wollten, und die nun von Pesth zurückkommen; und wegen der in Hamburg zurückgebliebenen Sachen schreib' ich an meine Schwester.[4]) — Ich habe bei mehreren Gelegenheiten in Paris an Sie und an Ihre immer thätige Wißbegierde gedacht. So in Cuviers anatomischem Kabinett, das ich Veranlassung hatte mehreremale zu sehen. An Reichtum an Schädeln wird es dem Blumenbachischen kaum etwas nachgeben, und Gall, der mit vieler Klugheit die Sachverständigen für seine Gehirnanatomie gewinnt, während die Journale mit seiner cranologie spielen (er nennt sie jetzt, glaub' ich physiologie intellectuelle du cerveau) findet da eine reiche Ernte.

Reinhard berichtet dann noch allerlei von den Wundern in Cuviers Kabinett, Skeletten von Menschen, Mumien, allerlei Tieren, Präparaten, besonders aber von den merkwürdigen Denkmalen einer animalischen Vorwelt. Er erwähnt die Mammut- und Elefantenknochen aus Cannstatt und aus dem Becken von Paris, Abdrücke von Fischen und Vögeln und besonders einen neugefundenen Saurier aus den Brüchen von Montmartre; die Naturgeschichte habe bis jetzt nichts ähnliches aufzuweisen. Den Schluß bildet die Einladung zu einem Besuch in Falkenlust für nächstes Frühjahr. „Sie würden alsdann, hoff' ich, unser Falkenlust weder so einsam noch so veraltet finden, als Sie sich vorstellen, der Busch würde nach Ihrer Angabe gelichtet, ein Teil davon zum Garten umgeschaffen, und die zwei prächtigsten ältesten Eichen bekämen Ihren Namen." Die Aufforderung war freilich vergeblich. Bei ihren Jahren und in diesen Zeiten konnten die Eltern nicht an eine Rheinreise denken, so schmerzlich ihnen der Verzicht auf das Wiedersehen Christinens war.

Am letzten Tage des Jahres erhielt Reinhard endlich Bescheid aus Paris. Champagny bot ihm im Auftrag des Kaisers das Generalkonsulat in Mailand an. So war es also richtig, daß man ihn aus der Diplomatie entfernen wollte. Eine Denkschrift über die Donaufürstentümer, vom Kaiser verlangt, hatte dessen Beifall gefunden; man meinte, daß sich Reinhard ganz besonders für den Konsulardienst eigne; in diesem Dienste sollte er künftig verwendet werden. Zwar schrieb der Minister entschuldigend, man habe beim Vizeköuig von Italien keinen Gesandten beglaubigen können; ja, er ließ Reinhard sagen, wenn er nicht Minister wäre, so würde er sich selbst die Stelle als Generalkonsul in Mailand wünschen. Allein Reinhard schlug trotz wiederholter Aufforderung die Stelle aus. Er konnte sich auf seine leidende Gesundheit berufen, aber er sagte sich, daß dies wohl eine Entscheidung für immer sei, und er war bereit, die Folgen dieses Entschlusses zu tragen.

Der Winter verging angenehm im Kreis der Kölner Freunde. „Rein-

hard," schreibt Sulpiz Boisserée, „brachte die drei Wintermonate in Köln im Sternberger Hof zu (zum Teil in den Zimmern, die drei Jahre vorher der neue Kaiser bewohnt hatte), wo er uns mit seiner ausgezeichneten Frau im kleineren Kreise oft Gelegenheit zu einer reichhaltigen, Geist und Gemüt ansprechenden Unterhaltung bot." Zu den näheren Freunden gehörte Friedrich Schlegel, der in diesem Winter Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteratur hielt und eben seine Forschungen über die Sprache und Weisheit der Inder zum Abschluß brachte. Die Anziehungskraft dieses beweglichen Geistes hat sich auch an Reinhard, dem Kinde der Revolution, bewährt. An Goethe schreibt er, daß er für Schlegels „nun gereiften, philosophischen, kenntnisreichen, klassisch gewordenen Geist" wahre Achtung bekommen habe, wiewohl er dessen Hinneigung zur katholischen Religion längst bemerkt hatte. Letztere verriet sich namentlich in der Schrift über die indische Sprache; doch wußte Schlegel allen näheren Erklärungen über seine Absichten, die Reinhard bei diesem Anlaß an ihn richtete, auszuweichen. Und wenn Schlegel damals, als Gegenstück zu Werners Luther ein Trauerspiel: Karl V. schreiben wollte, so sah auch darin Reinhard nichts als „eine durch Widerspruch exaltierte, ästhetisch poetische Ansicht, höchstens die Überzeugung, daß das immer negierende, immer mehr und mehr erkältende und erkaltende Luthertum den Bedürfnissen der Zeit und der Gemüter nicht mehr genüge", und verschaffte ihm für seine Arbeit Bücher aus der öffentlichen Bibliothek in Brüssel. Kurz die Sonderbarkeiten und Übertreibungen zu gunsten des Katholizismus legte sich Reinhard im Guten zurecht und gab sich im Übrigen gern den Anregungen des vielseitigen Geistes hin. Man verständigte sich über eine fortlaufende, immer sich wiederholende Offenbarung, wenn auch die daraus gezogenen Folgerungen weit auseinander gingen. Dem Gedankenkreis, in dem jetzt Schlegel lebte, hat Reinhard sich nicht gefangen gegeben, aber er hat ihn doch auf sich wirken lassen. Der Druck der Zeit und die eigenen Lebenserfahrungen ließen ihn eine Denkart verstehen, die, vom „Polizeimechanismus dieser Augusteischen Zeit" unbefriedigt, an tiefer wirkende Kräfte im Schicksal der Menschheit glauben lernte.

Kaum konnte er es erwarten, von seinem eigenen Herd Besitz zu nehmen. Schon am 1. März 1808, — am letzten Tage des Karnevals und am ersten des Frühlingsmonats — in Eis und Schnee, zog er mit den Seinigen nach Falkenlust, und gleich der erste Brief an Boisserée, vom 3. März, atmet frohes Behagen über die trotz der schmutzigen Wege glücklich bewerkstelligte Ankunft „in unserem Schlaraffenland". „Ihnen, mein gütiger, junger Freund,

kann ich für alle Mühe und Treue, die Sie in meinen Angelegenheiten gezeigt haben, nur vorläufig danken. Die Fortdauer dieser Verhältnisse ist durch unsere gemeinschaftliche Besitzung aufs neue gegründet, und alles, was mich in jedem Sinn näher an Sie anschließen kann, wird mir immer höchst willkommen sein. Die Frühlingssonne ist warm: kein Feuer kommt mehr in meinen Kamin, und weder von Osten noch von Westen klopft der Sturm mehr an unsere Fenster." Er übersah in seiner Freude die Schattenseiten, aber wir erfahren sie aus einem Briefe Christinens, die am 14. März ihrer Schwester schrieb:

Was hinter mir liegt, ist überstanden! Laß mich also von der Gegenwart und den Aussichten der Zukunft reden! Reinhard kam in einer wirklich heiteren Stimmung von Paris zurück, er war mit meinem Kauf von Falkenlust zufrieden, mehr wie ich selbst, und ist es auch noch, zu meiner großen Freude! Ich fing damals schon an, einzusehen, daß ich unvernünftige und unzuverlässige Ratgeber gehabt, und daß die Besitzung unserem Vermögenszustand nicht angemessen sei. Hätte ich mehr Kunde vom Lande, von der Trägheit der Arbeiter, von dem lügenhaften Anschlage, was Bau und Reparation kosten könnte, gehabt, nie würde ich in den Kauf gewilligt haben. Doch geschehene Dinge sind nicht zu ändern. Noch immer muß ich es als ein Glück ansehen, daß ich hier war; gekauft wäre doch worden, und alles stünde noch viel schlimmer. Auch bin ich noch jetzt überzeugt, daß nicht teuer gekauft ist, nur nicht passend für uns. Wären wir 50000 Frcs. reicher, so könnte diese Besitzung das schönste Eigentum weit in der Runde werden. Denn gerade das Wiederaufbauen der vielen Gebäude, das Schaffen des Gartens giebt Reinhard eine Beschäftigung, in der er sich zu gefallen scheint. Du weißt, daß unsere Ruhe gerade am Neujahrsabend wieder durch Vorschläge gestört ward, und du kannst denken, wie es mich freute, daß Reinhard fest blieb. Die Anträge wurden wiederholt, es war wirklich nicht leicht davon zu kommen. Mama rät ganz falsch, es war nicht *so weit*, ein schönes Klima, aber schlüpfriger Boden. Karl konnte mit Wahrheit sagen, daß seine Gesundheit zerstört, und er für einige Zeit Ruhe bedürfe. Ob nun nach dieser Erklärung vom Gehalt noch etwas fortgeht oder er mit Neujahr aufgehört hat, wissen wir noch nicht. Reinhard hat wirklich Freunde im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, und der Billigkeit nach dürfen wir erwarten, daß, bis ein neuer ernannt oder über diese Länder [die Donaufürstentümer] entschieden ist, wenigstens die Hälfte, 9000 Frcs., gezahlt werden. Ich hoffe, bald etwas bestimmtes darüber zu erfahren, dies ist notwendig, um zu einer Übersicht unserer Lage zu kommen. Haben wir nur für ein paar Jahre noch Zuschuß, so geht alles gut! Auch sonst muß es gehen, aber mit Sorgen und Mühe! Du weißt, Reinhard hat ein wirklich großmütiges, liberales Gemüt; es würde mir wehe thun, wenn er sich Einschränkungen gefallen lassen müßte, die immer den Geist niederdrücken und den seinigen, auf dem schon manches liegt, der oft *mehr* trägt wie da ist, vollends niederbeugen würden. Das eigentliche Landleben, wo man der Erde mit saurer Mühe das Brot abgewinnen muß, paßt gewiß nicht für Reinhard,

es stimmt zu wenig mit seiner vorigen Lebensweise und seinen Neigungen überein. Ich selbst verstehe es nicht und würde es bei meiner zerstörten Gesundheit mit dem besten Willen weder lernen noch ausüben können. Es muß also ein Mittelweg getroffen werden, und ich glaube, daß Reinhard selbst auf den vernünftigsten gefallen ist. Dies ist, so viel Land zu kaufen, daß man in dem einen Nebengebäude einen Pächter etablieren kann, und diesem die Pferde, die jetzt nur Luxusartikel sind, zu überlassen. — Jetzt laß mich zu euch kommen, ihr Lieben! und dir, du gute Schwester, für das schöne Geburtstagsgeschenk danken, es erinnert so schön an den Theetisch und vergangene Zeiten! Wo ist sie hin, die gute, alte Zeit, wo jeder unser Geburtstage für alle ein Fest war! Ich habe noch kein Jahr mit so klaren Ansichten dessen, was mir aufliegt, und so kleinen Erwartungen angetreten! Gott erhalte mir nur die Meinigen und stärke meine Gesundheit, dann wird der Mut nicht fehlen und alles wird gehen! Daß für diesen Sommer an keine Reise zu euch sich denken läßt, sieht unsere gute Mutter selbst ein. Gottlob, daß die teuren Eltern so wohl sind! Auch ich möchte sie so gerne noch wiedersehen! Wenn Zeit und Umstände meine Reise erlauben, müßte Papa gegen Reinhard den Wunsch äußern, mich und seine Enkel noch einmal zu sehen. Meine Kinder entwickeln sich lieblich, besonders der Kleine. Sophie ist zu phantastisch. Karl wird sich jetzt mit ihrem Unterricht beschäftigen, und das freut mich sehr. Daß sich für Bruder Gottlob eine Versorgung eröffnet hat, ist die erste angenehme Nachricht, die Reinhard seit lange von seiner Familie erhält.[5])

In einem Briefe vom 11. April wiederholt Christine, daß von einer Reise nach Hamburg nicht die Rede sein könne.

Diesen Sommer, liebe Schwester, ist durchaus nicht daran zu denken! Es wäre unrecht und unvernünftig, es nur zu wollen! Unsere Wirtschaft geht erst aus dem Chaos hervor; ich habe wirklich viel und vielerlei zu thun, bis das ganze in diesem uns fremden und freundlosen Lande nur in ein erträgliches Geleise kommt. Weder Karl noch ich können uns, solange noch überall geschafft wird, länger entfernen als durchaus nötig sein wird, unsere anderen Besitzungen, die unsere Gegenwart notwendig erfordern, zu bereisen. Es ist auch möglich, daß Reinhard wieder nach Paris muß, wo von neuem Schwierigkeiten wegen der Zahlung entstehen. Von Brunnen- und Vergnügungsreisen kann bei unseren jetzigen Vermögensumständen nicht die Rede sein. Karl gefällt sich in seinen ländlichen Beschäftigungen und ist oft recht heiter. Der Kleine ist sein Liebling und wirklich ein süßer Junge!

„Noch weht eine kalte Luft an unseren hohen Fenstern, aber Sonne und Mond beleuchten neu und herrlich die paradiesische Gegend" — so schrieb am 7. März Reinhard an Goethe in einem Briefe, der zu den merkwürdigsten Belegen für die innere Umwandlung gehört, die zu dieser Zeit in seiner Denkart vor sich ging. Auf der einen Seite der Einfluß der neuesten geistigen Strömungen in Deutschland, der Anschluß an Friedrich Schlegel, auf der anderen die Führung seines eigenen Schicksals inmitten der unerhörten Welt-

begebenheiten haben diese Wandlung bewirkt, von der er sich nun in der Einsamkeit von Falkenlust zum erstenmale sich selbst zurückgegeben Rechenschaft giebt, in Bekenntnissen, die an Goethe gerichtet sind. Wie unter diesen Einflüssen Reinhards eingewohnter und festgewurzelter Rationalismus mit der Ahnung höherer Wahrheit eine Art Kompromiß abschließt, das zu beobachten ist in hohem Grade anziehend. Um den ganzen Unterschied von einst und jetzt zu ermessen, muß man sich an jene theoretischen Auseinandersetzungen mit August Hennings im Jahre 1797 erinnern. Damals machte er sich zum Verteidiger der Grundsätze der Revolution, an deren endlichen Sieg er glaubte, oder noch immer zu glauben sich einredete. Mittelst der Verbreitung der Ideen der Revolution, das war seine Meinung, werde die Menschheit einer immer größeren Vervollkommnung entgegengehen. Jetzt zeigt er sich aufs Stärkste berührt von litterarischen Erscheinungen, in denen sich der entschiedene Rückschlag gegen das Zeitalter der Revolution ankündigt. Er knüpft zufällig an Zacharias Werner an, dessen Bekanntschaft eben Goethe gemacht hatte. Er lobt, wenn auch nicht ohne Vorbehalt, die Tiefe und Wärme in den Stücken dieses Dichters; er läßt sich sogar seinen Mystizismus gefallen. „Ich stoße mit den Fühlhörnern dagegen, aber ich ziehe sie nicht zurück. Auch dieser dunkle Sinn für die unsichtbare Welt ist mir erst geworden, mehr durch den eigentümlichen Gang meines Lebens, als bloß darum, weil die Sache nun gerade in der Luft ist." Er nennt es eine völlig chimärische Hoffnung, daß, wie Schlegel lehrte, aus dem Gang der Philosophie eine neue oder besser begründete Religion hervorgehen werde; aber er bekennt sich zu dem Glauben, daß an Stelle der Religion, deren Kraft und Leben verschwunden, irgend etwas anderes treten werde, und er hält es nicht für ausgeschlossen, daß es einem hervorragenden Geiste einmal gelingen werde, „eine Zeit herbeizuführen, wo Enthusiasmus nicht mehr das allgemeine Hohngelächter erregt." Er knüpft daran geistreiche Einfälle über Schicksal und Weltordnung, über das ewige Spiel der Notwendigkeit und der menschlichen Freiheit, und das Wesentliche ist ihm dabei die Behauptung der Persönlichkeit, die Freiheit des Individuums, sein Anrecht auf höchste moralische oder geistige Ausbildung. „Jeder Mensch trägt seinen Gott in seinem Busen . . . . hier ist unendliche Mannigfaltigkeit, nichts ist einer mechanischen Leitung fähig; alle Einheit ist tötlich, und der furchtbarste Seelenmörder ist der, der sich erfrecht, das Heilige zu kommandieren wie ein Soldatenexerzitium." So gründlich ist jetzt die schablonenhafte Revolutionsdoktrin überwunden. Vor dem Druck der Zeiten rettet er sich in das Bewußtsein der geistigen Freiheit, und in

diesem Bewußtsein weiß er sich mit den Gleichgesinnten zur „unsichtbaren Kirche vereinigt". Er ist innerlich verwandt mit all den Geistern, die sich wider den Universaldespotismus, der auf den Weltteil drückte, zu einer unsichtbaren Verschwörung zusammengethan.

Scherzweise hatte Reinhard schon im vorigen Sommer geäußert, er möchte Sulpiz für die Farbenlehre gewinnen, „damit Friedrich Schlegel den Katholiken nicht katholisch mache." Er dachte nicht daran, daß Schlegel ernst machen und wirklich zur katholischen Kirche übertreten werde. So war es nicht gemeint, wenn er Schlegels katholisierende Ideen halb beifällig besprach. Jenen Brief an Goethe vom 7. März, den er erst am 18. April beendigte, gab er Schlegeln mit, der in diesen Tagen über Weimar nach Dresden reiste; ahnungslos, daß Schlegel zwei Tage zuvor, am 16. April, mit Dorothea seinen Übertritt vollzogen hatte. Schlegel, der seine Aussichten auf feste Anstellung schwinden sah, obwohl er immer noch Reinhards Fürsprache dazu anrief, folgte nämlich einer Aufforderung seines Bruders August Wilhelm, der ihn nach Dresden und weiter nach Wien berief, wo er ihm günstige Aussichten eröffnen zu können glaubte. Kurz vor seiner Abreise hatte Friedrich die Konversion vollzogen.

Der Schritt war in aller Stille geschehen. Selbst Sulpiz war aufs höchste überrascht; erst nach vollendetem Übertritt wurde er von Schlegel benachrichtigt, der um vorläufige Geheimhaltung bat und schon deshalb jedes Aufsehen vermieden hatte, weil gerade in diesem Zeitpunkt der Übertritt leicht den Schein äußerer Absicht und Berechnung gewinnen konnte. Als die Sache dennoch sofort ruchbar wurde, hatte Sulpiz nur zu thun, das unangenehme Gerede abzuwehren und die Redlichkeit des Freundes in Schutz zu nehmen. „Natürlich gehörte Reinhard zu denjenigen, die uns am lebhaftesten befragten; aber auf die offene Darlegung unserer Meinung und Ansicht ließ er als edel gesinnter Mann auch seine mißtrauischen Gedanken am ehesten fallen und gab zu, daß Schlegel wirklich seiner Überzeugung gefolgt sei; nur blieb ihm unbegreiflich, wie er mit seinem Geiste und seinen Kenntnissen dazu habe kommen können." Ganz so glimpflich sind Reinhards eigene Äußerungen doch nicht. Ein Brief an Johann Friedrich Jacobi in Aachen, (den ältesten Sohn des Philosophen) vom 9. Mai zeigt Reinhard ziemlich verstimmt und noch nicht völlig überzeugt von der Reinheit der Beweggründe Schlegels.

Ich habe mit Schlegeln diesen Winter viel Umgang gehabt. Ich habe seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, seinen tiefen Scharfsinn, seinen geläuterten und veredelten Geschmack schätzen gelernt. Auch in Rücksicht auf seinen Charakter hatt' ich,

im Verhältnis der Prätention, die ich zu überwinden hatte, mir eine zwar nicht durchaus vorteilhafte, aber gemilderte Meinung geformt. Intimität war nie zwischen uns; eine gewisse Fremdheit schien er bei seinen fast täglichen Besuchen geflissentlich beizubehalten. In Rücksicht auf seine religiösen Meinungen war er ohne Verstellung. Doch ohne sie auszukramen. . . . Nun die Frage: Was will dieser Mensch? Nach seiner Geschichte, seinen Studien, seiner ganzen Anlage im heutigen Gange der allgemeinen deutschen, litterarischen, philosophischen, politischen und religiösen Anarchie kann ich mir seine Meinung und deren Entstehung wohl erklären; als Spekulation, wer wehrt's! aber nicht seinen Übertritt. Dieser setzt entweder, wenn er ehrlich geschehen ist, Tollheit, oder im andern Fall tiefe Pläne und Zusammenhang mit tiefen Plänen voraus. Was dies alles bedeute, kann nur die Zeit entwickeln. Persönlich unangenehm ist mir die Sache eben darum, weil ich, in der Überzeugung, daß von bloßer Spekulation die Rede wäre, vielleicht zu nachsichtig gewesen war.

Schlegel selbst sah dem Urteil Reinhards nicht ohne Unruhe entgegen. Von Weißenfels schrieb er an Boisserée: „Bei Reinhards habe ich nun wohl alles verspielt? Dies sollte mir sehr leid thun. Sagen Sie ihm indessen, wie sehr sich Goethe über die guten Nachrichten über ihn gefreut. Ich habe recht viel von Reinhards erzählen müssen." Was Reinhard in einem Brief vom 11. Mai an Goethe über den Fall schreibt, zeigt gleichfalls noch den ersten Unmut über die ihm auch persönlich unangenehme Geschichte. Er sieht noch weiterer Aufklärung durch Boisserée entgegen. Indessen urteilt er:

Da ich den weiten Umfang kannte, den Herr Schlegel sonst dem Worte Religion gab, so war mir trotz aller Anzeichen nicht in den Sinn gekommen, daß er es für sich auf den Katholizismus einengen würde, und ich begriff nicht, wie dieses feiste Dr. Luthers-Gesicht irgend eine innere rechtliche Veranlassung zu einem solchen Schritt haben könnte . . . Die zweideutige Rolle, die er unter solchen Umständen zu spielen hatte, besonders gegen meine im Deismus erzogene Frau, hat er übrigens mit wahrer Feinheit durchgeführt, und ich kann nicht sagen, daß er sich verstellt, kaum daß er verheimlicht habe, denn es lag nur an uns, aus allen seinen Äußerungen die Konsequenz ziehen. Daß der paradoxale, zum Ungemeinen mit verbitterter Eigenliebe strebende Mensch die katholische Religion vorziehen könnte, schien uns sehr begreiflich; aber daß er zu ihr übertreten würde, daran dachten wir nicht. So sehr heutzutage der Protestantismus ohne inneren Halt dasteht, um so mehr bedarf es eines gemeinschaftlichen Halts gegen außen, und Menschen, die so leichtsinnig unter die Knechtschaft zurückkehren, scheinen mir Verbrecher gegen die Menschheit.

Später hat Reinhard, der Aufforderung Fritz Jacobis entsprechend, diesem noch einen ausführlichen Bericht über Schlegel und seinen Glaubenswechsel gesandt, Falkenlust, 17. Juni 1808, der mit den Sätzen schließt: „Schlegel scheint durch den Vorhof der Ruchlosigkeit ins Heiligtum eingegangen,

wie der Lügner endlich an seine Lügen glaubt, durch den Widerspruch der Einen, durch den Beifall der Andern, durch einseitig auf einen Punkt bezogenes Studium, in den vom Zeitgeist und vom Bedürfnis akkredidierten Paradoxien bis zur Überzeugung gestärkt und zugleich Betrogener und Betrüger zu sein. Welches von beiden er überwiegend sein werde, werden die Umstände bestimmen."

Das persönliche Verhältnis zu Schlegels Frau, die vorläufig in Köln zurückgeblieben war, wurde durch das Ereignis nicht gestört. Dorothea schrieb ihrem Gatten nach Dresden:

Am Himmelfahrtstage hatten Reinhards mich mit Boisserées einladen lassen; natürlich war ich draußen, und man war sehr liebenswürdig und freundschaftlich gegen mich und ohne alle Anspielung. Sulpiz meint nicht ohne Grund, diese Nachgiebigkeit, besonders der Frau, verdankten wir einem Brief vom alten Jacobi, worin viel von dir und deinem Übertritte die Rede ist, und worin er einen fortdauernd freundschaftlichen Umgang zwischen dir und ihnen vorauszusetzen scheint. Sulpiz meint also, Madame Reinhard wäre durch diese Voraussetzung des verehrten Präsidenten auf den Gedanken geraten, daß die Fortdauer des Umganges mit uns sowohl möglich als auch aufgeklärt schicklich sei; und daher die gütige Einladung und Aufnahme. Mir war es sehr angenehm, ich bin dadurch einer seltsamen peinlichen Gespanntheit überhoben, auch schätze ich Reinhard sehr, man bekommt ihn immer lieber.

Im August folgte Dorothea ihrem Gatten nach Wien. Den Verkauf ihres Hausrats besorgte Sulpiz. Das meiste davon nahmen Reinhards für ihren Landsitz.

Alle Briefe aus Falkenlust sind voll des Glückes, das Reinhard in seinem Landaufenthalt findet. Er pflanzt und säet, macht Projekte zur Verschönerung seines Besitztums, treibt Leibesbewegung und unterrichtet täglich seine beiden Kinder; mit Vorliebe führt er sie in Botanik und Mineralogie ein, wozu ihn Bertuch in Weimar mit Lehrmitteln versehen hat. „Ich genieße meines neuen Zustandes mit einer indolenten Behaglichkeit, wie es einem verwundeten Invaliden ziemt, der für sich selbst weder Wünsche noch Hoffnungen übrig behalten hat." Und ein andermal: „Ich fühle mich zufrieden in dem engen Kreise, der, was mir von Bedürfnis an Thätigkeit geblieben ist, ausfüllt. In den Zeiten, wo mitten im Sturm der Begebenheiten eine sanfte Welle meinen Nachen trug, war Amerika und Landleben mein Ziel; nie hat mich diese Aussicht verlassen; und eben sie hat mich für andere Verhältnisse zu sorglos gemacht. Amerika sollte nur mein Ulubrä*) sein; ich

*) Hor. Ep. I, 11.

find' es nun hier und auch die letzte Anwandlung des Wunsches, um der Welt und der Meinung willen wieder aufzutreten, wird zuverlässig verschwinden."

Die Freundschaft mit Goethe und der Verkehr mit Friedrich Schlegel hat ihn wieder in ein näheres Verhältnis zu der deutschen Litteratur gebracht; dazu jetzt der Aufenthalt in ländlicher Stille auf deutschem Boden, fern von den Geschäften, durch die er einem andern Lande zugehörte — das alles bewirkt eine mehr oder minder bewußte Rückkehr zum Deutschtum. Es ist ihm Bedürfnis, sich in der deutschen Litteratur wieder auf das Laufende zu setzen, die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen. In der Entfernung vom Vaterland war ihm die Litteratur von 1785 bis 1795 beinahe ganz terra incognita geblieben; von da bis 1802 hatte er sie nur in Bruchstücken ergriffen. „Nun da ich mich in jedem Sinne wieder germanisiert hatte, gewann das Ganze der Litteratur für mich Interesse, und auf diesem Punkt stehe ich nun." Vor allem aber freut er sich der Schätze, die Goethe in seinen gesammelten Werken vor ihm ausbreitet. Mit enthusiastischen Worten begrüßt er das in jedem Sinne so kostbare Geschenk. „Hier liegt der Keim alles Guten und Schönen, das unsere in ihrer eigenen Üppigkeit erstorbene Litteratur wieder befruchten wird. Ihre Werke stehen, ein unvergängliches Denkmal, über unseren litterarischen und politischen Trümmern; und sollten die neuesten Schöpfungsversuche in ihr Nichts versinken, sollten die Fluten des Westens und des Ostens über Deutschland zusammenschlagen, so würde doch Ihr Name bezeugen, daß wir gewesen sind."

So deutlich empfindet er, was Goethes Dichtungen in dieser Zeit des Tilsiter Friedens und des Rheinbundes für das deutsche Volkstum bedeuten. Auch daß er nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern auch den Menschen kennen gelernt hat, ist ihm unschätzbarer Gewinn. „Durch diesen ist mir jener nicht nur um so lieber, sondern es ist mir auch um so leichter geworden, ihn völlig zu begreifen." Und nun freut er sich mit den Seinigen auf die Herbst- und Winterabende, für welche die Folge von Bänden so reichen Vorrat gespendet hat. „So werden wir mit Ihnen leben, auch wenn wir Sie nicht wiedersehen, und wir werden uns mit einer Gegenwart umgeben, worin der schwere Druck der Zeiten elastischer und leichter wird." Goethe scheint halb und halb Hoffnung gemacht zu haben, daß er in diesem Jahre — als Nachkur von Karlsbad — die Bäder von Spaa gebrauchen und auf der Reise dahin einen Besuch in Falkenlust machen werde. Die Hoffnung zerschlug sich. Um so mehr sehnt sich Reinhard nach den wiederkehrenden Zeichen freundschaftlichen Einverständnisses in Goethes Briefen:

„Damit die edlere Natur mit der unsichtbaren Kirche vereinigt bleibe, bedarf ich um so mehr von Zeit zu Zeit Zeichen und Gunst der fortdauernden Gemeinschaft und so oft mir die von Ihnen kommt, fühl' ich mich ergriffen von Liebe und Andacht."

Vergegenwärtigt man sich diese Bekenntnisse, so ist man auf alles eher gefaßt, als auf die neue Wendung, die Reinhards Schicksal noch in diesem Herbste nehmen sollte. Die Überraschung ist eine zweifache. Reinhard wußte sich in Ungnade bei dem Kaiser, und dieser läßt ihm einen höchst ehrenvollen Vertrauensposten anbieten. Er selbst preist das Glück des Landlebens, das ihn dem unerfreulichen Dunstkreis der Politik entrückt, und nun vertauscht er es ohne Zögern mit der Übernahme eines Postens, der schwieriger und bedenklicher ist, als irgend einer, den er bisher bekleidet. Er fühlt sich in jedem Sinn germanisiert, und doch steht er nicht an, von neuem in den Dienst des Gewaltherrschers zu treten, dessen Faust drückender als je auf den deutschen Landen lastet. Warum er den Entschluß, fortan sich, den Seinigen und seinen Gütern zu leben, nicht festgehalten, das hat er viele Jahre später in einem Brief an Goethe offen ausgesprochen: „Da [in Falkenlust] im Sommer 1808 erstarkte ich an Leib und Seele; doch wie ich meine Renten berechnete, schrieb ich an Champagny und bat auf seinen Rat Napoleon um Anstellung oder Pension. Keine Antwort; aber am Tage seiner Abreise nach Erfurt ernannte er St. Marsan nach Berlin, mich nach Kassel."

Ein Brief, den Christine aus Falkenlust 17. September an ihre Schwester schrieb, ist noch ohne Ahnung der neuen Wendung geschrieben, aber er zeigt, daß die ökonomische Lage bei dem Ausbleiben einer Entscheidung wegen der Pension eine sorgliche wurde.

Die Entscheidung besteht darin, ob Karl eine Pension bekommt oder nicht. Seine vieljährigen, immer in bedeutenden Stellen, und oft mit Gefahr seines Lebens geleisteten Dienste geben ihm ein Recht, sie zu fordern. Er hat, seit er erfuhr, daß nach dem Ausschlagen einer neuen Stelle sein Gehalt aufgehört, in der gewöhnlichen Form beim Kaiser darum angehalten, der, wie wir wissen, in ähnlichen Fällen sie von 6000 Livres bewilligt hat. Sofern wäre also Hoffnung. Aber das Ausschlagen der Stelle [in Mailand] scheint mißfallen zu haben. Alle Briefe, die Karl aus Paris erhält, tadeln ihn zu meinem Leidwesen bitter darüber, und doch konnte er bei seiner zerrütteten Gesundheit und der Ruhe so sehr bedürftig, nicht anders, hat auch seinen Entschluß nicht bereut. Er gefällt sich in seinem beschränkten Kreise, und ich suche so viel wie möglich alles Unangenehme, sei es Erinnerung oder gehöre es zum täglichen Brote, aus dem Wege zu räumen. Nun gestehe ich dir aber, daß, um ein sorgenfreies Leben zu führen, Karl hier eine Existenz, wie er sie liebt und ich sie ihm so herzlich gerne bereiten möchte, zu schaffen, der Zuschuß einer

Pension durchaus notwendig ist. Wie ich Falkenlust kaufte, war mein Plan, einige von den Nebengebäuden niederzureißen und mit den Materialien die anderen zum notwendigen Gebrauch auszubessern. Karl konnte sich nicht dazu entschließen, und er hat recht, daß die Schönheit und große Regelmäßigkeit des ganzen Gebäudes dadurch sehr gelitten haben würde; so hat er auch im Park einige kostspielige, aber wirklich geschmackvolle Verschönerungen und neue Anlagen gemacht. Du kannst denken, wie es mich freut, daß er sich in seiner Schöpfung gefällt und sie liebgewinnt, und wie wehe es mir thut, ihn zuweilen erinnern zu müssen, mit seinem Beutel zu rechnen. Erhält Karl, was freilich unglaublich scheint, keine Pension, so glaube ich nicht, daß wir uns auf diesem Eigentum, bei dieser Art zu leben, erhalten könnten. Du begreifst, daß es sehr thunlich ist, sich in einer Hütte zu behelfen, aber peinlich in einem Schlosse, und daß das drückende davon alle frohe Laune verscheucht. Aber ich will den Himmel sorgen lassen; oft sorgt er besser, als wir erwarten, und fast immer anders. Uns bleibt immer eine romantische Wohnung auf dem Apollinarisberg und unsere Pächterhöfe bringen genug, um uns vor Mangel zu sichern . . . Karl, der Freude an der Landwirtschaft findet, hat hier keinen Pächter angenommen und will die 70 Morgen, die er hier zugekauft, selbst betreiben. Die Beschäftigung, die dies giebt, ist mir lieb für ihn, und so darf ich der Mühe, die es mir macht, nicht achten. Vorteil wird fürs erste nicht herauskommen, weil wir zu neu sind.

„Fast immer anders," dieses Wort Christinens sollte sich auch jetzt bewähren. Mit den idyllischen Freuden und Sorgen zu Falkenlust war es plötzlich zu Ende. Daß er vom Kaiser zum Gesandten bei seinem Bruder Jerome bestimmt sei, war Reinhard zuerst nur als ein Gerücht zu Ohren gekommen. Sein erster Gedanke war, sich in die damalige Monarchenflut in Erfurt zu stürzen und hier Gewißheit zu holen. Er unterließ es und hatte nun noch drei Wochen auf die amtliche Bestätigung zu warten. Als er von einem Ausflug nach Mainz zurückkam, wo er Talleyrand gesprochen hatte, traf zur gleichen Stunde in Falkenlust ein Eilbote aus Köln mit dem Dekret seiner Ernennung ein. Talleyrand hatte ihn versichert, daß er zu seiner Ernennung nichts beigetragen habe, daß sie ganz aus dem persönlichen Entschluß des Kaisers hervorgegangen sei. „Daß Napoleon dadurch mein Herz gewann," schrieb Reinhard zwanzig Jahre später an Goethe, „werden Sie glauben, und doch hatt' ich etwas Ähnliches zwar nicht erwartet, aber geahndet."

Die Wiederkehr des Vermählungstages pflegte Reinhard, wie den Geburtstag seiner Frau, mit poetischen Gaben zu feiern. Diesmal warf in die Feier des 12. Oktober der Gedanke an den nahen Abschied bereits seine Schatten. Die Verse Reinhards lassen nicht deutlich erkennen, was zur Über-

raschung Christinens im Garten von Falkenlust veranstaltet und aufgebaut war; um so deutlicher sprechen sie die Empfindungen aus, die der Ruf, ins öffentliche Leben zurückzukehren, erweckte.

Der Zauber, der dies schnelle Werk vollendet,
Hat nur der Kinder leichten Sinn berückt.
Mit Blumen, wie der rauhe Herbst sie spendet,
Sind dieses Tempels Pfosten ausgeschmückt.
Ein Strohdach nur ist's, was hier Schatten sendet,
Der Überraschung Blüt' ist abgepflückt.
Doch ist noch nicht der Lampe Docht verglommen:
Der Zauber muß aus deinem Herzen kommen.

Geuß ihn wie Duft von diesen Lindenbäumen
Unsichtbar aus auf Hain und Haus und Flur.
In diesem Kreis, entwallt gleich Morgenträumen,
Verwische sich der Leiden letzte Spur,
Das grause Bild von öden Steppenräumen,
Das holde selbst hesperischer Natur.
Der Gegenwart, die Millionen klagen,
Entflieh' der Geist zu schön'rer Vorzeit Tagen.

Und führt uns wieder ins bewegte Leben
Des Schicksals Ruf und das Gebot der Pflicht,
So mög' auch dort ein Zauber uns umschweben,
Der Feinde lähmt und Neid und Tücke bricht;
So soll von hier Erinn'rung uns umgeben
Und Täuschung schwinden vor der Einfalt Licht,
Hier hängt dein Bild, es ist das Bild der Treue,
Und Wiedersehn sei dieses Tempels Weihe.

Reinhard reiste zunächst nach Paris, um sich bei dem Minister Champagny die Weisungen für seinen neuen Posten zu holen. Nach der Rückkehr im November galt es, Geschäftliches in Ordnung zu bringen; es wurde ein Pächter in Falkenlust eingesetzt; „ich mußte rechnen, einzahlen, ausgeben und dazwischen an hohe Gönner und andere Geschäftsleute Briefe schreiben." Er schreibt dies zu seiner Entschuldigung an Goethe, der wegen des in Erfurt vernommenen Gerüchtes von seiner Ernennung nach Kassel angefragt hatte, und dem er jetzt erst, in einem vom Apollinarisberg am 24. November datierten Briefe antwortet. „Nun ich aber hier auf meinem heiligen Berge im Angesicht des Rheins, des Siebengebirgs, diesen Abend zuzubringen beschlossen habe, um auch hier mir ein Linquenda zuzurufen, find' ich und ergreif' ich einen Augenblick, den ich Ihnen weihen kann." Und anknüpfend an Goethes Wort: „Ist es wohl an dem, daß Sie nach Kassel geraten, so weiß ich nicht, ob Ihnen zugleich geraten ist," antwortet er: „Ob mir geraten sein werde?

schwerlich wohl, und ich fühle dies tief. Aber geraten dennoch, nach anderen Rücksichten, die mir nicht gestatteten, mich auch nur einen Augenblick zu bedenken. Die Ernennung geschah durchaus aus eigenem Antrieb des Kaisers und nach meiner individuellen Anschauung find' ich hierin einen wirklich schönen und edlen Zug. Ich mußte dankbar sein, und ich bin's. Ich muß und werde folgen, wohin er mich rief, und sollte ich dabei zu grunde gehen." Goethe aber drückte seine Freude darüber aus, daß Reinhard sich entschließen konnte und mußte, wieder in Thätigkeit zu treten. „Unter einem solchen Heerführer wer möchte da nicht streiten, wenn es auch mit Aufopferung und Unbequemlichkeit geschähe." Goethe mochte mit Recht denken, daß doch auch der Ehrgeiz und der Thätigkeitstrieb des Freundes an seinem Entschluß teil habe. Alles in allem wird nicht unzutreffend sein, was Steffens über die Beweggründe bei Reinhards Berufung nach Kassel schreibt: „Einerseits mochte der Kaiser wohl glauben, daß der geborene Deutsche ihm nützlicher sein könnte, andererseits bewies diese Anstellung allerdings ein gewisses Vertrauen von Seiten Napoleons, und die Berufung stellte sich ihm wohl in einem schmeichelhaften Lichte dar . . . Ich begriff den Entschluß Reinhards sehr wohl. Dem armen Predigersohne mochte es schwer fallen, zu vergessen, daß er einmal französischer Minister gewesen war. Er war noch in seinen besten Jahren, gewohnt, in die großen Verhältnisse eines mächtigen Reiches bedeutend einzugreifen, und konnte sich mit der Hoffnung schmeicheln, in einer höchst bedenklichen Zeit seinem Vaterlande nützlich zu sein."

Fünfzehnter Abschnitt.

Am Hofe König Jeromes.

Erster Teil. 1808—1809.

Stellung in Kassel. Probe des Charakters. Urteile von Freund und Feind. Biographische Quellen. Erste Eindrücke. Johannes von Müller. Der Kapellmeister Reichardt. Die ersten amtlichen Berichte. Westfalen muß deutsch regiert werden. Die Kasseler Stadtneuigkeiten. Für die Universitäten. Die französische und die deutsche Partei. Die Finanzen. — Das deutsche Nationalgefühl und die österreichische Politik. Der Dörnbergische Aufstand. Rat zur Milde. Karl Sieveking. Müllers Tod. Der österreichische Krieg. Allmacht des Kaisers. Das rheinbündische Deutschland das wahre Deutschland. — Feldzug in Sachsen. Im Gefolge des Königs. In Weimar bei Goethe. Der Kaiser und der König. Die zweite Zolllinie.

1.

Als Gesandter am westfälischen Königshofe sah sich Reinhard auf einen Posten gestellt, der einflußreicher und verantwortungsvoller war als irgend einer, den er in seiner wechselreichen Laufbahn bekleidet hat. Er selbst empfand es, daß diese Stellung ebenso ein unerwartetes Geschenk war, als ein Verhängnis. Für seinen persönlichen und seinen politischen Charakter ist hier die entscheidende Probe. Er hatte bisher sein Gelöbnis durchzuführen versucht, ein hingebender Diener Frankreichs zu sein und gleichzeitig ein guter Deutscher zu bleiben: für den Vertreter Frankreichs bei einer der willkürlichen Schöpfungen der fremden Gewaltherrschaft im Herzen Deutschlands, für den Vertrauensmann Napoleons am Hofe König Jeromes war dies eine fast übermenschliche Aufgabe. Wird er die scharfe Linie einhalten können, jenseits deren er fürchten mußte, entweder den Beifall seines Auftraggebers oder die Achtung seiner Landsleute zu verlieren? An nichts im ganzen Laufe unserer Geschichte hat sich ein so übles Gedächtnis geheftet, als an das Königreich Westfalen und seine sechsjährige Leidensgeschichte. Wer da die Hand mit im Spiele hatte, an dem scheint auch ein Teil der Verwünschungen zu haften, mit denen diese Schöpfung des Kaisers sich be-

lud. Daß Reinhard imstande war, dem Unterdrücker Deutschlands gerade an dieser Stelle zu dienen, hat das schärfste Urteil über seinen Charakter herausgefordert. Ernst Moritz Arndt nannte in den „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" Reinhard den deutschen Apostaten, den willigen Schergen des Mannes, der sein deutsches Vaterland schändete, und heftig ließ er sich darüber aus, daß man diesen Renegaten einen Warner, Helfer und Beschützer der Deutschen, ja einen edlen Deutschen, einen deutschen Mäcenas und Musageten nennen konnte. Doch diese günstigen und lobpreisenden Urteile, die Arndts patriotischen Zorn erweckten, rührten von nicht minder deutschgesinnten Männern her, von Zeitgenossen, die Reinhard persönlich kannten und ihm in diesen Jahren näher standen, von Freunden, die gerade in den Erfahrungen der Kasseler Zeit ihm ihre Achtung und ihr Vertrauen bewahrt haben. Heute ist es nicht schwer, aus den geschichtlichen Zeugnissen ein beglaubigtes Urteil zu gewinnen. Dem Biographen liegt eine Fülle urkundlichen Materials vor, das die Thätigkeit des französischen Gesandten von seiner Ernennung bis zum Ausgang des Königreichs Westfalen verfolgen läßt und über seine Gesinnung, wie über die Grenzen, innerhalb deren er sie bethätigen konnte, hinreichendes Licht verbreitet. Von den amtlichen und vertraulichen Berichten, die Reinhard nach Paris geschrieben hat, sind viele schon in den Denkwürdigkeiten des Königs Jerome veröffentlicht worden; sie sind vervollständigt in dem Buch von Ducasse über die Brüder Napoleons. Diese Berichte geben fast von Tag zu Tag ein wahrheitsgetreues Gemälde der Zustände im Königreich. Ihre Unparteilichkeit ist auch von der Seite anerkannt, die am meisten Ursache hatte, das scharfe Licht zu scheuen, das durch sie auf die Ereignisse an König Jeromes Hof geworfen wurde. „Man wußte wohl," so heißt es in den Denkwürdigkeiten des Königs, „daß Reinhards Sendung nicht die eines gewöhnlichen Gesandten war, sondern daß sie einen besonderen Zweck hatte, nämlich eine Art Überwachung und Kontrole über das neue Königreich auszuüben, eine Thätigkeit, die kaum vor den Pforten des königlichen Palastes Halt machte. Das war eine heikle Stellung für den französischen Diplomaten, um so mehr, als sich leicht denken ließ, daß der westfälische Hof den Charakter der Sendung Reinhards erraten und infolge dessen auf der Hut gegen den Vertreter des Kaisers sein werde." Dem westfälischen Hof hat es nicht angenehm sein können, einer solchen Oberaufsicht sich unterstellt zu wissen. Dennoch ist in dieser Publikation von Reinhards Berichten stets mit Achtung die Rede; sie werden einmal kleinlich bis zum Klatsch, aber in demselben Atem ehrlich und wahrhaftig genannt, sehr im

Unterschied von den übelwollenden Berichten des französischen Staatsrats Jollivet, der vor Reinhard und auch neben ihm eine Art Späherdienst für Paris zu besorgen hatte, über den sich Jerome wiederholt in starken Ausdrücken beschwerte.

Die Privatbriefe Reinhards aus dieser Zeit, an Goethe, Villers, Sieveking sind arm an Äußerungen über die öffentlichen Dinge. Vorsicht und Schweigsamkeit empfahlen sich aus triftigen Gründen. Wie das ganze Hof- und Staatswesen unter der Aufsicht Reinhards stand, so war er selbst wieder Gegenstand des Mißtrauens und heimlicher Aufpasserei. Er war darauf gefaßt, daß Briefe, die er schrieb und die er empfing, von der hohen Polizei gelesen wurden. Ein Brief an Villers vom 29. Dezember 1809 fragt an, ob ein vorausgegangener Brief auch in die Hände des Adressaten gelangt sei. „Ich wünschte dessen versichert zu sein, nichts ist mir verhaßter als diese doppelte Untreue der Posten, gleichermaßen durch Nachlässigkeit und durch Verrat, und da der Brief, den ich Ihnen schrieb, Zwischenleser interessiert haben könnte, so liegt mir daran, zu wissen, ob er angelangt ist.“ Ähnliche Andeutungen macht er gegen Goethe. Er nennt es ein Lottospiel, ob seine Briefe in Weimar ankommen, und am 30. Mai 1811 schreibt er: „Die hohe Polizei unserer hiesigen Posten hat sich seit einiger Zeit in Theorie und Praxis so vervollkommt, daß eigentlich nicht mehr das Verlorengehen, sondern das Ankommen der Briefe eine Unregelmäßigkeit ist.“ Er vermeidet denn auch womöglich den Weg der Post und zieht besondere Gelegenheiten für die Beförderung seiner Briefe vor. Doch werden sie darum nicht viel gesprächiger. Die Feder des Diplomaten gewöhnte sich an dieselbe Zurückhaltung, durch die sein Mund schon lange berühmt war.

Wird man daher in den Briefen ein argloses Sichgehenlassen und vertraute Aussprache wenigstens über die öffentlichen Dinge vermissen, so bieten dafür einigen Ersatz die Mitteilungen von Anderen, die den Reinhard dieser Jahre aus flüchtiger oder näherer Kenntnis geschildert haben. Hier stehen obenan die Erinnerungen eines Freundes, den Reinhard in Kassel gewann, des Hofrats Dr. Richard Maria Harnier. Er war der Hausarzt seiner Frau, die infolge der traurigen Erlebnisse auf der Flucht von Florenz an Nervenkrämpfen litt, ein Übel, dessen Anfälle seit dem Schreckenswinter in der Ukräne häufiger und verstärkt wiederkehrten. Harnier war von entschieden deutscher Gesinnung, von der er Reinhard gegenüber kein Hehl machte und kein Hehl zu machen brauchte. Seine Erzählung bestätigt das Zeugnis von Steffens, daß Reinhard, innerhalb der Grenzen seines Amtes, als

„Beschützer deutschen Wesens, als Anwalt der Menschlichkeit, als Hort der Bedrängten“ den Deutschen sich wert gemacht habe. Immer wieder, erzählt er, wurde Reinhards Vermittlung und Fürsprache angerufen, um einer unerbittlichen Strenge entgegenzuwirken, wenn z. B. hessische Jünglinge, die westfälischen Fahnen hassend, sich gegen die Kriegsartikel vergangen hatten. Dafür lud er den stillen und lauten Haß der zahlreichen Höflinge und Glücksritter auf sich, die er übrigens selbst im Sinne seiner amtlichen Obliegenheiten mit Nachdruck bekämpfen mußte. Sie rächten sich, indem sie ihn als das wahre Haupt der deutschen Partei beim Kaiser anzuschwärzen suchten. Doch was die Späher der hohen Polizei über Reinhard an den König oder nach Paris berichteten, das erfuhr er regelmäßig durch ein ihm ergebenes Mitglied eben dieser Polizei. Und der Kaiser, der die Zuverlässigkeit seines Gesandten zu schätzen wußte und die Triebfedern seiner Gegner kannte, hielt ihn aufrecht, so daß Reinhard, wie Harnier sagt, „sich keinen Augenblick in der großartigen Zuversicht seiner Handlungsweise irren ließ.“ Reinhard selbst hat viele Jahre später gegen seinen Freund Wessenberg das stolze Wort geäußert, daß sogar jener Gewaltige, der Individualitäten so selten anerkannte, am Ende sein Recht gelten ließ, zu sein, wie er war.

Als Vertreter des Kaisers hatte Reinhard den Vorrang vor allen Gesandten, man sagte von ihm, er spiele die Rolle eines Diktators. Doch blieb er auch hier seiner zurückhaltenden Art getreu. Nichts war ihm fremder als sich voranzudrängen. „Er scheint,“ so schrieb von ihm der preußische Geschäftsträger Küster, „viel Bescheidenheit mit Kenntnissen und hervorragender Begabung zu vereinigen.“ Und so bezeugt auch Harnier die Bescheidenheit des würdigen Mannes, der der lauten Berühmtheit aus dem Wege ging und, was ihm an äußeren Auszeichnungen zuteil wurde, mit gelassener Hingebung als unvermeidliche Zugabe der Amtskleidung ertrug; was freilich nicht ausschloß, daß er zuweilen, wo er es für nötig fand, von seinem amtlichen Ansehen in einer Weise Gebrauch machte, die ihm als Anmaßung und Selbstüberhebung ausgelegt wurde. Als ein hochgebildeter Mann, in dem der Diplomat durch den Menschen veredelt war, der unausgesetzt seine Kenntnisse zu erweitern suchte, dessen klassische Bildung die Quelle der Einheit und Festigkeit seines sittlichen Willens war, der in den Dichtern seine höchste Erquickung fand und in der Freundschaft mit Gleichgesinnten, so erscheint Reinhard in der Schilderung des befreundeten Arztes, und wie Goethe und Steffens, wie Rist und Boisserée rühmt Harnier sein „beharrlich deutsch gebliebenes Gemüt“.

Bis auf einen gewissen Grad kann man auch einen seiner Zeit vielgelesenen Roman als Beitrag zur Charakteristik Reinhards in dieser Zeit gelten lassen. Heinrich König hat in dem Roman „König Jeromes Karneval" Personen und Zustände der westfälischen Zeit zu einem dichterischen Gemälde ausgestaltet, wobei er nach seiner eigenen Angabe wesentlich Mitteilungen eben Harniers benützte. Der französische Gesandte wird hier geschildert als hochgewachsen, mager, bartlos; „das Haar in Taubenflügeln gepudert, wie er sich gewöhnlich trug, erinnerte er an einen altfranzösischen Marquis." Was weiter von ihm berichtet wird, — die schwere Zunge, sein Goethekultus und sein weltbürgerlicher Sinn, seine Rechtschaffenheit und schwäbische Gemütlichkeit, dann seine heikle Stellung zwischen Franzosen und Deutschen, die Schwierigkeit seiner Aufgabe, den Kaiser über Deutschland zu beschwichtigen und über sich selbst — das alles ist unverkennbar nach einer guten Vorlage gezeichnet. Aber es sind schiefe Züge beigemischt, gegen die Reinhard am ersten Verwahrung eingelegt hätte. Der Dichter übertreibt und erweist Reinhard einen schlechten Dienst, wenn er den Anschein erweckt, als sei der französische Gesandte ein duldsamer, ja heimlich einverstandener Mitwisser der gegen die Fremdherrschaft sich vorbereitenden Bewegung gewesen, der seine schützenden Flügel über die Verschworenen hielt, und sogar mit Begeisterung dem künftigen Befreiungskampf entgegensah, in den Berichten an den Kaiser aber eine rückhaltende, parteiische Auswahl traf. So war es denn noch nicht. Das heißt Reinhard eine Zweideutigkeit andichten, die schlecht mit seinem Charakter stimmt. Dem Vertrauen, das der Kaiser in ihn setzte, hätte er übel gelohnt. In dieser Zeit ist aber Reinhard, so wenig Person und Politik des Kaisers nach seinem Sinne waren, wirklich dankbar und anhänglich gewesen und er hat sich zeitlebens zu dieser Gesinnung bekannt. Seine Treue im Dienst, auch wenn dieser das Opfer seiner Neigung verlangte, war Reinhards Stolz. „Unter fremdem Gesetze stehend", bezeichnet er sich in einem Brief an Goethe — ohne weiteres erkennt er die Unverbrüchlichkeit dieses Gesetzes an. Gerade das Bewußtsein der strengsten Pflichterfüllung gab ihm die Sicherheit des Handelns und den Mut, eine deutsche Verwaltung des Landes zu fordern, Übergriffen von Polizei und Heer entgegenzutreten und, wo er konnte, für Bedrängte sein schützendes Wort einzulegen. Dennoch ist auch die verzeichnete Figur des Romans belehrend. Der Dichter wollte einen Konflikt schildern, der vorhanden war, für den er aber nicht die rechte Formel fand. Die Wahrheit ist: der Reinhard der Kasseler Zeit steht allerdings auf der messerscharfen Schneide, wo die kleinste Abweichung nach der einen oder nach

der andern Seite ihn in Schuld verstricken mußte. Er stellte in seiner Person die Versöhnung zweier Völker dar, zwischen denen kein anderes Verhältnis war, als das von Hammer und Ambos. Er fühlte mit dem Volke, in dem er lebte, dem er selbst angehörte, und seine Amtspflicht machte ihn zum Vollstrecker des Willens, der unerbittlich, mit eiserner Härte auf eben diesem Volke lastete. Den Zwiespalt einer solchen Stellung hatte er schon früher empfunden. Ihn zu beschwichtigen war aber immer schwerer geworden und die Forderungen, die jetzt von beiden Seiten ihn bedrängten, konnten auch das stärkste Selbstvertrauen erschüttern. Daß die Wolke seelischer Verdüsterung nicht selten über ihn kam, ist auch von dieser Kasseler Zeit bezeugt. Harnier rühmt ihm eine starke Seele in mächtigem Körper nach; aber „sie bedurfte ermutigenden Zuspruchs, wenn, wie gar nicht selten, sein natürlicher Ernst durch den Zwiespalt der Zeit und ihrer Aufgaben sich zu düsterem Unmut zu steigern drohte.“ Vom „Schweiß, der auf seine trübe Stirne quoll,“ spricht Reinhard selbst in einem Gedicht, das in den Tagen der Auflösung des Königreichs entstanden ist. Strenge Pflichterfüllung und persönliche Geradheit, hatte er geglaubt, seien hinreichend zur Ausfüllung auch dieses Postens. „In Kassel ging ich zwischen den feindlichen Brüdern durch, meinen geraden Weg, die Weiber rechts, die Intriguen links lassend.“ Es ist ihm auch gelungen, diesen Posten bis zum Ende der westfälischen Herrlichkeit zu behaupten, „ohne Schädigung der ihm anvertrauten Interessen, ohne Verletzung von Wahrheit und Ehre,“ aber nicht ohne im eigenen Innern Verwundungen davon zu tragen. Aus den Erfahrungen dieser Kasseler Jahre heraus hat sein Neffe Karl Sieveking das bezeichnende Wort über ihn geäußert: Durch sein Leben ziehe sich „der schwarze Faden eines Mißtrauens, das ihn, wie Rousseau und alle, die sich über die Selbstgenügsamkeit ihrer sittlichen Kräfte täuschen, gespensterartig verfolgt.“ Hier in Kassel, mehr als irgendwo, hat sein Schicksal etwas Tragisches. Der Kaiser schenkt ihm seine Gunst, Jerome kann ihm die Achtung nicht versagen, die Deutschgesinnten schätzen ihn als mitfühlenden, helfenden Freund; alles ist mit ihm zufrieden — am wenigsten er selber.

Am 3. Dezember 1808 ist Reinhard in Kassel eingetroffen. Als erster Gesandtschaftssekretär stand ihm Eduard Lefèbvre zur Seite, der bisher verschiedene Posten in Italien bekleidet hatte, in Deutschland noch unerfahren war. Man flüsterte, Lefèbvre habe auch den Auftrag erhalten, seinen Herrn zu bewachen, wie dieser das Königreich zu beaufsichtigen hatte. Thatsache ist aber, daß Reinhard mit seinem Sekretär immer im besten Einvernehmen

war und ihn dermaßen für seine Anschauungsweise gewann, daß er ihm bei seinem Weggang im Jahre 1812 ausdrücklich das Zeugnis einer deutschfreundlichen Gesinnung erteilen konnte.

Besuche und Förmlichkeiten füllten die nächsten Wochen aus. Reinhard mußte sich nach der Stille seines Aufenthalts am Rhein doch erst wieder an das bewegte bunte Leben gewöhnen, und mit Vorsicht war der neue Boden zu betreten. „Ich habe ein wenig um mich geblickt, ich habe geprüft und mich prüfen lassen.“ Indessen fand er am Hof eine Aufnahme, die nichts zu wünschen ließ, und die ersten Schritte gewährten Mut und Zuversicht. „Seit wir von den königlichen Personen mit Wohlwollen empfangen worden sind, finden wir auch die Aussicht um uns her freier und vergnüglicher.[1]“ So schrieb er an Goethe am 13. Dezember. Ein Wiedersehen mit dem Freunde schien bei der räumlichen Nähe leicht zu bewerkstelligen und wurde auch gleich geplant. Goethe hatte schon bei der ersten Nachricht von Reinhards Ernennung eine Zusammenkunft in Eisenach vorgeschlagen; Reinhard fand es aber bedenklich außer Lands zu gehen, wozu die Erlaubnis des Königs erforderlich war, zu einer Zusammenkunft, der man bei dem allgemeinen Mißtrauen andere Absichten unterschieben konnte. Auch schreibt er schon am 17. Januar an Goethe: „Meine Lage ist hier sehr delikat; was soll ich an dem jungen, leichten, lustigen Hofe? Man supponiert folglich irgend einen andern Zweck, und es giebt deren, durch die man sich geniert fühlt.“ Vorläufig muß das Wiedersehen vertagt werden, und ebenso das mit Villers. Diesem hatte Reinhard ein Zusammentreffen in Göttingen vorgeschlagen, „für den Augenblick der weiteste Ausflug, den ich mir erlauben darf.“ Doch Villers entschuldigte sich durch Krankheit und vergebens riet ihm Reinhard, sich durch Reisen zu zerstreuen. Im Laufe des Winters dachte sich Reinhard den Plan aus, beide Besuche zu verbinden: im Frühjahr soll seine Frau mit den Kindern einen Besuch bei den Ihrigen in Hamburg ausführen, den ersten seit den Erlebnissen in der Ukräne, er selbst will sie bis Göttingen begleiten, und von hier soll Villers sie nach Hamburg führen, während er auf dem Rückweg mit Goethe in Mühlhausen zusammenzutreffen hofft. Nach Göttingen aber gedenkt er in Begleitung Johannes von Müllers zu reisen. Er hatte den gelehrten Geschichtschreiber, wie wir wissen, schon in Bern kennen gelernt. Aus dem deutschen Patrioten war inzwischen ein Bewunderer Napoleons geworden. Der Kaiser selbst hielt große Stücke auf ihn und hatte ihn fast gewaltsam dazu gepreßt, seine Kräfte dem neugebildeten Königreich Westfalen zu widmen. Müller sollte der Minister-Staats-

sekretär sein, vertauschte diese Rolle aber schon nach wenigen Tagen mit der eines Leiters der westfälischen Unterrichtsanstalten. Sein Schmerzenskind wurden die Universitäten, denen, soweit man sie fortbestehen lassen wollte, eine Umgestaltung im französischen Sinne zugedacht war und die, wenn auch das Schlimmste vornehmlich durch eine Schutzschrift von Villers abgewendet wurde, sich die Entziehung der Gerichtsbarkeit und die Beschneidung ihrer Einkünfte gefallen lassen mußten. Müller, bereits stark entmutigt, wurde in Kassel Reinhards häufigster und vertrautester Umgang. „Er schützt seine Universitäten wie die Henne ihre Küchlein, während der Falke, nicht mein unschuldiger Wappenfalke, sondern der gierige Finanzfalke, immer in der Luft schwebt. Er und ich übrigens schwimmen im großen Strom und sehen verwundert zu, wie jeden Augenblick um uns her sich der Anblick verändert, und das werden wir wohl so lange, bis uns irgend eine Woge gegen irgend einen Felsen schleudert." Es versteht sich, daß auch Müller sich an die Farbenlehre machen muß, und bald kann Reinhard an Goethe berichten, daß Müller, „so weit er sich kompetent hält", dem Farbenbuch volle Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

Einen anderen Bekannten traf er in dem Kapellmeister Reichardt wieder. Als König Jerome alle Unterthanen seines Reiches zurückrief, hatte auch der Besitzer von Giebichenstein sich einstellen müssen, und da man den unruhigen verdächtigen Mann, der für den Mitverfasser einer im Jahre 1804 zu Hamburg erschienenen Schrift gegen Bonaparte galt (der eigentliche Verfasser war Schlabrendorf), unter Aufsicht haben wollte, war ihm die Leitung der deutschen Oper in Kassel übertragen worden. Auch hier konnte Reichardt seine Zunge nicht im Zaume halten, und da es von Aufpassern wimmelte, wurde in Kurzem seine Stellung bedenklich. Reinhards pflegten die musikalischen Abende in des Kapellmeisters Hause zu besuchen; bald aber fand es der französische Gesandte geraten, seine Frau nicht mehr dahin zu begleiten. Und zuletzt, da die Warnungen nichts fruchteten, mußten die besorgten Freunde darauf sinnen, den Unverbesserlichen zu entfernen. Unter dem Vorwande, neue Kräfte für seine Oper zu gewinnen, ließ sich Reichardt nach Wien schicken. Wie Steffens, sein Schwiegersohn erzählt, waren es Johannes Müller, der Finanzminister Bülow und Reinhard, die zusammenwirkten, um den Unvorsichtigen von diesem schlüpfrigen Boden zu entfernen und in Sicherheit zu bringen.

Ohne Verzug hatte Reinhard seine amtliche Korrespondenz mit dem Minister Champagny, Herzog von Cadore, begonnen, und nachdem er sich

hinreichend orientiert glaubte, versuchte er in einer langen Depesche vom 15. Januar 1809 eine vollständige Übersicht über den Zustand des Königreichs, das jetzt eben ein Jahr alt war. Im Eingang erzählt er, daß er auf der Reise nach Kassel, besonders in Frankfurt, sehr günstiges über den neuen Staat vernommen habe, der von den Nachbarn sogar beneidet werde. Seine eigenen Wahrnehmungen haben aber das günstige Vorurteil nicht bestätigt. Er fand Unzufriedenheit mit den neuen ungewohnten Zuständen, Abneigung und Zurückhaltung, wechselseitige Anklagen, die aus dem Gegensatz zwischen der deutschen und der französischen Nationalität entsprangen; er fand die Einrichtung einer hohen Polizei, die in die Verwaltung eingriff und sich eine Gewalt anmaßte, „der sich der Nationalcharakter nur mit großem Widerstreben unterwerfen wird". Der König und seine Umgebung werden geschildert, mit Wohlwollen, mit der Feder eines Hofmannes, doch, wie dies nun in den Kasseler Depeschen ein stehendes Kunstmittel ist, mit geschickt angebrachten kritischen Strichen, durch die das vorausgeschickte Lob eingeschränkt, zuweilen aufgehoben wird. Jerome erscheint als ein geborener König, aber zugleich wird seine allzujugendliche Umgebung, seine sorglose Freigebigkeit bemerkt, und vor allem, daß er es verschmäht, deutsch zu lernen. Reinhard hat sich erkundigt, welches die amtliche Sprache des Königreichs sein solle; man antwortete ihm: die deutsche. Gleichwohl, fährt der Gesandte fort, werden wenigstens in drei Ministerien alle Geschäfte französisch behandelt, die Beratungen des Staatsrats finden in französischer Sprache statt, die Redaktion der amtlichen Erlasse ist französisch. „Der König, indem er einen deutschen Minister des Innern ernannte, hat dieser Sprache ein weites Feld eingeräumt, doch indem er nicht daran zu denken scheint, sie sich selbst anzueignen, versagt er ihr noch den schönsten Triumph." Den Ernst der Finanzlage kann Reinhard gleichfalls nicht verschweigen. Es ist ein Defizit des Staatsbudgets von zehn bis elf Millionen Francs da, ein Defizit der Zivilliste von zwei Millionen; doch meint er, wenn nur erst die Verfassung und die neuen Gesetze in regelmäßiger Wirksamkeit, seien die Schwierigkeiten keineswegs unübersteiglich. Bei Erwähnung der fünf Universitäten des Königreichs bemerkt er, diese Zahl werde wohl vermindert werden, aber er rate, nichts zu überstürzen. Es gebe wichtigere Änderungen, und man dürfe nicht lediglich nach finanziellen Rücksichten entscheiden. Bereits jetzt haben die Universitäten durch die veränderte Bestimmung der Kirchengüter von ihren Einkünften verloren. „Die westfälische Regierung, und ich wage zu sagen, die französische Regierung, besitzt in den Universitäten des Königreichs einen

moralischen Fonds, durch den sie nicht allein auf Deutschland, sondern auf ganz Europa, auf das gegenwärtige Geschlecht und auf die Nachwelt wirken kann." Seine persönliche Stellung schildert er schon in dieser Denkschrift als eine schwierige. Er deutet an, daß der König darauf hält, seine Selbstständigkeit zu zeigen; daß er, der Gesandte, am Hof auf Mißtrauen stößt, das nicht seiner Person gilt, aber seiner Sendung, auf eine Zurückhaltung, die unter Umständen eine feindselige werden kann. Am Schlusse kommt er noch einmal darauf zurück, ob Westfalen ein französisches oder ein deutsches Königreich sein solle. Wenn es seine Bestimmung ist, ein Mittelglied zwischen Frankreich und Deutschland zu sein und letzterem ein Beispiel und Muster zu werden, so ist seine Lage eine andere, als die der Provinzen des linken Rheinufers. Sein Einfluß auf Deutschland und seine moralische Anziehungskraft hängen davon ab, daß es entsprechend dem Geist und den Sitten dieser zahlreichen, unterrichteten und von den Gefühlen der Gerechtigkeit und Treue erfüllten Nation regiert wird. Man muß nichts einreißen, was ohne Gefahr bestehen kann, und man muß vor allen Dingen den westfälischen Gewerbfleiß schützen, im Notfall selbst gegen die Überlegenheit der französischen Industrie. „Man wird den Deutschen ihre Langsamkeit, ihre Eigenliebe, ihre Sprache, ihre Litteratur nachsehen. Wenn die Westfalen sehen, daß man geneigt ist, sie als Deutsche zu achten, so werden alle Herzen gewonnen werden."

Die Denkschrift, die nach dem Zeugnis des Herausgebers von Jeromes Denkwürdigkeiten, die unparteiischste und vollständigste Schilderung der Dinge am Ende des ersten Regierungsjahres des Königs enthält, läßt zugleich erkennen, mit welchen Gesinnungen und Ansichten Reinhard sein Amt in Kassel antrat. Er hat die Interessen des Kaisers zu vertreten und er zweifelt keinen Augenblick, daß die Geschicke Deutschlands besiegelt sind. Das Königreich Westfalen ist seine Schöpfung, gegen seinen Willen giebt es keinen Widerspruch. Doch dieses Königreich dient dem wichtigen Zwecke einer Vermittlung beider Nationen, indem es auf den Trümmern zahlreicher feudaler Staatsgebilde einen nach den Grundsätzen des neuen Rechts eingerichteten Einheitsstaat darstellt. Es soll die Ideen der Revolution nach Deutschland tragen, in Recht und Verwaltung den andern deutschen Staaten ein Vorbild sein. Diese Aufgabe kann es nur erfüllen, wenn es als ein deutsches Königreich regiert, wenn die deutsche Nationalität anerkannt und über ihre Zukunft beruhigt wird. Die vorhandenen Übelstände sind der Neuheit und Unfertigkeit zuzuschreiben und dem Umstande, daß die Deutschen mißtrauisch in die Absichten der französischen Herren sind. Man muß von dem langsamen,

sicheren Gange der Zeit die Entwicklung der Keime erwarten, die das Land von Frankreich empfangen hat. Im Ganzen blickt Reinhard, obwohl er bereits schwarze Punkte genug bemerkt, doch mit Vertrauen in die Zukunft. Wir werden sehen, wie dieser Optimismus in kurzer Zeit erschüttert wird durch die aufständischen Bewegungen im Königreich und noch mehr durch die unaufhaltsame Finanzzerrüttung.

Champagny antwortete Reinhard am 26. Januar, der Kaiser habe seinen Bericht (es war schon die neunte seiner Depeschen) mit Vergnügen gelesen. Zugleich wiederholte er dem Gesandten die Weisung, in die größten Einzelheiten über alle Teile der Verwaltung einzugehen und über die Haltung des Königs und seiner Räte wie über die Handlungen der Regierung ausführlich zu berichten. „Der Kaiser will von allem mit der größten Genauigkeit unterrichtet sein, um auf den Gang einer Regierung, die ihm unter so mannigfachen Gesichtspunkten angelegen ist, aufklärend und leitend einwirken zu können." Wird ihm schon für diese amtlichen Depeschen die größte Geheimhaltung zugesichert, so erhält Reinhard noch außerdem den Auftrag, für den Kaiser persönlich besondere, nicht unterzeichnete Bulletins einzusenden mit Neuigkeiten aus der Gesellschaft, Stadtgesprächen, Gerüchten, wahren und falschen Anekdoten, kurz mit einer Art fortlaufender Hof- und Landeschronik. Diesen Weisungen entsprechend, erzählen die Berichte Reinhards in ununterbrochener Folge die innere Geschichte des Königreiches, nichts ist verschwiegen, der Kaiser hatte ausdrücklich zu rücksichtsloser Offenheit ermächtigt; mit sicherer und scharfer Feder sind besonders die Persönlichkeiten gezeichnet, und mit achtungswertem Takt ist auch der heikelste Teil der Aufgabe behandelt. Den diplomatischen Stil beherrscht Reinhard mit Meisterschaft. Freimut und Sarkasmus weiß er mit höfischer Zurückhaltung zu verbinden. „Seine Berichte," so urteilt ein neuerer Geschichtsschreiber des Königreichs Westfalen, „sind in einem vornehmen, ruhigen Ton gehalten, angenehm belehrend und interessant, niemals frivol. Selbst da nicht, wo sie Gebiete berühren, worüber ihm zu berichten zur Pflicht gemacht wurde, auf welchen er sich indessen persönlich nicht heimisch fühlte." (Goecke-Ilgen S. 110). Nur um so stärker freilich regt sich das Bedauern, so viel Beobachtungsgabe und Geist an Gegenstände verschwendet zu sehen, die meist so nichtig, und immer so unerquicklich sind. „O wie viel verlorne Zeit! Wie viel Fleiß und Mühe für nichts und wieder nichts!" so rief Reinhard selbst aus, als er aus zufälligem Anlaß im Jahr vor seinem Tode seine Kasseler Berichte wieder durchsah.

Gleich die nächsten Bulletins drehen sich um Ballgeschichten und Palast-

intriguen, in deren Mittelpunkt die Oberhofmeisterin der Königin, die schöne intriguante Gräfin Truchseß, geborene Prinzessin von Hohenzollern-Hechingen, stand, die Anfangs Februar ihre Entlassung erhielt. Während des Karnevals reihte sich ein Ballfest an das andere. Den Beschluß machte am 14. Februar ein großer Maskenball am Hofe, und Reinhards Feder bemühte sich, einen Begriff von den mannigfaltigen Aufführungen und Überraschungen dieses überaus glänzenden Festes zu geben. Wir begnügen uns anzuführen, was er von seiner eigenen Rolle dabei erzählt. „Der Gesandte Frankreichs wurde von einer Abordnung seiner Kollegen eingeladen, sich an die Spitze einer Maskerade zu stellen, die einen Bey von Ägypten mit seinem Harem darstellte, und er willigte ein. Der Zug schritt vor dem König und der Königin vorüber; einige Geschenke, einige Verse wurden dargeboten und angenommen; alles geschah als Pantomine. Der König fand die Aufführung geschmackvoll und sie schien allgemeines Vergnügen zu machen." Um ein Uhr war dann Essen in den Gemächern der Königin, zu dem die Gesandten Frankreichs und Hollands als die Familienminister geladen waren, die Frauen der anderen Gesandten aber ohne ihre Männer, was diese nicht wenig verdroß. Über dasselbe Ballfest hat Reinhard auch an Goethe berichtet. „Mit roten Augen bin ich nach unserm gestrigen Maskenball soeben aus dem Bett gekommen, wo ich zum erstenmal in meinem Leben bei einem Aufzug, und zwar als Anführer figurierte, d. h. nicht im Bette, sondern wirklich auf dem Ball: immer war es ein Traum. Gerne streu ich heute Asche auf mein Haupt; mir ist, als ob meine Vergnügungen anfangen würden, seit die Vergnügungen zu Ende sind. Im übrigen geht es uns hier gut genug; der Kaiser ist, der König scheint mit mir zufrieden und so hoffe ich mich denn durch die Fastenzeit durchzuarbeiten, wie ich mich durch den Karneval durchgearbeitet habe."

Noch war wegen der Universitäten nichts entschieden. Die kleineren wenigstens, Marburg, Rinteln, Helmstädt, sollten fallen. Müller war untröstlich. Jedes der wissenschaftlichen Institute war ihm ans Herz gewachsen und nun sollte er selbst die Hand zu ihrer Zerstörung bieten. Er wandte sich an Reinhard um Hilfe und dieser richtete wirklich am 29. März an seinen Minister eine Schutzschrift für die bedrohten. Beredt sind darin alle Gründe entwickelt, die Müller für das Bestehen der Hochschulen und für jede einzelne von ihnen ins Feld führte, und zum Schluß verstärkt der Gesandte diese Gründe durch das Gewicht der eigenen Meinung. Ersparnisse, Veränderungen, sagt er, sind notwendig, den Erfordernissen der Zeit müssen

auch die geschichtlichen Erinnerungen weichen; aber was Jahrhunderte hindurch unleugbar wohlthätig gewirkt hat, durch Recht und Herkommen geheiligt ist, darf nicht den Bedürfnissen des Augenblicks aufgeopfert werden. „Am Vorabend großer Entscheidungen, die die Geschicke Deutschlands befestigen werden, von dem Westfalen einen so wichtigen Teil ausmacht, und durch welche die neuen Plane des Mannes sich verwirklichen werden, der niemals zerstört ohne wiederherzustellen, und niemals wiederherstellt ohne zu verbessern, kann man sich da des Wunsches entschlagen, daß zur Aufhebung der westfälischen Universitäten nicht der gegenwärtige Augenblick gewählt werden möchte?" Die Depesche war ein Muster von diplomatischer Feinheit, sie hat aber wenigstens Rinteln und Helmstedt nicht länger als bis Ende dieses Jahres das Leben zu fristen vermocht. Göttingen, Halle und Marburg wurden gerettet. Das Argument, das Müller in den Mund gelegt wird: „Die Kosten des Unterhalts aller dieser nützlichen Anstalten übersteigen nicht 600,000 Fr.; die Möblierung eines Palastes weniger würde genügen, diese Ausgabe zu decken", ist eine jener scharfen, scheinbar absichtslos eingestreuten Bemerkungen, wie sie Reinhard liebt, und die seinen diplomatischen Stil so pikant machen. In einer Depesche vom 18. Februar schilderte er die Hauptpersönlichkeiten am Hofe, die Minister, die fremden Gesandten, und diese Porträts sind voll von solchen feinen, sarkastischen Strichen. Vom Finanzminister Bülow, dem Neffen des Fürsten Hardenberg, schrieb er: „Er steht im Rufe, daß er die Franzosen nicht liebe; ist es aus Abneigung oder blos weil er Finanzminister ist?" Die Andeutung, daß an der üblen Finanzlage des Staates die Franzosen die Schuld tragen, konnte nicht in feinerer und anscheinend harmloserer Weise nach Paris gebracht werden. Vom Chef der hohen Polizei Bercagny heißt es: „Ohne den Titel Minister zu haben, ist er es vielleicht mehr als die anderen. Man schreibt dem König eine natürliche Neigung zu, seine Gewalt zu gebrauchen, und das Verdienst des Herrn Bercagny wird um so größer, wenn er der Aufgabe der Polizei getreu bleibt, die darin besteht, den Anlässen zu strafen rechtzeitig vorzubeugen. Nicht alle Westfalen sind zufrieden, nicht alle sind treu, aber sie verschwören sich nicht. Es sind mehr Anzeichen als Thatsachen, welche diese Bemerkung veranlassen, aber man fürchtet in einer so ernsten Sache mögliche Ereignisse, die den weisen und maßvollen Gang der Regierung ändern könnten." Unschwer liest man aus diesen Sätzen die Absicht heraus, schon jetzt, Angesichts von Möglichkeiten, die nur zu bald wirklich eintreten sollten, der Anwendung rücksichtsloser Strenge vorzubeugen. Reinhard kommt dann noch auf den Gegensatz einer deutschen und einer fran-

zösischen Partei, von dem zu reden man sich gewöhnt hatte, und sagt dann wieder mit einer unverkennbaren Spitze: „Die wahre französische Partei wird die sein, die auf die unerschütterliche Festigkeit der neuen Ordnung bauend die Zeit abwartet, um Vermögen und Auszeichnungen zu gewinnen und nicht im ersten Jahre zusammenraffen will, was die Frucht einer langen Laufbahn von Arbeit und Treue sein soll."

Vorsichtig sind, doch mit zunehmender Freimütigkeit, die Äußerungen über den König. Der Kaiser war nie zufrieden mit seinem Bruder, und Reinhard hatte die undankbare Aufgabe, je und je das kaiserliche Mißfallen bei dem Getadelten auszurichten. Insbesondere sollte er ihm die Folgen seiner verschwenderischen Freigebigkeit vorhalten. Reinhard berichtet aber, daß ihm selten durch den König Gelegenheit gegeben sei, diese Ratschläge zur Sparsamkeit anzubringen. Hatte er über den König zu klagen, so liebte er es, solche Bemerkungen nicht im eigenen Namen zu äußern, sondern als Äußerungen anderer Gewährsmänner, wie der Minister Simeon und Eble, die in Paris Gewicht hatten, einzuführen. Er selbst deutet an, daß ihm der König kein rechtes Vertrauen schenke.

In die verfahrenen Staatsfinanzen gelang es Reinhard nur allmählich einzudringen, da die deutschen Beamten sich gegen den Vertreter Frankreichs zurückhaltend zeigten. Von Bülow erhielt er längere Zeit schöngefärbte Angaben, die mit seinen anderweitigen Nachrichten nicht stimmten. „Entweder giebt er sich Täuschungen hin, oder er sagt nicht die Wahrheit." In einem Bericht vom 21. März heißt es, Bülow habe die Sprache geändert und sage nun offen, wenn die Ausgaben auf dem gegenwärtigen Fuße fortdauern, so bleibe nichts übrig, als den Schlüssel vor die Thüre zu legen. Acht Tage später kann der Gesandte auf amtliche Angaben gestützt, ein Gemälde der Finanzen vorlegen, wonach die Rückstände für das vergangene Jahr auf zehn bis zwölf, die des laufenden Jahres auf vierzehn Mill. geschätzt sind. Die Schulden, die Westfalen aus den früheren Staaten übernommen hatte, die an Frankreich zu zahlende Kriegskontribution, die Abtrennung der Hälfte der Domänen für Dotationen an französische Generäle, all dies hatte von Anfang an dem Staate eine finanzielle Lage bereitet, deren Schwierigkeiten unter regelmäßigen Verhältnissen vielleicht mit der Zeit überwunden werden konnten, die aber durch die beständig sich steigernden Militärausgaben, durch Übergriffe der Civilliste und besonders durch den Unterhalt einer französischen Truppenmacht, immer hoffnungsloser sich gestaltete. Die Versuche, vom Ausland Geld zu bekommen, schlugen fehl. Der Finanzminister war froh, wenn er von

einem Tag zum andern die Maschine im Gang erhalten konnte durch Verwendung der Amortisationskasse zu laufenden Ausgaben, durch eine Zwangsanleihe, durch Verkauf von Klöstern und durch die Künste hilfreicher Juden. Reinhards Urteile über Bülow sind anfangs kühl und zeigen selbst ein gewisses Mißtrauen; mit der Zeit werden sie günstiger und je mehr die französische Partei den Preußen anfeindet, um so entschiedener tritt der französische Gesandte für seine Geschicklichkeit wie seine Rechtlichkeit ein.

2.

Daß im Königreich Westfalen eine allgemeine Mißstimmung herrsche, trotz den Loyalitätskundgebungen, die man dem König bereitete, wird von Reinhard wiederholt nach Paris berichtet. Als besondere Ursachen derselben führt er an den Steuerdruck, die Aushebung, die rückständigen Beamtengehälter. Im März sind Anzeichen geheimer Umtriebe erwähnt, die auf Sendlinge des Kurfürsten zurückgeführt werden, denen der Gesandte aber keine Bedeutung beimißt. Ist in seinen Berichten, so fragt man, nichts zu finden von dem, was in diesem norddeutschen Gebiete damals die Volksseele im Innersten erregte, von dem Haß gegen die Fremdherrschaft, von den Regungen des Nationalgefühls, die in kurzem in gewaltsamen Ausbrüchen sich entladen sollten? Hat er von diesen Regungen nichts bemerkt? oder nichts bemerken wollen?

Eine Depesche vom Ende März, unmittelbar vor dem Ausbruch des neuen Krieges mit Österreich geschrieben, giebt die Antwort auf diese Fragen, und zwar eine höchst überraschende Antwort. Reinhard unterscheidet die österreichische Partei und „die Anhänger der Unabhängigkeit oder vielmehr, wenn ich mich so ausdrücken darf, der deutschen Nationalität.“ Jene, meint er, die Anhänger Österreichs und der entfernten Dynastien, wären nur im Falle kriegerischer Erfolge Österreichs vorübergehend zu fürchten. Von den anderen aber schreibt er: „Diese haben sich nach dem Tilsiter Frieden der Notwendigkeit unterworfen: sie erblicken in der Napoleonischen Dynastie Mittel der Wiederaufrichtung, auf die zu rechnen die Entartung der meisten ihrer Fürsten ihnen nicht mehr erlaubte. Diejenigen, die sich verpflichtet haben, der neuen Ordnung der Dinge zu dienen, haben ihre Hoffnungen und ihre Treue mitgebracht, und wenn es Ausnahmen giebt, so sind sie nicht zahlreich. Diese Partei, die sich zu Grundsätzen bekennt, denen Österreich noch lange fremd bleiben wird, verdient geschont zu werden, sie hat Einfluß, und sie kann sogar dazu dienen, die Absichten und Umtriebe Österreichs zu durch-

kreuzen. Getrennt ist keine der beiden Parteien zu fürchten, aber ihr Zusammenwirken könnte furchtbar werden." Den mehr oder minder aufrichtigen Anschluß zahlreicher Bevölkerungskreise an das neue Regiment war Reinhard offenbar zu überschätzen geneigt. Seine Ansicht ist die: die Bildung des Königreichs Westfalen hat, indem es mit zahlreichen feudalen Zwergstaaten aufräumte, durch seine freisinnigen Einrichtungen einen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls bewirkt und bietet ihm eine Genugthuung, die es vorher entbehrte; dieses Gefühl muß man schonen, seine Entwicklung begünstigen, es ist der natürliche Feind Österreichs und der entthronten Fürsten, es wird mit der Zeit den Kitt der neuen Dynastie bilden. Im deutschen Nationalgefühl erblickte er also einen Bundesgenossen gegen die Wiederkehr der alten Ordnung. Die deutsche Partei sah er als die loyale Partei an, und so empfahl denn der Vertrauensmann Napoleons eben diese Partei zu schonen, hinter der eine andere deutsche Partei stand, die vorläufig machtlos und wenig zahlreich sich im Verborgenen hielt, die aber eines Tages zu einer furchtbaren Macht gegen die Fremdherrschaft heranwachsen sollte. Reinhard war ein scharfer Beobachter, aber in die Tiefe der deutschen Volksseele hat er nicht zu blicken vermocht. Der Schwabe, der unter Schweizern und Franzosen seine Bildung vollendet und, seit er in der Fremde war, nur die litterarischen Beziehungen zu seinem Vaterlande gepflegt hatte, ahnte nicht, was unter dem Druck des fremden Joches im deutschen Norden sich in der Stille vorbereitete. Es entging vielleicht nicht seiner Wahrnehmung, aber er glaubte nicht an den Ernst dieser Zeichen. Nur einen Augenblick beschleicht ihn die Ahnung, daß die von ihm begünstigte deutsche Partei mit den Anhängern des Alten gemeinsame Sache machen könnte. Doch er verfolgt den Gedanken nicht weiter. Preußen lag niedergeworfen am Boden. Es finden sich in Reinhards Berichten ein paarmal wegwerfende Bemerkungen, die verraten, daß er von dieser Seite keine Gefahr ahnte. Die Vertreter Preußens waren ihrerseits angewiesen, seine Gunst sich zu sichern. Seine mächtige Fürsprache riefen sie an gegen die westfälische Polizei, wenn diese, um üblen Schein auf Preußen zu werfen, vor den niedrigsten Mitteln nicht zurückscheute. (Kleinschmidt, S. 469.)

Reinhard hat richtig gesehen, daß das deutsche Nationalgefühl und die österreichische Politik unvereinbare Gegensätze seien, aber er war arglos genug, an eine dauernde Unterwerfung der Deutschen unter die Notwendigkeit zu glauben, an ihre Aussöhnung mit den napoleonischen Ordnungen, und in diesem Optimismus ließ er sich auch durch die jetzt ausbrechenden Verschwö-

rungen noch nicht erschüttern. Mit der Eröffnung des österreichischen Krieges war unter den Patrioten der Plan gereift, durch eine Volkserhebung die preußische Regierung zum Kriege fortzureißen, und auf Westfalen hatte man es in erster Linie abgesehen, weil das Land von Truppen entblößt und die allgemeine Unzufriedenheit kein Geheimnis war. Nach einander folgten sich in diesem Frühjahr das Unternehmen Katts, der Dörnbergische Aufstand, der Schill'sche Reiterzug. Doch für den Augenblick schien der französische Gesandte Recht zu behalten, der in diesen Bewegungen keine ernstliche Gefahr erblickte. In ihrer Vereinzelung, und von der Bevölkerung schwach unterstützt, blieben diese Unternehmungen in der That ohne Bedeutung und der Gang des Krieges in Österreich hat auch den Unruhen im nördlichen Deutschland ein Ende gemacht.

Die Dörnberg'sche Verschwörung, die nur durch die Entdeckung eines anderen deutschen Offiziers noch rechtzeitig vereitelt wurde, hatte im ersten Augenblick einen ungemeinen Schrecken verursacht. In einer Reihe von Depeschen schilderte Reinhard ausführlich den Gang dieses aufregenden Ereignisses. Auch Harnier kommt auf diese Stunden der Bestürzung zu reden, da die Franzosen insgesamt in der Ungewißheit der Dinge um ihr Loos besorgt waren. Reinhard war für seine Person entschlossen, an der Seite des Königs zu bleiben, aber er fürchtete für seine Familie; und da er seinen Hausarzt nach dessen Ansichten und Äußerungen für einen Eingeweihten der Verschwörung halten mußte, sprach er für den Fall ernster Bedrohung dessen besondere Sorgfalt und Teilnahme für die Seinigen an. Schon der folgende Tag zerstreute die Besorgnisse oder sah, wie Harnier sich ausdrückt, den Aufstand „zugleich mit mancher jungen Hoffnung erlöschen.“ „Zu offen und bündig“ — fährt er fort — „hatten wir jedoch in jenen ergreifenden Stunden uns gegenseitig über vieles ausgesprochen, was damals die Brust mit Zorn und Wehmut erfüllte, um gern und leicht uns wieder in das Verstummen amtlicher Verschlossenheit zurücksinken zu lassen, und ich durfte von nun an naher, oft mitwissender Zeuge des edlen Strebens bleiben, mit welchem Reinhard seine hohe Stellung, soweit deren besondere Pflichten und Vorschriften es ihm erlaubten, in allen Richtungen zum Schutze deutscher Art und Wissenschaft, mitunter auch deutscher Fürstengeschlechter geltend zu machen suchte gegen die Angriffe der ausländischen Emporkömmlinge.“

Reinhards Depeschen erhärten dieses Zeugnis. Noch ehe man wußte, daß der Aufstand gescheitert war, begann er seine Bemühungen, blutige Strenge und Rache von dem Lande abzuwenden. Er that es vorsichtig, wie es seine

Stellung erforderte, aber beharrlich. „Der Aufstand ist da," so schrieb er am 23. April, „er ist vielleicht allgemein. Die unglückliche Kopfsteuer und das allgemeine Elend haben zuletzt die Geister dem Aufstand geneigt gemacht, aber noch einmal, die Anstiftung kommt von außen." Und als er an demselben Tage Audienz im Palast hatte, sagte er zum ersten Minister, dem zum Grafen von Fürstenstein erhobenen königlichen Günstling Lecamus: Der König habe nun ein bezeichnendes Beispiel von Verrat eines Deutschen und von Treue eines Deutschen vor Augen; sicher werde der König nicht außer Acht lassen, daß er über ein deutsches Volk herrsche, und ihm Vertrauen bezeigen; wenn er sich natürlicherweise lieber mit Franzosen umgebe, so werde andererseits alles, was er thue, um die Ergebenheit seiner westfälischen Unterthanen zu bestärken, von guter Politik und edler Gesinnung zeugen. Dem König selbst stellte er vor, gerade das Gefühl der Unterthanentreue, das die Ursache des Aufstands sei, werde mit der Zeit ihm selbst zu statten kommen. Sein Bericht vom 29. April ist ein wiederholter Rat zur Milde, eine Warnung, den Argwohn zu übertreiben und unter den Unterthanen oder Dienern des Königs einen Unterschied nach der Nationalität zu machen.

Eben in diesen Tagen hatten Reinhards mit Johannes Müller zusammen die geplante Reise nach Göttingen ausführen wollen. Villers freilich hatte sein Kommen abgesagt. Rinaldo blieb, wie Reinhard gegen Goethe spottet, in den Armen seiner Armida. Er hatte dafür seine neueste Schrift geschickt, eine fleißige Übersicht dessen, was in den letzten drei Jahren Deutschland in den Fächern, die zum Gebiet der dritten Klasse des Instituts gehörten, geleistet hatte.[2]) Auch die Hoffnung auf ein Zusammensein mit Goethe hatte Reinhard zu seinem Schmerz aufgeben müssen. Der Ernst der Zeit drängte alle Reisepläne zurück. „In der That, es ist noch keine Zeit zu Vergnügungsreisen, und jeder thut gut, auf seinem Posten zu bleiben, bis das gegenwärtige Chaos entwirrt sein wird."

Niemand war vom Scheitern dieser langgehegten Reisepläne schmerzlicher berührt, als Frau Christine. In einem Brief vom 8. März an ihre Schwester Johanna Sieveking hatte sie von den überallher drängenden Kriegsgerüchten geschrieben, aber noch immer hoffend hinzugefügt: „Doch wird ja, will's Gott, der Norden ruhig bleiben und alles sich einrichten lassen, wenn keine Zeit versäumt wird. Könnte ich doch zu der Mutter Geburtstag [14. April], in eurer Mitte sein! und diese Reise mit ganz frohem Herzen machen! Aber es ist ja alles beim Alten geblieben, und so kann ich freilich nicht hoffen,

daß Karl mich bis Göttingen bringt, bestimmt erklärt hat er sich hierüber noch nicht, auch läßt sich heutzutage in seiner Lage kaum vier Wochen voraus etwas bestimmen." Einen Brief vom 9. April schließt sie mit dem Seufzer der Resignation: „Wie gern hätte ich der Mutter Geburtstag mit euch gefeiert!" Um so willkommener war der erste Besuch, den im März, mit dem Beginn der Osterferien der Neffe Karl Sieveking von Göttingen aus dem Reinhard'schen Hause machte. Er hatte im Herbst 1807 Heidelberg verlassen und setzte seitdem seine juristischen Studien in Göttingen fort. Der vielversprechende Student gefiel gut, war aber eben in diesen Tagen für Reinhard die Ursache einer ernsten Verlegenheit. Er hatte in Göttingen die Jugendfreundschaft mit dem später als Kunstforscher berühmt gewordenen Karl von Rumohr erneuert, und da dieser wegen seines excentrischen Benehmens die Aufmerksamkeit der westfälischen Polizei auf sich gezogen hatte, so dehnte sich der Argwohn auch auf seinen Freund aus. Man hatte Rumohr sogar im Verdacht, mißliebige Plakate an den Straßen angeschlagen zu haben, und es lag Reinhard alles daran, den Neffen von einer so bedenklichen Verbindung loszumachen. Dieser versicherte übrigens bestimmt, daß Rumohr sich nie um Politik bekümmert habe und daß ihr Umgang lediglich ästhetischen und religiösen Gegenständen gegolten habe. Durch Reinhards Vermittlung, der dem Oberst der Gensdarmerie, Bongars, gegenüber nachdrücklich für den Neffen einstand, wurde die Sache glücklich beigelegt. „Übrigens," schrieb Christine an ihre Schwester, „schadet es nichts, Karl zur Vorsicht zu ermahnen. Nicht, daß er sich selbst in Dinge, die ihn nicht angehen, mischen wird, er ist gewiß nur mit seinen Studien beschäftigt, aber sein gutes Herz könnte ihn verleiten, anderen, die sich etwas eingebrockt, Teilnahme zu bezeugen. In dieser Hinsicht wünschte ich, er wäre schon fort aus Göttingen in deinem friedlichen Hamburg, unter deinen mütterlichen Augen." Karl ging jetzt, die Osterferien benützend, nach Halle zu Steffens und nach Weimar zu Goethe, bei dem ihn ein Brief Reinhards einführte.

Hatte Reinhard auf die Reise nach Göttingen verzichten müssen, so ging nun Müller am 25. April allein nach der Universitätsstadt, und zwar in verdrießlichen Amtsgeschäften. Das Verbindungswesen war den Franzosen eine unbehagliche Sache. Man hatte dem König gesagt, daß es auch unter der Göttinger Studentenschaft gähre, und der Generaldirektor des Unterrichtswesens sollte nach der Sache sehen. Zum Glück fand Müller alles in tiefster Ruhe. Er machte Professorenbesuche und hatte die Freude, „einmal wieder über Bücher und Litteratur zu sprechen; die verwünschte Politik vergiftet allen

Frohsinn des Lebens.“ Reinhard schrieb am 3. Mai: „Müller ist von Göttingen zurückgekehrt, wo er Professoren, Studenten und Volk in Ordnung und Schweigen gefunden hat. Es scheint, daß es etwas übertriebene Berichte des Polizeikommissärs waren, die einige Befürchtungen erregt hatten.“ Kurz, darauf wurde Reinhard durch das Diplom eines Mitglieds der Kgl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen überrascht. „Müller behauptet, nichts dazu beigetragen zu haben, und so mag denn der französische Gesandte für eine Ehre danken, die weder der Deutsche wegen halbgelungener Jugendversuche, noch der französische Bürger, dessen Memoiren nur in den diplomatischen Cartons zu finden sind, sich zueignen kann.“

Um sich für die ihm von der Georgia Augusta erwiesene Ehre zu bedanken, nahm sich Reinhard von Neuem vor, mit Müller zusammen einen Besuch in Göttingen zu machen. Er ahnte nicht, wie bald er am Grabe des Freundes stehen würde. Müller hatte am 11. Mai eine Audienz bei dem König, am 17. erkältete er sich bei einem Abendspaziergang und am 29. verschied er. Der Minister Simeon, der, wie Reinhard, den Kranken noch wiederholt durch Zeichen herzlicher Freundschaft erfreut hatte, hielt am Grabe des deutschen Gelehrten die französische Gedächtnisrede. An Villers schrieb Reinhard am 7. Juni: „Er starb an einer Gesichtsrose, verursacht durch einen Abendgang, zu dem ich ihn aufgefordert hatte. Tags zuvor hatte er sein Testament gemacht, und bei jenem Spaziergang, den ich nie vergesse, hatte er von düsteren Gedanken bestürmt nur von seinem Tode gesprochen. Er starb an einer Gallenkrankheit; er ist an Kummer gestorben! Sie wissen vielleicht die Ursache, Sie wissen aber nicht die letzte. Indessen kommt es nicht mir zu, daß Sie diese von mir erfahren, auch brauchen Sie nicht zu sagen, ich hätte Ihnen geschrieben, daß er an Kummer gestorben ist.“ Die wirkliche Ursache der tötlichen Krankheit hat die Erzählung von Steffens enthüllt, wenn sie auch in den Einzelheiten vielleicht zu stark aufträgt. Es waren falsche Gerüchte von Volksbewegungen in der Umgegend von Halle verbreitet, an denen auch Studenten beteiligt sein sollten. Jerome, durch den Dörnberg'schen Aufstand erregt und erbittert, ließ Müller kommen, machte ihm die gröbsten Vorwürfe und ließ heftige Drohungen gegen die Universitäten fallen. Müller, ohnedem schon längst entmutigt, war von der Kränkung hart betroffen und verließ Jerome in trostlosem Zustand. „Die heftige Gemütsbewegung“, schreibt Steffens, „veranlaßte einen Zufall, der einen tötlichen Charakter annahm; er bekam plötzlich die Rose im Gesicht; seine Freunde ängstigten sich. Reinhard eilte von seinem Krankenbette zum Könige und machte ihm die

heftigsten Vorwürfe. Vergessen Sie nicht, sagte er, daß Müller von dem Kaiser beschützt wird, daß dieser eine unbedingte Gewalt über Sie ausübt, daß ich hier in seinem Namen bin und Sie für die ungerechte Behandlung und ihre Folgen verantwortlich mache. Jerome ward unruhig und sandte seinen Leibarzt zu Müller. Er ward abgewiesen. Die Krankheit wurde immer gefährlicher und nach wenigen Tagen war Müller tot."

Auch gegen Goethe wagte es Reinhard nicht, die ganze Wahrheit zu schreiben. Seinem Schmerz aber ließ er freien Lauf. „Wie sehr ich ihn lieb gewonnen hatte, werden Sie glauben, Sie, der ihn schon lange kannte. Wir sahen uns oft, fast täglich, besonders in den letzten Zeiten. Ich habe seinem Bruder geschrieben; seine schnelle Gegenwart wird hier nützlich sein. Er hinterläßt seine Bibliothek, seine Manuskripte und Schulden." Und an Villers:

Sein Umgang war die Hauptannehmlichkeit meines Aufenthaltes in Kassel. Ach, ich dachte nicht, daß er sterben würde und habe nicht genug Nutzen von ihm gezogen. Aber was mich noch viel mehr anzog, als sein Wissen und seine Gelehrsamkeit, war seine kindliche Güte, jene Seelenunschuld, die ich nie bei einem Menschen wieder angetroffen habe. Ich konnte mich ganz gehen lassen, mit einem Behagen, das ich selten empfunden habe, wir plauderten, wir lachten, wir verstanden uns, und oft sagten wir uns nicht alles, weil wir inmitten des innigen Vertrauens, das wir zu einander hatten, unsere Lage gegenseitig achteten. Oft war er bei uns zum Essen, im engsten Kreise, wie er es liebte. Dann thaute er auf beim Dessertwein oder beim Bischof, alles Feuer seines Geistes sprühte in Funken, seine Heiterkeit wurde beredt, seine Gelehrsamkeit umgab sich mit dem Gürtel der Grazien, oder vielmehr seine Seele zeigte sich unverhüllt, und er sagte die Wahrheit, wie er sie empfand, wie er sie geschrieben hatte. Es scheint, daß sein Bruder nicht kommen wird, seine Gegenwart wäre sehr nötig, denn ich sehe Infamien voraus, die ich verhindern werde, wenn ich kann.;

Reinhard fürchtete, daß die hohe Polizei sich an Müllers Nachlaß machen und die Papiere des deutschen Gelehrten durchsuchen werde. Wirklich gab sich Bercagny, Chef der hohen Polizei, alle Mühe, die Mitwissenschaft Müllers an den aufständischen Bewegungen zu erweisen, natürlich vergebens. Noch im September schrieb Reinhard nach Paris: „Die hohe Polizei behauptet Anzeichen zu haben, daß Müller Kenntnis von der Dörnberg'schen Verschwörung hatte. Ich wage es, dieser Behauptung im Namen des im Grabe Ruhenden ein förmliches Dementi zu geben, nicht allein auf Grund der Kenntnis, die ich von seinem Charakter hatte, sondern auch nach der ganzen Art, wie er sich in den damaligen Umständen betrug." Reinhard deutet an, daß es bei diesem Durchwühlen der Asche eines Verstorbenen zugleich darauf abgesehen war,

irgend welche Schuldbeweise gegen Lebende, das heißt wohl gegen ihn selbst, herauszubringen. Was den schriftlichen Nachlaß Müllers betrifft, so war es Reinhards Absicht, den Kaiser Napoleon zu bestimmen, daß er alles der französischen Akademie überweise, dafür die Schulden Müllers bezahle und dessen Bruder Joh. Georg, Oberschulrat in Schaffhausen, nach Paris berufe, um die Handschriften zu bearbeiten und herauszugeben. Gegen diesen Plan aber wehrte sich der Bruder hartnäckig, und schließlich setzte er es, nicht ohne daß Reinhard ernstlich verstimmt wurde, auch durch, daß ihm im Oktober 1809 der Nachlaß nach Schaffhausen ausgehändigt wurde.

Zugleich mit der Entdeckung des Dörnberg'schen Anschlags waren in Kassel die ersten Erfolge im österreichischen Krieg, die Schlachten von Eckmühl und Regensburg, bekannt geworden. Reinhard machte eben diese Erfolge, durch die jeder vereinzelte Aufstandsversuch aussichtslos wurde, als einen Grund für Schonung und Milde geltend. Mit schmerzlichem Gefühl, wie er an Goethe schrieb, hatte er den Ausbruch dieses Krieges vernommen, von dem er voraussah, daß er ebenso fürchterlich als entscheidend sein werde. Daß jeder Widerstand gegen den Kaiser gänzlich aussichtslos sei, stand ihm fest; nach seiner Art aber dachte er sich bereits die günstigen Folgen des neuen Zustandes aus, der nun ganz Deutschland gewissermaßen wieder zu einem Ganzen machte. Schon am 5. Mai schrieb er, jetzt werde sich eine Entwicklung beschleunigen, „die Jeder von der Hand, die allein sie gewähren kann, dankbar annehmen wird. Daß Österreich für seine westliche Grenze oder Hauptstadt noch etwas zu thun vermögend sei, ist kaum zu erwarten, und somit wäre Deutschland beinahe wieder zu einem Ganzen vereinigt. Deutschlands bewaffnete Macht ist in den Händen unsererS Kaisers, sie hat für sich und für ihn auf die Insurrektionsmanifeste eine furchtbare Antwort gegeben; was unbewaffnet und noch nicht mit ihm ist, wird sich erst resignieren und dann sich anschließen." Ähnlich schrieb er drei Tage später an Villers:

Unser Kaiser hat sich selbst übertroffen; Sie wissen, daß seine Mittel stets unwiderstehlich sind, und alles, was für dieses arme Deutschland zu wünschen bleibt, ist, daß seine Geschicke ohne Verzug und ohne Widerstand festgestellt werden möchten. Welchen Dank schuldet es Ihnen dafür, daß in einem Augenblick, da es alle seine anderen Ansprüche verliert, Sie mit solchem Ernst und Verständnis diejenigen sammelt, die ihm noch auf eine nationale Existenz übrig sind, und zeigen, was es als solches für die Aufklärung und für den Fortschritt der Gesittung gethan hat und noch thut. Ja mein Freund, ich habe wie Müller, Ihr letztes Werk empfangen und wir beide haben es mit dem größten Interesse gelesen. Das Gemälde, das Sie darbieten, wird die Franzosen erstaunen machen und die Deutschen trösten.

Wenn die Deutschen nur siegen konnten mit und unter Napoleon, so ist es, weil es kein wahres Deutschland mehr giebt als dasjenige Napoleon's, und eben in diesem Deutschland finden sich fast ausschließlich die litterarischen Schätze, die Sie aufzählen. So verdient es in jeder Beziehung die Teilnahme dessen, der berufen ist sein Schicksal zu regeln. Wenn er es bis jetzt nicht gethan hat, so ist es, weil er zunächst die Hindernisse beseitigen mußte. Es kommt niemals all das Gute noch all das Schlimme, das man vorausgesehen hat, und die Zukunft ist immer anders, als man sie sich vorstellte. Die allgemeine Krisis ist jetzt da, segnen wir die Vorsehung, die sie unter den Einfluß des Genies und der Macht gestellt hat. Als denkender Mensch sag' ich mir, daß nichts übrig bleibt als die Entsagung. Als Mensch, der unter der Pflicht der Ergebenheit und selbst der Dankbarkeit steht, füge ich dazu die Hoffnung, und ich bin überzeugt und möchte die andern überzeugen, daß, indem wir der neuen Ordnung der Dinge im Voraus entgegenkommen, wir sie erträglicher machen.

Die Ansicht, wie sie vom französischen Gesandten in diesen Privatbriefen ausgesprochen ist, erscheint uns heute abstoßend, ungeheuerlich; den Kennern der deutschen Geschichte jener Zeit ist sie nichts neues und unerhörtes. Daß das Schicksal Deutschlands besiegelt und der Gnade des unüberwindlichen Siegers anheimgegeben sei, daß das napoleonische Deutschland das wahre Deutschland und die rheinbündischen Staaten Ansatz und Kern des künftigen Reiches deutscher Nationalität seien, das haben in jener finsterster Zeit unserer Geschichte Männer sich eingeredet, denen vaterländische Gesinnung nicht abgesprochen werden kann. Indessen ist die Ansicht Reinhards mit der Art, wie damals der deutsche Idealismus vor Napoleon, der menschgewordenen Weltvernunft, kapitulierte, doch nicht ganz auf eine Linie zu stellen und mit dem gleichen Stabe zu messen. Reinhard muß milder oder strenger beurteilt werden, je nachdem: milder, sofern er dem französischen Staat angehörte, dessen Interessen zu vertreten seine Pflicht war; strenger, sofern er als geborener Deutscher es vermochte ein unmittelbares Werkzeug der napoleonischen Politik zu sein. Bei ihm war es nicht blos resignierende Geschichtsphilosophie, bei ihm war es ein verantwortliches Mithandeln. Und durch alle Künste der Selbstüberredung ließ sich die innere Stimme nicht zum Schweigen bringen. Daß er ein Deutscher war und blieb, hat er vielleicht niemals stärker empfunden, als in der Kasseler Zeit, da er, der Vertrauensmann des Kaisers, Tag für Tag mit ansehen mußte, wie deutsches Wesen durch eine fremde Glücksritterbande mißhandelt wurde.

3.

Für die Begegnung mit Goethe, so lange geplant und ersehnt, sollte sich eine unerwartete Gelegenheit bieten. „In wenigen Tagen" schreibt Reinhard am 18. Juni dem Freunde, „werde ich Ihren Gegenden näher kommen. Übermorgen geb' ich meiner Frau das Geleite nach Göttingen zu der endlich auszuführenden Reise nach Hamburg; ich wende mich nachher rechts nach dem Hauptquartier unseres Königs, und einmal über der Grenze, ist der erste Schritt gethan, und die andern werden mich nichts mehr kosten." Der Kaiser hatte vor Ausbruch des österreichischen Krieges die Bildung eines zehnten Armeekorps unter König Jerome angeordnet, das als Reservekorps Norddeutschland decken sollte. Als nun der Herzog von Braunschweig aus Böhmen in Sachsen fiel, erhielt Jerome die Weisung mit seinem Korps aufzubrechen und Sachsen zu schützen. Das diplomatische Korps wurde aufgefordert dem Hauptquartier zu folgen, Jerome glaubte das seiner königlichen Würde schuldig zu sein.

Reinhard hielt sich nur einen Tag in Göttingen auf, wo er einige Professoren sah, u. A. den Geschichtschreiber Sartorius, den ihm Goethe empfohlen hatte, und Schlözer, dessen persönliche Bekanntschaft er eben noch vor dem Hingang des längst von ihm verehrten Gelehrten machte; dann schloß er sich am 24. Juni dem König an, der zwei Tage später in Leipzig, am 1. Juli in Dresden einzog, schon am 4. Juli aber, um sein eigenes Reich besorgt, den Rückzug von dort antrat, zum großen Verdruß des Kaisers, der überhaupt mit der Kriegführung seines Bruders höchst unzufrieden war. Der Feldzug bestand aus einer Reihe zweckloser Märsche, die den Herzog von Braunschweig nicht verhinderten, glücklich durch Westfalen an die Nordsee zu gelangen. Reinhard berichtete wiederholt an Champagny über die militärischen Operationen. Die Lage der Gesandten, die dem Hauptquartier folgten, war eine üble, zuweilen eine gefährdete. Am 1. Juli schrieb er dem Minister offen, daß ihre Pflicht sie an den König binde, daß sie sich aber nicht an ihrer Stelle fühlen, vollends wenn es sich darum handeln würde, Böhmen zu betreten. „Was mich betrifft, so habe ich keinen andern Wunsch, als meine Pflicht und Ihre Befehle kennen zu lernen." Am 4. Juli traf Reinhard mit dem König in Freiberg ein, am 11. in Plauen, am 12. in Schleiz. Hier erhielten die Gesandten endlich vom Grafen von Fürstenstein die Benachrichtigung, daß es ihnen freistehe, nach Kassel zurückzukehren. Sie verabschiedeten sich am Abend vom König, und noch in der Nacht reiste Rein-

hard mit den Gesandten Württembergs und Hollands über Jena nach Weimar, wo er am 13. Nachmittags ankam. „Ich beabsichtige", schrieb er dem Minister, „hier einen oder zwei Tage zu bleiben; dann werde ich den Weg nach Kassel fortsetzen. So hat sich für uns diese militärische Reise geendigt, wo, ich gestehe es, wir uns alle ohne Ausnahme ein wenig deplaciert fühlten, und wo ich persönlich es umso mehr gewesen zu sein fürchte, als ich nicht hoffen kann im stande gewesen zu sein, Ihnen über die Kriegsereignisse oder richtiger über die Truppenbewegungen Nachrichten zu übermitteln, die würdig wären die Aufmerksamkeit Seiner Kaiserlichen Majestät zu fesseln."

Warum er einige Tage in Weimar bleiben wollte, brauchte er seinem Minister nicht zu sagen. In Weimar angekommen, hatte er zuerst seine amtlichen Depeschen zu erledigen, für den nächsten Tag kündigte er seinen Besuch bei Goethe an: „Ich habe nun, da ich in Ihrer Nähe bin, das Ziel erreicht, das mich für diese exzentrische Reise entschädigen soll." Goethe wartete den Besuch nicht ab, sondern eilte am folgenden Morgen (14. Juli) zu Reinhard. Mittags speisten Reinhard und sein Kollege, der württembergische Gesandte Frhr. von Gemmingen im Goetheschen Hause. Nichts war jetzt unerwünschter als die überraschende Nachricht, daß auch König Jerome in Weimar eintreffen werde. Reinhard brachte noch den ganzen Vormittag bei Goethe zu, der als Gegenstände des Gesprächs die politische Lage, Reinhards persönliche Stellung, Johannes Müllers Ende und dessen Ursachen, den Stand der wissenschaftlichen Anstalten im Königreich Westfalen bezeichnet.[4]) Nach dem Essen aber, an dem auch Gemmingen wieder teilnahm, reisten die Gesandten schleunig ab. Jerome war um zwölf Uhr wirklich eingetroffen. Der Besuch, der so rasch abgebrochen werden mußte, hatte die Begierde mehr gereizt als befriedigt. Nach Kassel zurückgekehrt, schrieb Reinhard an Goethe (18. August): „Ich habe die zwei schönen Tage, die ich Ihnen danke, nicht vergessen, aber es ist mir bis jetzt unmöglich gewesen Ihnen zu schreiben. Ich hatte so viele andere, zum Teil nicht angenehme Geschäfte, daß ich an nichts Freies und Außerdienstliches denken konnte. Wann die Farbenlehre? Wann der Roman? Wann ein Brief von Ihnen? Daß ich Sie tief und innig verehre und liebe, wissen Sie, und es ist fürs Leben!" Und am 23. August: „Daß Sie in Jena sind, deutet auf Förderung der Geschenke, die Sie uns für die künftige Messe bereiten, und auch darum begleite ich Sie mit meinen Wünschen in diese friedliche Abgeschiedenheit." Zugleich äußert er gegen Goethe den Wunsch, daß die Weimarsche Truppe für einige Zeit in Kassel gastieren möge, wo das deutsche Schauspiel aufgehoben und durch ein französisches Ballet ersetzt wor-

den war. Goethe hat diesen Wunsch nicht erfüllen können. Aber daß der französische Gesandte bemüht war, der deutschen Stadt ein deutsches Schauspiel zu verschaffen, und die Früchte von Goethes und Schillers dramaturgischen Bestrebungen zuzuwenden, das ist auch eine von jenen merkwürdigen Launen des Schicksals, die sich an Reinhards Doppelstellung knüpften.

Die unangenehmen Geschäfte, die Reinhard nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt erwarteten, bestanden zunächst darin, daß er vom Kaiser beauftragt wurde, dem König oder vielmehr dessen Räten und Generälen sein höchstes Mißfallen über den kopflosen Feldzug auszudrücken. „Die Aufgabe Sachsens und Dresdens," hatte ihm der Minister Champagny geschrieben, „die Rückkehr nach Kassel, bevor der Zweck des Feldzugs erreicht war, die Begleitung des diplomatischen Korps bei einer Armee, wo der Kaiser nur Soldaten will, sind Dinge die der Kaiser mißbilligt. Es wäre ein Unglück, das uns alle betrüben würde, wenn der Kaiser den Befehl über dieses Armeekorps anderen Händen anvertrauen würde." Reinhard kam seinem Auftrage nach und ging mit dem Grafen von Fürstenstein und dem General Albignac scharf ins Gericht, diese aber verschanzten sich hinter den König und Reinhard mußte am 4. August seinem Minister schreiben, helfen werde der Tadel wenig, „weil zuletzt alles vom Willen des Königs abhängt, der stark und unbedingt ist, ohne fest und beständig zu sein." Und am 8. August, nach einer Unterredung mit Simeon und dem Kriegsminister Eble, fuhr er fort:

> Diese beiden Minister bestätigen mir, daß niemand einen unmittelbaren und nachhaltigen Einfluß auf den Geist des Königs ausübt, daß seine Willensmeinungen oft wechseln, aber stets absolut sind. Unglücklicherweise giebt es da keinen Widerspruch, nicht einmal zum Schein. Alles erklärt sich aus dem übertriebenen Begriffe, den der König von seiner souveränen Macht hat, aus seinem Verlangen allein zu regieren, aus seiner Jugend und seinen Gewohnheiten. Bei einem jungen Fürsten, wie er, hat niemand Einfluß oder vielmehr alle Welt. In der Meinung, immer aus sich selbst zu handeln, handelt er nur nach zufälligen Eingebungen und wie seine meisten Entschlüsse mehr aus einem raschen und flüchtigen Überblick, als aus Studium und Überlegung hervorgehen, macht ihn gerade sein gerechter Sinn schwankend, wenn er einen Gedanken, der ihm gut scheint, ersetzen zu können meint durch einen noch besseren. Seine Majestät verkennt die Länge des Wegs und die Größe der Anstrengungen, die er braucht, um zur Vollkommenheit zu gelangen. Er sagte mir zweimal während der Reise: „Seit ich nicht mehr in Kassel bin, geht dort alles schlecht; es fehlt der Kopf." Er sagte das ohne Eigenliebe, er glaubte es wirklich.

Nachdem die wechselnden Aufregungen und Gefahren dieses Sommers glücklich überstanden waren, schrieb Reinhard am 10. August wieder einen

umfassenden Bericht über die Lage des Königreichs, worin er unparteiisch und getreu, wie er selbst sagt, Menschen und Dinge darzustellen versuchte. Nach einer Erfahrung von acht Monaten fiel sowohl die Charakteristik der Persönlichkeiten, vom König angefangen, als die Beurteilung der einzelnen Regierungszweige schärfer und eindringender aus, als in jenen ersten Depeschen. Was den allgemeinen Geist des Landes betrifft, so verschwieg Reinhard nicht, daß das Volk, „mitten im Lande von einer Art Heimweh ergriffen“, mit wenigen Ausnahmen den Sieg der österreichischen Waffen gewünscht hatte. Nicht wilde Leidenschaften, die dem Deutschen fremd sind, waren die Ursache, sondern die allgemeine Unzufriedenheit. Aus Ehrgefühl und Rechtlichkeit entsprang die Anhänglichkeit an die alten Herrscher; Ehrgefühl und Rechtlichkeit schrieben ebenso die Treue gegen die neuen Pflichten vor, und aus diesem Widerstreit ergab sich eine Art von passiver Neutralität, die aber sofort aufgehört hätte, wenn das Kriegsglück die Österreicher begünstigt hätte. Die Verschmelzung des deutschen und des französischen Geistes ist durch die jüngsten Ereignisse gestört und erschwert worden, Haß und Mißtrauen haben sich gesteigert, doch wird Westfalen dem Gesetz des Siegers sich beugen, wenn dieser nicht das Unmögliche will. Nach dem Friedensschluß mit Österreich wird der Augenblick zu einem besonderen Friedensvertrag für Westfalen gekommen sein, zu einer gegenseitigen Amnestie: einerseits Befestigung der französischen Organisation, andererseits Achtung der bestehenden und örtlichen Rechte, und wo verschiedene Auslegungen möglich sind, weitestes Entgegenkommen gegen die Deutschen. Die schärfsten Anklagen aber richtet Reinhard wieder gegen die hohe Polizei, die keine der aufständischen Bewegungen vorhergesehen und verhindert hat, die durch ihr Verfahren die Trennung zwischen Franzosen und Deutschen unheilbar macht, eine Mauer zwischen dem König und seinem Volk aufrichtet. Ganz auszuschließen ist ihre Einmischung von den Universitäten. Die hohe Polizei ist eine Einrichtung, gegen die der deutsche Charakter einen unausrottbaren Widerwillen hegt. „Wenn diese Einrichtung bestehen bleiben soll, so muß ihre Leitung einem Deutschen anvertraut werden, einem wohlwollenden, festen, ergebenen Mann. Kann diese Bedingung nicht erfüllt werden, so ist es besser, die ganze Einrichtung wird abgeschafft, das ist meine Überzeugung.“ Was aber am König auszusetzen war, das drückte Reinhard zum Schluß in einer Anzahl von frommen Wünschen aus: daß er nämlich von seinen, der Arbeit gewidmeten Stunden Frivolität fernhalten, vom Alter und der Erfahrung Rat annehmen, die Ausgaben nach den nicht mehr zu steigernden Einnahmen bemessen, das Gesetz über die Civilliste heilig halten

und das Eigentum des öffentlichen Schatzes in Zukunft achten möge. Und als seine oberste Pflicht ist vorangestellt: „Möge der König sich bewußt sein, daß er über ein deutsches Volk regiert.“

Im August 1809 beschloß der Kaiser eine Maßregel, die dem Königreich Westfalen eine neue finanzielle Schädigung brachte und die zugleich eine persönliche Kränkung für den König war. Die rücksichtslose Durchführung der Kontinentalsperre schien dem Kaiser das einzige Mittel, über England Herr zu werden. Nun glaubte er, daß der Schmuggel mit englischen Waren in Norddeutschland nicht hinlänglich überwacht werde, und ordnete die Errichtung einer zweiten Zollinie im Binnenlande an, die quer durch das Königreich Westfalen lief. Ohne daß eine diplomatische Übereinkunft, ja auch nur eine vorherige Ankündigung geschehen wäre, erschienen bewaffnete Zollbeamte im Lande und machten sich ans Werk. Der König war empört, er wollte sogar die Entwaffnung dieser Eindringlinge befehlen, er bat seinen Bruder wiederholt, die Königswürde niederlegen zu dürfen. Wie gewöhnlich, wurden diese Briefe vom Kaiser gar keiner Antwort gewürdigt; doch erhielt Jerome auf seine Bitte die Erlaubnis, einen Besuch in Paris zu machen. Am 1. November reiste er dahin ab. Reinhard hatte auf der strengen Durchführung des Dekrets zu bestehen. Mit welchen Empfindungen er es that, mag man aus den Worten abnehmen, die er viele Jahre später an Goethe schrieb: „Seit der Durchschnittslinie vom Rhein nach Lübeck war mir erwiesen, daß mit Napoleon kein Auskommen wäre. Meine Dienste blieben ihm treu, meine Wünsche nicht.“

Sechzehnter Abschnitt.

Hanseatisches Intermezzo.

Oktober und November 1809.

Pläne für die Zukunft der Hansestädte. Sendung nach Hamburg. Entwürfe zum Anschluß an den Rheinbund. Bericht an den Kaiser. In der Familie Reimarus. Der Maler Runge. J. G. Rist. — Rückkehr nach Kassel. Klagen der Städte. Mahnung zur Geduld. Villers, der Anwalt der Städte und der Frau Rodde.

1.

Seit dem Krieg mit England hatte die Stellung der drei Hansestädte beständig die französische Politik beschäftigt. Jetzt nach der Auflösung des Reiches sollten sie in irgend einer Form dauernd dem französischen System einverleibt werden. Das Nächstliegende war ihre Einbeziehung in den Rheinbund. Auch hierbei war es auf ein Kampfmittel gegen England abgesehen, dessen Handel endgiltig von den deutschen Küsten abgesperrt werden sollte. Für die Verhandlungen zu diesem Zweck nahm der Kaiser die Dienste Reinhards in Anspruch, der durch seine frühere Thätigkeit in Hamburg besonders vertraut mit den hanseatischen Dingen war. Noch aus einem anderen Grunde traf der Kaiser diese Wahl. Der französische Gesandte in Hamburg, Napoleon's Jugendfreund Bourienne, stand, wie der Kaiser wohl wußte, nicht im besten Rufe. Nach dem Zeugnis J. G. Rists, des damaligen dänischen Geschäftsträgers in Hamburg, war er ebenso gescheut und tüchtig als ruchlos, und benützte nach besten Kräften, ja mit Schamlosigkeit, die damaligen Verhältnisse zu seiner Bereicherung. Einem solchen Mann wollte Napoleon das Geschäft nicht anvertrauen. Er beauftragte, wie er an Champagny am 26. September 1809 schrieb, Reinhard ausdrücklich deshalb, weil er keine schmutzigen Geldmachereien wollte, „parce que je ne veux pas de ces tripotages d' argent qui déshonorent les gouvernements.“ In diesem Schreiben an Champagny waren die leitenden Gedanken für die künftige Stellung der Hansestädte angegeben, die als kaiserliche Städte fortbestehen,

aber in ein Abhängigkeitsverhältnis von Frankreich gebracht werden sollten, dessen nähere Bestimmung nun eben Sache weiterer Verhandlung war.

Am 6. Oktober ergingen die Weisungen Champagnys an Reinhard und Bourienne. Formell wurden beide zusammen beauftragt, wenn auch kein Zweifel darüber gelassen wurde, daß Reinhard die erste Rolle zugedacht war. Bourienne ordnete sich willig unter. In den Weisungen war zunächst der Anschluß der drei Hansestädte an den Rheinbund gefordert. Alle die Bande, die sie früher an das Deutsche Reich knüpften, sollten sie fortan mit derjenigen Macht verbinden, die an Stelle des Reiches getreten sei. Ferner war verlangt, daß dem Protektor des Rheinbundes ein bestimmter und fortdauernder Einfluß auf ihre Regierung im Innern sowohl als auf ihre auswärtigen Verhältnisse gesichert werde. Ein diesen Gesichtspunkten entsprechender Verfassungsentwurf solle ausgearbeitet und dem Kaiser vorgelegt werden. Reinhard solle nach Hamburg gehen und sich mit den angesehensten und einflußreichsten Männern über die näheren Vorschläge beraten, die Sache aber ganz vertraulich behandeln und im tiefsten Geheimnis.[1])

Reinhard begab sich Mitte Oktober zuerst nach Bremen, zog dort mehrere Ratsmitglieder ins Vertrauen und sprach den Wunsch aus, daß sich Abgesandte zu einer gemeinschaftlichen Besprechung in Hamburg einfinden möchten. Ende Oktober hatten alle drei Senate ihre Vertrauensmänner zu der Konferenz gestellt, als deren Zweck angegeben wurde, Verabredungen wegen der militärischen Bedrückung der Städte zu treffen. Kaum in Hamburg angekommen, hatte sich Reinhard die Mitwirkung Villers', dieses unermüdlichen Anwalts der Städte, erbeten. Unter den Hamburger Notabeln, die zugezogen wurden, war auch Reinhards Schwiegervater, der ehrwürdige Doktor Reimarus, „noch immer wie ein Jüngling so munter". Und noch ein alter Freund von ihm wurde beigezogen, Georg Kerner, sein früherer Privatsekretär. Kerner, der jetzt als geschätzter Arzt und Geburtshelfer in Hamburg lebt, war seit zwei Jahren zugleich eine Art diplomatischer Agent des Senats von Bremen bei dem in Hamburg residierenden französischen Generalgouverneur. Auch er, der einst im Haß gegen Bonapartes Gewaltherrschaft die französischen Dienste verlassen hatte, sah für die Städte keine andere Rettung als im Anschluß an Frankreich; durch ihre scheinbare Selbstständigkeit, glaubte er, geraten sie nur in Gefahr, im Kampf zwischen Frankreich und England wie zwischen Mühlsteinen zerrieben zu werden, und dieser Gefahr entgehen sie am besten durch den Beitritt zum Rheinbund, in dem bereits der kräftigste Teil Deutschlands sich nach der deutschen Auflösung

aufs neue vereinigt hatte. Jetzt wurde Kerner, wie in alten Zeiten, von Reinhard zu Sekretärdiensten, zu Übersetzungen u. s. w. verwandt. Ja gerne hätte er, seiner alten Neigung folgend, für Reinhard wieder einen Kurierritt nach Paris ausgeführt. Als Reinhard am 9. November das Ergebnis der Konferenzen nach Paris sandte, gab Kerner dem Kurier einen Brief an den Grafen Schlabrendorf mit, worin er schrieb: „Ich würde gerne so wie vor Olims Zeiten die Depeschen überbracht haben, um endlich wiederum einige Stunden mit Ihnen am Kamin verplaudern zu können," allein seine ärztlichen Pflichten hätten es ihm nicht erlaubt.[2])

Für die hanseatischen Staatsmänner war der Gedanke des Anschlusses an den Rheinbund keineswegs etwas neues. Die bremischen Senatoren Smidt und Gröning hatten schon im Jahre 1808 mit eingehender Begründung den Anschluß empfohlen. Andere waren freilich anderer Meinung, hielten jede Beschränkung der bisherigen Unabhängigkeit für verderblich und glaubten den bestehenden Zustand aufrecht erhalten zu können. Wiederum hatte Reinhard darüber zu klagen, daß die Städte so wenig einig, daß sie unschlüssig, zaghaft seien und nicht einmal bei den Gebietsvergrößerungen, die ihnen in Aussicht gestellt wurden, zugreifen wollten. Er selbst war überzeugt, daß die Städte, inmitten der Eifersucht der Mächte, schon im Interesse ihrer Selbsterhaltung den Anschluß an ein größeres Staatswesen wünschen müßten. Ein Deutschland, sagte er, existiert nicht mehr anders als durch den Rheinbund.

Am 31. Oktober fand in Bouriennes Wohnung die erste Konferenz statt. Reinhard führte den Vorsitz. Er war es auch, der einen von ihm verfaßten Entwurf über die künftige Stellung der Städte vorlegte. Der Hauptnachdruck fiel auf die Bestimmungen, durch die sich der Kaiser die unmittelbare Einwirkung auf die innere und äußere Politik der Städte zu sichern dachte. Andere Forderungen betrafen das zu stellende Kontingent, die Gerichtsverfassung, die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Gleichberechtigung der Bekenntnisse. Reinhards Vorschläge entsprachen natürlich der vom Kaiser gegebenen Weisung, im Einzelnen waren kleine Milderungen angebracht, weitere Zugeständnisse in Aussicht gestellt. In der zweiten Konferenz, die am 2. November in Reinhards Wohnung stattfand, wurde sein Entwurf durchgesprochen. Er hörte die Einwendungen wohlwollend an und erklärte sich bereit eine Denkschrift entgegenzunehmen, worin die Gegenvorschläge formuliert waren. Aus den Besprechungen der Bevollmächtigten, bei denen sich besonders Villers eifrig und nützlich erwies durch Darstellung der Verfassungen der drei Städte mit Bemerkungen über ihre Vorzüge, ging

dann eine Denkschrift hervor, die am 4. November Reinhard übergeben wurde. Es war darin u. A. das Recht der diplomatischen Vertretung beansprucht, die Ablösung der Kontingentspflicht mit Geld vorgeschlagen, ein strengeres Überwachungssystem, als bei den übrigen Rheinbundstaaten ausgeübt wurde, abgewehrt. Auch diese Denkschrift wurde gut aufgenommen, wie denn überhaupt die hanseatischen Vertreter sich über die französischen Gesandten nicht zu beklagen hatten. Von Reinhard schrieb der Senator Smidt: „Wir überzeugen uns immer mehr, daß er den besten und redlichsten Willen hat, für die Hansestädte alles zu thun, was mit seiner Pflicht als Diener des Kaisers nur irgend vereinbar ist. Wir hätten unter diesen Umständen in keine besseren Hände fallen können."

Alles ihm überlieferte Material versprach Reinhard mit seinem Bericht an den Kaiser gelangen zu lassen. Seine persönliche Ansicht war, das Verhältnis der Hansestädte in einer dehnbaren Weite zu belassen, damit man im stande sei, in Kriegszeiten die Zügel fester anzuziehen, in Friedenszeiten sie nachzulassen. Den Entwurf einer Anschlußakte hatte er bereits fertiggestellt, er schickte ihn mit einem Bericht vom 8. November nach Fontainebleau. Nur in den erläuternden Bemerkungen machte er noch von jener Denkschrift Gebrauch. Übrigens riet er dem Kaiser, wenn er sich über die Modalitäten des Anschlusses entschieden hätte, von weiteren Verhandlungen mit den Städten abzusehen. Ihre eigentliche Absicht gehe nur dahin, Zeit zu gewinnen. „Im Grunde gefällt ihnen nichts von alledem, was hier vorgeschlagen wird. Sie wünschen den gegenwärtigen Zustand aufrecht zu erhalten."

Diese rasch geführten Verhandlungen ließen Reinhard in Hamburg wenig Zeit zu anderen Dingen. Frau und Kinder hatten ihn begleitet und mit der Familie seiner Frau sind die gelockerten Bande damals wieder fester geknüpft worden. Sonst erfahren wir, daß er mit dem Maler Philipp Otto Runge über die Farbenlehre sich unterhielt, wenn er auch dessen Wunsch, Vorlesungen darüber zu hören, nicht erfüllen konnte.[3]) Von seinen diplomatischen Kollegen ging eben damals der holländische Gesandte J. E. Reinhold nach seinem neuen Bestimmungsort Berlin. Dagegen wurde in diesen Tagen durch Villers seine nähere Bekanntschaft mit dem dänischen Geschäftsträger, dem trefflichen J. G. Rist, vermittelt, und aus dessen Feder haben wir eine interessante Charakteristik Reinhard's, wie er damals erschien. Rist nennt ihn einen höchst geistreichen und merkwürdigen Mann, der dem unbefangenen Beobachter eine Menge von Rätseln darbot, und fährt dann fort:

Was zuerst auffiel, war äußerlich die unbehülfliche und linkische Länge seiner Gestalt, verbunden mit einer anscheinend unüberwindlichen Zurückhaltung und Steifheit, mit der das Gehaltreiche und Abgewogene seiner Äußerungen, die durchaus den überlegenen Mann bezeichneten, seltsam abstach: man erfuhr sodann manche ältere und neuere Beispiele einer wunderlichen, mißtrauischen Laune und einer Selbstschätzung und Anmaßung in Rücksicht auf seine politische Stellung, die man kaum dem Emporkömmling hätte verzeihen können. Es war zugleich bekannt, daß er in allen wesentlichen Verhältnissen durchaus tadellos und gerecht, in politischen gewandt und umsichtig, doch ohne Verleugnung seiner Selbständigkeit war. Nur ein ausgezeichnetes Talent, das besonders in dem diplomatischen oder vielmehr welthistorischen Blick und in einem musterhaften französischen Geschäftsstil sich äußerte, konnte erklären, wie ein Fremder, dessen Persönlichkeit, dessen Aussprache so nichts für Franzosen gewinnendes, vielmehr so viel abstoßendes haben mußte, sich in einer solchen Zeit, unter der Herrschaft so vieler wechselnder Parteien, und auf so vielen ausgezeichneten Posten habe behaupten können. Jetzt diente er, eifrig genug, obwohl wahrscheinlich nicht mit Überzeugung, dem Kaiser Napoleon, während er in dem neuen westfälischen Königreiche, als französischer Vormund, deutsche Männer und deutsche Richtungen auf alle Weise begünstigte. Der bittere Widerspruch, in den ihn seine Lage oft unvermeidlich mit seiner besseren, deutschen, ja echt schwäbischen Natur setzen mußte, der leise Vorwurf, im französischen Dienst an Deutschlands Unterdrückung mitarbeiten zu müssen, mochte mitunter an übler Laune und innerer Inkonsequenz schuld sein, sowie ein entschiedener Dichtergeist, der sich in den anmutigsten Erzeugnissen oft kund gethan, auch im Konflikt mit seiner Bestimmung, und von einer Art von Scham begleitet, der argwöhnischen Reizbarkeit zu grunde gelegen haben mag, mit der er stets von allen Seiten, wo er nicht unbedingte Verehrung und Hingebung fand, heimliche Nachstellung, Feindseligkeit und absichtliche Kränkung zu erfahren glaubte. Die Hälfte seiner Eigenschaften, oder eine günstigere Mischung derselben, hätte einen viel brauchbareren und glücklicheren Mann gebildet; aber der Schwabe, der französische Beamte, der Staatsmann, der Philosoph, der Baron und der Dichter, wollten sich nicht recht miteinander vertragen; und so hat einer der seltensten Menschen, an wahrem, tiefem Gehalt und sonst auf das glücklichste begabt, nur ein mittelmäßiges Los wahren Wohlseins gezogen, und auch um sich keine Gemütlichkeit und kein Glück zu verbreiten gewußt.

2.

Verpflichtungen in Kassel nötigten Reinhard sofort nach Erledigung dieses Geschäfts Hamburg zu verlassen, noch vor dem 11. November, dem Geburtstag seines Schwiegervaters, den die Familie noch gerne zusammengefeiert hätte. Er glaubte, in den hamburger Konferenzen ein Werk gethan zu haben, mit dem alle Welt zufrieden sein werde, sobald die Welt gerecht geworden sei. Allein die ganze Verhandlung blieb ohne praktische Folgen. Vergebens wartete Reinhard auf Antwort aus Paris, vergebens hoffte er, daß der Kaiser vor

seiner Abreise aus Schönbrunn „sich ein wenig mit der Zukunft dieses armen Deutschlands beschäftigen werde." Wohl aber kam ein Dekret des Kaisers, das Reinhard zum Baron des Kaiserreichs erhob mit einer Dotation von jährlich 4000 Frcs.[4]) Das war ein Beweis, daß der Kaiser mit seiner Sendung zufrieden war. Allein Napoleons Eifer für neue Organisationen in Deutschland war über anderen Sorgen und Entwürfen rasch erkaltet. Für jetzt genügte es ihm, die Städte in thatsächlicher Abhängigkeit und folgsam dem Kontinentalsystem zu wissen. Am 20. November schrieb Reinhard seinem Schwiegervater, wie leid es ihm thue, daß er nicht länger habe bleiben können, und fuhr fort:

Indessen hat die Reise den Kindern und der Mutter nichts geschadet; unsere Wiederinstallierung bei Hof und im Amt hat gerade den Tag vor der Abreise der Königin*) noch stattgefunden; und wenn wir uns der Freude beraubt sahen, am 11. November Zeugen der gemeinschaftlichen Freude zu sein, so haben wir uns zugleich den Kummer erspart, Klagen, denen wir nicht helfen können, anzuhören, wozu das neueste Dekret[5]) eine traurige Veranlassung gegeben hat. Sie sehen nun nur zu gut, mein liebster Vater, was alle die zu Fürsprechern angerufen waren, bei dem vermögen, bei dessen eiserner Konsequenz weder das einzelne Interesse, noch selbst der unmittelbare Erfolg in Betracht kommt. Was nun zu thun sei? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Abzuwarten, daß die Sache sich von selbst mildere; unmittelbare Vorstellungen zu machen, weil in dieser Sache niemand Ihre Stadt vertreten kann. Ich habe gegenwärtig hiebei durchaus keine Stimme, und wenn ich sie mir anmaßen wollte, so würde sie nur schaden. Vielleicht hat sie Hr. Bourienne. Die Angelegenheit scheint mir wichtig genug, um auch unabhängig von anderen Rücksichten eine Sendung nach Paris zu rechtfertigen, und wenn die andere Angelegenheit zugleich im richtigen Sinn gefaßt wird, so können beide sich gegenseitig unterstützen. Aber dieser Sinn scheint mir kein anderer sein zu können, als der, daß man das Schicksal der Stadt für jetzt und für die Zukunft ganz in die Hände des Kaisers lege und zugleich den Beweis führe, daß wenn noch eine Zukunft sein soll, der Gegenwart etwas nachgesehen werden müsse. Noch ist nicht der Mut zu verlieren. Es ist möglich, daß dies die letzte Krise sei, und Ihre liebenswürdige Heiterkeit wird, hoff ich, am Ende doch recht behalten. Für mich, mein teuerster Vater, hat in jedem Fall meine letzte Reise die glückliche Folge gehabt, Ihnen und allen, die um Sie und mit Ihnen sind, mit den Meinigen wieder näher zu kommen. Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für alle Beweise Ihrer Liebe und teilen Sie ihn der ganzen Familie mit. Ihr treuer Sohn Reinhard.

Bei dieser Ansicht, daß alles dem Willen des Kaisers zu unterstellen sei, konnte Reinhard den Denkschriften, die noch weiterhin von hanseatischer Seite ausgingen, keinerlei Wirkung beimessen. Im Gegenteil war er über-

---

*) Die Königin hatte gleichfalls eine Einladung nach Paris erhalten.

zeugt, daß die beständigen Klagen von dieser Seite, wie wohlgemeint immer, nichts Gutes stiften könnten. Damit meinte er namentlich auch eine Schrift seines Schwiegervaters: „Klagen der Völker des Kontinents von Europa, die Handelssperre betreffend,“ und er sprach sich über diese unzeitige Einmengung um so abfälliger aus, als sie von einer ihm so nahe stehenden Seite ausgehend für ihn persönlich eine Verlegenheit war. Er selbst schrieb dem Schwiegervater am 15. Februar 1810:

Hätt' ich von Ihrer Schrift vorher Kenntnis gehabt, so würd' ich Sie allerdings gebeten haben, teils um der Sache selbst, teils um meinetwillen ihren Druck und ihre Bekanntmachung zu unterlassen. Die Maßregeln, von denen dort die Rede ist, greifen zu tief in die wichtigsten Verhältnisse der gegenwärtigen Politik ein, als daß ein Privatmann ihre Wirkungen von allen Seiten zu überschauen imstande wäre; und insofern vorauszusehen war, daß der Kaiser weder den Inhalt noch die Form Ihrer Schrift, wenn sie ihm bekannt werden sollte, gut finden würde, hat sie freilich auch in mir keine angenehme Empfindung erregen können. Ich bin überzeugt, daß bei dem Bewußtsein Ihrer redlichen Absichten nur die Rücksicht auf mich Ihnen einige Unruhe macht. Jene Absichten werden Sie, und die Unmöglichkeit, worin ich mich befand, dem Geschehenen zuvorzukommen, wird mich in den Augen des gerechten Monarchen schützen. Ich bitte Sie folglich, in Beziehung auf Sie und auf mich vollkommen ruhig zu sein und zu bleiben. Eben die Liebe zu Ihrer Vaterstadt, die jene Klagen veranlaßt hat, ist auch der Grund des Zutrauens geworden, mit dem Sie die günstigen Gesinnungen des Kaisers für die Städte umfaßt und so viel an Ihnen war zu ihrer Verwirklichung mitgewirkt haben. Eben dadurch haben Sie bereits eine Art von Ehrenerklärung gethan für das, was in jener anderen Ansicht irrig sein möchte. Nicht darin hatten Sie Unrecht, daß Sie, einverstanden mit dem Zweck des Kontinentalsystems, an der Wirksamkeit der Mittel zweifelten; aber darin, daß Sie daran verzweifelten, weil man an nichts verzweifeln muß, was Napoleon unternimmt.

Der wackere, für seine Vaterstadt beharrlich thätige Professor ließ sich durch solche Zurechtweisungen nicht abschrecken, auch in der Folge die Klagen Hamburgs zum Ohre seines Schwiegersohns zu bringen. In einem Briefe Reinhards an ihn vom 9. Juni 1810 lesen wir:

Leider sind mir die Thatsachen, die Sie in Ihrem Brief, die gegenwärtige Lage von Hamburg betreffend, anführen, nicht unbekannt, und leider weiß ich weder Nachrichten noch Rat noch selbst Vermutungen darauf zu erwiedern. Geduld! Das Wort ist freilich hart, aber es ist das einzige, was sich eben jetzt aussprechen läßt. Es ist ein peinigender Gedanke für mich, daß Ihre so ehrwürdigen alten Tage durch den Anblick so schwerer Widerwärtigkeiten Ihrer Vaterstadt getrübt werden. Wie gerne wollt' ich auch um Ihretwillen etwas zur Linderung beitragen, wenn ich's vermöchte! Aber eben nach allem, was ich gesagt und gethan habe, legt mir für jetzt die Klugheit und die Besorgnis zu schaden statt zu nützen ein

gänzliches Stillschweigen auf. Herzliche Grüße an Alle, auch an die Braut, für die ich alles Gute hoffe, weil die Verbindung unter Ihren Augen entstanden ist.

Die Braut war Reinhards Schwester Wilhelmine, die seit dem Jahre 1806 im Reimarus'schen Hause lebte. Sie hatte sich jetzt mit dem Sohn des Anatomen Loder verlobt; er war gleichfalls Mediziner, hatte auf dem Johanneum in Hamburg und auf der Universität Göttingen studiert und gehörte zu Karl Sievekings Freunden.

Wie der alte Reimarus, war auch Villers ein unermüdlich klagender Anwalt der Städte. Reinhard hatte zwar gleich nach Schluß der Hamburger Konferenzen Villers herzlich für seine Mitwirkung gedankt. „Ihnen danken wir es, daß wir unsere Arbeit vervollständigen konnten, und in diesem Falle wie in so vielen anderen sind Sie der würdige Mittelsmann zwischen Frankreich und Deutschland gewesen." Aber es machte sich doch jetzt eine Verschiedenheit des Standpunkts beider Männer geltend, von denen der geborene Franzose von der Selbständigkeit der Städte möglichst viel zu retten suchte, der geborene Deutsche den Willen Napoleons zu vollstrecken, das unerbittliche System zu verteidigen hatte. Villers übersetzte jene Schrift des Professors Reimarus ins Französische und erfuhr nun gleichfalls den Tadel Reinhards. „Was Sie da gemacht haben, war ein recht unglücklicher Schritt, der nicht in diese Welt paßte. Glaubten Sie Dinge zu sagen, die man nicht wußte? Man wußte das alles und man hat es sogar erwogen; und deswegen haben Sie übel daran gethan. Jetzt sehen Sie, was die Folge gewesen ist; hoffentlich wird es dabei bleiben. Im Allgemeinen, glauben Sie mir, wenn man sich in Dinge dieser Art mischt, thut man nur Schaden und die gute Absicht absolviert nicht immer." In Reinhards Briefen aus dieser Zeit finden sich nicht selten Bemerkungen über den unvorsichtigen Eifer, die Leichtgläubigkeit und die angeborene Weltunkunde des Freundes, dem er zugleich von Herzen gut blieb und ein hilfreicher Beschützer, als Villers sich durch den mit eiserner Tyrannei in Norddeutschland schaltenden Marschall Davoust den peinlichsten Verfolgungen ausgesetzt sah. Eben jetzt wurden Reinhards Dienste in einem privaten Anliegen von Villers und dessen Freundin, der Frau Senator Rodde, angerufen. Der Vater der Frau Rodde, A. L. von Schlözer, war am 9. September 1809 in Göttingen gestorben, mit Hinterlassung dieser Tochter und zweier Söhne. Nun drohten sich Erbschaftsschwierigkeiten zu erheben. Reinhard sprach mit dem Justizminister Simeon und anderen einflußreichen Persönlichkeiten; er glaubte Villers den Bescheid geben zu können, daß die Erben keine Einsprache der Behörden finden werden, wenn sie ohne Aufsehen

friedlich die Teilung vornähmen. Allein mittlerweile war über das Haus des Senators Rodde in Lübeck der Konkurs ausgebrochen und die Lübecker Gerichte machten Anstalt, den Erbteil der Frau Rodde mit Beschlag zu belegen und für die Konkursmasse in Anspruch zu nehmen. Die Sache zog sich in die Länge, es handelte sich darum, ob das lübische oder das westfälische Recht anzuwenden sei, und Reinhard hatte wiederholt Gelegenheit, für die Freundin seines Freundes sich zu verwenden. Schließlich reiste der Bruder Christian Schlözer selbst nach Kassel, wurde aber, unter Berufung auf die Gesetzesbestimmungen, überall abgewiesen. „Überall," schreibt er, „fand ich diese Stimmung, hier mehr, dort weniger. Doch teilte solche nicht der würdige Baron Reinhard, damaliger französischer Gesandter in Kassel. Unverweilt zeigte sich dieser bereit, sich der Frau von Rodde und ihrer Kinder anzunehmen. Allein unglücklicherweise erhielt er gerade am Tag meiner Abreise durch einen Kurier die Nachricht von der Vereinigung der Hansestädte mit Frankreich. Hiedurch ward das ganze Verhältnis der bis dahin gegen ein westfälisches Gericht unmächtigen Lübecker Gerichte zum Vorteil dieser letzteren entschieden." Schließlich kam dann doch ein Vergleich zustande, durch den Frau von Rodde im Besitz ihres Erbteils blieb.

Siebenzehnter Abschnitt.

Am Hofe König Jeromes.

Zweiter Teil. 1810—1813.

Vergrößerung des Königreichs durch Hannover. Weisungen für die Übergabe. Tadel des Kaisers. Die Sünden der hohen Polizei. Zurücknahme des hannoverschen Geschenks. Goethe und Sulpiz Boisserée. Ausflüge. Propaganda für die Farbenlehre. Villers zum Professor in Göttingen ernannt. — Einverleibung des nördlichen Deutschlands. Die Klagen Hamburgs und der Schmerz Christinens. Der Gesandte und der König. Entlassung Bülows; Malchus Finanzminister. Verfolgung Villers' durch Davoust. Maret auswärtiger Minister. Versetzung Lefèbvres nach Berlin. Sein Nachfolger Malartie. Karl Sieveking Privatsekretär bei Reinhard. Leidende Gesundheit Christinens. Die Brüder Grimm. — Der Schloßbrand und andere schlimme Zeichen. Hilferufe des Königs. Entfremdung zwischen König und Volk. Abreise Jeromes zur großen Armee. Sieveking verläßt Kassel. — Der russische Feldzug. Rückkehr des Königs. Entlassung des Schatzministers Pichon. Der Brand Moskaus. Familiensorgen. Benjamin Constant. Sieveking verläßt Göttingen. — Bedrohung Kassels. Berufung zum Kaiser nach Dresden. Gustav Schwab. — Zusammenbruch des Königreichs. Die erste Flucht. In Falkenlust. Rückkehr des Königs. Rachemaßregeln. Rettung der Kasseler Notabeln. Die zweite Flucht. Nach Aachen. Letzte Weisungen an den König. Rückkehr nach Paris.

1.

Während Jerome in Paris war (1. Nov. 1809 bis 6. Jan. 1810) wurde ihm ein längst gehegter Wunsch erfüllt, von dem er die Rettung aus der unerträglich gewordenen Finanzlage seines Reiches hoffte. Der Kaiser beschloß nämlich eine ansehnliche Vergrößerung des Königreichs Westfalen. Über Hannover hatte er bisher nicht verfügt, jetzt sollte es mit Westfalen vereinigt werden. Wenige Tage nach Jeromes Abreise wurde der Abtretungsvertrag zwischen dem Grafen von Fürstenstein und dem Herzog von Cadore unterzeichnet. Als man freilich die Bedingungen dieses Vertrages kennen lernte, wurde die Freude rasch gedämpft. Die Übernahme einer starken Schuld, die Bestimmung der hannover'schen Domänen zu Dotationen an französische Generäle und die Auflage künftig 18500 Mann französische

Soldaten zu unterhalten machten das Geschenk zu einem Danaergeschenk. Anstatt einer finanziellen Erleichterung war das Gegenteil die Folge.

Das hinderte nicht, daß der Karneval wieder eine fortlaufende Kette verschwenderischer Hoffeste war, über die Reinhard pflichtschuldigst berichtete. Währenddem tagten die Stände des Königreichs. Sie waren am 28. Jan. vom König eröffnet worden. Von den Ministern wurden ihnen ausführliche Rechenschaftsberichte vorgelegt, die Reinhard mit einer Begleitnote vom 22. Februar nach Paris sandte. Er erwähnt darin die wohlthätigen Neuerungen der Gesetzgebung: die Einführung des Code Napoléon und des Gesetzes über das bürgerliche Verfahren, Trennung der Justiz und der Verwaltung, Abschaffung der Leibeigenschaft und der Feudallasten, Gleichstellung der Bekenntnisse, um dann mit größerer Ausführlichkeit über die Finanzlage sich zu verbreiten. Dem von der französischen Partei stark befehdeten Finanzminister Bülow, dessen Geschicklichkeit und Charakter, läßt er auch bei dieser Gelegenheit volle Gerechtigkeit widerfahren. Die Lage wird noch immer keineswegs als verzweifelt geschildert: „Vielleicht braucht man nur einige Hindernisse zu entfernen, um das Land einer Vollkommenheit anzunähern, die es würdig macht, den verbündeten Staaten zum Muster zu dienen.“ So schreibt er auch an Goethe am 16. Februar u. a.: „Es geht nun bei uns einen recht hübschen und ziemlich ordentlichen Gang, und unsere Olla potrida von Königreich kann mit der Zeit ein recht schmackhaftes Gericht werden.“

Am 21. Februar wurde Reinhard vom Herzog von Cadore benachrichtigt, daß der Kaiser ihn mit der Übergabe Hannovers an Westfalen beauftragt habe. Seine Weisungen für die Fassung des Vertrags waren genau bestimmt. Auch wollte er rasch zum Ende kommen, stieß aber auf hartnäckigen Widerstand der westfälischen Minister, die günstigere Bedingungen zu erlangen hofften. Den langwierigen Verhandlungen, die sich besonders um die Abschätzung der Domänen drehten, machte zuletzt der König selbst ein Ende. Er war zur Vermählung des Kaisers mit Marie Luise nach Paris eingeladen und wollte vor seiner Abreise den Vertrag der Übergabe um jeden Preis fertig haben. Am 11. März wurde von Reinhard und den westfälischen Bevollmächtigten die Akte unterzeichnet und der Herzog von Cadore unterbreitete sie dem Kaiser zur Genehmigung. Wider Erwarten verweigerte dieser die Ratifikation. Er war mit zwei Bestimmungen unzufrieden: sie betrafen die Dotationen und den Unterhalt der in Westfalen stehenden französischen Truppen. Reinhard hatte nicht schonungslos genug die Interessen Frankreichs gewahrt. Der Kaiser schrieb am 20. März an Champagny:

Herr Reinhard hat das Gegenteil von dem gethan, was ich angeordnet hatte, und seine Weisungen überschritten. Der Vertrag besagt, daß meine Truppen ernährt werden sollen wie in Deutschland, d. h. auf dem Kriegsfuß, nicht auf dem Friedensfuß. Erklären Sie in einer Note an den Minister Westfalens, daß ich die Klauseln des Herrn Reinhard nicht billige, der nicht das Recht hatte, Änderungen in dem Vertrag der Übergabe zu machen; daß ich will, daß die Donatäre in Hannover während zehn Jahren keiner Steuer unterworfen sein sollen und keine Verminderung ihrer Einkünfte erleiden. Herr Reinhard hätte sich nach Hannover begeben sollen. Er hat sehr schlecht meine Absichten in dieser Sache erfüllt. Tadeln Sie ihn wegen seiner Haltung und schicken Sie ihm den Entwurf einer dem Minister Westfalens vorzulegenden Note.

Die Bestimmung, daß für den Unterhalt der französischen Truppen nicht der Friedensfuß, sondern der Kriegsfuß angenommen werden solle, machte für Westfalen eine jährliche Mehrlast von zwei Millionen aus. Es folgte eine neue endlose Korrespondenz zwischen beiden Regierungen. Der Kaiser schien jetzt einem raschen Abschluß, den er jederzeit erzwingen konnte, auszuweichen. In der That hat er den Vertrag der Übergabe Hannovers niemals ratifiziert.

Um diese Dinge und die täglich schlimmer werdende Finanzlage drehte sich vorzugsweise die Korrespondenz, die Reinhard in diesem Jahre mit seinem Minister führte. Dazwischen ist sie reich an Berichten über tägliche Vorkommnisse, aus denen der Kaiser entnehmen konnte, wie wenig Hof und Regierung es verstanden das Volk zu gewinnen. In dem Bericht vom 28. April ist eine ganze Reihe solcher Thatsachen zusammengetragen. Der schöne Augarten ist dem Publikum fast unzugänglich geworden, weil der Großjägermeister dort Rebhühner hegt. Die Sucht, für die Hofhaltung möglichst viel herauszuschlagen, führt zu den größten Belästigungen. Kein Hase darf auf den Markt gebracht werden ohne einen Schein, für den der Großjägermeister eine Gebühr erhebt. Die Polizei ist ihrerseits erfinderisch in neuen Steuern: von Bettlern und Leiermännern, von Bären- und Affenführern wird ein Tribut erhoben. Im Bad Hofgeismar, sonst einem vielbesuchten Vergnügungsort für die ganze Umgegend, hat man alles gethan, das Publikum zu verscheuchen. In Kassel spielte früher abwechselnd eine französische und eine deutsche Truppe. Die deutsche Truppe machte ganz gute Geschäfte, während die französische es vorzog, nach Napoleonshöhe (Wilhelmshöhe) zu gehen. Trotzdem hat man das deutsche Schauspiel verbannt, weil es nach der Ansicht des Intendanten, Herrn v. Bruyère, gegen die drei Einheiten verstößt und einen zu häufigen Wechsel der Dekorationen verlangt.

„Es giebt jetzt keine gute Musik mehr, aber man hat ein schlechtes Ballet.“ Der König verlangt, daß die hier befindlichen Franzosen ihre französische Staatsangehörigkeit aufgeben, sie sollen ihr Glück in seinem Dienste machen: die Folge ist, daß die Zahl der Glücksritter und Abenteurer nur noch mehr anschwillt. Um den Bau neuer Häuser zu befördern, hat der König angeordnet, daß den Bürgern Soldaten ins Quartier gelegt werden, neugebaute Häuser sollen davon befreit sein: die Folge ist eine Verteurung der Wohnungen. Den Kaufleuten, die die Kasseler Messe besuchten, hat man unerschwingliche Steuern auferlegt: „Zuerst für den König, dann für die Stadt, zuletzt und hauptsächlich für Herrn v. Bercagny. „Sie schwuren, nicht wiederzukommen.“ Mit dem Sündenregister des genannten Herrn, des Chefs der hohen Polizei, schließt Reinhard, der einmal gründlich die Beschwerden, namentlich der hauptstädtischen Bevölkerung, zusammenstellen wollte. Die hohe Polizei mischt sich in alles, sie greift in die Rechtsprechung ein, sie macht aus der Mücke einen Elefanten; wenn ein altes Weib ein elendes Flugblatt für den Herzog von Braunschweig herumträgt, macht sie daraus eine Staatsverschwörung, in Göttingen läßt man sie derart walten, daß vier hundert Studenten davongegangen sind, sie erbittert die Bevölkerung durch ihre Willkür und ihre Grausamkeiten.

Längst schon war der westfälische Schatz nicht mehr imstande, seinen Verbindlichkeiten gegen Frankreich nachzukommen. Es war nicht einmal Geld vorhanden, den französischen Truppen ihren Sold auszuzahlen. Vergebens bat Jerome seinen Bruder inständig um die Verminderung dieser Truppen. Der Kaiser blieb unerbittlich; er hielt dem König vor, daß er das Geld verschwende und daß er eine zu große westfälische Armee unterhalte, die noch dazu unzuverlässig sei. Reinhard erhielt am 2. Oktober von seinem Minister die bestimmte Weisung, auf der Auszahlung des Soldes zu bestehen. Immer das alte Lied. Stets erhält er zur Antwort, daß keine Mittel da seien, daß man die Truppen nicht bezahlen könne, ohne den Staatsdienst zu zerrütten, und daß Niemand mehr Geld vorstrecken wolle. Jetzt nahm der Kaiser diese Nichterfüllung der Verbindlichkeiten zum Vorwand, das hannover'sche Geschenk wieder zurückzuziehen. Schon am 18. August hatte ein Befehl des Kaisers „zur Vervollständigung des Blokadesystems“ die Besetzung des ganzen Küstengebiets und seine Unterstellung unter französische Generäle angeordnet. Ein Brief an Jerome vom 11. Sept. wiederholte alle Vorwürfe gegen diesen und seine Regierung und enthielt die Drohung: „Ich will Hannover wieder nehmen und den Vertrag als nichtig betrachten, da er Ihnen lästig fällt.“

Wirklich zeigte eine Note Champagnys vom 25. Oktober an, daß der Kaiser den Vertrag von Seiten Westfalens als gebrochen ansehe und daher sich folglich im Rechte glaube, nach den Erfordernissen der französischen Politik über Hannover zu verfügen. Nicht blos Holland, das ganze Mündungsgebiet der deutschen Nordseeströme sollte unmittelbar dem Kaiserreich einverleibt werden. Der Senatsbeschluß vom 10.—13. Dezember, der die Hansestädte französisch machte, riß auch die Hälfte von Hannover wieder ab und vereinigte sie mit Frankreich.

Wie in eine andere Welt sind wir versetzt, wenn wir die Briefe zur Hand nehmen, die Goethe und Reinhard in dieser Zeit austauschten. Wenn der französische Gesandte das Amtskleid ausgezogen hatte, gehörten seine Stunden dem Freundesverkehr und dem, was der deutsche Büchermarkt Neues brachte. Von Goethe selbst kam damals Gabe um Gabe. Nach den Wahlverwandtschaften, die ja ausdrücklich als eine Art Rundschreiben an die Freunde gemeint waren, schickte er seine Sonette, dann die Dichtungen für den Weimarer Karneval dieses Jahres. Als Reinhard die letzteren empfing, schrieb er zurück, daß die Kasseler Maskenfeste „nicht unter dem Einflusse Apoll's, sondern des Herrn Breton, des Tanzmeisters, standen, und daß, wie bei Ihnen in Köpfen und Herzen, so bei uns Begeisterung und Grazie in den Füßen war.“ Und jetzt war Goethe auch mit dem zweiten Teil der Farbenlehre, dem geschichtlichen, fertig geworden, er konnte Probebogen und bald den vollendeten Band senden. Von Neuem belebte sich der Anteil des Freundes. „Die herrlichen Probebogen hab' ich gelesen und mich vor allem der großen Ansichten gefreut, durch die Sie Ihren Stoff erweitert, veredelt und mit allem, wodurch Wissenschaft, Kunst und Geschichte Geist und Gemüt ansprechen, in Verbindung gebracht haben.“ Reinhard verwahrt sich dagegen, daß es blos die Freundschaft sei, die ihm ein Interesse für solche ferne und fremde Dinge einflöße. Er freut sich, immer wieder willige Jünger für das Farbenwesen des Freundes zu gewinnen, dem er freilich seine Zweifel nicht verbergen kann, daß er bei der Mitwelt gegen Newton durchdringen werde.

In demselben Jahre war es, daß durch Reinhard der so bedeutungsvoll gewordene Verkehr zwischen Goethe und Sulpiz Boisserée eingeleitet wurde. Die Brüder Boisserée hatten, nachdem das berühmte Altargemälde wieder an seinem alten Platze aufgestellt und die Domzeichnungen vollendet waren, Köln verlassen, um für ihre Sache zu werben und die Herausgabe ihres Domwerkes vorzubereiten. Vor allem lag ihnen daran, Goethe zu gewinnen, und hierzu sollte ihnen Reinhard, der gemeinschaftliche Freund,

behilflich sein. Das war recht eine Aufgabe für einen Diplomaten. Denn es ließ sich denken, daß Goethe nicht leicht für eine Sache zu gewinnen war, die seinen damaligen Kunstanschauungen gänzlich zuwiderlief. Am 19. April teilte ihm Reinhard mit, daß Sulpiz den Wunsch habe, die Zeichnungen ihm vorzulegen und seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Goethe widerriet für jetzt den Besuch. Er versprach sich nicht viel Erfreuliches oder Auferbauliches von dieser Annäherung; er mißtraute einem Schüler Friedrich Schlegels und ließ den warm Empfohlenen auf Herbst oder Winter vertrösten, wenn er selbst wieder in Weimar wäre. „Ihre Empfehlung und Einleitung soll ihm so wie jedem anderen bei mir den freundlichsten Empfang vorbereiten, ja er soll auch bei mir in Punkten, die mir sonst feindselig sind, mehr Geduld und Nachsicht finden, als ich sonst zu üben pflege." Sulpiz aber wollte keine Zeit verlieren. Unter Berufung auf Reinhards Empfehlung und auf Goethes Einladung für den Herbst sandte er die vollendeten Zeichnungen nach Weimar und begleitete sie mit einer ausführlichen Erklärung nicht blos der Zeichnungen, sondern seiner Absichten überhaupt. Goethen nötigte das Studium der Blätter doch die größte Achtung und Anerkennung ab. Er richtete eine freundliche Einladung an Sulpiz für Michaelis und schrieb einen längeren Brief an Reinhard, den dieser wieder an Sulpiz übermittelte. Dem Lob waren noch immer Vorbehalte beigemischt. Der Gegenstand hatte ihn gefaßt und doch sträubte er sich, sich gefangen zu geben. „Ich bin überzeugt, daß etwas Gutes daraus entstehen wird; aber man muß mir nur nicht damit glorios zu Leibe rücken." Doch Sulpiz, kühner geworden und gleichwohl mit berechneter Klugheit vorgehend, läßt durch Reinhard bereits den Wunsch an Goethe gelangen, daß die erste öffentliche Ankündigung des Unternehmens durch ihn geschehe. Der Besuch Boisserée's in Weimar zog sich noch bis zum Mai folgenden Jahres hinaus und erst durch sein persönliches Erscheinen ist es ihm gelungen, das Mißtrauen des alten Herrn zu besiegen und ihn endlich ganz zu gewinnen. „Bekam ich auch den ersten Tag nur einen Finger, den anderen hatte ich schon den ganzen Arm." Sulpiz hatte nach Überwindung von Goethes Vorurteilen das Gefühl eines errungenen Sieges und gestand: „ich hätte ihn gewiß nicht errungen, wäre ich nicht durch so genaue Bekanntschaft mit meinem Gegner, mit dessen Gesinnungen ich besonders durch Reinhard sehr vertraut war, gar trefflich vorbereitet gewesen."

Einen Urlaub hatte sich Reinhard, seit er in Kassel war, noch nicht erbitten können. Wir erfahren von einem Ausflug, den er in diesem Sommer

nach dem Meisner machte, in Gesellschaft des russischen Gesandten Fürsten Repnin, eines gebildeten, in Kunst- und Naturwissenschaften bewanderten Mannes, der auch die Korrespondenz zwischen Reinhard und Goethe in dieser Zeit zu vermitteln pflegte, so oft er nach Weimar reiste, an dessen Hof er gleichfalls beglaubigt war. Der junge Repnin, der ein glänzendes Haus machte, und der Rat der russischen Gesandtschaft v. Struve, ein Liebhaber mineralogischer Studien, gehörten in der diplomatischen Welt zu Reinhards nächstem Umgang. Wir erfahren ferner von Ausflügen nach Göttingen, wo Reinhard bereits mit einer Anzahl Professoren bekannt war, und wo zur Zeit auch Karl von Villers sich aufhielt, in Begleitung seiner Freundin der Frau Senator Rodde, die wegen jener Erbschaftssache selbst nach Göttingen gekommen war. Sehnsüchtig aber verlangte Reinhard auch wieder sein geliebtes Falkenlust besuchen zu können. Am 4. August brachte er Frau und Kinder nach Pyrmont. „Diese werden einen Monat dort zubringen; mich selbst wird die Feier des 15. (Napoleonstag) nach Kassel zurückrufen. Nachher wird es sich zeigen, ob es mir vergönnt sein werde, meine Wallfahrt nach Falkenlust anzutreten, um in meiner Muscheln-Kapelle vierzehn Tage lang mein Beatus ille ꝛc. zu beten.“ Auch diesen bescheidenen Wunsch hat er sich versagen müssen. Er kam nicht weiter als bis nach Pyrmont und nach Detmold. Im Bade Pyrmont traf er Thümmel und den alten Nicolai an, wie er denn auf den verschlungenen Wegen seiner Lebensfahrt fast mit allen Wortführern der deutschen Litteratur, wer irgend einen Namen hatte, leichter oder stärker sich berührt hat. In Detmold besuchte er die Fürstin Pauline, die er schon früher kennen gelernt hatte und mit der er einen lebhaften Briefwechsel unterhielt. Die Fürstin hatte sich nachdrücklich und mit Erfolg für die Selbständigkeit ihres Ländchens gewehrt. Ihre Briefe an Reinhard waren aber ebenso sehr schöngeistigen als politischen Inhalts. Sie hatte sich mit Eifer auf die neuere Litteratur geworfen, und Reinhard war von ihr erst kürzlich durch das Geschenk von Bildnissen Goethes, Herders, Wielands, Schillers erfreut worden, die sie für ihn nach Kügelgen hatte kopieren lassen. Auf seine Anregung hatte sich die Fürstin auch an die Farbenlehre gemacht und nun erwartete sie, daß er mit seinen Kenntnissen ihrem Eifer zu Hilfe komme. Wirklich brachte er ihr einen Apparat zur Farbenlehre, den er in Kassel hatte anfertigen lassen. Reinhard hatte sich in letzter Zeit viel mit praktischen Versuchen abgegeben, für die sich der Fürst Repnin gleichfalls lebhaft interessierte. Auch Villers wurde zu den Versuchen zugezogen, so oft er von Göttingen herüberkam, und jetzt da das

Werk abgeschlossen war, kam Goethe von neuem darauf zurück, Villers als Mittelsmann zwischen beiden Nationen mit dem Farbenwesen zu befassen, wiewohl er die Hoffnung, in Frankreich selbst Eingang zu finden, so ziemlich hatte fallen lassen. Reinhard meinte: „Im Grunde liegt die Farbenlehre zu sehr aus seinem Wege." Ein Brief, den Villers selbst über den Gegenstand an Goethe schrieb, däuchte diesem zwar geistreich, aber nicht rechtgläubig genug, und an Reinhard schrieb er am 7. Oktober: „Den Bifrons möchte ich wohl persönlich kennen. Er ist sehr brav, scheint mir aber doch etwas leidenschaftlich verworren." Ein Urteil, das Reinhard bestätigte, ohne die edlen Absichten des Freundes und den reinen kindlichen Eifer für das von ihm erkannte Bessere in der deutschen Nation und Litteratur zu verkennen. Reinhards Geburtstag, am 2. Oktober, war gemeinsam mit Villers und mit dem Pariser Freund Oelsner gefeiert worden.

Im Januar nächsten Jahres — Villers war inzwischen nach Lübeck zurückgegangen — konnte ihm Reinhard seine Ernennung zum Professor der französischen Sprache und Litteratur an der Universität Göttingen anzeigen. Damit war ein Herzenswunsch Villers' erfüllt; er hatte dafür glänzende Anerbietungen, die ihm sein Jugendfreund, der Minister Montalivet in Paris gemacht hatte, ausgeschlagen. Das Hauptverdienst bei seiner Ernennung schob Villers wohl mit Recht Reinhard zu. Dieser aber wehrte den Dank ab. „Alles, was Sie mir liebenswürdiges darüber sagen wollen, ist ein allzu edelmütiger Tribut, den Ihr vortreffliches Herz mir spendet. Wenn Göttingen Ihnen paßt, so passen Sie noch viel mehr Göttingen, und es ist an uns, Ihnen zu danken. Übrigens giebt es hier eine ehrgeizige Person, die fast ausschließlich das Verdienst beanspruchen möchte, Sie zu einem deutschen Professor gemacht zu haben, wie Sie aus beiliegendem Billet ersehen werden." Von der Hand Christinens lagen nämlich folgende Zeilen bei: „Ich begrüße den Professor der Philosophie! und mache eine kleine Verbeugung vor mir selbst. So kann also doch zuweilen aus dem Kopf einer Frau eine vernünftige Idee hervorkommen; besonders wenn das Interesse mit ins Spiel kommt, und das war ein wenig mein Fall, indem ich Sie in unsere Nähe ziehen wollte. Sorgen Sie für Ihre Gesundheit, damit Sie recht bald von dem Zimmer Besitz nehmen können, das vollkommen bereit ist den Freund zu empfangen, der mit Ungeduld erwartet wird."

„Ich treibe mich viel in der neuesten deutschen Litteratur herum, um die Zeit zu täuschen," schrieb Reinhard an Goethe am 19. Dezember 1810.

Die Erzeugnisse der romantischen Schule zogen ihn an, ohne ihn zu befriedigen; er war begierig, wie der Wirrwarr der deutschen Litteratur sich endlich entwickeln würde. So fand er in Achim von Arnims „Gräfin Dolores" Stoff zum Beifall und zum Aerger genug, wie er durch Adam Müllers Vorlesungen, die ihm Niemeyer aus Halle geschickt hatte, ebenso angezogen als abgestoßen wurde. Er hatte den Kanzler, auch einen der Verdächtigen und Verfolgten, als Ständemitglied für die Universität Halle kennen gelernt. Sehr tief war bei Reinhard jene Ansteckung durch die Romantik doch nicht gegangen, und von der Rückwendung nach dem Mittelalter wollte er so wenig etwas wissen, wie sein Freund in Weimar. Noch weniger Frau Christine, die die Überlieferungen ihres Vaterhauses niemals verleugnete und selbst über die Kölner Freunde spottete, „die so eifrig an ihrem Dome bauen, als müßte das Licht der Erkenntnis und einer neuen goldenen Zeit aus diesen gothischen Bögen hervorgehen." Reinhard selbst war, wie er an Goethe schrieb, überzeugt, daß die Bemühungen der poetischen und philosophischen Mystiker, die Religion wieder zu beleben und das Alte neu zu machen, nicht zum Zwecke führen werden.

Die meisten davon mögen wohl solche sein, bei deren Erziehung und Unterricht auf das Christentum keine Rücksicht genommen wurde, und die daher in spätern Jahren seine Ansichten als etwas Neues, Frappantes, der Ästhetik und der Mode Gehöriges ausgeführt haben; aber eben darum hat das Ding keine Wurzel, nichts kommt aus der innern Tiefe des Gemüts, nichts ist innig mit dem Leben verschmolzen. Wir Anderen, deren Erziehung religiös gewesen ist, die wir erst durch eine natürliche Reaktion gegen den Zwang vom Gekannten und Gewohnten uns losgemacht und nach den Ansichten und Erkenntnissen unserer Zeit die Sonderung vorgenommen haben, wir möchten noch eher fähig sein, zu gewissen Gefühlen zurückzukehren, durch die Alter oder Unglück sich gerne wieder an die Tage der Jugend anschließt. Aber uns und jenen fehlt jene Einfalt, durch die allein Religion besteht, und vielleicht können nur durch Katastrophen, die wir jetzt nicht zu ahnden wagen, künftige Generationen dazu zurückgeführt werden.

2.

Der Verlust Hannovers, durch den Senatsbeschluß vom 10.—13. Dezember 1810, der das ganze nördliche Deutschland dem Kaiserreich einverleibte, versetzte Hof und Regierung zu Kassel in die größte Bestürzung. Im Hause Reinhards selbst war Trauer eingekehrt. Das Geschick ihrer Vaterstadt schnitt der Frau des Gesandten tief ins Herz. „Heute sehe ich aus dem Moniteur, daß das Schicksal der Städte entschieden ist. Über das Unabänderliche ziemt

Schweigen; aber dem schwachen beschränkten Weibe, das den großen Maßstab weder zu halten noch zu begreifen vermag, ist es erlaubt, eine stille Thräne zu weinen." So schrieb Christine am 20. Dezember an Freund Oelsner nach Paris. Das Weihnachtsfest stand vor der Thüre und im Hause des französischen Gesandten ging es zu wie in einem deutschen Hause. Frau Christine hatte Spielsachen für die Kinder eingekauft und war beschäftigt den Christbaum aufzuputzen. „Schon jubeln die Kleinen dem Weihnachtsabend entgegen, und der Vater und ich wollen uns ihrer Freude freuen. Wer aber wird uns Weihnachts- oder Neujahrslieder singen? Schiller hat, seit er am Schluß des Jahrhunderts das seinige sang, sich schlafen gelegt und hat wohl gethan." Vom Tag des Weihnachtsfestes ist folgender Brief Reinhards an seinen Schwiegervater:

Wir haben, mein verehrungswürdiger Herr Vater, diesen Morgen den niedergeschlagenen und niederschlagenden Brief der Großmutter erhalten und zusammen gelesen. So, ich gesteh' es, erwartete ichs nicht, selbst bis zum letzten Augenblick nicht; und doch würde Villers Ihnen sagen können, daß ich ihm schon vor zwei Jahren schrieb, es würde sich ein Streifen französischer Departemente, sowie von den Alpen zum adriatischen Meer, so vom Rhein zum baltischen hinziehn. Allein das Intermezzo vom Oktober 1809, die Rede Montalivets, gaben andere Erwartungen; daran mußt' ich mich halten; und da es nun anders gekommen ist, so bleibt nichts übrig als Resignation. Die Ereignisse bestimmen den Kaiser und Sémonvilles Rede sagt alles. Daß in dieser allgemeinen Klage auch noch Privatrücksichten Sie ängstigen müssen, hat mir schmerzlich weh gethan; glücklicherweise scheinen sie mir zum größten Teil ungegründet. Es ist nicht im Charakter der französischen Regierung, einen verdienten Greis seines Gehaltes zu berauben. Was die Kapitalien bei der Kammer betrifft, so läßt sich freilich eine Operation voraussehn, die diese reduzieren wird, aber die Renten werden nicht geschmälert werden. Von dieser Seite, hoff ich, sollen Ihnen keine Besorgnisse kommen; und besonders muß ich Sie um die Erlaubnis bitten, unter diesen Umständen mich einer Verpflichtung entledigen zu dürfen, die mir schon lange obliegt, und wenigstens vom künftigen Jahr an das Kostgeld für meine Schwester zu bezahlen. Es kränkt mich ohnehin genug, daß Mine nicht wie sie sollte durch ein unermüdetes Bestreben sich nützlich zu machen gesucht hat Ihre Ausgaben zu erleichtern. Von den beiden Staatsräten, die zu Mitgliedern der Kommission ernannt sind, sagt man viel Gutes. Ich werde, wiewohl ich sie nicht persönlich kenne, an beide schreiben. Es ist sogar möglich, daß wir wegen der von Westfalen abgeschnittenen Teile in Amtsverhältnisse treten. Mit Schonung und Milde wird gewiß zu Werk gegangen werden; dies sieht man schon aus dem Organisationsdekret. Und Sie, mein alter ehrwürdiger Vater, wenn auch diese Vaterstadt, wo Sie in enger aber freier Sphäre Dienst um Dienst, Liebe um Liebe tauschten, nun in den Ozean des neuen Weltreichs versenkt wird, Sie gehören allen besseren Welten an. Ich umarme Sie.

König Jerome selbst mußte durch den Moniteur erfahren, daß ihm ein Viertel seines Reiches, ein Drittel seiner Einkünfte weggenommen war. Von dieser Behandlung durch den Bruder war er aufs Tiefste verletzt. Zuerst wollte er selbst nach Paris eilen, dann schickte er seinen Finanzminister Bülow dahin, der wenigstens Entschädigungen für diesen Verlust erlangen sollte. Reinhard berichtete indessen von den Hoffestlichkeiten des Winters, von Etikettestreitigkeiten, von willkürlichen Anordnungen des Königs, die das Mißfallen des Kaisers erregten. Wie peinlich Reinhards Lage zwischen dem unerbittlichen Kaiser und dem gekränkten König war, zeigt ein langes Gespräch, das er am 24. März 1811 mit dem Letzteren hatte und das er seinem Minister ausführlich erzählte. Der Gesandte stellte dem König vergeblich die Notwendigkeit vor, sich in die Rückgabe Hannovers gutwillig zu fügen. Jerome meinte, dem Kaiser stehe ja doch das ganze Königreich zur Verfügung, niemals aber werde er freiwillig einen entehrenden Vertrag unterzeichnen. Die weitere Unterredung drehte sich um den Finanzminister Bülow, der längst als Preuße von den Höflingen angefeindet und dem König selbst verhaßt war. Der König hatte sogar Briefe an Bülow abfangen und erbrechen lassen und einige Beamte desselben als Preußen abgesetzt, er wollte überhaupt keine Preußen mehr im Dienste haben. Reinhard verteidigte auch bei diesem Anlaß die Treue und Ehrenhaftigkeit des Ministers und erklärte, daß er in seinem Amte nicht zu ersetzen wäre, was der König zugeben mußte.

Unter diese Note vom 25. März schrieb der Herzog von Cadore: „Der Kaiser ist nicht zufrieden mit dieser Unterredung des Herrn Reinhard." Man begreift, daß Reinhard am 30. März von einem „Gewirr von Arbeit, Zerstreuungen, Übelbefinden, Ärger" spricht, das ihn zur Beantwortung von Goethes letztem Brief noch nicht habe gelangen lassen.

Bülow hatte in Paris gegen den Senatsbeschluß vom 13. Dezember protestiert, hatte dann ausreichende Gebietsentschädigungen für Westfalen und besonders Verminderung der zu unterhaltenden französischen Truppen verlangt; er sah aber bald ein, daß vom Kaiser nichts zu erlangen war, und da auch Jerome jetzt zur Unterwerfung unter den kaiserlichen Willen riet, unterzeichnete schließlich Bülow die Übereinkunft, welche die Zerreißung des Königreichs guthieß. Am 7. April kam er nach Kassel zurück, mit Ratschlägen zur Sparsamkeit und strenger Ordnung. Doch sein Sturz war bereits beschlossene Sache. Schon am folgenden Tag erhielt er seine Entlassung. Er zog sich nach seinem Landgut in der Nähe von Braunschweig zurück, das er von Spionen umstellt fand. Es war sogar von seiner Verhaftung die

Rede, der sich aber Reinhard mit seiner ganzen Autorität widersetzte. Der französische Gesandte duldete nicht, daß die westfälische Polizei sich an einem Großoffizier der Ehrenlegion vergriff. Er hatte der französischen Partei die Freude verdorben, an Bülow auch noch polizeilichen Unfug zu verüben, und die Folge war, daß sich auf ihn selbst der unversöhnliche Haß der Polizei warf. Von diesem Zeitpunkt an wurde er, nach Harniers Zeugnis, bestimmter und dringender in Paris als das eigentliche Haupt der deutschen Partei angeklagt.

Auch nach dem Sturze Bülows gab ihm der Gesandte das Zeugnis, er sei ein Mann, der das tiefe Bewußtsein der Reinheit seiner Absichten und seiner Haltung habe. Bülows Nachfolger wurde Malchus, bisher Generaldirektor des öffentlichen Schatzes, und über diesen hat sich Reinhard stets ungünstig geäußert. Am 13. April schrieb er an seinen Minister, mit dem Sturze Bülows triumphiere die sogenannte französische Partei; durch die letzten Ereignisse sei die Lage Westfalens verschlimmert, jedenfalls sei in dieser Armut von Talenten jetzt ein Mann von Talent weniger da. Recht erbaulich ist, was er weiter berichtete: einer seiner Kammerdiener habe den Verräter gemacht, habe die letzte Depesche des Gesandten für die hohe Polizei unterschlagen und mache jetzt den Spion in seinem eigenen Hause. Die Depesche schloß mit dem ceterum censeo, daß Bercagny, der Chef der hohen Polizei, weg müsse.

Wirklich wurde Bercagny gleich darauf durch den Gendarmerie-General Bongars ersetzt. Doch die Klagen über die hohe Polizei hören darum nicht auf, so wenig als das eintönige Lied von der verzweifelten Finanzlage. Das Budget des laufenden Jahres schätzt Reinhard in einem Bericht vom 27. April auf 35 Millionen Einnahmen und 55 Millionen Ausgaben. Durch ein neues Zwangsanlehen und durch Domänenverkäufe suche man der dringendsten Verlegenheiten Herr zu werden. Doch alle Finanzkünste scheitern an den stets wachsenden Militärausgaben. Der König selbst unterhalte ein Heer, dessen Stärke weit über seine Verpflichtung hinausgehe. Mehr noch belasten den Staat die unerbittlichen Forderungen des Kaisers. Der Herzog von Eckmühl (Davoust) verlange unter brutalen Drohungen die sofortige Ausrüstung und Verproviantierung von Magdeburg und die Minister erklären, das sei der Gnadenstoß für die westfälischen Finanzen. Vergebens beschwerte sich der König, daß Davoust in seinem Königreich wie ein Gebieter schalte, seine Beamten aufs rücksichtsloseste behandle. Vergebens beanspruchte er wenigstens eine Geldentschädigung dafür, daß das Land eine größere Zahl französischer

Truppen als die vertragsmäßige zu unterhalten hatte. Reinhard empfing durch Maret, den Herzog von Bassano, der inzwischen an Stelle des Herzogs von Cadore auswärtiger Minister geworden war, am 14. Juni die Weisung, auf der Verproviantierung Magdeburgs unbedingt zu bestehen. Dieser Wechsel im Ministerium war für Reinhard persönlich ein günstiges Ereignis. Maret gehörte, wie wir wissen, zu seinen ältesten politischen Freunden. Etwas zweifelnd schrieb er an Oelsner: „Sie kennen meine alten Beziehungen zu Maret. Wie wird gegen mich der Herzog von Bassano sein? Ich bin nicht gewiß darüber, aber im allgemeinen habe ich viel Vertrauen auf seine Einsicht und seinen Charakter." Reinhard sah sich nicht getäuscht; der Herzog von Bassano hat sich ihm auch in der Folge und bis in seine letzten Tage als anhänglicher Freund bewährt.

Große Festlichkeiten fanden in Kassel zur Feier der Geburt des kaiserlichen Thronerben statt. Reinhard selbst veranstaltete am 2. April in seiner Wohnung in der Bellevuestraße einen glänzenden Ball [1]). Zur Taufe des Königs von Rom erhielt Jerome wieder eine Einladung nach Paris, und Reinhard machte sich Hoffnung entweder den König zu begleiten oder doch dessen Abwesenheit zu einem Urlaub benützen zu können, um den Rhein wieder zu sehen. „Nach großer Wahrscheinlichkeit," schrieb er aber am 9. Mai an Goethe, „muß ich darauf Verzicht thun, und mein ganzer Ausflug wird sich auf eine Harzreise beschränken, die ich mir für den Anfang des künftigen Monats vorsetze." In demselben Briefe schrieb er von den Quälereien, denen der deutschgesinnte Villers von Seite des gewaltthätigen Marschalls Davoust noch immer ausgesetzt war. Davoust setzte seine Verfolgungen auch nach Göttingen, ins Gebiet des Königs von Westfalen fort, und es half dem Bedrängten wenig, daß durch Reinhards Vermittlung König und Regierung sich seiner annahmen. Reinhard dachte einen Augenblick daran, den Verfolgten nach Weimar als Zufluchtsort zu schicken: „Man weiß, daß dies eine Musenstadt ist, und so wird ihr eher etwas nachgesehen", ein Vorschlag, der aber von Goethe ängstlich abgewehrt wurde. Reinhard riet jetzt dem Freunde, nach Paris zu gehen und den Mächtigsten unmittelbar gegen den Mächtigen anzurufen. Am 17. Mai schrieb er an Oelsner in Paris, er erwarte auf der Durchreise den armen Villers, der sich unter den Schutz des Kaisers stellen wolle gegen die Verfolgungen von Hamburg: „Sie werden ihn sehen und von ihm erfahren, was ich nicht die Zeit habe Ihnen zu schreiben. Ich fürchte seine außerordentliche Gutmütigkeit, das ist der einzige Grund, der mich verhindert hatte, ihm von Anfang an den Rat zu geben, den er jetzt

befolgt. Teilen Sie ihm etwas von Ihrer Weisheit mit und bezeichnen Sie ihm die Personen, die er in seiner Lage sehen oder vermeiden soll. Übrigens beträgt er sich mit Klugheit; ich bin überzeugt, er wird sich gut herausziehen und in das Asyl, das er gefunden hat, zurückkehren können." Wirklich hatte die Reise den gewünschten Erfolg und am 5. August konnte Reinhard Goethen mitteilen: „Der ehrliche Villers ist wieder zurück, mit einem ganz andern Gesicht, als da ich ihn vor drei Monaten nach Paris ins Exil schickte. Man sagt, daß meine Verwendung ihn gerettet habe. Ich habe mit Überzeugung und Wärme gethan, was nicht zu thun Feigheit und Schande gewesen wäre." Über seine eigene Stellung in Kassel hatte er in jenem Brief an Oelsner die Bemerkung gemacht: „Meine Lage ist seit einigen Monaten nichts weniger als angenehm; im Grunde wundere ich mich oft darüber, daß sie sich zwei Jahre lang so gut aufrecht gehalten hat. Permitto Divis caetera."

Im Mai d. J. erhielt Reinhard die Nachricht, daß sein Gesandtschaftssekretär Eduard Lefèbvre nach Berlin versetzt sei. Er selbst hatte zu dieser Beförderung beigetragen, er verlor aber sehr ungern einen Gehilfen, der ihm fast unentbehrlich geworden war. „Ich verliere," schrieb er an Goethe, „einen Freund, der mich verstand, mit mir einverstanden war und an seinen hiesigen Landsleuten es nicht billig fand, daß sie die Deutschen in Westfalen für eine Partei erklärten." Er argwöhnte, diese Veränderung möchte wohl die Vorläuferin einer anderen, seiner eigenen Abberufung sein. Er kam sich vor wie jener persische Hofmann, der sich jeden Morgen an den Kopf griff, um zu sehen, ob er noch auf seinen Schultern stehe. Auch in späteren Briefen äußerte sich Reinhard mit großer Sympathie über seinen bisherigen Sekretär. „Er gehört zu jenen edleren und billigern französischen Naturen, denen es eben darum gelingt, sich dem deutschen Charakter anzuschließen." Reinhard hatte ihm das Kreuz der Ehrenlegion verschafft; als er im Sommer über Weimar reiste, verschaffte er ihm die größere Ehre von Goethes persönlicher Bekanntschaft. Der Nachfolger Lefèbvres war ein Herr v. Malartie, der in den letzten zwei Jahren in Stuttgart gewesen war.

Bevor dieser Wechsel eintrat, schon im Frühjahr, hatte Reinhard einen willkommenen Privatsekretär in sein Haus aufgenommen, in der Person seines Neffen Karl Sieveking. Nach Vollendung seiner juristischen Studien in Heidelberg und Göttingen war Sieveking auf Reisen gegangen, für die ihn Reinhard mit den besten Empfehlungen ausgestattet hatte. Im Dezember 1810 promovierte er in Göttingen und kam dann nach Hamburg zurück, als eben die Stadt dem Kaiserreich einverleibt worden war. Die Aussichten,

hier eine Stellung zu gewinnen, waren schlecht. Mit eisernem Druck lag die Hand des Marschalls Davoust auf der unglücklichen Stadt. Die Handelswelt hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen. Immer unerträglicher wütete der Krieg, der, nach Rist's Ausdruck, angeblich gegen das Kolonialwesen, im Grunde aber gegen Freiheit und Eigentum der Menschen geführt wurde. Ein Haus nach dem andern erlag unter diesem Druck und im April 1811 war auch das berühmte Sieveking'sche Haus genötigt, seine Zahlungen einzustellen. Neumühlen, an das sich glänzende Erinnerungen einer ganzen Epoche knüpften, mußte verkauft werden und Frau Sieveking ging wieder zu ihren Eltern Reimarus. Für Karl, der jetzt zweiundzwanzig Jahre alt war, wollte Reinhard weiter sorgen. Er dachte daran, den deutschgesinnten Jüngling, der von Steffens in Halle in die tugendbündlerischen Plane eingeweiht worden war, in den französischen Staatsdienst, in die Diplomatie zu ziehen. Zuerst versuchte er, eine Stelle für ihn bei der französischen Kommission zu finden, die in Hamburg das Geschäft der Übergabe zu besorgen hatte. Aber vergeblich. Seinen Neigungen gemäß hätte Sieveking am liebsten eine wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen. Doch das schien nach dem Unglück des Hauses gleichfalls nicht durchführbar. Jetzt lud ihn Reinhard ein, zu ihm nach Kassel zu kommen, und der Neffe folgte gern dem Rufe, der ihn über den vorher empfundenen Druck hinaushob. Schon am Tag nach seiner Ankunft in Kassel, am 7. Juni, schrieb er seiner Mutter nach einer eingehenden Unterhaltung mit Reinhard: „Ich sehe deutlich, daß der Aufenthalt bei ihm von unberechenbarem Nutzen für mich sein wird.“ Im Hause war seine Stellung die angenehmste, dem Oheim half er beim Unterricht der Kinder wie bei den Geschäften, und dabei behielt er Muße genug für seine gelehrten Studien, die vornehmlich der Geschichte der italienischen Renaissance galten. Je genauer er Reinhard kennen lernte, um so mehr stieg dieser in seiner Achtung.

Er kann sehr liebenswürdig sein, wenn er sich ein Herz faßt, und ist für mich von der größten Güte. . . . Lefèbvre sowohl, wie Villers, der gestern ankam, sind voll von der unbegrenzten Achtung, die man für Reinhard in Paris hat. Auch ist sein Talent so hervorstechend, daß ein sehr blöder oder ein sehr böser Wille dazu gehört, um ihn nicht anzuerkennen. Ich würde den Aufenthalt hier schon deswegen nie bereuen, weil er mir erlaubt, einem Manne gerecht zu sein, der bei so viel großen und edeln Eigenschaften gerade das im höchsten Maße besitzt, was manchen seiner Schule zu fehlen scheint, die feinste Biegsamkeit und die richtigste und tiefste Würdigung der Verhältnisse. Der männliche Ernst, mit dem er die kleinen Rücksichten einer weichlichen Freundlichkeit verschmäht, hat ihn vielleicht ab-

gesondert, aber dafür auch nicht auseinander gewischt. Ich werde thun, was ich kann, um durch Arbeit die Güte, die er für mich hat, wenigstens zum Teil auszugleichen. Er gewinnt bei jeder näheren Berührung, man trifft überall auf festen Grund und männliche Ansicht.

Reinhard war ihm lieber als dessen Frau, in deren Wesen er sich weniger zu finden wußte. Wir kennen bereits das ungünstige Urteil, das er über die Schwester seiner Mutter fällt. „Reinhard bin ich näher," schreibt er einmal, „ich habe ihn wirklich lieb und glaube an sein aufrichtiges Wohlwollen."

Im Sommer erhielt Reinhard den Auftrag, sich persönlich nach Braunschweig zu der berühmten Augustmesse zu begeben; durch besondere Agenten sollte er vornehmlich den Handel mit verbotenen Waren überwachen lassen. Sieveking begleitete ihn. Sie reisten über Göttingen. Reinhard fand, wie er seinem Minister schrieb, „Gefühle der Liebe und des Dankes an dieser allgemeinen Werkstätte menschlicher Kenntnisse, wo man mehr und mehr sich mit dem Geist der französischen Einrichtungen zu durchdringen und damit diejenigen zu verbinden sucht, die in Deutschland durch die Erfahrung und die Gewohnheit von Jahrhunderten geheiligt, durch das Alter nichts von ihrem Nutzen und ihrer Wichtigkeit verloren haben." So vorsichtig mußte der Diplomat sein Fürwort für die Erhaltung der bestehenden Universitäts-Einrichtungen einkleiden. In einer anderen Depesche streute er, um ein Wort für Göttingen einzulegen, die Bemerkung ein, Georg II. und sein Minister Münchhausen hätten durch nichts so sehr als durch die Gründung und Förderung dieser Hochschule ihren Ruf bei der Nachwelt begründet. In Braunschweig fand er, daß die Messe unter dem Druck der Handelsbeschränkungen ungemein leide, Kolonialwaren entdeckte er keine. Auf der Rückreise von Braunschweig (17.—22. August) führte er mit Sieveking den schon früher beabsichtigten Ausflug nach dem Harz aus. Auf einen längeren Urlaub, einen Aufenthalt am Rhein mußte er auch in diesem Sommer verzichten. Vergebens hatte er schon um die Erlaubnis dazu nachgesucht. Sulpiz Boisserée hoffte noch, daß er Ende September mit ihm die Weinlese auf dem Apollinarisberg feiern werde, wozu er auch Goethe eifrig — und ebenso vergebens — einlud. Der Letztere schrieb auf diese Einladung am 8. August: „Sollte Herr von Reinhard in Ihre Gegend kommen, so beneide ich Sie doppelt und dreifach um die schöne Welt, den schönen Himmel und die Unterhaltung mit diesem trefflichen Manne."

Im Hause des Gesandten in Kassel ging es stille zu. Man beschränkte sich auf die notwendigsten gesellschaftlichen Verpflichtungen. Weder die

Neigung des Hausherrn noch die schwankende Gesundheit der Frau erlaubte viel Geselligkeit. Im September dieses Jahres litt Christine noch überdies schwer durch ein Wochenbett, in dem sie ein totes Kind geboren hatte. Als im März 1813 der zwölfjährige Sohn Karl erkrankte, fürchtete Dr. Harnier mehr noch für die Gesundheit der Mutter. Unter diesen Umständen war es um so erwünschter, wenn alte Freunde sich im Hause einstellten, wie Villers oder wie Baggesen, den freilich Christine bei seinem Besuch zu Ende des Jahres 1810 bizarrer und verworrener denn je und dazu langweilig fand. Mit welch eifriger Teilnahme die neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur aufgenommen wurden, wissen wir bereits. Als der erste Teil von „Dichtung und Wahrheit" erschien, dankte Reinhard in beredt strömenden Worten für das herrliche Geschenk und knüpfte daran abgerissene Bekenntnisse über seine eigene Jugend. Daß auch die Himmelskunde zu den im Hause des französischen Gesandten gepflegten Liebhabereien gehörte, erfahren wir aus einem Briefe an Villers, worin von einer auffälligen Erscheinung in der Mondscheibe berichtet ist, die Reinhard am 30. August zuerst durch ein Erdfernrohr, dann durch sein Herschel-Teleskop beobachtet hatte. Gelehrte von Ruf, die durch Kassel reisten, waren am Theetisch der Tochter des Hauses Reimarus stets willkommen. Und vom nächsten Winter an treffen wir auch die Brüder Grimm unter den Bekannten und Besuchern des Hauses. Für Jakob, damals Auditeur im Staatsrat und Bibliothekar des Königs, hatte der französische Gesandte schon ein erfolgreiches Fürwort einlegen können. Jener gedachte den Reinhart Fuchs aus der vatikanischen Handschrift des dreizehnten Jahrhunderts, zugleich mit dem ältesten französischen Roman du renard herauszugeben. Er wandte sich an Reinhards Vermittelung, um die Handschriften des letzteren aus der kaiserlichen Bibliothek in Paris zu erlangen, und Reinhard fügte gerne seine Empfehlung den Briefen zu, die der junge Gelehrte zu diesem Zwecke nach Paris schrieb. Jakob war überaus glücklich, als er im Sommer 1811 die Pariser Handschriften nach Kassel geschickt bekam. In einem Brief an Villers vom 24. Februar 1812 schrieb er: „Zu Reinhard gehen wir jetzt öfter und haben neulich angefangen die Nibelungen vorzulesen, was auch vollführt werden soll." Die Brüder brachten, was sie fertig hatten, so Ende des Jahres ihre Ausgabe des Hildebrandliedes und des Wessobrunnergebetes. Sieveking aber schloß eine Herzensfreundschaft mit den ihm gleichaltrigen Brüdern, in deren stillem, wissenschaftlichem Ernst er eine der Bürgschaften für die Erfüllung seiner vaterländischen Hoffnungen sah.

3.

Das Jahr 1811 schloß, wie es begonnen, unter schlimmen Zeichen für das Königreich. In der Nacht vom 24. November brannte das Schloß nieder, wobei der König in Gefahr war zu ersticken. Am 24. Dezember versetzte die Ermordung des Oberstallmeisters Generals Morio, eines Vertrauten des Königs, den Hof in Bestürzung. Der Thäter war ein Franzose, ein Hufschmied, der sich gegen deutsche Arbeiter zurückgesetzt glaubte. Reinhard schrieb in seinem Bericht über den Fall: „Der General Morio wurde das Opfer einer weisen und von der Gerechtigkeit eingegebenen Maßregel, indem er nämlich in seinen Dienst deutsche Arbeiter neben französischen Arbeitern angestellt hatte. Jedermann, Franzosen und Deutsche, finden eine Milderung der Trauer über diese Katastrophe darin, daß der Mörder kein Deutscher ist. Alles zittert bei dem Gedanken, welche Folgen es hätte haben können, wenn man die That hätte dem Parteigeist zuschreiben müssen.“ Daß die Stimmung im Lande eine den Franzosen feindselige sei, überall in den Rheinbundstaaten das deutsche Nationalgefühl sich rege, hatte Jerome selbst, auf Angaben seiner hohen Polizei gestützt, wiederholt nach Paris geschrieben. Jetzt, da der Krieg mit Rußland in Sicht tritt, neue Anforderungen des Kaisers an Westfalen drohen, wiederholt Jerome dringender seine ängstlichen Befürchtungen; überall sieht er Verschwörungen, nicht einmal des Lebens weiß er sich sicher. Diese Hilferufe veranlaßten den Herzog von Bassano, von Reinhard einen ausführlichen Bericht über die Stimmung in Westfalen einzufordern. Wie immer, bemüht sich Reinhard in seiner Antwort, den übertriebenen Befürchtungen entgegenzutreten, ohne den traurigen Zustand des Königreichs zu verhehlen. Das Land, ist der Inhalt seines Berichts vom 19. Januar 1812, verdient mehr Mitleiden als Mißtrauen. Der König ist seit dem Schloßbrand und der Ermordung des Generals Morio aufgeregt und argwöhnisch. Die Polizei hat vereinzelte unbedeutende Vorfälle aufgebauscht; sie selbst trägt durch ihre Gewaltmaßregeln dazu bei, daß die Stimmung immer schlechter wird. Eine Gärung, eine Agitation ist nicht vorhanden, wohl aber eine allgemeine Unzufriedenheit. Die Gründe sind: die Stockung des Handels und der Geschäfte, der Steuerdruck, die Kriegskontributionen, die Ausgaben des Hofes, die Unsicherheit der Verwaltung. Aber trotz der allgemeinen Verarmung, der Abnahme des Kredits, der Mißachtung der Regierung, trotz des militärischen Druckes, unter dem Hannover und Magdeburg am schwersten leiden, ist seit zwei Jahren keine Bewegung, keine Unordnung in Westfalen

vorgekommen. Alle Minister, mit denen er sprach, seufzten über die Finanznot, aber alle bürgten für die völlige Ruhe des Reiches.

Der Kaiser selbst war nicht geneigt, den Befürchtungen seines Bruders Glauben zu schenken. Er beantwortete sie mit harten Anklagen, alle Schuld warf er auf Jerome und seine schlechte Regierung, und eben jetzt hatte Reinhard Dinge zu berichten, die den Kaiser nur noch mehr gegen seinen Bruder aufbringen mußten. Zum Neujahr hatte nämlich der König an eine Reihe von Günstlingen die unsinnigsten, verschwenderischsten Geldgeschenke gemacht. Einen Bericht vom 23. Januar 1812 schloß Reinhard mit den Worten: „Die Bevölkerung von Kassel, die von den letzten Freigebigkeiten des Königs gehört hat und Zeuge der Karnevalsvergnügungen ist, behauptet, der Hof werfe deshalb das Geld zum Fenster hinaus, weil der König wisse, daß Kassel nicht mehr lange seine Residenz sein werde.“ Das ging auf die Gerüchte, daß Jerome zum König von Preußen oder von Polen bestimmt sei. Es sollte in einem anderen Sinne zur Wahrheit werden. Reinhard hielt es in einem Augenblick, da der Kaiser alle Kräfte zu einem Riesenkampf zusammenfaßte und von seinen Vasallen die höchsten Anstrengungen verlangte, für seine Pflicht, schonungslos die Verschleuderung der Mittel und die Mißhandlung des Landes aufzudecken, durch die ebenso die Zwecke des Kaisers gehemmt wurden, als die Zustände im Innern immer verzweifelter sich gestalteten. Die Sprache des Gesandten ist mit den Jahren zusehends schärfer geworden, unnachsichtiger, bei Schilderung der Lage des Landes mitunter ergreifend. Jetzt in seinen Berichten vom Januar 1812 ist es besonders die wachsende Entfremdung zwischen König und Volk, zwischen Franzosen und Deutschen, die er aufs Eindringlichste hervorhebt:

Der König betrachtet Westfalen als für ihn verloren. Seine ganze Zukunft setzt er auf seine Armee und auf das Kommando, das er zu erlangen hofft. Alle seine Blicke richten sich auf Preußen und auf Polen. Aber der Eindruck, den dies alles auf die Bevölkerung und auf alle ehrliche Diener macht, ist unbeschreiblich. Das Publikum datiert diese Abkehr oder dieses Gehenlassen vom Schloßbrand. Andrerseits ist es nur zu wahr, daß seit dem Eintritt des Herrn Malchus in das Ministerium die Unordnung und die Korruption sich auf erschreckende Weise in alle Zweige der Verwaltung verbreiten. Die deutschen Staatsräte sind ohne allen Einfluß. Die Niedergeschlagenheit ist allgemein. Ich bin sicher, noch ist keine dringende Gefahr, aber die Unzufriedenheit in Westfalen ist groß. Die Idee, die man vom Luxus, vom asiatischen Pompe des Hofes hat, muß, anstatt zu imponieren, die Geister entfremden. Man glaubt nicht an die Reinheit der Sitten. Ohne Zweifel übertreibt man in den Erzählungen die umlaufen, aber all dies erzeugt

eine große Mißachtung und dann verursachen die immer neuen Steuern immer neue Klagen und führen zur Verzweiflung. Die Länder Hessen, Paderborn sind keineswegs reich. Sie haben keine Mittel mehr, sie haben nur noch Thränen. Wenn man von möglichen Gefahren, von Aufständen spricht, so läßt sich nicht läugnen, daß Keime dazu vorhanden sind. Vielleicht, wenn man mit anderen Ländern zu thun hätte, als mit Deutschland, so wäre es noch schlimmer. Aber Sie wissen, der Deutsche ist ruhig, geduldig, ein Freund der Ordnung, wenig für Revolutionen gemacht; aber man darf ihn nicht zum Äußersten treiben.

Auch die eingehendsten Berichte Reinhards über die Unfähigkeit Westfalens, den Verpflichtungen gegen Frankreich nachzukommen, machten keinen Eindruck auf den Kaiser. Reinhard hatte einen Vorschlag gewagt, der wenigstens für den Augenblick die Lasten Westfalens erleichtern sollte;*) der Kaiser ließ ihm dafür durch den Minister einen förmlichen Tadel erteilen. Immer mehr Truppen häuften sich in Westfalen an, und der Kaiser erklärte bestimmt, nachdem jetzt die große Armee gebildet, seien die Truppen überall auf den Kriegsfuß gestellt, überall müßten sie das zu ihrem Unterhalt notwendige finden, im andern Fall seien sie gezwungen, es zu nehmen. Von diesem Augenblick gab es überhaupt in Westfalen kein Budget, keine Rechnungsaufstellung mehr. Die wiederholte Erklärung des Königs, die Krone niederlegen zu wollen, nannte der Kaiser eine lächerliche Drohung und beantwortete sie mit Vorwürfen wegen der übermäßigen Ausgaben des Hofes. Unter diesen Umständen wird die Stellung des Gesandten immer schwieriger. „Aus Achtung und Zartgefühl" unterläßt er es, die starken Tadelsäußerungen des Kaisers dem König selbst vorzutragen; er begnügt sich, sie den Ministern mitzuteilen. In einer Depesche vom 9. März beklagt er sich über eine Reihe von Rücksichtslosigkeiten, die sich der Hof gegen die Mitglieder des diplomatischen Korps erlaubt hat, und fügt bei: „Der König sieht unglücklicherweise in uns blos Spione; es wäre vielleicht richtiger, uns als unterrichtete, unparteiische Beobachter zu betrachten, deren Pflicht es ist, die Berichte der Spione zu berichtigen."

Am 5. April 1812 reiste Jerome zur Armee ab. Er hatte von seinem Bruder den Oberbefehl über den rechten Flügel der großen Armee erhalten. Die Königin führte während seiner Abwesenheit die Regentschaft. Reinhard benützte diese Zwischenzeit wieder zu einer eingehenden Schilderung der Zustände und Personen des Königreichs. Bemerkenswert ist, was er in diesem

*) Er hatte vorgeschlagen, die fällige Summe von 400000 Frcs. für die Kriegskontribution zum Unterhalt der im Lande stehenden französischen Truppen zu verwenden.

Bericht, der vom 30. April datiert ist, von den Fortschritten der Verschmelzung sagt, nicht zwischen Franzosen und Deutschen, aber zwischen Deutschen und Deutschen. Vor drei Jahren trennte noch eine scharfe Demarkationslinie Hessen und Hannoveraner, Braunschweiger und Preußen. Heute könnte man kaum eine Thatsache anführen, worin diese Schattierungen sich geltend machten; wenigstens was die persönlichen Beziehungen betrifft: denn in den Dingen bleiben Unterschiede, die noch allzuhäufig die Verwaltung behindern." Von der Hoffnung auf eine Verschmelzung der deutschen und der französischen Nationalität vermochte er nur schwer sich zu trennen. An Goethe hatte er am 6. Dezember des vorigen Jahres geschrieben: „Es scheint leider, daß die beiden Nationen, statt sich anzunähern, sich immer mehr abstoßen, und ich weiß mir diesen Gang der Dinge, in sofern er von gewissen Maßregeln abhängt, nicht zu erklären."

Zu ernsten Verhandlungen im Ministerrat gab in dieser Zwischenzeit die Finanzlage Anlaß. Man stand vor einem Defizit von 20 Millionen. Bis Ende Juni hoffte man mit einer dritten Zwangsanleihe und mit Domänenverkäufen auszukommen. Im Juli aber, meinte Reinhard, werde eine Krisis unvermeidlich sein, wenn nicht bis dahin die Abwesenheit der Truppen eine fühlbare Erleichterung bringe. Auch der zum Generalintendanten des Schatzes ernannte Staatsrat Pichon, der in beständigem Krieg mit dem Finanzminister Malchus nachdrücklich die Interessen Frankreichs vertrat, hielt den Bankerott bis 1. Juli für unvermeidlich. Er ist, sagte Reinhard, der medecin tant pis, Malchus der medecin tant mieux. Um die Einnahmen zu steigern, hatte der König vorgeschlagen, alle Gehälter um die Hälfte herabzusetzen, mit Ausnahme der Civilliste und der Militärgehälter. Der Vorschlag war um so unannehmbarer, als die Zivilliste allein ein Sechstel der Einnahmen verschlang. Auf Pichons Vorschlag entschloß man sich zur Erhöhung der direkten und indirekten Steuern; man kann sie, sagte er, nach Belieben steigern, wenn nur die Verteilung eine gleichmäßige ist. Aber Reinhard schrieb am 28. Juni: „Kredit und Vertrauen sind verloren, die Verfassung verletzt, [weil man die Stände nicht mehr einberief] alle Anstrengungen zur Regelung der öffentlichen Schuld vergeblich, auch die gewaltsamsten Mittel können keine Radikalkur herbeiführen." Und die Königin selbst schrieb am 1. Juli an den König: „Alle Minister sind einstimmig darin, daß, wenn der Krieg sich ins nächste Jahr fortsetzt, wie es wahrscheinlich ist, das Königreich in sich selbst zusammenbricht."

Zu dieser Zeit hatte Karl Sieveking das Haus des Oheims wieder

verlassen. So angenehm seine Stellung daselbst war, so widerstrebte er doch dem Gedanken, seine Zukunft auf den französischen Staatsdienst zu stellen. Schon bald nach seiner Ankunft in Kassel hatte er dem Grafen Schlabrendorf, den er durch Kerner empfohlen in Paris kennen gelernt hatte, geschrieben: „So sehr ich durch Reinhards Beispiel überzeugt bin, daß ein rechtlicher Mann, den das Schicksal in diese Laufbahn geworfen, sich die Achtung seiner Landsleute erhalten kann, so liegt doch für mich etwas Peinliches darin, während mein ganzes Vaterland auf dem Ambos liegt, mit zum Hammer zu gehören. Ich zweifle also daran, daß mein Aufenthalt in Kassel der Eintritt in die diplomatische Laufbahn sein wird." Reinhard that alles, ihn festzuhalten. Er führte ihn, wie in die Geschäfte, so in die diplomatische Gesellschaft ein und schrieb für ihn empfehlende Briefe nach Paris, auf die freilich keine Antworten kamen. Sieveking aber bestärkte sich immer mehr in dem Entschlusse, es mit einer gelehrten Laufbahn zu versuchen, und bereitete sich zu geschichtlichen Vorträgen vor, die er an der Universität Göttingen halten wollte. Nicht ohne Einfluß auf seinen Entschluß war die Wahrnehmung, daß viele seiner deutschgesinnten Freunde irre an ihm wurden und sich ihm entfremdeten. Im April 1812, als er gegen ein Jahr in Kassel gewesen war, kam es zu einer langen Auseinandersetzung mit Reinhard, und dieser mußte, wenn auch widerstrebend, die Gründe des Neffen gelten lassen. Er wünschte nur noch einen Aufschub. Der Kaiser stand eben im Begriff, nach Deutschland zu reisen. Reinhard hoffte zu ihm gerufen zu werden, und vielleicht führte dies auch eine Wendung im Schicksal des Neffen herbei, wie Reinhard sie wünschte. Allein jene Berufung unterblieb, und auch der letzte Versuch, den Reinhard damit machte, daß er Sieveking mit Depeschen an den Herzog von Bassano nach Aschaffenburg sandte, schlug fehl, da Sieveking den Herzog verfehlte. So war der junge Mann jetzt frei, sein Entschluß fand die freudige Billigung seiner Freunde, seiner Mutter und der Großeltern Reimarus, und auch Reinhard widerstrebte nun nicht länger. Am 27. Mai verließ er Kassel, und andern Tages schrieb Frau Reinhard an ihre Schwester, Sievekings Mutter: „Es wird deinem mütterlichen Herzen wohl thun, zu hören, daß dein Karl sich hier die allgemeine Liebe und Achtung erworben hat. Man hat ihn in unserer Gesellschaft mit wirklicher Auszeichnung behandelt, und was dich mehr freuen wird, ist, daß Reinhard den jungen Menschen herzlich lieb gewonnen hat und ganz mit ihm zufrieden ist. Reinhard hat wie ein Vater für ihn gesorgt und wird auch immer ein väterliches Auge auf ihn haben. Meinen Kindern hat Karl versprechen müssen, die

Weihnachtsferien hier zuzubringen, aber bis dahin wird noch mancher Schuß fallen. Daß dein Karl mit dem allen nichts zu thun hat und hinter die Mauern der Wissenschaften tritt, darf dich freuen; denn wenn etwas trösten kann, so sind sie es, und Trost ist ja Schutz." Und Sieveking selbst schrieb in seinem ersten Brief aus Göttingen, 29. Mai, an seine Mutter: „Reinhard hat mir noch besonders in den letzten Tagen recht warme Teilnahme bewiesen, und den Eindruck, den er auf mich gemacht hat, sehe ich als einen der besten Teile meiner Erziehung an; auch hat er mich, in freundlicher Anerkennung dessen, was ich bei ihm geleistet, so gestellt, daß ich ohne Sorgen ein Jahr hier werde zubringen können."

4.

Die Ahnung, daß in den Gefilden Rußlands ein ungeheures Geschick reife, ging durch alle Welt. Mit einer Art Fatalismus sah Reinhard dem unaufhaltsamen Lauf der Dinge entgegen. Goethe hatte ihn wegen der Haltung der kleinen Bundesstaaten befragt; es werde, meinte er, alles darauf ankommen, daß man sich mit der Truppenstellung willfährig und thätig zeige, „und dann möchte alles übrige gut sein." Reinhard bestätigte dies: „Allerdings ist, was Sie sagten, zu thun und das Übrige der Zeit, dem Kaiser oder Gott zu überlassen, das Einzige. Es giebt gar keine Politik mehr. Selbst für diejenige, die alles leitet, ist es Maxime, sich von den Umständen leiten zu lassen, aber immer weiter." Den Gerüchten, daß Jerome zum König von Polen bestimmt sei, und so die Herrlichkeit in Kassel sich dem Ende zuneige, begann auch Reinhard Glauben zu schenken. „Es scheint," schrieb er am 16. Mai an Goethe, „aus mehreren kleinen Anzeichen hervorzugehen, daß mein Aufenthalt in diesen Gegenden vielleicht nicht mehr von langer Dauer sein möchte. Und gedauert hätte er ja lange genug, wenn so lange, als die Existenz eines Königreichs! Doch dies liegt noch verschlossen in der Brust der Götter."

Reinhard hatte gehofft, in der Abwesenheit des Königs endlich einen Urlaub auf seine Güter am Rhein zu erhalten, um so mehr, als die Königin das diplomatische Korps nicht zu empfangen pflegte, aber auch in diesem Jahr mußte er darauf verzichten. Die einzige Zerstreuung bot eine im Juni unternommene Reise an die kleineren Höfe der Nachbarschaft, bei denen Reinhard unlängst gleichfalls beglaubigt worden war. Arolsen, Detmold, Bückeburg kamen zuerst an die Reihe. Frau Christine begleitete den Gesandten und auf dem Rückweg wurde in Göttingen ein Abend mit Villers

und Sieveking zugebracht. Ein zweiter Ausflug war den anhaltinischen Höfen zugedacht, kam aber nicht zur Ausführung. Christine schrieb ihrem Neffen nach Göttingen am 12. Juli:

Reinhard ist acht Tage bettlägerig gewesen, jetzt kann er den Fuß wieder gebrauchen, aber Geschwulst und Schmerz sind noch nicht ganz vorüber; daß es ein Anfall von Podagra war, läßt sich wohl nicht mehr wegläugnen. — Reinhard ist so mit Geschäften überhäuft, daß an unsre zweite Ausflucht wohl nicht zu denken ist. Sie haben sich wirklich zu rechter Zeit aus dem Staube gemacht, um ruhig schlafen zu können. Malartie muß fast jede Nacht zweimal aufstehen, weil die Staffetten fast immer Nachts durchgehn. Kassel wird immer stiller. Nur einige Fremde, die vorige Woche aus Frankfurt, Waldeck und Bernburg hier waren, machten wenigstens unser Haus lebendig. Auch heute haben wir noch Gesellschaft. Seit gestern hat man Gerüchte von einer großen gewonnenen Schlacht, aber noch nichts offizielles, und ein Philosoph wie Sie, der nur im Mittelalter lebt, hat zu wenig Neugierde, als daß ich ihm Gerüchte vorerzählen dürfte. Sagen Sie Villers, daß wir auf sein Versprechen die Septemberferien bei uns zuzubringen rechnen. Ich hoffe, lieber Sieveking, daß Sie sich auch entschließen, ihn zu begleiten.

Am 29. Juli:

Der Tod räumt ja gewaltig auf in Ihrem Göttingen. Heynens Zusammensinken hat in Hamburg, im väterlichen Hause, einen großen Eindruck gemacht.[2]) Der guten Mutter Brief ist voll davon. Er war der letzte Zeitgenosse unsres teuren Vaters, der aus der alten Zeit und jener den Wissenschaften so günstigen Epoche noch übrig war und aufrecht stand. Wahrlich, lieber Sieveking, ich würde es dem guten Vater nicht verdenken, wenn er mit Schiller sagte: Die Helden meiner Zeit fallen, und wo sind die, die sie wieder ersetzen? Aber das kommt nicht in seinen bescheidenen Sinn. Und da ich einmal in einer kleinen Fehde mit Ihnen lebe*), lieber Freund, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich wünschte, Heynens Tod hätte Sie etwas anderes gelehrt als die Hoffnung: „daß die Jüngeren doch das letzte Wort behalten müssen, wie es unsere Großväter gegen die ihrigen behielten." Die Phrase klingt vornehm, aber von wie vielen Seiten läßt sie sich angreifen! Ich bleibe beim Nächsten. Daß in unsrer Familie seit mehreren Generationen von keinem letzten Wort die Rede war, sondern nur das rechte Wort heilig gehalten ward, daß es von Vater auf Sohn kam, Geist ward und unter uns wohnte, wissen Sie! „Bewahrt dies Erbteil eurer Ahnen!" möchte ich den Enkeln dieser Großväter zurufen. Daß das letzte Wort nicht immer das rechte war, müssen ja die Weisen aller Zeiten schon gewußt haben, lieber Sieveking, sonst würden sie es uns Frauen nicht als notwendiges Erbteil zuerkannt haben. Ich fechte also in meinem Beruf und so will ich Ihnen den Effort von Bescheidenheit, nachdem Sie versichern: sich nicht wie die Homerischen Helden rühmen zu wollen,

*) Sieveking, der angehende Privatdocent, weigerte sich, einen Höflichkeitsbrief an den Unterrichtsminister Leist zu schreiben.

daß sie besser seien wie ihre Väter ꝛc., nicht ungerügt lassen. Ich will weder Ihrem Wert noch Ihren Helden etwas anhaben, sondern Sie nur leise erinnern, daß wir die Enkel dieser Heroen zu Barbaren werden sahen und nur im Gesang noch die Spur der Väter finden. Daß die Enkel der großen Römer nach dem kleinen Zwischenakt der Vandalen den Dom der Peterskirche erhoben, war schön und erbaulich; aber wer von uns hat nicht in den höchsten Augenblicken seines Lebens wehmütig nach dem verlassenen Kapitol geblickt!" — Am folgenden Tag fügt sie hinzu, daß Reinhard wieder hergestellt sei und sie einige Tage in Geismar zugebracht haben. „Vergessen Sie nicht, Dietrich zum Bücherschicken anzutreiben, was er hat, Kraut und Rüben, zum durchsehen. Hieher kommt außer dem leidigen Journalwesen gar nichts. Wie wir vor einigen Tagen die Neuen Musen von Fouqué (darin die Nachrichten über die Sündflut das modernste und gewiß das Palmblatt der Taube das poetischste war) durchblätterten, sagte Reinhard: „Kann mans glauben, daß dies in demselben Berlin herauskommt, wo Friedrich II regierte, wo Nicolai lebte, wo Biester seine Monatsschrift schrieb!" Das Interessanteste was wir in dieser Zeit gelesen ist: Alfieris Leben. Es hat Reinhard einen rechten Genuß gewährt."

„Kassel ist nun öde und leer, alle Blicke sind nach Norden gerichtet." Spärliche und unsichere Nachrichten kamen vom Vormarsch der großen Armee; auch von Paris fühlte sich Reinhard ganz abgeschnitten, nur durch Oelsners Briefe empfing er Nachrichten von dort. Die Königin Katharine schrieb am 11. Juli in ihr Tagebuch: „Reinhard erhält über nichts was vorgeht eine amtliche Nachricht, er ist ganz verblüfft, daß die Welt auch so ihren Gang weitergeht." Um so größer war die Aufregung, als man eines Tages erfuhr, daß König Jerome plötzlich die Armee verlassen habe. Schon am 12. August kam der König in seine Hauptstadt zurück. Auch diesmal hatte ihm seine Kriegführung das Mißfallen und die Ungnade seines Bruders zugezogen. Es war ihm noch die besondere Kränkung zugefügt worden, daß der Kaiser den Oberbefehl über den rechten Flügel der Armee dem Herzog von Eckmühl, Jeromes geschworenem Feinde, übertrug. Der König hatte darauf ohne weiteres das Heer verlassen. Mit den polnischen Träumen war es vorbei und zu Hause erwartete den schwer Gekränkten und Gedemütigten das Elend eines gänzlich ausgesogenen Landes. „Nachdem er die Wohlfahrt seines Reiches der Schöpfung einer Armee aufgeopfert, die man nicht von ihm verlangte, und die er bis auf 36000 Mann steigerte, verliert der König durch seine beklagenswerte Unbeständigkeit heute die Frucht aller seiner Anstrengungen und sieht sich von allen seinen Hoffnungen weit zurückgeworfen. Er findet seinen Schatz erschöpft, seine Unterthanen zu Boden gedrückt, seine Minister trostlos, seine Achtung geschmälert, den Kredit vernichtet, die Mittel

für die Zukunft im Voraus verschlungen." Und nachdem er die Unfähigkeit der nächsten Vertrauensmänner des Königs geschildert, die neuesten schmählichen Mißbräuche der Polizei aufgezählt, schließt Reinhard seine Depesche vom 10. August mit den Worten: „Möchte Seine Kais. Majestät einen Blick des Erbarmens auf dieses unglückliche Land werfen und nicht einen jungen König verlassen, dessen Fehler zum Teil von seinen guten Eigenschaften kommen, von den Schwierigkeiten seiner Lage, der Bitterkeit seines Kummers und den Verirrungen seines Alters." Am Napoleonstag, 15. August, hatte Reinhard vor dem großen diplomatischen Empfang eine besondere Audienz. „Über die Ereignisse, welche die Rückkehr des Königs veranlaßten, fiel kein Wort. Seine Miene war etwas verschleiert; die meinige war es vielleicht gleichfalls. Ich glaube, daß wir beide uns bemühten, ein peinliches Gefühl zu verbergen . . . Im ganzen schien die Lage, in der sich der König befindet, den ganzen Hof dermaßen zu beherrschen, daß man sagen kann, an diesem schönen Tage schlug die Freude nur mit einem einzigen Flügel." Die immer wiederholten Bitten nach Paris, dem König durch Nachsicht und Großmut, durch einen Beweis von Gnade zu Hilfe zu kommen, machten keine Wirkung auf den Kaiser, der seinem Bruder den jähen Weggang von der Armee bis zum Jahre 1815 nachtrug. Und wenn Reinhard immer wieder Beispiele von Verschwendung am Hofe zu berichten hatte, so konnte dies nicht dazu beitragen, den Kaiser gnädiger zu stimmen, der eben jetzt für die Unterhaltung des Kriegs die stärksten Anforderungen an seine Bundesgenossen stellte.

Am 20. August machte der König mit der Königin einen Ausflug nach dem Meisner und forderte Reinhard zur Begleitung auf, für den die vulkanischen Formationen des höchsten Berges im Hessenland stets einen Anziehungspunkt bildeten. Es war dies in denselben Tagen, da der Generalintendant des Schatzes, Pichon, den Dienst verließ, nachdem sein ehrgeiziges Verlangen nach dem Rang eines Ministers nicht gewährt worden war. Rechtlich gesinnt und überaus thätig, hatte er durch hochfahrendes Wesen es mit allen Ministern verdorben. An Sieveking schrieb Christine am 3. Sept.:

Sie können denken, daß Kassel seit des Königs Zurückkunft wieder viel lebendiger geworden ist. In den letzten Tagen aber hat mich Krankheit im Zimmer und oft im Bett gefesselt. Pichons Weggehen wird Sie befremdet haben. Ich verliere die Leute ungern, sowohl ihn als sie; sie gehörten zu den besseren, muß aber gestehn, daß die Zerstörung ihres Glücks ganz ihre eigene Schuld ist. Das große Hotel hatte der kleinen Frau den Kopf verdreht; sie hatte den Mann zu den absurden Forderungen um Rang und Geld angetrieben, da doch ihre jetzige Lage

schon alle Erwartung, womit sie in das Land kamen, übertraf. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie weh mir das zerstörte Glück dieser Familie thut, die nun mit jedem Tage ihre Thorheit tiefer bereut und wie immer die Schuld in anderen, nicht in sich sebst sucht.

Der Brief schließt mit Aufträgen an den Buchhändler Dietrich und mit der stets wiederholten Einladung an den Neffen und an Villers. Am 14. September schreibt sie dem Neffen: „Diesen Brief überbringt Pichon. Daß er sich übereilt, hat er selbst eingestanden, doch was nützt's, über Dinge reden, die nicht zu ändern sind? Ich bitte Sie, Pichon für die lebendigen und toten Merkwürdigkeiten Göttingens zum Cicerone zu dienen.“ Da Pichon über Weimar nach Berlin reiste, gab ihm Reinhard auch eine Empfehlung an Goethe mit, der ihn mit gewohnter Freundlichkeit aufnahm und gelegentlich um ähnliche An- und Zuweisungen bat.

Die Einladung an Villers und Sieveking wiederholte sich in allen Briefen dieser Zeit, lebhaft unterstützt von den Kindern, die ihren Vetter Karl gar sehr vermißten. Eine Zeitlang wurde auch Poel aus Altona erwartet, und von Benjamin Constant hörte man, daß er den Winter mit seiner Frau in Kassel zubringen wolle. „Kommt vollends Constant,“ so schrieb Christine an ihren Neffen, „so hätten wir das Häuflein der Weisen und Frondeurs beisammen.“ Es beweist doch eine starke Zuversicht und Unbefangenheit Reinhards, daß Männer, deren politische Gesinnungen so wenig verhüllt waren, als die nächsten Freunde in seinem Hause ein- und ausgingen. Frau Christine hielt es allerdings für geraten, an den sorglosen Villers eine Mahnung zu größerer Vorsicht gelangen zu lassen, „damit er nicht seine Freunde und Beschützer kompromittiere.“ Zum 2. Oktober, Reinhards Geburtstag, ist dann der Besuch von Villers und Sieveking wirklich ausgeführt worden. Den Bitten Christinens und der Kinder, „nach alter Weise des Vaters Geburtstag mit uns zu begehen,“ hatten sie nicht widerstehen können.

Wir schließen hier einiges an aus einem Briefe vom 7. November, mit dem Reinhard seinem Schwiegervater zur Wiederkehr seines Geburtstags Glück wünschte.

„Es ist ein so schöner Anblick, einen Greis wie Sie durch erworbene und verdiente Gemütsruhe außer oder über den Stürmen der Zeit, und den mannigfachen Leiden des moralischen und selbst physischen Lebens beinah unerreichbar zu sehen, daß ich wohl wünschte, jedes Jahr einmal zum Genuß dieses Anblickes und zur Feier Ihres Tages wallfahrten, Ihre Tochter in Ihre Arme führen und Ihre Enkel zum Segen und zur Belohnung Ihnen vorstellen zu können, wenn nur irgend die Möglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches zu hoffen wäre. Eben diese Heiter-

keit des Geistes, diese Kraft des Nachdenkens, dieser Zusammenhang Ihrer Berufsstudien mit dem was der Menschheit im Ganzen frommt, Erscheinungen, die jeden Tag Ihres segensreichen Alters bezeichnen, zeigen sich auch in der kleinen Schrift*), die Sie mir zu übersenden die Güte hatten. Jene gröberen Vorstellungsarten von einem Fächer- und Bilderwesen, wobei denn doch die Seele den Galeriedirektor zu machen hätte, haben Sie allerdings bündig genug widerlegt; bald aber stehn wir dennoch an der Grenze des Unbegreiflichen. Wirkung und Gegenwirkung der Seele und der Organe sind notwendig vorhanden; beide sind zugleich thätig und leidend; in diesen bleibt eine von der Seele eingedrückte Spur der Eindrücke zurück; jene ist dabei an gewisse Gesetze gebunden; das Wie wird niemals erklärt werden. Was Sie von anderen Denkmalen Ihres Bestrebens schreiben, der Welt nützlich zu sein, das wird, während Sie es so bescheiden auf zwei Punkte reduzieren, in einer weit größeren Ausdehnung mit Dank und Liebe anerkannt; und schon wie Sie gelebt haben läßt nicht zu berechnende Spuren zurück." — Der Brief schließt wie immer mit der Mahnung an den Patrioten, Mut und Geduld nicht zu verlieren „und Gutes im allgemeinen von dem unabsehbaren Plan zu erwarten, den ein Mensch nun anlegt und den die Vorsehung ausführen wird. Eine Erleichterung des gegenwärtigen Zustands, unter dem Ihre Stadt zunächst leidet, läßt sich freilich vor dem Frieden im Großen schwerlich erwarten; auch mögen Verhältnisse und Personen schuld sein, daß im einzelnen weniger dafür gethan wird als gethan werden könnte; aber Unlittigkeit bessert nichts; und wo ich sie in Ihrem Kreis erblicke, freu' ich mich wenigstens, daß die Gleichmütigkeit ihr zur Seite steht."

Ende September erfuhr man den Brand Moskaus. In einem Brief an Oelsner vom 1. Oktober schrieb Reinhard: „Die erste Nachricht von unserem Einzuge dort ohne neue Gefechte hatte mich wie das ganze Publikum beruhigt und zu noch glücklicheren Hoffnungen berechtigt. Eben darum war die Wirkung der zweiten Nachricht sehr traurig. Der Plan des Kaisers, dem gegenwärtigen Feldzuge ein Ziel zu setzen, scheint dadurch vereitelt." Wegen Oelsners hatte Reinhard zu Ende dieses Jahres eine private Korrespondenz mit dem Detmolder Hof zu führen. Der in Paris gebliebene Freund empfand allmählich Unbehagen über seine dortige Lage und wünschte irgend eine Stellung in Deutschland zu finden, wozu ihm Reinhard behilflich sein sollte. Halb im Scherz hatte er sogar eine Anstellung in westfälischen Diensten in Anregung gebracht, wozu aber Reinhard nicht ermuntern konnte. Dagegen brachte dieser, gefällig und hilfreich wie immer, eine Hofmeisterstelle bei den Prinzen von Detmold in Vorschlag — Villers hatte dieselbe Stelle ausgeschlagen — und hierüber wurde längere Zeit verhandelt, bis die Aufdeckung von Oelsners Schriftstellerei in den ersten Revolutionsjahren auch diesen Plan vereitelte. Aber auch den Gedanken, in preußische Dienste zu treten,

*) Über die Unmöglichkeit eines materiellen Vorstellungsvermögens.

widerriet Reinhard entschieden und schließlich meinte er: „Frankreich gehören Sie einmal an; Sie haben seiner Sprache, seiner Sache, seinen Ereignissen zwanzig Jahre Ihres Lebens gewidmet; wurzeln Sie vollends ein. Dies scheint mir am besten.“

Die Nachricht vom Brande Moskaus erschreckte Reinhard nicht bloß wegen der voraussichtlichen Folgen des ungeheuren Ereignisses auf den Krieg, sondern auch aus persönlichen Gründen. Er hatte, wie wir wissen, in der verbrannten Stadt einen Bruder, in dessen Familie auch eine verwitwete Schwester lebte, und da das Universitätsgebäude, wo sie wohnten, völlig zerstört wurde und er lange keine Nachrichten erhielt, war er um das Schicksal der fernen Angehörigen in großer Sorge. Erst im März des folgenden Jahres erfuhr er, daß sein Bruder, der Universitätsprofessor, am Tag vor dem Einzug der Franzosen die Stadt mit seiner Familie verlassen hatte, und daß dann er und seine Frau in Nischnei-Nowgorod von der herrschenden Seuche hingerafft worden waren, mit Zurücklassung mehrerer Kinder, die zunächst in der Obhut ihrer Tante Auguste, der verwitweten Professorin Ide, blieben. Noch eine andere von Reinhards Schwestern wurde in diesen Unglückstagen von einem schweren Schlage betroffen. Der jüngere Loder, Professor der Arzneikunde in Königsberg, mit dem Mine verheiratet war, wurde dort vom Hospitalfieber weggerafft. Es hat Reinhard nie an Gelegenheit gefehlt, die Teilnahme, die er seinen Angehörigen bewahrte, auch werkthätig zu beweisen.

„Zum alten Weihnachtsabend“ erging wieder Christinens dringende Einladung an Villers und Sieveking. „Giebts dann auch für uns kein Spielzeug und wird des Ernstes immer mehr, so wollen wir uns an der Kinder Freude und an alten Erinnerungen freuen.“ Mit welchen Empfindungen Reinhard dem neuen Jahre entgegensah, erkennt man aus der kurzen Bemerkung, die den Brief an Goethe vom 26. Dezember 1812 schließt: „Das neue Jahr, sagt man, sei längst durch unzählige Prophezeiungen als inhaltschwer vorausbezeichnet. So wie es sich angekündigt, bedarf es keiner Prophezeiung. Was uns betrifft, so wollen wir das kommende Unabwendbare abwarten in Ergebung, Liebe und Freundschaft.“

Am 24. Februar berichtet Christine ihrem Neffen Sieveking, daß ihr Geburtstag zwei Tage zuvor wieder durch Verse Reinhards gefeiert wurde, die der Lehrer der Kinder in Musik gesetzt hatte, und fährt dann fort:

Ihr Zimmer ist jetzt durch einen jungen Menschen, den Reinhard noch als Kopisten angenommen, bewohnt, aber Ihr Platz im traulichen Kreise ist nicht besetzt

und wird es auch nicht werden. Die Geschäfte häufen sich so, daß Malartie allein nicht durchfinden konnte. Reinhard schreibt oft bis spät in die Nacht. Die Zukunft liegt dunkel vor uns. Wir wissen nicht mehr als Sie. Die aufgeschlossene Reihe der Möglichkeiten macht unsere Ansichten nur verworrener! Die Kosaken haben Berlin wieder verlassen. Man thut, als sei die Gefahr vorüber. Auch wir haben die Nachricht von des guten Professors in Moskau Tode aus Hamburg erhalten. Wie sie uns erschüttert, können Sie denken! Was soll aus der verlassenen Auguste und den unglücklichen Kindern werden? Karl hat Sillem durch Hermann [Sieveking] bitten lassen, vorläufig für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Fouqué hat heute bei uns gegessen. Madame Constant leidet an Zahnschmerz und seufzt nach ihrem Mann. Auch wir wünschen seine Zurückkunft.

Benjamin Constant, der seit zwei Jahren hauptsächlich durch Villers angezogen in Göttingen lebte, war wirklich mit seiner zweiten Frau, Charlotte von Hardenberg, verwitweten von Mahrenholz, im Dezember 1812 nach Kassel übergesiedelt. Es gefiel ihm da herzlich schlecht. „Ich weiß nicht, welche Atmosphäre der Langeweile und Leere die Luft, die man atmet, unangenehm macht, gleichzeitig durch ihre Schwere und durch ihre Leichtigkeit. Der Anblick so vieler Menschen, die sich für nichts interessieren, benimmt die Lust für Arbeit und die Abwesenheit aller Konversation drängt die Gedanken in die Brust zurück. Kurz, ich glaube, ich habe zeitlebens nicht so verdrießliche drei Wochen wie die letzten verlebt." So schrieb er an Villers am 28. Dezember. Gleichwohl blieb er nicht bloß die Wintermonate, sondern er hielt sich bis zum Ende des Königreichs Westfalen abwechselnd in Göttingen und in Kassel auf. Bei Reinhards war er, nach Harnier, längere Zeit willkommener täglicher Gast. Wir erfahren, daß Frau Constant von Reinhard das Kriegsspiel erlernte, und ihr Gatte, der ehemalige Tribun, hatte eben angefangen, seinen Roman Adolphe im Reinhard'schen Hause vorzulesen, als die Kosaken Tschernitscheffs zum erstenmal in Kassel erschienen und Hof und Regierung vor ihnen auseinanderstäubten.

Noch ehe dieses Ereignis eintrat, der verfrühte Vorbote des allgemeinen Umschwungs, konnte für Reinhard das, was er an seinem Neffen Sieveking erlebte, ein untrügliches Zeichen sein. Der junge Privatdozent hatte eben seine erste Vorlesung über die florentinische Geschichte in der Renaissancezeit beendet, als ihn der Sturm der Zeit wieder aus der wissenschaftlichen Laufbahn herausriß. Mitte März hatten die Franzosen Hamburg geräumt und bei den Dingen, die sich vorbereiteten, zog es den Sohn mit Macht zu der Mutter, den patriotischen Deutschen in die befreite Vaterstadt zurück. Doch wollte er seinen Entschluß nicht fassen, ohne Reinhard zu benachrichtigen,

dem er sich verpflichtet fühlte. Er kam selbst nach Kassel und der Oheim bewog ihn, wenigstens noch bis Ende des Monats zuzuwarten. Doch die Frist wurde dem Neffen zu lang, er wandte sich schriftlich noch einmal Rat begehrend an Reinhard und dieser, wohl fühlend, daß Sievekings Entschluß innerlich gefaßt war, schrieb ihm zurück:

Es ist schwer, einen Rat zu erteilen, wenn auf der anderen Seite schon ein Entschluß gefaßt ist und nicht Überlegung, sondern Gefühl zur Ausführung hindrängt. Sie sind Hamburger, Mutter und Familie befinden sich dort und rufen Sie; auf der anderen Seite werden Sie dem Plane untreu, den Sie sich für das künftige Leben vorgezeichnet hatten. Sie bürden mir keine Responsabilität auf, sie ist uns durch die Vergangenheit aufgebürdet und Sie können sie mir nicht abnehmen. Was jetzt in Hamburg vorgeht ist nichts Entscheidendes; es ist ungleich wahrscheinlicher, noch in vier Wochen die Russen hinter der Oder, als diesseits der Elbe zu sehen. Die Ebenen der Niederelbe sind auf beiden Ufern unbedeutend für das Ganze und doch werden wir sie nicht aufgeben. Morand selbst ist noch jenseits der Elbe und glauben Sie, daß der Kaiser seine Zeit verliert? Überlegen Sie nun mit Gott, meine Wünsche werden Sie überall begleiten, lieber Sieveking!

Auch Christine stellte dem Neffen vor, daß der Kaiser sicher keine Zeit verlieren werde, die Niederelbe wieder zu gewinnen, wie es denn in der That der Fall war, fügte dann aber gleichfalls resigniert hinzu: „Möchten wir uns unter fröhlichen Umständen mit leichtem Herzen wiedersehen!“ Ernstlich hat Reinhard den Entschluß Sievekings, so schmerzlich er ihm war, nicht mißbilligen können. Benjamin Constant schrieb an Villers: „Der Weggang Sievekings wird seinen Oheim sehr bekümmern und verdrießen. Wir haben darüber eine Unterredung gehabt, worin er mir sehr vernünftige Dinge sagte, dabei aber so gerecht war zuzugestehen, daß er im Alter Sievekings vielleicht anders denken würde.“

5.

„Von der westfälischen Armee bei der Großen Armee existiert nichts mehr“ — dieses lakonische Wort des Kaisers an seinen Bruder leitete die Forderung neuer Opfer für den Unersättlichen ein. Westfalen sollte wieder ein Heer stellen und vor allem Magdeburg als einen Hauptstützpunkt der kriegerischen Operationen mit allem Nötigen versehen. Jerome erklärte sich außer Stande, diesen Forderungen zu entsprechen, wenn ihm der Kaiser nicht mit Geldmitteln zu Hilfe komme und wenn nicht Frankreichs Schuldforderung an Westfalen — für den Unterhalt der überzähligen französischen Truppen — im Betrag von über 3½ Millionen erstattet würde. Um diese Dinge drehte

sich in den nächsten Monaten die Korrespondenz Reinhards. Der Kaiser blieb lange taub; erst im April verstand er sich dazu, ein Geschenk von 500,000 Frcs. zu bewilligen, und von diesen kam dann endlich im Juni die lächerliche Summe von 250,000 Frcs. zur Auszahlung. Der Kaiser war auch gleichgiltig gegen die Vorstellung Jeromes, daß er die Verproviantierung Magdeburgs nur mittelst Requisitionen ausführen könne, oder, wie Reinhard in einer seiner Depeschen sagt, „mittelst unregelmäßiger und gewaltsamer Mittel, denen der König mit Recht widerstrebt." Dem Vorwurf, den der König am 1. März 1813 dem französischen Gesandten machte, daß er in seinen Berichten die Erschöpfung des Landes nicht wahrheitsgetreu in ihrer ganzen Trostlosigkeit geschildert habe, konnte Reinhard mit gutem Grunde die Versicherung entgegenhalten, daß er stets pflichtgetreu und freimütig die Wahrheit mitgeteilt und nichts verschwiegen habe. Jetzt konnte er berichten, daß, was auch früher gefehlt worden sei, in diesem Augenblick die westfälische Regierung das Menschenmögliche thue, um den Befehlen des Kaisers nachzukommen.

Bis zum März war dem ausgesogenen Lande immerhin noch eine Zeit verhältnismäßiger Erholung vergönnt. Dann aber begann für dasselbe eine doppelte Bedrängnis: nicht genug, daß den Einwohnern — nach dem Ausdruck des Königs selbst — das letzte Stück Brot abgepreßt wurde, zu den Durchzügen französischer Truppen kam nun noch die Annäherung der Heere der Verbündeten, deren Reiterzüge bald über die Elbe setzten, in die Nähe der Hauptstadt schwärmten und ebenso Verwirrung in die regierenden Kreise brachten, als sie andererseits die Hoffnungen der auf Erlösung harrenden Bevölkerung stärkten. Die Steuern gingen nicht mehr ein, die Regierungsmaschine begann still zu stehen. Schon die Nachricht von der Räumung Berlins durch den Vicekönig Eugen hatte einen Schrecken verbreitet, der zu dem Entschluß führte, die Königin außer Lands zu bringen. Der König selbst wollte von Kassel fort und sich in Magdeburg einschließen. Der Kaiser erlaubte zwar, daß die Königin nach Frankreich komme — sie hat Kassel nicht wiedergesehen — dagegen wollte er nichts davon wissen, daß Jerome die Hauptstadt verlasse. Er spottete über die Furcht seines Bruders. Doch schon anfangs April ging die Linie der unteren Elbe an die Kosaken Tschernitscheffs verloren, und von Norden her näherte sich die Gefahr der Hauptstadt, die bei der Stimmung der wenigen Truppen fast wehrlos war. Hannover und Celle wurden am 16. April aufgegeben. Andern Tages war großer Schrecken am Hof und unter der französischen Kolonie. Man forderte den König auf,

die Stadt zu verlassen. „Reinhard, der besorgteste von allen, wagte nicht zum Rückzug zu raten, drang aber stark darauf, daß man sich Hilfe vom Herzog von Valmy in Mainz erbitte." So schreibt der Herausgeber der Memoiren des Königs Jerome, der den Heldenmut des Königs inmitten der Verzagtheit seiner Umgebung in leuchtenden Farben hervorhebt. Thatsache ist, daß Reinhard schon am 16. auf eigene Faust den Herzog von Valmy um zwei Bataillone zuverlässiger französischer Truppen gebeten hatte, um der einreißenden Desertion Einhalt zu thun. Als die Nachrichten am 17. drohender wurden, billigte der König diese Maßregel und schrieb selbst um Hilfe nach Mainz und nach Gießen. Reinhard, der an diesem Tage dreimal zum König gerufen wurde, schrieb seinerseits: „gleichzeitig gab ich ihm zu verstehen, wie wichtig es sei, daß er die Hauptstadt nicht verlasse, außer im äußersten Notfall." Ostersonntag und -montag, 18. und 19. April, erreichte die Verwirrung den höchsten Grad. Briefe Reinhards, an den Kaiser unmittelbar gerichtet, machten in dringlicher Weise auf die Wichtigkeit der Behauptung Kassels aufmerksam; er schrieb von der zunehmenden Desertion, von dem allgemeinen Schrecken und bemerkte: „Ich werde mich an die Person des Königs anschließen. Seine Majestät weiß, daß ich nach Ihr am meisten bedroht bin. Sie hat erklärt, mir zu erlauben, daß ich Sie begleite." Von Gießen trafen indessen wirklich zwei französische Bataillone zum Schutze der Stadt ein, und die Gefahr verzog sich wieder. Doch erst der Waffenstillstand, der nach den Schlachten von Lützen und Bautzen am 4. Juni geschlossen wurde und bis zum 17. August dauerte, befreite nach und nach Westfalen von den eingedrungenen Russen und Preußen.

Der Kaiser hatte die Nachrichten Reinhards von den der Hauptstadt drohenden Gefahren ziemlich ungläubig aufgenommen. Dagegen ergriff er diese Gelegenheit, um einen schon früher gegebenen Rat zu wiederholen, daß nämlich der König sich mit einer französischen Schutztruppe umgeben solle. In diesem Sinn schrieb er aus Mainz den 20. April an Reinhard, und der Gesandte wurde aufgefordert, dem Gedanken beim König Eingang zu verschaffen. Dieser widerstrebte, weil er der Ansicht war, dies thue seiner Unabhängigkeit Eintrag und sei ein Eingeständnis, daß er sich auf seine eigenen Truppen nicht verlassen könne. Erst jetzt, während des Waffenstillstands, ging er auf den Rat ein. Am 4. Juli erhielt Reinhard den Auftrag, zu diesem Zweck eine Militärübereinkunft zu schließen, deren Bestimmungen vom Kaiser genau vorgeschrieben waren. Auch jetzt stieß die Sache auf Schwierigkeiten von Seite des Königs. Es kam wieder zu einer diplomatischen Verhandlung,

der dann der Kaiser durch einen Befehl ein Ende machte, aber zu spät, als daß der Plan noch hätte ausgeführt werden können. Alles beschränkte sich auf die Absendung von sechshundert französischen Rekruten aus Mainz, aus denen man ein Husarenregiment improvisierte, — nach der roten Uniform „die Krebse“ genannt — das den letzten Schutz des verlassenen Königs bildete. Dieser warf sich jetzt ganz in die Arme des Generals Allix, der die westfälische Artillerie in Rußland befehligt hatte, eines tapferen, entschlossenen Offiziers, der nun als Gouverneur von Kassel alles that, um die wenigen Kräfte des Widerstandes energisch zusammenzufassen. Durch seine bis zur Tollheit rücksichtslosen Manieren war er bei den Ministern unbeliebt, von jedermann gefürchtet; er und Reinhard waren persönliche Gegner.

Der Waffenstillstand war durch den gewaltigen diplomatischen Ringkampf ausgefüllt, der zuletzt zu der österreichischen Kriegserklärung führte. Der Kaiser befand sich zu Dresden. Über die Verhältnisse Westfalens war er durch Reinhard aufs genaueste unterrichtet. Ein Bericht vom 2. Juni klagte den König an, daß er Zerstreuung in Vergnügungen finde, die im Publikum den übelsten Eindruck machen; hingebende Arbeit würde besser über die selbstverschuldeten Schwierigkeiten hinweghelfen, aber der König sei mißtrauisch gegen Ratschläge und wolle die Wahrheit nicht hören, und seine fünfjährigen Erfahrungen am westfälischen Hofe zusammenfassend schließt Reinhard mit dem schmerzlichen Eingeständnis: er könne nicht verhehlen, daß es in den Grundsätzen der Verwaltung, in Fähigkeiten und Kenntnissen, vor allem in der Sittlichkeit, immer bergab gegangen sei. Jetzt aber wünschte der Kaiser noch mündliche Berichterstattung. Er ließ im Juni den König und einen Monat später, als schon die Verhandlungen in Prag begonnen hatten, auch Reinhard nach Dresden kommen. In Gegenwart des Herzogs von Bassano hatte Reinhard am 23. Juli Audienz beim Kaiser. Er hatte die Reise mit größter Schnelligkeit gemacht und bis zur Stunde der Audienz, mitten unter der Aufregung und geistigen Spannung, worein die Besuche und die Geschäfte ihn versetzt, von seinen körperlichen Anstrengungen sich keinen Augenblick erholen können. In fieberhafter Erregung und fast in einem Zustand von Somnambulismus erschien er vor Napoleon. So erzählt Guhrauer, der auch eine von Reinhard selbst niedergeschriebene Skizze des mit dem Kaiser geführten Gesprächs mitteilt, das die Aufregung des Moments lebhaft vergegenwärtigt. Kurze abgerissene Fragen, rasche Antworten, dazwischen peinliche Pausen. Der Kaiser fragte nach den Finanzen, nach der Truppenzahl, nach dem Geist im Lande, nach dem König, der keinen Rat

annimmt, das Geld wegschleudert, nicht einmal deutsch spricht. Dann der Schluß des Gesprächs: „Glaubt man bei Ihnen an den Frieden?" — „Sire! man hofft ihn wenigstens." — „Wünscht man ihn?" — „Alle Welt Sire!" Nach diesen Worten wurde Reinhard „in ziemlich wohlwollender Weise" entlassen, „und als ich beim Aufschlagen der Augen sie auf ihn fixierte, erhielt ich von ihm einen Blick von sozusagen offizieller Gnade." Der Bericht schließt mit einigen Strichen zur Charakteristik des Kaisers, der auf Reinhard durchaus den Eindruck gesunder Kraft, ruhiger Überlegenheit und Selbstbeherrschung machte. „Das Embonpoint des Kaisers ist kein Symptom von Krankheit, sondern im Gegenteil ein Anzeichen von Kraft, ich werde fast versucht, darin eine eigentümliche Art zu sehen, wie die Thätigkeit seines Geistes und das Bewußtsein seiner Kraft auf seinen Körper zurückwirken. Ebenso herrscht eine vollkommene Ruhe in seiner Physiognomie, eine Leichtigkeit der Bewegung in allen seinen Zügen; nichts Unruhiges, nichts Grimassenhaftes. Seine Muskeln drücken auf der Stelle nach seinem Willen das Lächeln oder das Mißvergnügen in allen möglichen Schattierungen aus." Auch gegen Goethe hat Reinhard später wiederholt geäußert, daß er bei dieser Audienz in einer Art Schlaftrunkenheit war und „wohl Dinge sagte, die nicht von dieser Welt waren." Napoleon schrieb sein seltsames Benehmen ehrfurchtsvoller, verlegener Scheu zu. Reinhard aber war froh, daß der Kaiser durch diese Unterredung die Lust verlor, ihn zu den Verhandlungen des Prager Kongresses zu schicken, deren Ausgang ihm keinen Augenblick zweifelhaft war.

Bei der zunehmenden Last der politischen Geschäfte war Reinhard nicht mehr im stande gewesen, den Unterricht der beiden Kinder, die jetzt dreizehn und elf Jahre alt waren, selber zu leiten, zumal nachdem Sieveking das Haus verlassen hatte. Es war deshalb ein Hauslehrer angenommen worden. Als nun in diesem Sommer die Stelle neu zu besetzen war, wünschte der Vater den künftigen Hauslehrer aus der alten Heimat zu beziehen und wandte sich zu diesem Zweck an seinen Jugendfreund, den Professor Conz in Tübingen. Im Juni 1813 schrieb der Student der Theologie Gustav Schwab seinem Vater in Stuttgart, daß ihm durch Conz eine Hofmeisterstelle im Hause des französischen Gesandten in Kassel angeboten sei. „Als Haupterfordernis des Hofmeisters giebt Reinhard in seinem Brief Fertigkeit im Französischen und Mathematik an und einen gebildeten oder doch bildungsfähigen Charakter. Übrigens schildert mir Conz den Gesandten Reinhard als einen vortrefflichen, humanen Mann und glaubt, daß mir nicht leicht eine so annehmliche Stelle in Ansehung des Hauses und des Aufenthalts angeboten werden könne; end-

lich daß, was gegenwärtig bei einer Stelle im Ausland so schwer fällt, die Erlaubnis für mich nicht wohl ausbleiben könne, da Reinhard täglich zur Königin von Westfalen komme und durch diesen sie leicht bei unserem König auswirken werde." [3]) Der Vater, der Geheime Sekretär und Oberstudienrat F. Chr. Schwab, war aber nicht sehr für den Antrag eingenommen; er stellte dem Sohn vor: „Bedenke was es heißt, der erste Bediente eines Privatmanns zu werden." Und Gustav selbst schrieb an seine Schwester: „Über mein Schicksal weiß ich noch nichts Näheres; von Kassel ist noch keine Antwort da. Die Abneigung gegen Kassel fange ich an mit dem lieben Vater zu teilen, weil mir vor jeder anderen Laufbahn als der einmal von mir gewählten, zumal vor einer politischen in der jetzigen Zeit — und in diese könnte ich durch Reinhard leicht hineinkommen — ein wenig graut." Statt der Antwort von Kassel, so erzählt Schwabs Biograph Klüpfel, kamen die Ereignisse, die den ganzen westfälischen Hof von Kassel vertrieben, und somit zerschlug sich die Sache. Schwab hat übrigens erst im Herbst des folgenden Jahres seine Studien in Tübingen beendet.

6.

Der Waffenstillstand war die letzte Gnadenfrist für das zusammenbrechende Königreich gewesen. Mit dem Wiederbeginn des Krieges erneuerte sich auch die Besorgnis vor einem Überfall der Hauptstadt. Reinhard schrieb am 12. September an den Herzog von Bassano, er sei in diesem Augenblick weniger beruhigt, als er im April gewesen. Angesichts der feindlichen Bewegungen hielt er eine weitere Verstärkung durch französische Truppen für unerläßlich. Der Brief wurde aufgefangen und scheint den Entschluß Tschernitscheffs, nach Kassel vorzurücken, vollends bestärkt zu haben. Da der Kaiser die dringendsten Bitten um Verhaltungsmaßregeln unbeantwortet ließ, spielte Jerome einen Augenblick mit dem Gedanken, ob er nicht die Ankunft der Verbündeten abwarten und mit ihrer Zustimmung und unter ihrem Schutze König bleiben könne. Reinhard erzählt, daß der König eine Frage in diesem Sinne an ihn gerichtet habe. „Wenn ich es machte, wie die kleinen Fürsten, wenn ich bliebe? Meine Absicht ist zu bleiben." Reinhard redete ihm selbstverständlich diesen Gedanken aus. Er erinnerte ihn an das Beispiel des Großherzogs von Toskana, der im Jahre 1799 bleiben wollte und nach dem Einzug der Franzosen den Befehl zur Abreise erhielt. Am 27. September erfuhr man, daß die Kosaken schon in Helsa, drei Meilen von Kassel, sich gezeigt hätten. Am gleichen Tag erhielt der König einen

Brief Tschernitschefs, der ihn aufforderte, sich von der Sache Napoleons zu trennen. Jerome gab eine abschlägige Antwort. Eilig wurden Anstalten zur Verteidigung getroffen. Als aber am anderen Morgen die Kosaken auf der Höhe des Forstes erschienen und ins Thal der Fulda herniederstiegen, entschloß sich der König zur Flucht. Gegen sieben Uhr stieg er zu Pferd und umgab sich auf dem Platz des alten Schlosses mit seinen Garden. Vom Leipziger Thor her hörte man schießen. Nach acht Uhr eilte Reinhard zum König. „Ich sehe," so erzählt er, „die Gardes du Corps, die Husaren, einige Jäger und Gardegrenadiere. Ich sehe den König, der mir erklärt, daß er genötigt sei, sich zu entfernen. Ich verlange, daß er mich mit sich nehme, mich und Malartie, wenigstens in meinem eigenen Wagen mit meinen eigenen Pferden, Frau und Kinder zurücklassend. Der König sagt mir: „Halten Sie sich bereit." Nach einer halben Stunde läßt mir der König sagen, daß er mir einen Platz in seinem Wagen anbiete, einen Augenblick später, daß der Wagen mich erwarte. Ich habe keine Zeit mehr, von meiner Familie Abschied zu nehmen. Ich raffe ein Dutzend meiner letzten Depeschen zusammen, lasse alle anderen Papiere Herrn v. Malartie. Der Wagen war bereits im Lauf, ich eile ihm nach, ich steige ein; es war neun Uhr vorbei." Vor dem Frankfurter Thor nahm der König, von seinen Garden umgeben, eine abwartende Stellung ein, er hoffte noch auf Hilfe von Süden her; als diese ausblieb, wurde am Nachmittag der Rückzug fortgesetzt. Der flüchtige Zug — die Wagen voraus, der König zu Pferd mit seiner militärischen Begleitung folgend — kam am Abend in Jesberg, am anderen Morgen in Wetzlar an. Noch immer zögerte der König; doch da nirgends Hilfe sich zeigte, vielmehr von allen Seiten der Abfall der westfälischen Truppen gemeldet wurde, wandte sich der König nach Koblenz, wo er am 3. Oktober eintraf. General Allix war in Kassel zurückgeblieben; doch schon am 30. September übergab er, von einer Abordnung des Gemeinderats gedrängt, die Stadt an Tschernitscheff, der als Befreier von der Fremdherrschaft mit Jubel empfangen wurde.

In Koblenz traf Reinhard wieder mit seiner Familie zusammen. Und von hier aus war es ihm endlich vergönnt, auch sein Falkenlust wiederzusehen. Freilich nur zu flüchtigem Besuch. Ein kurzes Aufatmen von den Erregungen der letzten Tage, doch weit entfernt von dem idyllischen Behagen, das an dieser Stätte zu finden er sich so oft vergeblich gesehnt hatte. Die Gattin erlitt infolge der Aufregungen einen neuen Krankheitsanfall. Mitten in diese sorgenvollen Tage fiel die Wiederkehr des Vermählungstages, und den Flüch-

tigen trieb es, auch seinen jetzigen Empfindungen dichterischen Ausdruck zu geben. Die Verse, die er an die Gattin richtete, lauten:

Der 12. Oktober 1813.

Am Königshof, im Prunk der goldnen Kette,
Auf die der Schweiß von trüber Stirne quoll,
Gedacht' ich sehnend dieser Ruhestätte,
Wenn Ähren reiften, wenn die Traube schwoll.
Doch immer noch ergoß sich fern vom Bette
Der wilde Strom von seinen Leichen voll,
Da stürzt' es her von Beresinas Eise,
Da ward zur Flucht die heimatliche Reise.

Ich floh mit ihm, dem keine Thränen floßen,
Du, mit der Kinder süßer Last beschwert,
Verlassen er von Männern und von Rossen,
Der Knecht des Herrn — des Lohns die Ehre wert.
Du — treue Lieb' in treuen Schoß ergossen,
Den Schlummer schützend mit des Engels Schwert.
Da nahm uns auf in freudigem Vereine
Die Nachbarstadt am schicksalvollen Rheine.

Das Haus, den Hain, den Tempel sah ich wieder,
Den Kranz ums Bild, uns beiden nur bewußt;
Sie kam vielleicht zurück, die Zeit der Lieder,
Ich fand bewährt den Talisman der Brust.
Das Fest erschien — da warf dich Krankheit nieder,
Und hier ist nicht die Heimat deiner Lust.
Wo ist der Quell des holden Zauberglanzes,
Wo frische Blumen statt des welken Kranzes?

In deinem Norden sproßt die starre Tanne,
Sei Rebe du, die sich um Ulme rankt
Und — liebend gleich dem Gatten sie umspanne —
Mit reifer Frucht in ihrem Schatten prangt.
Der Sinn, die Kraft, der Wille sei dem Manne,
Das Herz dem Weib, das im Entschlusse wankt.
O laß es strömen aus der reichen Fülle,
Dann glimmt der Docht, dann bricht der Blüten Hülle.

Die Freude der Stadt Kassel über die Abschüttelung der Fremdherrschaft war verfrüht gewesen. Schon am 3. Oktober zog Tschernitscheff wieder ab, die Stadt ihrem Schicksal überlassend. Vor seinem Wegzug ließ er durch den Gemeinderat eine Komission, bestehend aus dreizehn der achtbarsten Bürger, wählen, die in der Zwischenzeit die Ordnung aufrecht erhalten sollte. Der Herzog von Valmy hatte indessen auf das an ihn gerichtete Hilfegesuch eine

französische Division abgehen lassen, und am 7. Oktober zog General Allix an der Spitze der Vorhut wieder in Kassel ein. Am 16. Oktober, dem ersten Tag der dreitägigen Entscheidungsschlacht in Sachsen, kam auch der König mit den anderen Flüchtlingen aus Koblenz in seine Hauptstadt zurück, aufgeregt, schwer gekränkt, voll Rachegedanken. Den Staat fand er in voller Auflösung, sein Heer war auseinandergegangen, Geld war nirgends vorhanden: er bereute es, zurückgekehrt zu sein. Das Volk empfing ihn beim Einzug nicht unfreundlich: er sagte sich selbst, dies geschehe nur, weil man jetzt vom Regiment des Generals Allix erlöst zu werden hoffte. Dieser hatte nämlich seit seiner Rückkehr ein Schreckensregiment geführt, massenhafte Verhaftungen vornehmen lassen, und eben war er im Begriff, eine blutige Rachethat auszuführen, die Reinhard glücklicherweise noch abwenden konnte. In diesen letzten Tagen war es dem Gesandten des Kaisers vergönnt, durch sein nachdrückliches Dazwischentreten sich ein unvergängliches Andenken in der Achtung und Dankbarkeit der Einwohner von Kassel zu sichern, und für ihn selbst schloß das dornenvolle Amt mit einem Erfolge ab, auf dem künftig seine Erinnerung gerne verweilte. General Allix stellte nämlich den Satz auf, daß am 30. September die Übergabe der Stadt an die Russen nur durch Verrat und Empörung der Bürger erzwungen worden sei. Er suchte die Schuldigen, um sie vor das Kriegsgericht zu stellen, und er fand sie in jener Kommission von Notabeln, die bei dem Abzug Tschernitscheffs zur Aufrechthaltung der Ordnung eingesetzt worden war. Sein Antrag, die Mitglieder dieser Kommission vor das Kriegsgericht zu stellen, wurde vom König genehmigt. Doch forderte dieser noch einen zweiten Bericht vom Ministerium ein. Allein auch der Ministerrat, der am 18. Oktober zusammentrat, bestätigte den Antrag des Generals. „Die von Tschernitscheff ernannte Kommission," so schrieb Reinhard am selben Tage an seinen Minister, „aus den achtungswertesten Männern, aus Beamten des Königs gebildet, die, ohne die Schwierigkeit der Sache zu ahnen, sich in die Bresche gestellt hatten und allerdings große Formfehler begingen, die man jetzt zu Majestätsverbrechen stempelt, soll vor eine Militärkommission gestellt werden; ich bin überzeugt, der König beabsichtigt Gnade zu üben, aber er will, daß sie zum Tode verurteilt werden. Diese Gedanken sind jetzt nichts weniger als am Platze, der Augenblick erheischt andere Sorgen. Alle Gefängnisse sind angefüllt. Der Schrecken herrscht, und die einzige verbrecherische Ausschreitung, die vorkam, ist von einem Fremden begangen worden, der ein Patent vom Herzog [von Braunschweig] in der Tasche trug." Doch Reinhard begnügte sich nicht

damit, an seinen Minister zu berichten. Die größte Bestürzung herrschte in der Stadt und der französische Gesandte wurde von allen Seiten bestürmt, zu helfen. Er machte Besuche bei den Ministern und mußte sich endlich entschließen, selbst zu Allix zu gehen. In einer zweistündigen erregten Unterredung bemühte er sich, dem Unerbittlichen gegenüber die Vorgänge des 30. September in das rechte Licht zu stellen. Andern Tags schrieb er an seinen Minister:

Ich kann nicht in die Einzelheiten des Gesprächs eingehen; ich muß mich für diesmal auf meine Eigenschaft als ehrlicher, vernünftiger Mann berufen und verlangen, daß man mir aufs Wort glaube. Ich beschränke mich darauf, zu sagen, daß während der General Allix daran festhält, dieses Verfahren sei notwendig, um ein Exempel aufzustellen, ich dagegen behaupte, daß, wenn auch die Menschen, um die es sich handelt, verdient hätten, den Kopf zu verlieren, jetzt nicht der Zeitpunkt ist, sie abzuurteilen. Wehe dem Manne, der fähig ist, in diesem Augenblick das Leben von einem Dutzend achtbarer Männer und — durch die Wirkung, die dieses Verfahren auf ein zum äußersten gebrachtes Volk ausüben kann — das der Franzosen im Fall eines zweiten Rückzugs, vielleicht die Sicherheit des Königs, vielleicht die wertvollsten Hilfsquellen für die große Armee einer gereizten Eigenliebe aufzuopfern.

Es gelang Reinhard nicht, den rachedürstenden General umzustimmen, und nun blieb nur noch ein Mittel übrig: er wandte sich in seiner amtlichen Eigenschaft unmittelbar an den König. Er setzte eine Denkschrift auf, die eben so klug und berechnet, als eindringlich und beredt die Auffassung des Generals von den Vorgängen des 30. September aufs Nachdrücklichste zurückwies. Reinhard stellte den Satz voraus, daß es jetzt darauf ankomme, alle verfügbaren Kräfte Westfalens zu sammeln und im Volke die Gesinnungen der Liebe und des Vertrauens zu erhalten. Strenge sei unter Umständen notwendig, aber sie sei nicht anzuwenden auf Irrtum, Schwäche und Unerfahrenheit. Ungeheuerlich sei es, daß Allix den Ankläger und Richter in einer Person mache. Sein Beweggrund ist gereizte Eigenliebe, er will persönliche Beleidigung rächen. Überhaupt ist es nicht Sache des Soldaten, über Akte der Verwaltung abzuurteilen. Ein solches Urteil, so schloß das Schriftstück, würde einen tiefen Eindruck in der Bevölkerung machen. Die Interessen der Regierung, die Interessen des Kaisers fordern gebieterisch die Freilassung der Verhafteten. Reinhard hatte seine ganze Autorität als Vertreter des Kaisers zur Rettung der Unglücklichen eingesetzt. Dies wirkte. Der König entschied sich für Aufschub des Verfahrens, und Aufschub war in diesem Falle die Rettung. Harnier bat sich, als Reinhard Kassel verließ,

aus seinen Händen die Originalhandschrift dieses Schreibens an den König als Andenken aus und nach Reinhards Tode hat er dieses schönste Denkmal von dessen Thätigkeit in Kassel der Öffentlichkeit übergeben.

Niemand glaubte an die Dauer des westfälischen Thrones. Es war ganz unmöglich, die Regierung wieder in Gang zu bringen. Reinhard selbst hatte in dem Schreiben an den Minister ungescheut auf den Fall einer zweiten Flucht hingedeutet. Sie wurde bald genug zur Notwendigkeit. Am 23. Oktober abends brachte ein französischer Offizier, der unmittelbar von Leipzig kam, die Nachricht vom Ausgang der großen Schlacht, worauf sofort die Abreise beschlossen wurde. Alle Wertsachen waren bereits weggeschafft. Ohne Kassel wiederzusehen, verließ der König am Morgen des 26. zu Pferd, umgeben von einer Garde meist französischer Truppen, Napoleonshöhe, um auf dem nächsten Weg über Arolsen an den Rhein zu gelangen. Reinhard schlug in einem Wagen die Poststraße nach Arolsen ein; er war entschlossen, beim König auszuhalten, bis er weitere Befehle vom Kaiser erhielte, denen er ungeduldig entgegensah. Am 28. kam der Zug der Fliehenden in Arnsberg an, am 30. in Elberfeld, am 1. November in Köln, wo auch die Minister, die französischen Beamten und der Gesandtschaftssekretär Malartie mit den Archiven sich einfanden, die am Abend des 26. Kassel verlassen hatten und über Paderborn gereist waren. Am 5. November ging der König nach Aachen. Seine Absicht war, nach Paris zu reisen, obgleich er wußte, daß dies gegen den Willen des Kaisers war. Aufs neue kam es zu einem Zerwürfnis zwischen den Brüdern. Der Kaiser befahl, daß Jerome in irgend einem Schloß der rheinischen Departements bleibe. Er wollte nicht Paris und Frankreich das Schauspiel eines entthronten Königs geben, „der in seinem Unglück nicht den Trost hat, Freunde in dem Land, das er regierte, zurückgelassen zu haben.“ Jerome aber war entschlossen, nicht zu gehorchen, und ließ durch seine Gemahlin das Schloß Stains bei St. Denis ankaufen. Reinhard war in Köln zurückgeblieben und am Tag, da der König nach Aachen abreiste, mit seiner Familie wieder nach Falkenlust gegangen. Jetzt erhielt er den Auftrag, gleichfalls nach Aachen sich zu begeben, um Jerome die letzten Befehle des Kaisers auszurichten. Am 8. hatte er dort eine Unterredung mit dem Grafen von Fürstenstein und am 9. brachte er persönlich Jerome den Willen des Kaisers. Jerome zeigte sich aufgeregt, bitter über sein Schicksal und nicht willens, dem Kaiser zu gehorchen. Es war von verschiedenen Schlössern in den Rheingegenden die Rede, auch von Brühl, wo der König der unmittelbare Nachbar Reinhards geworden wäre; aber der König kam immer wieder

auf Schlösser in der Umgegend von Paris zu reden. Er sprach von seinen Verdiensten um den Kaiser und sein treues Aushalten bis zum Ende, worauf Reinhard sagte, der Kaiser denke in diesem Augenblick weniger an das, was der König gethan, als an das, was er nicht gethan. Der König warf ein, er sei noch immer König, noch immer Souverän. „Ich könnte heute über den Rhein gehen, könnte in meine Staaten zurückkehren und wäre dort gut aufgenommen.“ Reinhard begnügte sich zu erwidern, daß der König unglücklich wäre, wenn er, wie ein Zweig von seinem Stamme, vom Kaiser sich trennen würde. „Ich habe dem König alles gesagt, was in den Grenzen meines Auftrags und in seiner gegenwärtigen Seelenverfassung gesagt werden konnte.“ Am 11. November erhielt Reinhard vom Grafen Fürstenstein ein Billet mit der Nachricht, daß der König noch in dieser Nacht nach Pont-sur-Seine, der Besitzung der Kaiserin-Mutter, abreisen werde. Das war schnurstracks gegen den Willen des Kaisers. Reinhard erklärte dies noch einmal formell dem Minister und fügte bei: „Nachdem ich in dieser peinlichen Angelegenheit, soviel an mir lag, meiner Verantwortlichkeit und meinem Gewissen genügt, bleibt mir nichts übrig, als meine Regierung von der Entschließung des Königs in Kenntnis zu setzen.“ Dem Herzog von Bassano aber schrieb er: „So ist denn, Monseigneur, meine Mission beendet. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Ich werde mich vom König nicht verabschieden, außer wenn er mich rufen läßt.“

So hatte Reinhard auf seinem Posten bis zum letzten Augenblick ausgeharrt, bis der Thron, bei dem er beglaubigt gewesen, in Stücke gebrochen war. Jetzt war er frei und er empfand, daß die weltgeschichtliche Katastrophe eine Wendung auch für sein persönliches Schicksal sei. Wiederum war ihm eine Täuschung stückweise zergangen. Das Königreich Westfalen sollte eine Art Musterstaat sein, dazu bestimmt, die der französischen Umwälzung entstammten Einrichtungen auf deutschen Boden zu verpflanzen. Jetzt war der Traum einer Verschmelzung deutscher und französischer Nationalität, eines Staatswesens, das die Vorzüge französischer Neuerung und deutscher Überlieferung in sich vereinige, endgiltig zerronnen. Weiter als jemals that sich die Kluft zwischen gallischem und germanischem Volkstum auf. Da schien auch dem Einzelnen nur ein Für oder Wider, ein Hier oder Dort zu bleiben. Dort war das Kaisertum an seiner Unersättlichkeit zu grunde gegangen und hatte seine Schöpfungen mit in seinen Sturz gerissen. Hier aber war das deutsche Volkstum aus dem Riesenkampfe als eine Macht hervorgegangen, die alle bisherigen Urteile des Kleinmuts und Unmuts über die „geduldigen

Deutschen" zu nichte machte. Nach der Kunde vom Moskauer Brande noch hatte Reinhard an Oelsner geschrieben: „Diese zerknickte und zersplitterte Nation hat durchaus nichts von sich selbst zu erwarten"; wie Goethe noch im April 1813 gegen Schillers Freund Körner äußerte, als dessen Sohn zu den Lützowern gegangen war: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten, soviel ihr wollt; der Mann ist euch zu groß." Jetzt war die Größe des Mannes in Scherben gegangen, und wer noch deutsche Empfindung besaß, dem mußte das Herz von Stolz und von freudiger Zuversicht geschwellt werden, daß endlich für die zerknickte und zersplitterte Nation eine neue Zeit angebrochen sei. Da war auch für den französischen Diplomaten deutscher Herkunft der Augenblick gekommen, Einkehr in sich zu halten, Zweck und Inhalt des eigenen Lebens zu prüfen und schlüssig zu werden über die Frage: Was nun?

Achtzehnter Abschnitt.

Während der Restauration.

1814—1815.

Winter von 1813 auf 1814 in Paris. Besuche aus Deutschland. Zug nach der alten Heimat. Schwanken zwischen Neigung und Pflicht. Ruf ins Ministerium. K. Sieveking in Paris. Verdrießlichkeiten des Amts. Neues Schwanken. Tod der Gattin. — Rückkehr Napoleons von Elba. Flucht nach Brüssel. Nach dem Rhein. Verhaftung durch die Preußen. In Frankfurt. In Falkenlust. Ruf des Königs nach Gent. Ernennung zum Staatsrat und zum Grafen. Häusliches. Ernennung nach Frankfurt.

Auch in dieser Schicksalswende blieb Reinhard seiner Art getreu: er faßte keinerlei Entschluß, er beobachtete und wartete den weiteren Gang der Dinge ab. Am 26. November war er mit den Seinigen nach Paris zurückgekehrt. Dort brachte er „still und zurückgezogen" den Winter von 1813 auf 1814 zu. Zu den Freunden des Hauses zählte Benjamin Constant, der nach dem politischen Umschwung gleichfalls nach Paris zurückgekehrt war. Von den alten Freunden war der Graf Schlabrendorf da, und in der unsicheren Lage, in der sich Reinhard befand, konnte nichts tröstlicher und aufrichtender sein als die Zuflucht zu dem wunderlichen Einsiedler, dessen Beredsamkeit aus der Fülle einer sicheren Weltkenntnis strömte, dessen patriotische und freiheitliche Hoffnungen jetzt neu belebt waren, in dem sich sogar der Wunsch und die Neigung regte, nach Deutschland zurückzukehren und dort seine Tage zu beschließen. Doch Reinhards liebster Umgang in dieser Zeit war Johann Gotthard Reinhold, der holländische Diplomat, der seit 1810 in Paris ganz in litterarischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen lebte; er übersetzte aus Petrarca und aus der griechischen Anthologie, und in diesen poetischen Neigungen, wie in seinen politischen Ansichten stimmte der einstige Zögling der Stuttgarter Karlsschule ganz mit Reinhard zusammen. Erst in diesen Tagen wurde aus flüchtiger Bekanntschaft ein engeres Freundschaftsverhältnis. Doch wurde Reinhold schon im Mai 1814 vom Prinzen von Oranien berufen, um wieder in holländischen Diensten verwandt zu werden.

Eine bewegtere Zeit brach an nach dem Einzug der Verbündeten am 31. März. Reinhard hatte die Freude, zahlreiche Bekannte aus Deutschland wiederzusehen. So den Herzog von Weimar, dem er in Karlsbad durch Goethe zugeführt worden war. Von neuen Bekanntschaften war ihm die interessanteste die des Freiherrn vom Stein, „dessen große Geistesfreiheit mich sehr für ihn eingenommen hat.“ Wilhelm von Humboldt, der Hanseate Smidt, Lindenau, Steffens, Adam Müller, Gries werden unter den Besuchern des Reinhard'schen Hauses genannt. Es war damals, wie Guhrauer schreibt, ein Vereinigungspunkt der ausgezeichneten deutschen Staatsmänner und Gelehrten, die der Sieg hier zusammenführte. Steffens, der preußische Sekondelieutenant im Blücher'schen Hauptquartier, brachte die Abende häufig bei Reinhards und bei Reinholds zu, beim brodelnden Theekessel auf dem Sofa sitzend und mit den deutschgebildeten Frauen plaudernd, während Reinhard sich schweigsam zeigte. „Obgleich er sich über frühere Verhältnisse und über Napoleon offenherzig äußerte, so war er doch zu sehr Diplomat, um über den damaligen Stand der Sachen unbefangen zu sprechen.“ Das Alte war vergangen, aber die Zukunft lag ungewiß vor ihm. Wir begreifen, daß ihn die Freunde in sich gekehrt fanden. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs, dem er widerstrebend gedient hatte, bei den hochgehenden Hoffnungen des alten wiedererstandenen Vaterlandes, angezogen von so manchen Freunden, die sein Vertrauen erwiderten, — wie es da in seinem Innern sich bewegte, erkennen wir aus seinen Briefen an Goethe, an Sieveking und an Harnier. Zum erstenmal, seitdem er in den Dienst des fremden Volkes getreten ist, zieht es ihn mit Macht nach der alten Heimat zurück. Mit gespannter Teilnahme folgte er der Entwicklung der Dinge und schon jetzt fällt ihm die Gutmütigkeit der Sieger auf, und wie hoch die Franzosen schon wieder den Kopf tragen. Vernehmlich hatte die Stimme des Schicksals gesprochen, und wenn er die beiden Völker in diesem weltgeschichtlichen Zeitpunkt betrachtete, so fiel der Vergleich durchaus zu gunsten der Deutschen aus. Seine Besitzungen am Rhein, Falkenlust und Apollinarisberg, waren wieder deutsches Gebiet geworden: ernstlich beschäftigt ihn jetzt der Gedanke, Frankreich den Rücken zu kehren und ganz wieder der alten Heimat anzugehören. In diesen Gedanken wurde er bestärkt durch seine Gattin, die durch alle Wechselfälle ihres Wanderlebens hindurch ihre innige Liebe zum Vaterlande bewahrt hatte. Die Frau des französischen Diplomaten machte kein Hehl aus ihrer Gesinnung und äußerte rückhaltlos ihre Freude über Deutschlands Befreiung und Auferstehung. Am 22. April schreibt Reinhard an Harnier: „Ihre Freundin

und Patientin hat auch hier mit Mut und Ergebung die Ereignisse getragen und sich, wie Sie denken können, der Entwicklung gefreut." Sie selbst schrieb im Mai an eben denselben:

Ihr Brief war die Taube mit dem Ölblatt, ein frohes Zeichen, daß uns das deutsche Vaterland wieder aufgeschlossen sei, und ein schöner Beweis zugleich, daß trotz den Stürmen aus Süden und Norden deutsche Treue noch lebt. Ich möchte Ihnen außer den Dankgefühlen meines Herzens noch von unserer hiesigen Erlösung sprechen; aber die Erlösung ist so groß und die Hoffnung so bunt — auf ein kleines Blatt läßt sich das in zehn Minuten, und mehr gestattet mir Reinhard diesmal nicht, unmöglich bringen. Was haben wir in den letzten sieben Monaten erlebt? Ein jeder von uns ist alt dabei geworden — möge **uns** der Wille und unseren Kindern die Kraft werden, die neuen Hoffnungen zu pflegen und grünen und reifen zu sehen! So Gott will, sehen wir im freigewordenen Vaterland uns wieder.

Werden diese Hoffnungen der vielgeprüften Frau in Erfüllung gehen? Am 10. Mai richtete Reinhard an seinen Neffen Karl Sieveking einen Brief, der höchst merkwürdig ist, teils wegen seiner Urteile über die Franzosen und über Napoleon, teils wegen seiner Äußerungen über die eigene Lage.

Da ich im November Napoleon von Mainz nach Paris eilen sah, drängte mich es in allen Gliedern, ihm bald zu folgen, nur um zu sehen, wie die Nation sich benehmen würde. Das Benehmen habe ich auch reichlich gesehen; nur war es keine Nation. Etwas so isoliertes, zerstückeltes, unstetes, herz- und gedankenloses hat kein ähnliches Volk, keine ähnliche Epoche gezeigt. Da ich nichts zu thun hatte, kam ich auf den Einfall, ein Tagebuch zu führen, das ich wie die Ameise ihre Puppen jeden Tag anderswo verbarg. Was die deutsche Nation betrifft, so ist die Gesinnung, die Fürsten und Völker beseelt hat, zu edel, der Erfolg, der ihre Anstrengungen krönt, zu herrlich, das Beispiel, das hier vor ihren Augen liegt, zu warnend, daß nicht für die Zukunft etwas dauerndes und erfreuliches sich entwickeln sollte. Doch scheinen noch unsägliche Schwierigkeiten zu überwinden; auch spricht ein gewisser Kontrast zwischen Volks- und Ministerialgesinnungen sich hier schon sehr deutlich aus. Mein Entschluß ist im Ganzen gefaßt, nur muß er, um Interessen und delikate Verhältnisse nicht zu verletzen, mit Klugheit durchgeführt werden. Ich gehöre, vermöge meiner Besitzungen, Deutschland an; für meine Person wann und sobald es die Umstände erlauben; **meine Kinder gewiß**. Es wird sich bald entscheiden, ob meine 23 Dienstjahre mir gewähren werden, was ich ein Recht habe zu erwarten, eine Gesandtenstelle in Deutschland oder Italien, wie ich sie wünsche, oder eine Pension; oder ob das Bedürfnis der neuen Regierung, besonders ihre diplomatischen Stellungen den alten Anhängern aufzubehalten und der wie ich voraussehe stärker aufkommende Haß und die Eifersucht gegen die Fremden, die Lösung der Bande, die mich an Frankreich knüpfen, schneller herbeiführen werden. Von Deutschland her eine Anstellung zu erwarten, habe ich kein Recht, und die

Art, wie diese hier schon leise berührte Saite wiedertönte, zeigt mir, daß für so etwas der Zeitpunkt noch nicht gekommen sei; auch ist dies eine Sache, die ich durchaus mir selbst vorbehalte, und jede Einmischung eines Dritten würde ich bestimmt zurückweisen. Glücklicherweise befinde ich mich in einer Lage, die mir keine Notwendigkeit auflegt, dem einen oder dem anderen Entschluß mich unbedingt hinzugeben; und so mäßig meine Renten sind, so werden sie hinreichen, mir im Notfall für einige Jahre die Unabhängigkeit zu sichern. Wir werden wahrscheinlich schon im Anfang des Julius Paris verlassen und die Sommer- und Herbstmonate in Falkenlust zubringen. Das weitere wird sich finden.[1])

Offen macht hier Reinhard den jüngeren Freund zum Mitwisser der widerstreitenden Empfindungen und Erwägungen, die ihm einen Entschluß erschweren. Der Gesinnung nach fühlt er sich ganz Deutscher, und er nimmt sich auch vor, künftig das Band das ihn an Frankreich knüpft wirklich zu lösen. Aber er verschiebt diesen Entschluß, er behält sich vor, je nach den Umständen sich zu entscheiden, und zunächst hofft er doch auf Verwendung im französischen Dienst. Er hat auch wegen einer Anstellung in deutschen Diensten behutsam seine Fühler ausgestreckt, und es ist kein Zweifel, daß er es hierbei auf Preußen abgesehen hatte, wohin ihm durch Hardenberg, Wilhelm von Humboldt und besonders durch Bülow, den ehemaligen westfälischen Finanzminister, der Zugang ermöglicht scheinen mochte. Man begreift, daß solche Tastversuche für den Augenblick ohne Erfolg waren, aber man begreift auch, daß diese Erfahrung ihn darin bestärken mußte, vorerst auf dem sicheren Boden zu bleiben, dem er durch das Schicksal, durch Wahl und durch Pflicht angehörte. Kurz wir sehen voraus, wenn die Versuchung von dieser Seite an ihn kommt, wird er ihr nicht widerstehen können.

Und der Versucher nahte sich ihm in Gestalt Talleyrands, seines alten Schicksallenkers, von dem er sich so oft abgestoßen und immer wieder angezogen fühlte. Talleyrand war nach der Restauration zum Minister ernannt worden. Vier Tage, nachdem Reinhard jenen Brief an Sieveking geschrieben, am 14. Mai, rief ihn der Minister an seine Seite. Er ließ ihm sagen, er wünsche sein Leben mit alten Bekannten und Gehilfen zu beschließen, und unter denen, die er in den auswärtigen Angelegenheiten benutzte, — so schreibt Steffens — schätzte er wohl keinen höher als Reinhard. Talleyrand lud ihn ein, als Kanzleidirektor in sein Ministerium zu treten. Es war eine neugeschaffene Stelle, die übrigens nicht viel politischen Einfluß versprach. Talleyrand wollte alle nichtpolitischen Geschäfte zusammenfassen, während er davon die politische Direktion trennte, die er an La Besnardières, einen seiner Intimen, gab.

Obwohl die Stelle sonach nicht viel politischen Einfluß versprach, nahm Reinhard den Antrag an, zum großen Leidwesen seiner Frau. „Der Gedanke, daß meine Neigungen und Pläne dadurch gestört würden, und das Gefühl, daß ich den Antrag doch annehmen müsse, das alles war die Sache eines Augenblicks." Er redete sich ein, daß er gerade in diesen Tagen dem Adoptivvaterland seine Dienste nicht versagen dürfe. Die Stimme der Pflicht, wie er es nannte, überwog jeden anderen Wunsch. In wie weit auch Rücksichten der äußeren Lage mitbestimmend waren, mag dahingestellt sein. Benjamin Constant schrieb am 15. Mai an Villers: „Reinhards überhäufen mich mit Freundschaft; ihre Lage ist nicht angenehm, die alte Regierung schuldet ihnen Geld, und die neue Regierung hat sich über die Bezahlung noch nicht erklärt, die sie Mühe haben wird auszuführen, auch wenn sie wollte." Vier Wochen später schreibt dann derselbe: „Reinhard hat einen sehr schönen Platz erhalten, der ihm sehr behagt; ich freue mich darüber für ihn, für mich und für meine Frau, für die es ein angenehmes Haus mit deutschen Erinnerungen sein wird." An Goethe meldete Reinhard den gefaßten Entschluß mit den Worten: „Damals träumt' ich wohl einige Tage von Deutschland (doch man muß ja Teutschland sagen), aber manches was ich sah und hörte, wollte für meine Träume nicht passen. Wie dem sei, mein Schicksal, dem Plan getreu, nach dem es mich immer geführt hat, weckte mich auf einmal aus diesem Traum, und ich ward was Sie in den Zeitungen gelesen haben." Dem Kasseler Freund aber schrieb Frau Christine:

Wie oft habe ich in diesen Tagen gewünscht, den alten Freund und Arzt noch nahe zu haben! Ich habe dies gewünscht, weil ich krank und leidend, weil ich traurig war! Daß mir, seit ich Ihnen schrieb, viele liebe Hoffnungen zertreten worden sind, wissen Sie nun, und daß ich, obgleich im Entsagen ziemlich geübt, diesen Hoffnungen nachweine, sagt Ihnen Ihr Herz. Wir sind an Frankreich gebunden und Paris ist unser Aufenthalt! Reinhard lag seit vierzehn Tagen an Podagra darnieder, hatte niemand gesehen, als Talleyrand ihn zu dieser Stelle bestimmte, und zu Talleyrand ging auch auf dessen wiederholten Wunsch seine erste Ausfahrt. . . . Ich hoffe, daß meine alten Eltern jetzt in die heimatliche Wohnung wieder eingezogen sind. Die Briefe von dort und von meinen anderen deutschen Freunden sollen fortan mich erheitern. Möge das wiedergeborene Vaterland kräftig zur Freude aller Edlen erstehen!

Reinhard bezog nun eine geräumige Amtswohnung im dritten Stock des Hotels Gallifet, Rue de Bac, wohin die Übersiedelung des auswärtigen Amtes aus dem Hotel Cerutti, begonnen schon unter dem Direktorium,

vollendet worden war. Mit gewohntem Eifer nahm er die Pflichten des neuen Amtes auf sich. An Harnier vom 9. Juli:

Sie sehen, der Wurf ist gethan, und welche andere Rücksichten oder Neigungen, besonders von Seiten meiner Frau auch zum Opfer gebracht werden müssen, so ist es, dünkt mich, ehrenvoll und selten, aus fünfundzwanzigjährigen Stürmen so hervorzugehen. Ich gehöre nun dem wiedergeborenen alten Frankreich völlig an und werde mit ihm stehen oder fallen, jedoch der festen Zuversicht lebend, daß wir nicht fallen werden. Unsere Regierung fährt fort, durch Milde, Rechtlichkeit und Mäßigung den vollständigsten Kontrast mit der vorübergegangenen Epoche zu bilden. Die Reihe ist nun an Deutschland und alle Blicke werden sich in kurzem nach Wien wenden. Es herrscht, dünkt mich, seit dem großen Bunde der Fürsten ein erster Impuls von Moralität und Mäßigung, der auf alle noch zu verhandelnden Geschäfte, so verwickelt sie sein und so viele Leidenschaften sie aufregen mögen, günstig einwirken kann, und wahrlich die Menschheit müßte verzweifeln, wenn alles damit endigen sollte, daß das alte Spiel wieder von neuem gespielt würde! . . . Constant, der für die Maximen einer freien Verfassung immer thätig ist, sehen wir ziemlich oft.

Unter den Deutschen, die Reinhard in diesem Sommer wiedersehen durfte, war auch sein Neffe Karl Sieveking. Er hielt sich drei Monate, vom Juni bis Ende August, in Paris auf als Mitglied einer Abordnung, die sich um Rückgabe der von den Franzosen geraubten Hamburger Bank bemühte. „Ich sehe Reinhard", schrieb Sieveking nach Hause, „fast täglich; er hat mir sein Tagebuch gegeben, worin ein sehr merkwürdiger Zeitraum im höchsten Grade lebendig geschildert wird. Warum muß das außerordentliche Talent des Mannes in den Archiven begraben sein? Wie gerne sähe ich ihn, von den Geschäften zurückgezogen, seine Muße mit Darstellung der Begebenheiten und der Charaktere unseres Zeitalters ausfüllen! Fürs erste ist dazu freilich noch keine Hoffnung." Als er Ende August wieder ging, nahm Christine in sichtlicher Rührung Abschied von ihm; sie sah in dem Neffen den letzten Vertreter heimatlicher Erinnerungen fortgehen.

„Wie vieles hätte diese Feder noch mitzuteilen", schrieb Reinhard am 24. September an Harnier, „wenn ich ihr den Lauf ließe, schon über mich und die höchst sonderbare und dennoch höchst erklärbare Wahlverwandtschaft, die mich in so verwickelte Verhältnisse gezogen hat!" Unter dem Wahlverwandten meinte er seinen Herrn und Meister, dem er halb unfreiwillig gefolgt war, dessen Gönnerschaft er nicht entbehren konnte und die er doch wie einen Druck empfand. Die amtliche Stellung erwies sich keineswegs so befriedigend, wie sie anfangs geschienen hatte, er empfing von seinem Chef journalistische Aufgaben, die ihm widerstrebten, auch hatte er unter La Bes-

nardières' Eifersucht zu leiden. Im Rückblick auf diese Zeit schrieb Reinhard später an Goethe: „War ich 1799 als Minister im Fegfeuer gewesen, so fühlte ich mich 1814 als directeur in der Hölle bis zu seiner [Talleyrands] Abreise nach Wien.“ Talleyrand bestellte, als er im September zum Wiener Kongreß abreiste, den Grafen Jaucourt, Minister ohne Portefeuille, zu seinem Stellvertreter, und Reinhards Stellung wurde dadurch, nach Rists Bemerkung, bedeutender als zuvor, da Jaucourt ein rechtlicher Mann, aber nicht von großen Fähigkeiten war. Johann Georg Rist, der alte Freund des Reimarusschen Hauses, traf eben in diesen Tagen in Paris ein, um als dänischer Kommissär an den Verhandlungen Teil zu nehmen, in denen die Liquidations- und Entschädigungsforderungen der Mächte an Frankreich geregelt werden sollten. „Reinhards“, so schreibt er, „empfingen uns wie alte Freunde, und trotz der großen Entfernung sahen wir sie so oft, als die beständig leidende Gesundheit der unglücklichen Stinchen es erlaubte, und ich verdanke seinem Vertrauen, dem er sich jedesmal in Lagen, wo er sich zufrieden und überlegen fühlte, hingab, die richtigsten Ansichten und nützlichsten Winke über den Stand der Sachen. . . . Reinhards Haus war, wie zu allen Zeiten, der Sammelplatz von Gelehrten und Geschäftsleuten, die ein mäßiger Aufwand von Zeit zu Zeit zu vereinigen gestattete.[2]) Abhängige Hausfreunde, deutsche Gelehrte und Künstler, Männer aus der früheren Revolutionszeit, begegneten sich an einem kleinen, gut besetzten Tische, und es fehlte nicht an belehrender Unterhaltung, wenn der Hausherr geneigt war sie zu begünstigen. Manchmal hingegen, wenn irgend ein häuslicher Kummer oder öffentlicher Verdruß ihn innerlich bewegen mochte, glich seine ragende Gestalt der des Königs Saul, den der böse Geist ergriffen hat.“ Gleich in den ersten Tagen wurde Rist durch Reinhard in eine feierliche Sitzung des Instituts eingeführt.

Inmitten der Verdrießlichkeiten des Amtes und bei dem unerfreulichen Gang der öffentlichen Dinge erneuerte sich auch wieder das Schwanken zwischen Pflicht und Neigung. „Das ists eben, daß das Ungewisse mich wieder wie eine drückende Atmosphäre umgiebt; aber mitten in diesem Ungewissen steht ein Entschluß fest, und Ihre Ermahnung am Ende Ihres Briefes lag längst in meinem Herzen“, so schrieb er schon am 7. Oktober an Freund Harnier, der es nicht an Zuspruch fehlen ließ, sich auf irgend eine Weise wieder dem alten Vaterlande zuzuwenden. Man spürt den unterdrückten Seufzer, wenn Christine an denselben Freund die bezeichnende Frage richtet: „Wie haben Sie den 18. Oktober gefeiert?“ Benjamin Constant schreibt im November: „Reinhard ist in seinen Archiven, wenig zufrieden mit seinem Platz, und

beklagt sich über seine untergeordnete Stellung.“ Schon denkt er daran, wieder in die Diplomatie überzutreten — fort aus Paris und womöglich auf einen Posten in Deutschland. In einem Brief vom 3. Februar erteilt er Harnier den Auftrag, „die letzten Nachsendungen des in Kassel zurückgebliebenen Eigentums wenigstens solange aufzuschieben, bis über ein großes, bereits ausgesprochenes Anliegen entschieden sein wird. Dieses Anliegen ist kein geringeres, als mein voriges wanderndes Leben wieder anzutreten. Wer vermag etwas gegen alte Gewohnheit? Aber ob und wann und wohin? das ist die Frage, über die nichts entschieden werden kann, bevor nicht anderswo über das Schicksal von Europa entschieden wird.“ Inzwischen werden Pläne für das nächste Frühjahr geschmiedet. Reinhard hoffte am Rhein mit Goethe und mit Sulpiz Boisserée zusammenzutreffen. Seine Frau sollte die Mutter in Hamburg besuchen — Vater Reimarus war 84 Jahre alt am 6. Juni 1814 in Rantzau gestorben —, und er wollte ihr dann bei der Rückreise bis auf die Güter am Rhein entgegenkommen. Doch alle diese Pläne wurden plötzlich zu nichte durch den härtesten Schlag, der Reinhard treffen konnte. Am 19. Februar 1815 endete Christine ihr schmerzvolles Leben nach einer 32stündigen Starre, die sich auf einen ihrer Nervenanfälle eingestellt hatte. Am 15. Februar war eine kleine Gesellschaft im Hause gewesen; es wurde deklamiert und Christine trug Schillers Cassandra mit großer Lebhaftigkeit vor. Die Anwesenden bemerkten, daß sie mit ungewöhnlicher Wärme und tiefstem Gefühl das Wort: „Soll ich mein Geschick vollenden, fallen in dem fremden Land?“ aussprach. Wie von einer Vorahnung des eigenen nahen Todes wurde sie dergestalt ergriffen, daß ihr Stimme und Atem versagte und sie lange innehalten mußte. Am 18. schrieb sie noch einen Brief an ihre Mutter nach Hamburg, voll Sehnsucht und Freude über das baldige Wiedersehen in der alten Heimat, doch an demselben Abend bekam sie wieder einen Anfall, der der Anfang vom Ende war.

Jenen am 3. Februar begonnenen Brief an Harnier hatte Reinhard noch nicht abgeschickt. Jetzt fuhr er am 20. Februar fort:

Welches Verhängnis hat mich bis jetzt abgehalten, diesen Brief wegzusenden! Uebermorgen ist der Geburtstag meiner Frau; die Kinder haben schon ihre Wünsche bereit. An diesem Tag wird sie begraben werden! Gestern um Mitternacht verlöschte sie, ein freundlich lächelnder Engel. Die Aerzte sagen, der Zufall sei apoplektisch gewesen. *Sie* wissen, was ich verloren habe; *jetzt* weiß auch ich es ganz. Zu spät, mein Freund. O, der Schlag *sollte* mich treffen; er *hat* mich getroffen.

Doch Gottlob, ich habe Thränen! Die Kinder schliefen ruhig im Nebenzimmer, nur durch eine Bretterwand von ihr geschieden; und wie sie aufgehört hatte zu atmen, nahm ich den Atem der Kinder für den der Mutter. O, das milde Lächeln, das die Seele im Entfliehen auf ihre Züge legte, das hat mich weich gemacht, das steht vor mir und ich kann weinen. Nur indem ich diesen Brief schreibe, sind meine Augen trocken. — Den 21. Febr. Über meine Zukunft kann ich Ihnen jetzt nichts sagen. Sie wissen, wie sehr sie und ich über unsere Ansicht einverstanden waren; nur der Impuls kam nicht von ihr. Was bedeutet es, wenn ihr Körper in ihr fremder Erde liegt? Ach! die Seele, der Geist, alles, was sie selbst war, gehörte einem anderen Lande an. Es giebt Augenblicke, wo wir über das Leben hell sehen. Im dumpfen Verlauf der Tage liegt die heillose Materie zwischen den Geistern. Aber solche Augenblicke konnte sie mir geben, wenn ich wollte; denn sie lebte fast nur in solchen! Und dann mußte ihr Tod kommen, um mir den Blick zu hellen. Ach, sie wußte das wohl! Lieber Harnier! Sie sind unter den Wenigen, die sie erkannten und zu denen sie sich hinneigte. Sie sind auch mein Freund. Beklagen Sie mich!

Bis zu ihrer Auflösung in der Frühe des 19. Februar hatte Christine schwer zu leiden gehabt. Am folgenden Morgen aber, so bezeugt auch Fritz Jacobi, war aus ihren Zügen jede Spur des Schmerzes verwischt und die Züge stellten ein Bild jugendlicher Heiterkeit dar, so wie er die Entschlafene vor 20 Jahren in Hamburg gekannt hatte. Fritz Jacobi, der älteste Sohn des Weltweisen, war damals täglicher Gast und hilfreicher Freund im Reinhard'schen Hause; er sowie J. G. Rist und dessen Gattin standen in diesen Tagen dem gebeugten Manne treu zur Seite. Rist berichtete die näheren Umstände an Freund Poel in Altona und fügte hinzu: „Reinhard fühlte die ganze Schwere der Trennung einer treu geführten Ehe. Zwei Kinder, eine Tochter und ein jüngerer Knabe standen verwaist um ihn. Am 22. Februar wurde sie begraben. Ich schloß mich einem ansehnlichen Gefolge an, das nach gehaltenem Gottesdienst sie zum Kirchhof des Père la Chaise begleitete. Da ruht die viel gewanderte, vielgeprüfte Stinchen Reimarus auf der höchsten Anhöhe, wo die Gräber vieler Fremden stehen."

Karl Sieveking, damals in Berlin, schrieb auf die Nachricht vom Tode Christinens seiner Mutter: „Soll ich es sagen, daß bei meinem Abschied aus Paris Stinchens Tod auf der fremden Erde sich mir als die deutliche Ahnung eines unabwendlichen Geschickes aufdrängte? Die Zerrüttung ihrer Nerven, die Spannung ihrer äußeren Lage, die trostlose Klarheit ihrer Ansicht hatten nach und nach ihre Gesundheit so untergraben, daß ich in dem lebhaften Wunsch, wieder zu ihrer Mutter zurückzukehren, eines jener Zeichen finden möchte, wodurch der Tod sich dem Menschen anzukündigen pflegt." Conz

aber hat dem Freunde, als er dessen Verlust erfuhr, gefühlvolle Strophen gewidmet, ein schönes Zeugnis für diesen und für die entrissene Gattin. Einige dieser Strophen lauten:

Sie selbst, vom Ahnungsgeist emporgetragen,
Hat Prophezeiung ihres Tods durchglüht.
Der frommen Seh'rin gotterfüllte Klagen
Sie waren noch ihr letztes Sterbelied;
Mit ihre Rede Wohllaut auszusagen
Den Freundinnen dies Herz, war sie bemüht.
Beim Worte: Sterben in dem fremden Lande
Brach fast ihr eignes, sprengend seine Bande.

Des dritten Morgens neuer Strahl entbrannte,
Und heiter grüßt sie mit dem letzten Gruß
Das Sonnenlicht, das ihrem Geist verwandte,
Winkt dann der Heimat zu den Scheidekuß;
Wie fernhinsprechend mit der Mutter brannte
Ihr Herz jetzt noch in kindlichem Erguß —
Da naht ihr das Geschick mit rascher Eile,
Da rafft der Tod sie hin mit sanftem Pfeile.

Ich darf das Wort, ich darf es kecklich wagen:
Nie war ein Weib solch eines Manns so wert!
Wohl mir, daß ich in jenen süßen Tagen,
Als Wiedersehn des Freunds mir ward beschert,
Als ich mein Herz an seinem fühlte schlagen,
— O süßes Glück, zu lange schon entbehrt! —
Wohl mir, daß ich der Sitten hohe Milde
Bewundern durft' in diesem Frauenbilde!

Dich hat die Zeit auf hoher Flut getragen,
Ein ernstes Schicksal schritt dir streng voran.
Durch glorreich Wirken, Nehmen und Entsagen,
Geprüft auf des zweifält'gen Glückes Bahn,
In angefochtnen, wie in sichern Tagen
Hast du dich stets erprobt als edlen Mann.
Für manches Opfer ward zum schönsten Lohne
Die Liebe dir, des Hausherds Myrtenkrone.

2.

Mit der Rückkehr Napoleons von Elba brach abermals eine Katastrophe herein, die auch Reinhards Schicksal aufs neue ins Ungewisse setzte. Noch einmal, und mächtiger denn zuvor, ergriff ihn der Gedanke, sich in den Schoß der alten Heimat zu retten. Die Nachricht vom Wiedererscheinen des Verbannten hatte er sofort sehr ernst genommen und, die Schwäche der Regierung

kennend, Vertrauten gegenüber seine Besorgnisse nicht verhehlt. Auf einen so schmählichen Zusammenbruch, auf einen solchen Abgrund von Charakterlosigkeit, wie er täglich verächtlicher sich enthüllte, war doch Niemand gefaßt. Wer nicht vom Abfall sich fortreißen ließ, rüstete sich zur Flucht. Als Rist in diesen Tagen mit Benjamin Constant, dem Staatsrat Pichon und dem ehemaligen westfälischen Minister Grafen Wolfradt einen Abend bei Reinhard zubrachte, fühlten alle, daß es ein Abschiedsmahl sei. Doch diesmal schwankte Reinhard nicht einen Augenblick: dem Corsen jedenfalls gehörten seine Dienste nicht wieder.

In dem Ministerium, das ihm anvertraut war, hielt er aus bis zum 20. März, bis zum Morgen desselben Tages, an dessen Abend Napoleon in die Tuilerien zurückkehrte. Zuvor unterrichtete er das diplomatische Korps von seiner Abreise und ließ den Vertretern der fremden Mächte die Wahl, sich entweder dem König in Lille anzuschließen oder sich zu ihren Regierungen zurückzubegeben. Er reiste mit seinen Kindern zunächst nach Brüssel, wo die königlichen Prinzen, die treugebliebenen Generale und die Mitglieder der Regierung Ludwigs XVIII. sich befanden. Von bonapartistischen Emissären bis an die Grenze verfolgt, weil man ihn für den Träger von Staatspapieren hielt, grüßte er „glücklich gerettet mit doppelter Freude“ den belgischen Boden. Die Siegel des Ministeriums hatte er mit sich genommen, er schickte sie jetzt dem König. Dagegen waren die Papiere der Kanzlei zurückgeblieben, sei es in der Eile der Flucht, oder weil Reinhard ihre Entfernung nicht für nötig hielt. Er schrieb am 28. März an Talleyrand nach Wien, wichtige Papiere habe er nicht gehabt, doch bedauert er weiterhin, nicht wenigstens die Verträge vom 3. Januar mit fortgenommen zu haben. „Ich kenne unter den Papieren der Kanzlei keine anderen, die Folgen haben könnten.“ Es waren dies die Verträge, die Talleyrand mit England und Österreich gegen die Ansprüche Rußlands und Preußens abgeschlossen und mit denen er, wie er triumphierend an Ludwig XVIII. schrieb, inmitten der Friedensverhandlungen die Koalition aufgelöst hatte.

Rist war einen Tag früher nach Brüssel abgereist und hatte bereits im Hotel de France am Paradeplatz Wohnung genommen. „Am 23. März Mittags,“ schreibt er, „stieg Reinhard unter unseren Fenstern aus und spähete nach Wohnung. Ich führte ihn und die Kinder zu uns herauf, und da inzwischen wieder einiger Raum geworden war, bezog er Wohnung neben uns. Was oft selbst gleiche Gesinnung nicht vermag, das thut der Drang bewegter Zeiten. Wir standen einander plötzlich um Vieles näher

gerückt. Reinhard war offen, mitteilend, wie man ihn nie gesehen hatte, und wenige haben ein reicheres, edleres Gemüt zu bieten." Und an die Mutter Reimarus in Hamburg schrieb Rist, gleichsam zum Trost für den schmerzlichen Verlust der Tochter: „Ich habe Ihren flüchtenden Schwiegersohn mit seinen Kindern ankommen sehen, nicht ohne eine Art von Beruhigung in dem Gedanken zu finden, daß Ihre Tochter so vielen neuen Leiden, und endlich noch, daß sie der schwersten Prüfung, die jenem bevorstand, entgangen. Sie hätte das alles nicht ertragen und seinen Kummer nur vermehrt."

Reinhard war von Paris abgereist mit dem festen Entschluß im Herzen, „Deutschland wieder anzugehören und dem fremden Lande zu entsagen, wo wissend, schauend, unverwandt meine Cassandra ihr Geschick vollendet hat." Seinem Chef, dem Grafen Jaucourt, hatte er diese Absicht mitgeteilt. Er war der Wechselfälle müde, die er, dem Gelöbnis von Bordeaux getreu, in seiner Anhänglichkeit an den französischen Staat erfahren. Napoleon hatte ihn schon am 22. März durch Coulaincourt förmlich einladen lassen, nach Paris zurückzukommen. Er erwiderte ablehnend. „Mein Gewissen kann nicht gleichen Schritt halten mit einer Nation, die allzuschnell entweder ihren Kaiser oder ihren König verleugnet hat." Dem Freund in Kassel zeigte er seine Ankunft in Brüssel in einem Brief vom 28. März an: „Gerettet, mein liebster H., mitten unter den Gefahren einer durch Verrat verlängerten Flucht, aus der furchtbaren anderen, unter dem Säbel des Ankömmlings zu fallen, der frei und unverhohlen sich als den zweiten Robespierre darstellt. Außer dem Gesetz von Europa erklärt, hat er sogleich seine Stellung genommen, und auf den Mauern von Paris liest man wieder: Liberté, égalité, ou la mort! Jede Minute verlorener Zeit ist jetzt für die Aliirten unersetzbar. Entweder ist er in drei Monaten am Rhein, oder sind sie in drei Monaten zu Paris . . . Die Preußen rücken nach Namur vor; von Preußen vorzüglich erwarte ich viel."

Also mit Napoleon war er fertig, den Brief Coulaincourts hatte er sofort an den königlichen Hof gesandt und damit zu verstehen gegeben, daß man sich auf seine Treue verlassen könne. Allein sollte er in den Diensten einer Regierung bleiben, die er jetzt von den wütendsten Ultraroyalisten fortgerissen, die er blindlings ins Verderben rennen sah? Talleyrand und Jaucourt wünschten sein Bleiben. Doch in der Umgebung des Königs, der sich Ende März nach Gent begeben hatte, legte man weniger Wert auf die Dienste eines Mannes, dessen liberale Gesinnungen man kannte. Der Hof ließ ihn

Kälte und Mißtrauen fühlen. „Der rechtliche und stolze Mann fühlte sich tief gekränkt und forderte seine Entlassung, die ihm in Form eines Urlaubs erteilt wurde.“ Der König erklärte, daß ihm seine Dienste für den Augenblick nicht notwendig seien, und erteilte ihm die Erlaubnis, seine Kinder nach Falkenlust zu bringen. „Er fühlte wohl,“ so erzählt Rist, „daß unter solchen Umständen Frankreich auf jede Weise verloren sei, und für einen Fremden der Dienst, in dem er schon so viele Wechsel erfahren, unhaltbar. Aber man trennt sich nicht immer so leicht von der Gewohnheit des Einflusses und der Bedeutsamkeit. Der trübe Geist war von dem Augenblick wieder über ihn gekommen: wie ein anderer Saul schwankte die lange Gestalt zwischen finsterer Verschlossenheit und Argwohn umher. Gespenster heimlicher Verfolgung, schwarze Gewebe zu seinem Verderben verfolgten ihn. Mit sinnreicher Befangenheit spann er sich aus den geringfügigsten Umständen, die seine Flucht, seinen Aufenthalt in Brüssel begleitet hatten, ein Komplott ohne innere Wahrscheinlichkeit.“

In dieser verstörten Stimmung reiste Reinhard nach zehntägigem Aufenthalt von Brüssel ab. Er ging nach seinem Besitztum am wieder deutsch gewordenen Rhein, hinter ihm das Chaos des fremden Landes, dem er bis zur Selbstverleugnung gedient hatte, Ehre und Einfluß dafür eintauschend, doch keine innere Befriedigung. Unschlüssig war er noch immer, doch fühlte er sich mächtig nach der deutschen Seite hingezogen, ja hingedrängt, als seine Reise auf eine Weise unterbrochen wurde, die dem andern Genius, der um seine Seele stritt, unerwartete Hilfe brachte. Auf der Grenze unfern Lüttich wurde er am 2. April durch die preußische Militärpolizei — wie man ihm sagte, auf Requisition der belgischen hohen Polizei — verhaftet, mit Gensdarmen nach Aachen gebracht, dort ungehört, trotz heftiger Einsprache, seiner Papiere beraubt und ungeachtet des ehrenvollen Zeugnisses des eben durchreisenden Herzogs von Wellington festgehalten. Über sein weiteres Schicksal, sagte man ihm, werde in Wien entschieden. Doch wurde ihm der Wunsch nicht versagt, der Entscheidung — freilich unter Gensdarmenbegleitung — bis Frankfurt entgegen zu reisen, um in größerer Nähe persönliche Geschäfte abwickeln zu können. Dort sollte er unter Aufsicht bleiben, und während seine Papiere nach Wien gesandt wurden, die Entscheidung des Fürsten von Hardenberg abwarten. Es war eine peinliche Wartezeit. Die Schritte, die Reinhard nach verschiedenen Seiten hin bei den Verbündeten that, blieben für den Augenblick ohne Erfolg. Dagegen erfuhr er in dieser Zeit nicht nur, daß Ludwig XVIII. angelegentlich sich für ihn verwandt habe, er erhielt auch

wiederholt Aufforderungen, die Geschäfte am Hof in Gent wieder zu übernehmen.

Vor allem war dies der Wunsch Talleyrands und Jaucourts, die mit Besorgnis den übelberatenen König in eine unheilvolle Bahn gedrängt sahen. Als die Mächte im April ihre Achterklärung vom 13. März gegen Napoleon wiederholten, und sie dafür vom König eine Äußerung des Danks und der Zufriedenheit erwarteten, die Briefe desselben nach Wien aber eine solche nicht enthielten, schrieb Talleyrand an Jaucourt, am 19. April: „Die Briefe des Königs lassen mich immer mehr bedauern, daß Reinhard nicht bei dem König ist. Sie haben wenig gefallen.“ Jaucourt erwiderte am 23. April: „Ich habe nicht nur gleich am ersten Tage an Reinhard geschrieben, sondern auch alle Personen, die durch Frankfurt reisten, wo er unter Aufsicht gehalten wird, ihm sagen lassen, daß er hierher kommen möchte. Er ist mir etwas zugethan und weiß, welche Achtung ich für ihn hege. Seine Anwesenheit würde uns um so nützlicher sein, als er heute, ohne nach seinen früheren Ansichten forschen zu wollen, wohl der Meinung sein würde, daß man den König als Erhalter der durch die Verfassung verbürgten Freiheit darstellen müsse.“ Reinhard war nicht der Mann, um solchen Lockungen zu widerstehen. Er war im Unmut aus Brüssel geschieden, doch die jüngste Erfahrung konnte nur die Wirkung haben, die schon gelockerten Bande mit Frankreich wieder fester zu knüpfen. Wohin in Deutschland hätte er sich wenden können? Eine Zeitlang dachte er daran, Weimar als Zufluchtsstätte zu wählen und Goethe als Vermittler und Fürsprecher beim Großherzog anzugehen. Auch dieser Traum konnte keine feste Gestalt gewinnen. Es war vorauszusehen, daß er dem wiederholten Ruf des Königs nicht widerstehen würde, wenn derselbe von einer ehrenvollen Genugthuung für die in Gent erfahrene Kränkung begleitet war.

In Frankfurt angekommen hatte er zunächst nach K. E. Oelsner geschickt, dem alten Pariser Freund, und dessen Besuch sich erbeten. Noch während der Kasseler Zeit standen sie im Briefwechsel und Reinhard zeigte sich hilfreich und besorgt, um dem Freund zu einer annehmbaren Stellung zu verhelfen. Jetzt zeigten sich die Freundschaftsbande gelockert. Oelsner bemühte sich um eine Anstellung in der preußischen Diplomatie und besorgte durch einen Besuch bei dem Verdächtigen sich bloszustellen; nachher hat er sich dann doch bei ihm eingefunden.[3]) Glücklich traf es sich, daß Harnier zufällig sich in Frankfurt befand und während dieser peinlichen Wartezeit dem Freund Gesellschaft leisten konnte. Und die alte Treue bewährte auch

ein anderer Freund, Sulpiz Boisserée. Sobald er von Reinhard benachrichtigt worden war, eilte er aus Heidelberg herbei und brachte drei Tage bei dem Verdächtigen zu. Von diesem Besuch gab dann Sulpiz dem gemeinschaftlichen Freund in Weimar folgenden Bericht:

Reinhard fand ich zu Frankfurt in einer verdrießlichen Lage. Wir verlebten drei nicht angenehme, doch bedeutende Tage miteinander. Wir hatten uns seit sieben Jahren nicht gesehen; da war viel nachzuerzählen; auch gab der Augenblick und die Angelegenheit unseres Freundes viel Anlaß zu neuen Gesprächen. Ich mußte nur bedauern, daß er seine Sache, die, wie auch der Erfolg bewiesen hat, mehr aus dem allgemeinen Gang der Dinge zu erklären war, nur gar zu persönlich nahm, doch gelang es mir, ihm manche übertriebene schwarze Gedanken auszureden und seine Ungeduld einigermaßen zu beschwichtigen. Die Erinnerung an Sie gab mir die angenehmste Gelegenheit, die Rede oft von dem Wirrwarr des öffentlichen Wesens auf das heitere, freundschaftliche Leben der Kunst hinzulenken, und wir schlossen dann immer mit der Hoffnung, daß die schon wahrscheinliche gute Wendung der Begebenheiten uns beide in diesem Sommer mit Ihnen zusammenführen würde. Für Reinhard ist diese Hoffnung jetzt so gut wie verschwunden, da er als ein edler Mann dem Könige gerade im Unglücke seine ferneren Dienste nicht hat versagen können. Meine Wünsche begleiten diesen braven Mann um so mehr auf allen seinen Wegen, als sein Schicksal durch eine seltsame Verwicklung der Umstände unauflösbar mit jenem des gemütlosen französischen Volkes verknüpft scheint; es ist wohl ein rechtlicher Unterschied zwischen den Königlichen und Bonapartischen, aber Franzosen sind doch die einen wie die andern, und unter denen kann es keinem Deutschen je wohl werden, am wenigsten einem ehrlichen Schwaben.

Endlich am 30. April kam ein Kurier aus Wien, der Reinhard die drei in Aachen abgenommenen Portefeuilles „lauter Dokumente meines öffentlichen und Privatlebens seit zwanzig Jahren" — wieder zustellte und dem in Frankfurt kommandierenden Fürsten Reuß die Ermächtigung brachte, Reinhard freizulassen und ihm einen Paß zur Weiterreise auszustellen. Ein verbindliches und ehrenvolles Schreiben des Fürsten Hardenberg entschuldigte das Mißverständnis und versicherte, daß seine Portefeuilles unberührt geblieben seien. Letzteres bezweifelte Reinhard; er schrieb an Harnier: „Sie haben wohl in den Papieren den kurz vor Napoleons Rückkehr von Elba zwischen Österreich, Frankreich und England geschlossenen besonderen Vertrag gesucht und gefunden." In der That war es wohl bei dem ganzen „Mißverständnis" auf die Beweisstücke für den Vertrag vom 3. Januar abgesehen.

„Ich werde nun morgen," schreibt er an Boisserée am 1. Mai, „mit Gott nach Falkenlust abreisen. Ob nachher wieder nach Gent, das hängt von einer Antwort ab, die ich vom Grafen Jaucourt abwarten werde. Der König

hat sich in dieser letzten Krise gegen mich so edel und gütig benommen, daß es für mich Pflicht des Gefühls und der Ehre wird, ihm meine Dienste, auch mit Aufopferung meiner Neigung, noch eine Zeitlang zu weihen, wenn er ihrer wirklich bedarf." Am 3. Mai traf er in Falkenlust bei seinen Kindern ein und atmete nun in den nächsten Wochen „diese reinere Luft" ein, um zu den neuen Verwicklungen, denen sein Schicksal ihn entgegenrief, Gesundheit und Kräfte zu sammeln. Er mußte, wie er an Goethe schrieb, nach den Erfahrungen in Brüssel zweifelhaft sein, ob der wiederholte Ruf des Königs vielleicht bloß als eine Wirkung des Anteils zu betrachten sei, den „Se. Majestät an dem ungeheuern Mißgriff nahm, der an mir verübt worden." Hierüber bat er sich eine Erläuterung aus, die ihm am 17. Mai durch einen Brief Jaucourts in erwünschter Weise zuteil wurde, und die es ihm zur „Pflicht der Dankbarkeit und Ehre" machte, der Einladung des Königs nach Gent zu folgen. Gleichwohl war es auch jetzt noch immer sein Plan, nur eine Zeit lang im Dienste auszuhalten und dann endgiltig sich zurückzuziehen und Deutschland wieder anzugehören. Er sagte sich freilich, daß durch seinen jetzigen Entschluß die Aussicht, in Deutschland künftig eine Anstellung zu finden, erschwert wurde. Am 18. Mai schrieb er an Goethe: „Auf den Fall, wenn ich vorläufig in den Staaten des Königs von Preußen mich niederlassen wollte, hatte ich vom Fürsten von Hardenberg die feierliche Versicherung erhalten, ich würde auf keine Weise weiter beunruhigt werden; indessen schien es mir aus manchen Symptomen, daß selbst diese Versicherung vielleicht nicht hinreichend sein möchte, der deutschen Ungunst gegen alles, was aus Frankreich kommt, und dem Argwohn der Unterbehörden Schranken zu setzen."

So reiste er denn im Juni nach Gent, zunächst um dem König für seine Anteilnahme zu danken. Je länger er aber am königlichen Hofe verweilte, um so unbehaglicher, vereinsamter fühlte er sich: in seiner Unschlüssigkeit wollte er von Talleyrand die weitere Entscheidung über seine Zukunft abhängig machen. An Harnier schrieb er am 7. Juni:

Am 23. des vorigen Monats bin ich hier angelangt und die erste Woche ist mir auf recht unterhaltende Weise verstrichen. Die Schönheit der Witterung, der Reiz der Gegend, die Eigentümlichkeit der Stadt, die Neuheit meiner Situation gewährten mir Zerstreuung und Überraschung genug. In der zweiten Woche fiel Regen auf Regen, die einheimischen Gesichter erschienen mir stumpf, die auswärtigen meistens fremd; die Massen hatten sich gesondert; ich befand mich in einem kleinen Häuflein und auch mit diesem nur durch einzelne Berührungspunkte verbunden; ich, der ich neulich eine Heimat gefunden zu haben glaubte, war wieder ein Ausgewanderter. So stehe ich nun in täglicher Erwartung von zwei bedeutenden Mo-

menten, der Eröffnung des Feldzugs und der Ankunft des Fürsten Talleyrand. Diese wird auf meine persönlichen Verhältnisse und Entschlüsse einen entscheidenden Einfluß haben.

Als nach der Schlacht von Waterloo der Hof sich sofort zur Rückkehr nach Paris anschickte, ging Reinhard mit, doch zunächst bloß bis Mons, wo er mit seinem alten Gönner zusammentraf. Talleyrand, der mit dem Tadel der während der ersten Restauration gemachten Fehler nicht zurückhielt, war in Ungnade gefallen und hatte vom König einen Urlaub nach Karlsbad erbeten und erhalten. Hier in Mons sammelte er seine Getreuen um sich, die nun in Verlegenheit waren, ob sie dem König nach Cambrai oder ihrem Chef nach Karlsbad folgen sollten. Aus diesem Zwiespalt rettete sie die Umstimmung des Königs, der durch den Herzog von Wellington bewogen worden war, Talleyrand beizubehalten und der nun seine alten Minister, Talleyrand eingeschlossen, nach Cambrai zu einem Ministerrat berief. Für Reinhard war die Ungewißheit in Mons doppelt peinlich gewesen: für ihn handelte es sich nicht bloß darum: soll er dem König, soll er Talleyrand folgen? Vielmehr in allen seinen Entschließungen war er wieder wankend geworden. Er fand sich einen Augenblick in quälender Verwirrung. Soll er überhaupt wieder zu den Geschäften zurückkehren? In tötlicher vorahnender Herzensangst, wie er selbst an Goethe schreibt, kann er sich nicht entschließen, Talleyrand an das königliche Hoflager zu begleiten, er bleibt in Mons, doch im nächsten Augenblick, sein Gefühl durch Reflexion übertäubend, macht er sich gleichfalls auf den Weg nach Cambrai, um dann mit dem König und mit Talleyrand nach Paris zurückzukehren. „Nicht ohne die stärksten inneren Kämpfe," so bezeugt Guhrauer, „erlangte es Reinhard von sich selbst, in das thätige Leben wieder einzukehren."

Er nahm jetzt seinen früheren Platz im auswärtigen Ministerium wieder ein, und gerade in diesen Tagen, in dem Kampf zwischen der Verfassungspartei und dem reaktionären Andrängen der Verteidiger von Thron und Altar schien sich endlich „ein richtiges Verständnis und ein festeres Verhältnis" zu Talleyrand zu bilden. An Harnier 6. August:

Als ich Ihnen, liebster H., noch von Gent aus schrieb, vermutete ich noch ebenso wenig den raschen Gang der Ereignisse, die den König nach Paris zurückgeführt haben, als die Kette von Betrachtungen und Gründen, welche mich ihm dahin nachfolgen ließen. Seit den drei Wochen, die ich hier bin, haben sich die Verhältnisse überhaupt und folglich auch die meinigen noch so wenig befestigt, daß es mir an Mut und an Lust fehlt, darüber zu schreiben und, beinahe möchte ich sagen, darüber nachzudenken. Ich kann übrigens nicht anders, als dem Benehmen

des Mannes, dessen Wunsch den meisten Einfluß auf meinen Entschluß gehabt hat, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Auch die Umstände können sich so fügen, daß es seiner eigenen Konvenienz völlig gemäß wird, mich wieder im Ausland anzustellen; und alsdann ist mein Zweck erreicht. Über die großen hiesigen Angelegenheiten nur so viel, daß unsre innre Lage sich im Ganzen bessert. Die Integritätsfrage ist, wie Sie leicht glauben, die schwierigste. Übrigens bin ich mit mehr Achtung für die Nation wiedergekommen, als ich fühlte, wie ich im März sie verließ. Sie zeigt wenigstens einen Trotz, der beinahe wie Charakter aussieht. Karl Sieveking ist jetzt wieder hier, wie Sie vielleicht schon wissen, als Kapitän und Deputierter des hanseatischen Kontingents beim Herzog von Wellington. Auch Oelsner ist seit einigen Tagen hier angekommen und ich soll morgen mit ihm bei Pichon zusammentreffen. Um die Versöhnung zu beschleunigen, ließ ich ihn bei mir zum Essen einladen, aber er sagte sich engagiert.

17. August. Die Integritätsfrage scheint zum Vorteil Frankreichs entschieden zu sein, und da es zuverlässig ganz unmöglich gewesen wäre, über diesen Punkt der Nation Vernunft beizubringen, so läßt sich nun etwas für die Zukunft und für die Dauer des Ministeriums hoffen. Doch hat dieses noch eine schwere Probe zu bestehen, nämlich sich der Majorität in der eben jetzt zu wählenden Kammer zu versichern. Diese englischen Formen scheinen mir in gewaltigem Kontrast mit französischer Denkungsart und Gewohnheit. Hier gehört man den Personen oder den Stellen an und keinem System. . . . Soeben geht der Minister v. Bülow von mir; er hat mir über den Mißgriff seiner Landsleute eine Art von Ehrenerklärung gemacht.

Vom König erfuhr Reinhard fortwährend Geneigtheit und Vertrauen; am 22. August, dem Ludwigstage, erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Staatsrat und gleichzeitig seine Erhebung in den Grafenstand, mit der Verbindlichkeit, diesen Titel an ein in Frankreich zu kaufendes Gut zu knüpfen. Es war der Dank der bourbonischen Krone für die Treue, die der ehemalige Revolutionsmann dem Königtum, der Deutsche seinem Adoptivvaterlande bewahrt hatte. Dagegen sollte sich die Hoffnung auf den Bestand des Ministeriums nicht erfüllen. Tallеyrands Stellung, längst von innen und außen untergraben, war nicht länger zu behaupten und dies warf auch Reinhard, eben da er sein Verhältnis zu dem Meister endlich gesichert glaubte, aufs Neue in Ungewißheit zurück. Als Talleyrand im September ging, glaubte er „wie ihm angehörend“ gleichfalls gehen zu müssen, er faßte einen raschen Entschluß, bat um Urlaub und zog sich wieder auf seine Güter an den Rhein zurück. Wiederum spricht er von „gelüfteten Banden“. „So stehe ich nun,“ schrieb er dem Kasseler Freund, „nicht abgerissen, was gegen Pflicht und Klugheit wäre, aber mit gelüfteten Banden, die von dort aus entweder angezogen oder gelöst werden können. Zwei Dinge sind gegen mich, der Anschein, einem

Menschen anzugehören, (ich gehöre einem System an) und die durch meinen Entschluß erschwerte Aussicht einer Anstellung im Ausland. Eben darum war dieser Entschluß rasch. Aber von allen anderen Seiten rechtfertigen ihn Gefühl, Neigung und Überlegung." Talleyrands Nachfolger war der Herzog von Richelieu, mit dem Reinhard von früheren Begegnungen her nicht auf dem besten Fuße stand. Jetzt zürnte ihm der neue Minister, daß er mit Talleyrand gegangen war. Es war nicht zu hoffen, daß sich daraus ein angenehmes dienstliches Verhältnis entwickeln würde.

Am 2. Oktober, seinem Geburtstag, kam er in Falkenlust an. Wohlbehalten traf er hier die Kinder, die gleich nach seiner Verhaftung nach dem Landsitz gebracht worden waren und dort unter der Obhut seiner Schwester Christiane Hauff lebten. Die Schwester aber traf er schwer erkrankt, sterbend. Am 9. Oktober verschied sie, und zwei Tage darauf wurde sie unter den Bäumen des Parks begraben. Dieser Todesfall bestimmte Reinhard, auf den Wunsch seiner Schwiegermutter in Hamburg einzugehen, die sich die fünfzehnjährige Enkelin Sophie ausbat. Sie ist Ende des Jahres nach Hamburg abgereist, gleichzeitig mit Reinhards Abreise nach Frankfurt, und bis zum Jahre 1817 dort geblieben.

Eine willkommene Zerstreuung bot die Weinlese auf dem Apollinarisberg, wohin Reinhard Mitte Oktober mit den Kindern ging. Auf die lange genährte Hoffnung, daß Goethe und Boisserée zu dieser Feier erscheinen würden, mußte er freilich verzichten, und ebenso wenig konnte er Boisserées Einladung nach Heidelberg entsprechen. Daß ein Wiedersehen nicht gelang, war um so schmerzlicher, als Goethe in der Nähe gewesen war. Er hatte jene köstlichen Herbsttage am Rhein und am Main genossen, in denen des abwesenden Reinhard oft gedacht wurde. Goethe selbst schreibt an ihn von den „vielen Tagen und Stunden, wo ich teils für mich im Stillen, teils mit Freunden, durch Lokalitäten und hundert Reminiscenzen veranlaßt an Sie in Liebe gedacht und Sie in unsere Mitte gewünscht habe." Und durch Boisserée wissen wir, wie sich einmal die Freunde durch den Syndikus Schmid allerlei Spässe aus dem Leben Reinhards von den Klosterschulen und aus dem Tübinger Stift erzählen ließen. Dieser Syndikus Schmid in Frankfurt war nämlich jener Schorndorfer Schulkamerad, der wie Reinhard, durch die Klosterschulen gegangen war, in Tübingen die Rechte studiert hatte und Professor in Tübingen geworden war, bis er im Jahre 1795 einen Ruf als Konsul und Syndikus nach Frankfurt erhielt, wo er im Januar 1821 gestorben ist. Reinhard schrieb nach seinem Tod an Goethe: „Ein gleichgiltiges Verhältnis bestand

zwischen uns auf der Universität; er wurde nachher in Frankfurt angestellt und, hier durchkommend, machte ich ihm wohl einen Besuch. Während meiner Gefangenschaft hier im April 1815 nahm er keine Notiz von mir; da ich im Dezember wieder kam, sah ich ihn nicht und unser Verhältnis wurde von seiner Seite feindlich." Er erscheint unter den Freunden Varnhagens und Oelsners, wodurch sich die letztere Bemerkung erklärt.

So schnell war Reinhard von Paris abgereist, daß er wichtige Papiere in seinem Schreibtisch mitzunehmen vergessen hatte. Er schrieb deshalb an Karl Sieveking, der sich, wie erwähnt, seit dem Sommer wieder in Paris befand, als Abgesandter der drei Hansestädte im Hauptquartier Wellingtons. Sieveking sollte ihm jene Papiere auf sicherem Wege zustellen. Ihm trug er auch auf, für den Denkstein auf Christinens Grab die letzten Anordnungen zu treffen. „Nach meiner Absicht sollte die Säule eine gebrochene sein, und alsdann wäre nichts weiter nötig gewesen." Auch bat er ihn für das Einpacken seiner Bücher und sonstigen Habseligkeiten, die er im Hotel Gallifet zurückgelassen hatte, und für eine vorläufige Unterkunft der Kisten und Koffer besorgt zu sein.

Er fragte sich nun doch, ob er klug daran gethan, so rasch in Paris abzubrechen. An den Herzog von Richelieu und an Talleyrand schrieb er, wenn er seine Stelle im auswärtigen Ministerium verlieren sollte, bitte er sich eine Gesandtschaft im Ausland aus. Es begann ihn zu beunruhigen, daß er keine Briefe aus Paris erhielt. Auf Sievekings Zureden, er solle die Muße seiner künftigen Tage zur Aufzeichnung von Denkwürdigkeiten benützen, schrieb er ihm am 13. Oktober:

Was Ihre vorgefaßte günstige Meinung für die Bestimmung meiner späteren Jahre hält, fand bis jetzt in der Ahndung ein Hindernis, daß ich diese späteren Jahre nicht erreichen würde. Sollte aber das Schicksal meiner Neigung mich von Geschäften loszureißen zu Hilfe kommen, so würd' ich wenigstens eine Beschäftigung dieser Art immer zur Arbeit des laufenden Tages machen. Daraus würde folgen, daß alles sich auf Reminiscenzen und auf Benützung von Materialien, die in meinen Händen sind, beschränken müßte. Für jetzt macht das Schwankende meiner Lage, die ich mit allem meinem Bestreben noch nicht festzustellen vermag, mich mutlos; und auch aus dieser letzten Reise hab ich es sehr anschaulich gefühlt, daß ein rascher Schritt noch kein entscheidender Entschluß sein könne.

Am 4. November schreibt er demselben, daß er jetzt wenigstens von Bresson, einem Beamten des auswärtigen Ministeriums, einen Brief erhalten habe.

Mehr von oben herab keinen, wie ich's auch erwartete. Da ich nicht erwarten kann, daß, wenn ich auf eine Sendung ins Ausland hoffen darf, sie mir in meiner Abwesenheit zuteil werde, so muß es dabei bleiben, daß ich nach Verfluß meines Urlaubs nach Paris zurückgehe. Eben dies fordern die Schicklichkeit und die Pflicht der Dankbarkeit gegen den König. Nur wird es mir unmöglich sein, abzureisen, ehe Sophie nach Hamburg expediert ist. In diesem Sinn habe ich Herrn Bresson gebeten, mir eine Verlängerung des Urlaubs auszuwirken. . . . Auf Herrn Bresson ist nicht zu rechnen. Dieser ist ganz unter die Obhut seines alten Chefs zurückgetreten und gehört mir nicht mehr an. Eben von diesem Chef geht die Ansicht aus, die man im Ministerium über meine Reise gefaßt hat, und eben auch von diesem gehen größtenteils die Verhältnisse aus, die früher oder später die Verzichtleistung auf meine Stelle herbeiführen mußten. Das war das Übereilte an meiner Reise, daß ich dadurch die fast gewissen Chancen eines Ersatzes für eine nun sehr unsichere aufgab; aber nach den Umständen, die ich hier vorgefunden habe, darf ich dies keinen Augenblick bereuen. Hardenberg und Bülow wurden hier erwartet, Bülow sogar um einige Tage länger zu bleiben. Aber die Abreise scheint verspätet und der Weg, den die Reisenden wählen werden, wieder ungewiß geworden zu sein. Ich wünschte sehr, wenigstens Einen von Beiden zu sprechen. — Die gegenwärtige Sitzung hat mit einem Eid auf die Charte begonnen, mit ungefähr den nämlichen Stimmungen wie 1791 beim Eid auf die Konstitution von 1789; nun bleibt noch übrig zu sehen, ob mit dem nämlichen Resultat? Geschieht dies, so ist keine Hoffnung für Frankreich mehr, und dann müßt' es auseinanderfallen und Ihre Ansicht eintreten! So unerwartet immer die Wendung der meisten Begebenheiten in der Revolution gewesen sein mag, so ist doch, was von Vernünftigen vorausgesehen und vorausgesagt wurde, weil es in der Natur der Sache lag, immer eingetroffen; und so ist auch vorauszusehen, daß, wenn erst die Leidenschaften ihr Spiel begonnen haben, sie kein Ziel finden werden, als im Abgrund. Von den Planen und dem Einfluß der Zuschauer wird allerdings sehr vieles abhängen; und in eben dem Grade, wie dadurch das Einverständnis unter den Parteien selbst erschwert wird, wird es für Frankreich dringender und notwendiger. Der König allein kann das auseinanderstrebende noch zusammenhalten."

Seine Ungeduld wuchs, als auch seine Bitte um Verlängerung des Urlaubs ohne Antwort blieb, und so entschloß er sich, ohne die Antwort abzuwarten, selbst nach Paris zu reisen. „Mein Schicksal ruft mich," schrieb er aus Köln, wo er vergebens Bülow erwartet hatte, den 18. November an Harnier, „die Überlegung hat mich bestimmt, der Genius hat mich gewarnt, ich gehe mit schwerem Herzen. Daß ich nach Konsequenz und nach Pflicht handle, beruhigt mich allein. Tadeln Sie mich nicht; bleiben Sie mein Freund, auch wenn ich auf dem stürmischen Meere untergehen sollte, wo ich, ein alter Matrose, mich wieder hineinwage." Die Abreise von Falkenlust war auf den 20. November bestimmt. Schon war der Wagen gepackt, alles

zur Reise gerüstet, da erhielt er einen Brief von Bresson, der ihm anzeigte, daß er auf seine Bitte bis zur Abreise der Tochter zu bleiben ermächtigt sei; er solle auf seinem Landgut bleiben, bis man ihm seine Bestimmung anzeige.

Es dauerte noch drei Wochen, bis er seine neue Bestimmung, an den Frankfurter Bundestag, erfuhr. An Sieveking schrieb er am 3. Dezember:

Ich bin nun reisefertig und erwarte die mir angekündigten Instruktionen und Kreditive. Die Ausfertigung wird sich aber wohl verzögern, da die Verträge erst den 25sten den Kammern mitgeteilt sind, und wiewohl ich den natürlichen Wunsch habe, sobald als möglich an den Ort meiner Bestimmung abzugehen, so find' ich doch in der Erwartung, Sie alsdann noch hier ankommen zu sehen, einige Entschädigung. Andernfalls hoffe ich Sie in Frankfurt zu sehen. Sophie reist morgen nach Düsseldorf, ich begleite sie bis Köln. Ein Teil meiner Effekten ist bereits heute nach Frankfurt abgegangen. Es steht mir nun bevor zu erfahren, ob die Meinung, die ich zu verdienen und zum Teil zu besitzen glaube, in Frankfurt auch für die Gesinnung des französischen Gesandten bürgen oder ob man für nötig halten werde, abzuwarten, daß dieser erst Probe halte. Indessen liegt ja die Probe schon in meiner Ernennung, und eben dies, welches auch die Schwierigkeiten sein mögen, denen ich entgegengehe, ist für mich ein beruhigender Gedanke.

Seine Ernennung zum bevollmächtigten Gesandten bei der deutschen Bundesversammlung und bei der freien Stadt Frankfurt war am 26. November ausgefertigt worden. Dem Schwanken war ein Ende gemacht. Unwiderruflich hatte er sich jetzt an Frankreich gebunden. „Nach dem so sonderbar vereitelten Entschluß, in den Schooß des Geburtslandes wieder überzutreten und, müde zwischen zwei Nationen länger zwischen innen zu stehen, weiß ich nun wenigstens, wem ich angehöre." (An Goethe, 11. Februar 1816.)

Neunzehnter Abschnitt.

Am Bundestag.

Erste Hälfte. 1816—1824.

Hoffnungen und Vorsätze. Streit über die Zulassung eines französischen Gesandten. Anfeindung durch K. E. Oelsner. Goethes Freunde. Reise nach Paris 1817. Verkauf der Besitzungen am Rhein und Ankauf von Gütern in der Normandie. Tod der Doktorin Reimarus. Die Tochter Sophie und ihre Freundin Virginie von Wimpffen. — Die Diplomaten der deutschen Kleinstaaten. Briefwechsel mit Heinrich Freiherrn von Wessenberg. Die oberrheinische Kirchenkommission. Über den Bundestag. Reise nach Aachen. Auf dem Apollinarisberg. — Ministerwechsel in Frankreich. Demagogenverfolgungen in Deutschland. Besuch von C. Ph. Conz. Die Karlsbader Konferenzen. Sendungen Goethes. Der Sohn bezieht die Universität Straßburg. Gevatterschaft bei Goethes Enkel. Die Bewegungen im Süden des Weltteils. Podagra. Besuch in der schwäbischen Heimat, Herbst 1821. Trennung vom Apollinarisberg. — Ministerium Villèle. Theorie der Diagonale. Die Bulle provida sollersque. Die bundestäglichen Händel. Für die Griechen. Kur in Baden. Reise nach Paris, Herbst 1822. Feier von Goethes Wiedergenesung. In Baden 1823. Besuch in Weimar. Wieder in Baden 1824. Schweizerreise. Verlobung der Tochter Sophie mit Georg von Diemar. Entschluß zur Wiederverheiratung. Besuch in Weimar. Trauung mit Virginie von Wimpffen.

1.

Die Ernennung nach Frankfurt eröffnete Reinhard eine Bahn, die eine ehrliche und friedliche Auflösung des Widerstreits, der sich durch sein Leben zog, versprach. Nicht ohne inneren Kampf hatte er es nach dem Sturz des Kaiserreichs über sich vermocht, in französischen Diensten zu bleiben. Der Zug nach der glorreich wiedererstandenen Heimat war niedergekämpft worden, doch nicht erloschen. Nichts konnte ihm jetzt erwünschter sein, als seine Verwendung in Deutschland. „Meine Ernennung," schrieb er an Goethe, „ist allerdings einem geheimen Wunsche entgegengekommen." In Deutschland waren seine Freunde, hier lagen die Wurzeln seiner Bildung; wenn der Diplomat Frankreich gehörte, so hing der Mensch mit seinen geistigen Bedürfnissen durchaus an Deutschland. Und jetzt war Friede, nach der Er-

schöpfung der Völker voraussichtlich ein langer Friede; der Gedanke lag ferne, daß ihn sein Beruf in ähnlichen Zwiespalt mit sich selbst bringen werde, wie dies dem Gesandten des Direktoriums und des Kaiserreichs nicht erspart geblieben war. Jetzt, in den gesicherten Friedenszeiten hoffte er, seine Verbindungen in Deutschland unbefangen pflegen, gleichzeitig ein Diener Frankreichs und unter den Deutschen ein Deutscher sein zu können. „Der Vielgeprüfte," so schreibt der Kanzler Müller, „dem wilden Strudel der französischen Revolution zwar glücklich entronnene aber gleichwohl noch lange Jahre auf dem Meere politischer Verwickelungen umhergetriebene Mann konnte hier auf deutschem Boden wieder zum erstenmal Wurzeln schlagen und in geistiger Freiheit neu aufleben."

So ging er denn „mit Mut und Zutrauen" seiner neuen Stellung entgegen, ohne sich deren Schwierigkeiten zu verbergen. Er hatte diese Schwierigkeiten doch unterschätzt. Darauf war er nicht gefaßt, daß er eine „Dornenbahn" betrat, auf der er jeden Schritt sich erst erkämpfen mußte. Die Bundesversammlung hätte sollen im Spätjahr 1815 eröffnet werden; bis sie aber in Gang kam, dauerte es noch ein volles Jahr. Während dieser Zeit tagte in Frankfurt die Kommission der vier Mächte, welche die Territorialveränderungen ins Reine bringen sollte. Frankeich hatte dabei nicht mitzureden; der Gesandte der Macht, die noch eben ihre Gesetze dem Weltteil vorgeschrieben hatte, stand unthätig bei Seite. Indessen hatte er hinreichend Muße, mit anzusehen, wie Österreich mit Bayern wegen Salzburgs, Bayern mit Baden wegen der Pfalz sich stritten, wie Preußens Anspruch auf Teilung der Herrschaft, auf Gleichberechtigung mit Österreich von der Präsidialmacht zurückgewiesen wurde. Es war ein unerfreulicher Anfang des neuen Deutschlands und man empfand die Anwesenheit des französischen Gesandten, der ganz in der Stille seine Fäden spann, der so schweigsam war und so fleißig Depeschen schrieb, als lästig und unbequem. Schon daß er so frühe zur Stelle war, hatte Mißtrauen gegen ihn erweckt. Vertreter der anderen Großmächte, Großbritannien und Rußland, waren als Mitglieder der Territorialkommission in Frankfurt anwesend. Aber mit welchem Rechte war ein französischer Gesandter da? War es überhaupt zulässig, daß die fremden Mächte Vertreter bei der Bundesversammlung unterhielten? Diese Frage wurde ein neuer Streitgegenstand unter den Bundesgliedern. Sie hing mit der Auslegung, die man der Bundesakte gab, aufs engste zusammen. Wenn man die Frankfurter Versammlung, wie dies die kleineren Glieder thaten, als den politischen Mittelpunkt ansah, von dem künftig die deutschen Angelegen-

heiten geleitet werden sollten, so fiel auch die Pflege der auswärtigen Beziehungen in ihre Zuständigkeit und dann war gegen die Zulassung auswärtiger Gesandtschaften bei dieser Zentralmacht nichts einzuwenden. Reinhard hatte schon im Mai 1816 eine Denkschrift verteilt, welche die gegen die Zulassung fremder Gesandter vorgebrachten Gründe zu entkräften versuchte. Er leitete den Anspruch der Mächte daraus ab, daß das deutsche Grundgesetz in die Schlußakte des Wiener Kongresses aufgenommen worden war. Die Mächte, führte er aus, sind Garanten der neuen Ordnung in Europa, in welcher der deutsche Bund ein wesentliches Element des Gleichgewichts und der Ruhe ist. Die Nichtzulassung fremder Gesandter wäre eine Beeinträchtigung der verhältnismäßigen Gleichheit der Rechte aller Bundesglieder. Die größeren derselben hätten ihre diplomatische Vertretung, nicht aber die kleineren, man würde vielleicht über sie verhandeln, ohne daß sie davon wissen, während umgekehrt die Anwesenheit auswärtiger Gesandtschaften am Bund den Souveränen dritten Ranges ein gewisses Relief und eine weitere Sicherheit ihrer Existenz gäbe. Das Zentrum der politischen Interessen des deutschen Bundes, wenn es nicht in den Bund selbst verlegt würde, fiele außerhalb, fiele in die Kabinette von Wien und Berlin, und in kurzem wäre der deutsche Bund in einen Nordbund und einen Südbund gespalten. Die Zulassung der fremden Gesandten wird also dazu beitragen, daß der Bund im wahren Geist der Bundesakte gehandhabt wird. Es mag dahin gestellt sein, ob die Bundesakte ein vollkommenes Werk ist. Würde man sie aber für verbesserungsbedürftig halten und einen anderen Zustand an ihre Stelle setzen, so wäre auch in diesem Falle die Anwesenheit von Gesandten der Großmächte gerechtfertigt: es würde sich dann um Abänderung eines Vertrages handeln, der als integrierender Bestandteil in das Ganze der europäischen Kombinationen des Wiener Kongresses gehört und durch dessen Zustimmung und Garantie gewissermaßen sein eigenes Werk geworden ist. Reinhard hatte in der Denkschrift geschickt die verschiedenen Beweggründe gemischt, die in dieser Frage sich die Hand reichten: das Interesse seiner Regierung, die ihren Anteil an der Kontrole des deutschen Bundes begehrte, das Interesse der kleinen Staaten, die etwas auf ihre Souveränität hielten, das Interesse der Reichspatrioten, die den Mittelpunkt der politischen Leitung Deutschlands nach Frankfurt verlegt wissen wollten. Eine Mischung von allen diesen Motiven war in ihm selbst; der französische Gesandte hat ohne Zweifel die patriotischen Unklarheiten von damals benützt, aber bis auf einen gewissen Grad hat er sie selbst geteilt.

Die Entscheidung zog sich durch Monate hin. Österreich sowohl als Preußen stemmten sich der Zulassung ausländischer Diplomaten entgegen, von deren ständiger Anwesenheit verderbliche Einmischungsversuche zu besorgen waren. Um so eifriger wünschten die kleineren deutschen Höfe deren Zulassung, und da auch Rußland sich auf die Seite Frankreichs stellte, blieb der Einspruch Preußens und Österreichs erfolglos.

Wie peinlich die Stellung Reinhards in dieser Zeit war, ersieht man aus dem geschäftigen kleinen Krieg, der damals im untersten Stockwerk der preußischen Diplomatie gegen ihn geführt wurde. Wenn man den vertraulichen Briefen Glauben schenkt, die K. E. Oelsner an Varnhagen in Karlsruhe schrieb, war Reinhard der abgefeimteste Ränkeschmied, der im Weichbild Frankfurts sein Wesen trieb; ein Urteil, das um so auffälliger ist, als Oelsner zu den ältesten Pariser Freunden Reinhards gehörte, mit ihm und seiner Frau Jahre lang einen vertrauten Briefwechsel unterhielt und seine Dienste in Anspruch nahm. Wir erinnern uns, wie Reinhard noch als Gesandter in Kassel bemüht war, dem aus Paris sich hinwegsehnenden Freund zu irgend einer Stellung behilflich zu sein. Nach dem Sturz des Kaiserreichs war Oelsner nach Frankfurt gegangen, um der preußischen Gesandtschaft seine Dienste anzubieten; er erhielt auch eine vorläufige Anstellung und hoffte nun allmählich im preußischen Dienste vorzurücken; als diese Hoffnung getäuscht wurde, erfüllte ihn eine zunehmende Bitterkeit, die eben in jenem Briefwechsel mit Varnhagen rücksichtslos sich Luft schaffte. So oft er und der gleichfalls kaltgestellte Varnhagen sich gegenseitig das Zeugnis ausstellen, daß sie für die höchsten Posten befähigt wären, fehlt es dabei nie an verständlichen Seitenblicken auf einen Glücklicheren; Varnhagen hat wiederholt von Oelsner gesagt, er hätte so gut Graf werden können wie andere, wenn er nur gewollt hätte. Ob es nun damals blos die politische Gegenstellung war, was Oelsner zum persönlichen Widersacher des ehemaligen Freundes machte, oder ob irgend ein besonderes Zerwürfnis dazu kam, muß dahingestellt sein. Schon der Vorfall in Frankfurt im Mai 1815 zeigt das Verhältnis stark gelockert. Übrigens erfährt man aus Oelsners Briefen nichts näheres, worin Reinhards Ränke in Frankfurt bestanden und welches Ziel sie verfolgten. Nur im Dezember kann er Varnhagen als Beweis von Reinhards Insolenz mitteilen, der französische Gesandte habe eine ihm erteilte Antwort des Frankfurter Senats mit der Beschwerde darüber zurückgesandt, daß sie nicht in französischer Sprache abgefaßt war. „Wie muß sich der Mensch betragen haben, dort wo er überwiegender Minister war!" Die höchste Aufregung

aber zeigt ein von Oelsner am 9. Januar 1817 geschriebener Brief. Im Pariser Constitutionnel war ein Artikel erschienen, worin Oelsner der Invektivenschreiberei gegen Frankreich beschuldigt wurde. Oelsner hielt Reinhard für den Verfasser. Er nennt ihn einen Meuchelmörder, der unter dem Schirm des Völkerrechts im Hinterhalt laure. Ein feiges Gemüt wirft er ihm vor, dummen Hochmut und heimtückische Rachsucht. Mit Varnhagen werden Plane geschmiedet, den Artikel in der Presse zurückzuweisen und heimliche Bosheiten über Reinhard in Umlauf zu setzen. Ein sprechender Beleg zu der Schilderung, die Treitschke von dem Treiben der beschäftigungslosen Diplomaten in Frankfurt entwirft, das in nichts anderem bestand, als im Herumtragen von Geschichten, im Schmieden von Kabalen, in subalternem Klatsch. Später hat Varnhagen selbst ausdrücklich erklärt, daß die Anklage Oelsners gegen Reinhard grundlos gewesen sei. Im Gegenteil, schreibt er, Reinhard sei eines solchen Streiches ebenso unfähig gewesen als Oelsner der ihm angeschuldigten Dinge unfähig war, „und später gab seinem Charakter jedermann in Frankfurt das beste Zeugnis." Das Merkwürdigste an der Sache ist dies, daß einige Jahre nach dieser unerquicklichen Episode Reinhard mit Oelsner ausgesöhnt, ja das frühere Verhältnis wieder hergestellt erscheint. Wie aus dem Briefe Reinhards an Goethe vom 11. April 1823 hervorgeht, war auch die Korrespondenz wieder aufgenommen worden, als wäre nichts geschehen.

Als durchaus glaubhaft aber wird man es finden dürfen, wenn Reinhard als im höchsten Grade unglücklich in seiner damaligen Stellung von Oelsner geschildert wird. Er spricht von Demütigungen, die der französische Gesandte sich habe gefallen lassen müssen. „Nicht prädominierender Minister zu sein, fühlt er sich entthronter als Bonaparte auf Helena." In der Gesellschaft war er schon lange durch seine hypochondrischen Launen berüchtigt, und auch Oelsner bezeugt, Reinhards Hypochondrie mache, daß er sich allenthalben von Feinden und Verschwörungen umgeben sehe.[1]) Er selbst deutet in den Briefen an Goethe wiederholt an, daß ihn seine amtliche Stellung nichts weniger als befriedige. Der Großherzog von Weimar, der im Sommer 1818 in Frankfurt war, und ebenso Frau von Wolzogen brachten „nicht ganz erwünschte" Nachrichten von Reinhard nach Weimar, und Goethe schreibt darauf an Reinhard, er könne sich denken, daß dessen Lage etwas Peinliches haben müsse. Reinhard bestätigt dies und fährt dann fort: „Jeder macht sich sein Verhängnis selbst, aber dadurch, daß unsichtbare Mächte treulich mithelfen, wird es erst zum wahren Verhängnis. So läuft denn der rote Faden durch und ein ganzes schönes Leben wird zur Karrikatur. Im Übrigen hab'

ichs bei der ganzen Sache mit mir allein zu thun und sehr wenig mit dem Geschmeiß außer mir."

Es versteht sich, daß Reinhard in Goethes Vaterstadt auch die Bekanntschaft der dortigen Freunde des Dichters machte, des Geheimerats Willemer und des „jovialen" Doktors Ehrmann, der ihm besonders zusagte. An diesen pflegte aus Weimar das Paket mit den schriftlichen Gaben zu gelangen, die Goethe für seine rheinischen Freunde bestimmte. Ende Mai 1817 kam willkommener Besuch von Sulpiz Boisserée, der am 2. Juni aus dem Hause des gemeinschaftlichen Freundes an Goethe berichtete:

Zunächst grüße ich Sie von Reinhard. Wir gedenken Ihrer täglich. Er ist wie immer von der innigsten Verehrung und Freundschaft für Sie erfüllt, nur bedauert er um so mehr, seit einiger Zeit keine Briefe mehr von Ihnen zu empfangen. Ich finde ihn durchaus den alten, wie ich ihn seit meinem fünfzehnten Jahr, seit 1798 kenne. Ja, da er ein Konstitutioneller ist und das Konstitutionswesen jetzt oft zur Sprache kommt, so erinnert er mich mehr wie je an jene Epoche. Als ein alter, erfahrener Meister und geistreich von Haus aus kann er aber das heutige Treiben der deutschen Konstitutionspedanten nicht ohne bittern Spott ansehen, worüber wir uns denn auch ganz trefflich verstehen. In seiner hiesigen Lage gefällt er sich gut genug. Alle seine Kollegen vom diplomatischen Korps schätzen ihn. Sonst lebt er ziemlich einsam und fast ganz zurückgezogen von den Frankfurtern.

Im Juni d. J. kam die Tochter Sophie ins Vaterhaus zurück. Sie war, wie wir uns erinnern, im Herbst 1815 nach Hamburg zu der Großmutter Reimarus gebracht worden. Jetzt war sie 17 Jahre alt und sollte in die Welt eingeführt werden. Sowohl die Verwandten in Hamburg, als der Vater sahen nicht ohne Sorgen ihrer ferneren Entwicklung entgegen. Man fand, daß die Phantasie bei ihr übermäßig entwickelt war auf Kosten des Gemüts. Sie verschlang Bücher, machte Verse, lernte viel, galt aber als launisch und eigenwillig. „Keine Liebe und Demut," meinte ihre Tante Johanna Sieveking in dem strengen Zeugnis, das sie ihr nach Hause mitgab. Der Bruder aber war glücklich, mit der Schwester wieder vereinigt zu sein, und der Vater konnte doch bald Erfreulicheres über sie berichten, er fand sie ernster werden und sogar die Eigenschaften einer künftigen praktischen Hausfrau wollte er in ihr entdecken. Mit zwanzig Jahren ließ Sophie einige Gedichte von sich drucken; eines war an Fouqué gerichtet und wurde von dem Dichter der Undine artig beantwortet.

Die Bundestagsferien des Jahres 1817 brachte Reinhard in Paris zu. Sophie durfte den Vater begleiten. Die Reise hatte einen besonderen Zweck.

Jetzt, nachdem der Vater sich endgiltig an Frankreich gebunden, war auch der Vorsatz, wenigstens den Sohn ganz der deutschen Nationalität zurückzugeben, nicht mehr durchzuführen. Der zum Grafen erhobene Gesandte beabsichtigte vielmehr, sich Grundbesitz in Frankreich zu erwerben, um darauf ein Majorat für den Sohn zu gründen. Zu diesem Zweck wurden die Besitzungen am Rhein veräußert und dafür einige Güter in der Normandie, in der Nähe von Caen, angekauft. Von den rheinischen Besitzungen behielt Reinhard nur den Apollinarisberg, den gemeinschaftlichen Besitz mit den Brüdern Boisserée, vorläufig noch bei.

Über die politischen Eindrücke, die er damals in Paris empfing, schrieb er am 4. Oktober an Karl Sieveking:

Hier geht alles einen gemäßigten, ziemlich geordneten Gang. Der Eindruck, den Paris im Ganzen diesmal auf mich gemacht hat, ist weit günstiger als in jeder anderen Epoche; und ich bin sehr überzeugt, die Achtung des Auslands, die unsere Regierung mit so hohem Recht erworben hat, werde in Kurzem auch der Nation zuteil werden. Viele Erscheinungen deuten auf Ernst und Besonnenheit und dadurch wird die Masse von Verstandeskräften, die diese Nation auszeichnen, ihren vollen Wert erhalten. Indessen gestaltet sich die Welt anders; wir anderen die wir im Chaos uns matt und müde gearbeitet haben, können nur noch wünschen, daß das Wort des Dichters sich bewähre: „Ihr fühlt die Schauer eh' es tagt!" Aber wird es tagen? Wie bei Sterbenden ein Anschein von Besserung, so gehn in der Geschichte den großen Katastrophen ähnliche Erscheinungen von Aufstreben voran; es ist das letzte Ahnen des hereindringenden, unabwendbaren Schicksals!

Während Reinhard in Paris war, erhielt er aus Hamburg die Nachricht vom Hingang seiner Schwiegermutter, der Doktorin Reimarus. Sie hatte am 30. September ihr reiches und beglückendes Leben geendet, nachdem sie seit dem Tod ihres Gatten nur mehr ein halbes Leben geführt hatte. Reinhard schrieb seiner Schwägerin Sieveking:

Seit dem letzten Brief der guten Mutter war es mir erwiesen, daß sie uns nicht lange mehr angehören würde. Es waren nicht sowohl die veränderten Schriftzüge, die es mir andeuteten, als eine gewisse, fast möcht ich sagen, kindliche Milde, in der reine Seelen hinschmelzen, denen der Tod unbewußt näher tritt; auch schien es mir, daß ihre Phantasie sich weniger mit Ahndungen und Wünschen beschäftigte, je mehr sie selbst der Erfüllung entgegenrückte. Ach sie war in diesen letzten zwei Jahren meinem Herzen aufs neue sehr teuer geworden, besonders durch den gemeinschaftlichen Berührungspunkt in Sophien. Der Gräser von Christinens Grab bedarf sie nun nicht mehr! Früher gebrochen, konnte sie „diese Handvoll" mit sich in den Sarg nehmen. Immer zu spät! Eine Reise nach Hamburg ist jetzt nicht möglich; für die Erbschaftsangelegenheiten ist sie überflüssig; von anderen Seiten würde sie eben jetzt meinem Herzen wohlgethan haben. Ich danke Ihnen für die

schnelle Mitteilung der Grabschrift und des Schwanenliedes. Hermann Sieveking dank' ich, daß er ebenso schnell mich wegen Christinens Briefe beruhigt hat. Diese und die Briefe der Mutter sollen die Grundlage eines Familienarchivs werden; ein Schatz, den meine Kinder ihren Kindern aufbewahren sollen, dies hab' ich ihnen in der ersten feierlichen Stunde auf die Seele gelegt. Es ist nun ein kräftiger Geist, ein edles Gemüt, ein liebendes Herz weniger auf der Welt! Die Welt kannte sie, aber ihre Welt hatte sie dennoch überlebt! Und nun von Stern zu Stern; ja, denn uns geschieht, wie wir glauben.[2])

Auf dem Rückwege wurden noch einige Tage in Köln und auf dem Apollinarisberg zugebracht und am 31. Oktober trafen die Reisenden nach einer schönen Rheinfahrt über Mainz wieder in Frankfurt ein. Vor Eintritt des Winters wurde eine neue Wohnung bezogen, und nun erst sollte das häusliche Leben in geregelten Gang kommen. Für die Kinder war eine Französin im Hause. Reinhard selbst las mit ihnen deutsche und römische Schriftsteller. Karl besuchte das Gymnasium und ging „seinen nicht raschen, aber stetigen Gang". Sophie freute sich an dem gesellschaftlichen Leben, an dem sie teilnehmen durfte; im Hause selbst war jeden Freitag kleine Gesellschaft. Seit November 1817 hatte Reinhard auch seine Schwester Mine, die Witwe des Prof. Loder, ins Haus aufgenommen. Sie war aber kränklich, launisch, wenig verträglich, und ihre Anwesenheit, die bis ins Jahr 1822 dauerte, schuf viel Unlust und setzte die Geduld des Bruders auf eine harte Probe. Am 13. März 1818 schrieb er an seine Schwägerin: „Mit meiner Gesundheit bin ich in diesem Winter mehr zufrieden gewesen als seit lange, und ich bedurfte dies, um anderes zu tragen." Lichter gestaltete sich das häusliche Leben erst durch eine Freundin, die Sophie in der gleichaltrigen Virginie v. Wimpffen fand, einer Tochter des Oberförsters v. Wimpffen in Hagenau, die bei Besuchen im Hause ihrer in Frankfurt lebenden Großmutter mit Reinhards bekannt geworden war. Nach dem Tode der Großmutter im Jahre 1821 wurde sie ganz im Reinhard'schen Hause aufgenommen, wo das liebenswürdige, heitere und anspruchslose Mädchen bald dem Vater, dem Sohne und der Tochter gleich unentbehrlich wurde.

2.

Mit der Zeit war Reinhard doch in bessere Beziehungen zu seinen Kollegen gekommen, und es begreift sich, daß er auch persönlich den Vertretern derjenigen Staaten am nächsten kam, die die politische Abneigung gegen Frankreich am frühesten überwanden oder sie nie geteilt hatten, also zu den Diplomaten der deutschen Klein- und Mittelstaaten. Mehreres traf zusammen,

was ein näheres Verhältnis nach dieser Seite begünstigte. An Frankreich suchten die kleinen Staaten, mehr oder minder ausgesprochen, einen Rückhalt gegen die Übermacht Österreichs und Preußens, und Reinhard handelte der alten Überlieferung französischer Politik gemäß, wenn er dieser Neigung entgegen kam. Er that es mit der Zurückhaltung, die er sich zur Pflicht machen mußte, um auf diesem Boden überhaupt erst festen Fuß zu fassen. Auch gab es kaum Geschäfte politischer Art, in die er seine Hand hätte einmengen können. Für thatenlustige Staatsmänner war Frankfurt nicht der Ort. Die große Politik wurde nicht hier gemacht, über Frankreichs Stellung zu dem neuen Deutschland nicht hier entschieden. Um so mehr blieb hier Raum für den Austausch von persönlichen Ansichten und Plänen, von gemütlichen Hoffnungen und Luftgespinsten, und da zeigte sich, daß Reinhard, der geborene Deutsche, in natürlicher Wahlverwandtschaft stand mit denjenigen Diplomaten, die man bald als die liberale Gruppe am Bundestag bezeichnete. Es waren die wohlmeinenden Patrioten, die an den Bundestag glaubten, deren Ideal ein ehrlicher Föderalismus war oder, wie Hans v. Gagern es ausdrückte, „nicht die veraltete Superiorität unserer Kaiserkrone, sondern die gänzliche Unabhängigkeit, die freie Bewegung und der Wetteifer in allem, was auf der Erde Großes geschieht,“ denen der Bundestag „als der Focus erschien, als der große heimische Herd, wo sich alle guten Gesinnungen entwickeln würden, wo sie sollten konzentriert, erwärmt, geläutert, gestählt, verbreitet werden.“ Es ist in hohem Grade bezeichnend und lehrreich, daß der französische Gesandte eben diesem patriotischen Kreise sich anfreunden konnte. Wie aus seinen Briefen erhellt, hat er in seiner Weise mit den hier gehegten Ansichten sympathisiert und, als sie sich nicht erfüllten, bitter über diese Täuschung seiner Erwartungen sich ausgesprochen. Auch der Spott, womit er nach jenem Brief Boisserées dem Treiben der Konstitutionsschwärmer zusah, entsprang doch nur seiner Erkenntnis, daß bei diesen Phantasien schließlich nichts herauskam. Er selbst stammte aus einem der deutschen Kleinstaaten, und man kann sagen, er habe seine Stellung in Frankfurt nicht viel anders ausgefüllt, nicht mit anderen Gesinnungen, als wenn er ein Deutscher geblieben wäre und jetzt etwa seinen angestammten Fürsten hier zu vertreten gehabt hätte. Das politische Interesse des Staats, den er vertrat, war dasselbe, dem er als Deutscher aus Neigung zugethan war. Unter dieser Gruppe deutscher Staatsmänner war er wie einer der Ihrigen. Es traf sich, daß unter ihnen eine Anzahl von geistreichen, weltmännisch und litterarisch gebildeten Persönlichkeiten sich befand, als Menschen trefflicher, denn als Staats-

künstler; so vor allen der eben genannte Hans v. Gagern, der wackere Reichspatriot mit seiner gutgemeinten Vielgeschäftigkeit und phantastischen Planmacherei; dann der württembergische Gesandte Freiherr v. Wangenheim, der beredte Anwalt der liberalen Ideen, der Bremer Smidt, einer der bedeutendsten Köpfe der Frankfurter Versammlung, der treffliche Mecklenburger Plessen, der Holsteiner Eyben, der Oldenburger Berg, der gleichfalls geborener Württemberger war und mit dem schon in der westfälischen Zeit, da er das Präsidium der Lippe-Bückeburgischen Regierung bekleidete, Reinhard in amtliche Beziehungen gekommen war, später Wangenheims Nachfolger von Trott und der so gelehrte als liebenswürdige Sachse Lindenau — mit ihnen allen verband Reinhard eine persönliche Freundschaft, die zum Teil die Frankfurter Tage überdauerte.

Bei der österreichischen Gesandtschaft befand sich bis zum Sommer 1818 Friedrich Schlegel, zu dem Reinhard im Jahre 1806 in Köln in freundschaftlichem Verkehr stand. Doch war das Verhältnis schon seit Schlegels Konversion gelockert; der Bundestag hat es nicht wieder enger geknüpft.[8]) Dagegen fand sich Reinhard zu dem österreichischen Dichter und Diplomaten General Steigentesch hingezogen, der im Sommer 1818 militärische Verhandlungen mit Preußen wegen des Besatzungsrechts in Mainz zu führen hatte. Er fand in ihm einen geist- und gemütvollen Mann und machte mit ihm einmal eine Fahrt nach Koblenz, wo der österreichische General die neuen Festungsanlagen in Augenschein nahm. Dauernde Beziehungen unterhielt Reinhard zu einem anderen österreichischen Diplomaten, dem Freiherrn Johann Philipp v. Wessenberg, der als Mitglied der Territorialkommission in Frankfurt war. Unterhalten wurde dieses Verhältnis vornehmlich dadurch, daß Reinhard mit Wessenbergs Bruder Heinrich, dem Koadjutor Dalbergs, einen Herzensbund geschlossen hatte, der mit den Jahren die beiden Männer immer enger verband.

Heinrich v. Wessenberg war zu Ende des Jahres 1815 als Bevollmächtigter des Fürstprimas in Frankfurt erschienen, um seine Bemühungen für eine deutsche Nationalkirche, mit denen er auf dem Wiener Kongreß nichts ausgerichtet hatte, am Sitz des Bundestags wieder aufzunehmen. Jetzt, allen Hindernissen zum Trotz, war er unermüdlich, den deutschen Regierungen zu predigen, daß ihre Unterhandlungen mit Rom nur dann Erfolg haben könnten, wenn sie auf ein bestimmtes Ziel gerichtet in unverbrüchlicher Gemeinsamkeit geführt würden. Das Wirken des redlichen, von einem heiligen Eifer beseelten Mannes, der freilich der Aufgabe, die er übernommen, nicht

gewachsen war, übte die stärkste Anziehungskraft auf Reinhard aus. Sein alter Rationalismus hatte schon durch die Einflüsse der Romantiker eine merklich veränderte Färbung erhalten, ohne doch in seiner Grundlage erschüttert zu werden, und jetzt verfolgte er mit innigem und ausdauerndem Anteil eine Richtung, die Frömmigkeit, Freisinn und Vaterlandsliebe verband und unerschrocken den Kampf mit Rom aufnahm. Als Wessenberg nach dem Tode Dalbergs, im Februar 1817, zum Bischof von Konstanz gewählt, vom Papst aber nicht bestätigt worden war, reiste er im Juni selbst nach Rom, und als er zu Ende des Jahres gänzlich unverrichteter Dinge von dort zurückkehrte, führte er, anfänglich von der badischen Regierung unterstützt, trotz dem Einspruch des Papstes die Verwaltung seiner Diözese fort, während er gleichzeitig eifrig die Konferenz der Bevollmächtigten der rheinischen Staaten betrieb, die am 24. März 1818 unter Wangenheims Vorsitz in Frankfurt eröffnet wurde. Auch für den Fortgang dieser Verhandlungen zeigte Reinhard ein lebhaftes Interesse, und er unterhielt persönliche Verbindung mit den Mitgliedern der Kommission, unter denen er die württembergischen Landsleute, den Staatsrat von Schmitz-Grollenburg und den Generalvikariatsrat Jaumann besonders schätzte. Mit Wessenberg in Konstanz aber setzte sich die angeknüpfte Freundschaft in einem lebhaft geführten Briefwechsel fort. Reinhards Briefe bezeugen die Wärme, mit der er die Absichten Wessenbergs würdigte und dessen fernere Schicksale verfolgte; sie bezeugen das Einverständnis in den politischen und kirchlichen, litterarischen und persönlichen Anliegen, welche die Freunde mit einander austauschten.

Nach seiner Rückkehr aus Rom veröffentlichte Wessenberg ein Bändchen Gedichte unter dem Titel: „Blüten aus Italien". Er schickte sie Reinhard, und dieser schrieb am 8. April 1818 zurück:

Glücklich die Hand, die auf einem Boden, wo ihrer nur Teufelswurz und Schierling zu warten schienen, solche Blüten zu pflücken wußte! Doch eine Seele, die mit Augen wie die Ihrigen blickt, kann nicht eine von Reizen entblößte Welt sehen; selbst das Üble, das sie erblickt, deckt sie mit dem Schleier ihrer süßen Regungen zu; die unvergänglichen Schönheiten der Natur, der Religion und der Jugend trösten sie für den vorübergehenden Ausbruch der Leidenschaften und Verbrechen der Menschen. In Ihrer reizenden Sammlung ist der Dichter zugleich der Mensch, weil der Mensch noch der Dichter ist; das ist ein Vorrecht, das Sie sich bewahrt haben und das ich nicht mehr besitze. Es sind jetzt 19 Jahre — während der Schrecken des Feldzugs von 1799, da sang ich, vertrieben aus Toskana, auch Erinnerungen aus Italien; es war im Lazareth von Toulon, wo die damals herrschende Faktion der Jakobiner meine Quarantäne hinauszog und wo ich mein

Kind sterben sehen mußte, das man uns nicht erlaubte ans Land zu bringen. Ich erinnere mich noch einiger Strophen:

> Italien, wo schönre Sonnen strahlen,
> Italien, des Knaben goldner Traum!
> Du seine Zauberwelt, umglänzt von Idealen
> An beider Meere Saum,
> Der Treue heilig und dem Männerruhme,
> Der Tugend im vestalischen Gewand,
> Der Freiheit, aufbewahrt vom grauen Altertume
> Dem hehren Vaterland!
> Italien, bedeckt vom Schutt der Zeiten,
> Auf Götzen stolz, vom Pöbelwahn verehrt,
> Des Kampfes sichrer Preis, den fremde Heere streiten,
> Und keines Kampfes wert!
> Vergiftet fällt dein Tau am Abend nieder,
> Dein Frühling sengt die schattenlose Flur,
> Und deiner Trümmer Pracht begräbt in Sümpfen wieder
> Die zürnende Natur.
> — — — — — — — — — — — — — — — — —
> Die Tugend selbst, verdammt, sich selbst zu hassen,
> Zerreißt den Schwur, der sie an Menschen band.
> Tyrannenlehrer ward Macchiavell, verlassen
> Vom feigen Vaterland! u. s. w.

So geschah es, Herr Baron, daß meine Täuschungen zerstört wurden, und nun ist mir nichts mehr davon geblieben. Wenn ich, wie man behauptet, mir noch in Frankfurt welche mache, so sind sie von anderer Art.

Reinhard geht dann zu den Verhandlungen der Kirchenkommission über, deren Arbeiten, wie er schreibt, rasch voranschreiten.

Da sie bis jetzt noch nicht kontradiktorisch verhandelt, so kommt es darauf an, ob sie sich eine richtige Idee von dem Boden gemacht hat, auf dem sie mit dem römischen Hof sich begegnen kann, sei es zum Kampf, sei es zur Verständigung. Wenn sie blos ihren eigenen Standpunkt wählt, so ist zu wetten, daß der römische Hof ihn ablehnen oder ausweichen wird. In jedem Falle wird die Hauptsache und die Schwierigkeit die sein, zusammenzuhalten und fest zu bleiben. Das schlimmste wäre, die Konkordate zu schließen mit dem Hintergedanken, sie nicht auszuführen. Das würde dem römischen Hof den Schein der verletzten Partei geben, das Recht wäre immer auf seiner Seite und man weiß, wie geschickt er ist, die Gelegenheiten von diesem Recht Gebrauch zu machen, zu ergreifen und sie herbeizuführen. Sein System ist offenbar, es darauf ankommen zu lassen, daß man mit anderen Worten sagt: Wenn die Seelen zu Grunde gehen, uns kümmert es nicht!

Kurz darauf schickte ihm Wessenberg die Schriftstücke seines Prozesses mit Rom. Seine Mäßigung und Festigkeit erkannte Reinhard mit Wärme an, doch scheint er sich schon jetzt über den Erfolg der guten Sache keine

Täuschungen gemacht zu haben. Wenigstens klingen seine Äußerungen vorsichtig genug.

Das Einzige, wodurch sich, wie mir scheint, das heutige Rom von dem früherer Jahrhunderte zu seinem Vorteil unterscheidet, ist das, daß es darauf verzichtet zu haben scheint, schlimmere Waffen zu gebrauchen, als die Offizien des Quirinal. Doch wenn dies auch zu fürchten wäre, so bin ich sicher, könnte es gleichwohl die Heiterkeit Ihrer Seele in keiner Weise trüben. Heute ist Ihre Sache national geworden, soweit das überhaupt eine Sache in Deutschland werden kann; nun wird es darauf ankommen, ob in Ihrem Klerus die unterrichteten und wohldenkenden Männer in hinreichender Mehrheit sein werden, um den guten Willen der Regierungen zu lenken und zu unterstützen; denn durch die Ermüdung des Gegners erringt der römische Hof vornehmlich seine Vorteile. Ich habe die Arbeiten der Kirchenkommission von weitem verfolgt; ihre hundert Paragraphen schienen mir sehr vernünftig und einwandfrei; aber Stäudlin aus Göttingen, der einen Tag bei mir war und einen Blick darein warf, rief mehr als einmal: das ist nicht päpstlich, das ist nicht päpstlich!

Seine Eindrücke über den bisherigen Gang der Dinge am Bundestag faßte Reinhard in einem Bericht an seinen Minister vom 31. Mai 1818 zusammen. So wie der Bund eingerichtet ist, meint er, eine Föderation selbständiger, aber an Macht höchst ungleicher Staaten, sei er ein Unding und werde keine dreißig Jahre dauern. Überall zeigt sich die Wirkung des Grundfehlers der Bundesakte: die Geschäfte stocken, nichts geschieht für den Ausbau der gemeinsamen Einrichtungen und die öffentliche Meinung hat sich schon gänzlich abgewandt von einer Versammlung, die lediglich ein diplomatischer Kongreß ist. Das Band, das Deutschland umschlingt, liegt nicht in seinen Regierungen, es liegt einzig in den Völkern, die Gemeinsamkeit von Sitte, Sprache und Litteratur macht aus diesen Völkern eine Nation, aber diese Gemeinsamkeit ist nicht stark genug, um die Regierungen zu hindern, leicht anderen Gesichtspunkten oder Interessen sich unterzuordnen. Noch ist gegen das Ausland der Bund fest geeint, aber in seinem Innern bereitet sich die Auflösung vor. Preußen ist unzufrieden, erhebt überall Ansprüche, kündigt sie rücksichtslos an, unbekümmert um Gunst oder Ungunst der Umstände. „Diese Haltung hat etwas Feindseliges; selbst seine Entsagung, wenn es nachzugeben gezwungen ist, wird drohend. Es ist Offenheit in dieser Haltung, und sie wäre vielleicht geschickt, wenn Energie in der Regierung, Einheit in der Monarchie wäre." Die anderen Staaten betrachten Preußen als Feind und schon wird die Frage aufgeworfen, ob Preußen den Bund sprengen wird oder umgekehrt. Was aus dem Zerfall hervorgehen werde, darüber

wagt der Gesandte keine Prophezeiung.[4]) Was aber auch daraus hervorgehen mag, in jedem Falle ist dabei die Ruhe Europas im Spiel. Es ist im Interesse Europas, daß Deutschland nicht eins, aber geeint sei, zusammengehalten durch ein wirkliches Band, daß die lose Föderation zu einem Bundesstaat werde, und da die wahre Einheit Deutschlands nur im Volke liegt, so ist eine haltbare Bundesverfassung nur möglich dadurch, daß das Volk einen Anteil an derselben erhält. Wenn der Art. 13 ausgeführt ist, jeder Staat seine Repräsentativverfassung hat, wird erst eine Basis für den dauernden Bestand der Konföderation vorhanden sein. Die Völker müssen mitwirken zu den Bundesgesetzen, während diese jetzt nichts anderes sind als Verträge der Souveräne, Verträge zwischen einander fremden Staaten. Kurz die einzige Lösung ist: die Vertreter der deutschen Fürsten bilden eine erste Kammer, man muß eine zweite bilden, zusammengesetzt aus Mitgliedern, die von den Ständen aller Bundesstaaten gewählt sind. Wie und ob es dazu kommen wird, das ist freilich zweifelhaft; gewiß ist nur, daß der Bund, so wie er heute ist, nicht dauern kann.

Auch in diesem Bericht nimmt man eine merkwürdige Mischung wahr von echt französischen Gesichtspunkten und von solchen Ideen, wie sie damals bei den liberalen Patrioten der Mittel- und Kleinstaaten im Schwang waren. Was am Bundestag vor sich geht, betrachtet Reinhard selbstverständlich aus dem Gesichtswinkel, der ihm durch seinen amtlichen Beruf vorgezeichnet ist, aber man merkt doch einen Anteil, der über den eines fremden Beobachters hinausgeht. Die Doppelstellung, die ihm zeitlebens eigen ist, giebt auch seiner diplomatischen Korrespondenz eine besondere Schattierung. Wie er am Hofe König Jeromes schrieb, es sei im Interesse des Kaisers, die deutsche Partei zu begünstigen, so schreibt er jetzt aus Frankfurt, die Ruhe Europas erfordere, daß Deutschland, anstatt des jetzigen Krieges aller gegen alle, zu einem wirklichen, volkstümlich eingerichteten Bundesstaat werde. Seinem Minister, der die Schadenfreude über die Bundestagshändel nicht unterdrücken kann, unterbreitet er ernsthaft und arglos einen Vorschlag, wie Deutschland zu seinem und Europas Besten aus seinem unbefriedigenden Zustand herausgehoben werden könnte. Die Ideen aber, die Reinhard dabei entwickelt, sind ganz diejenigen der liberalen oder wie er selbst sagt, der „unabhängigen" Gruppe am Bundestag, die Ideen seiner Freunde Gagern, Smidt, Berg, Plessen. Es waren Ratschläge, die ebenso gut in einer Denkschrift aus diesen Kreisen stehen konnten, und selbst das Argument des französischen Gesandten, daß Europa an dem Friedenscharakter des Bundes ein Interesse

habe, ist deutschen Schriftstücken jener Zeit nicht fremd. Die Hoffnung auf eine liberale Entwickelung war freilich schon stark herabgestimmt: wenige Tage, bevor Reinhard diesen Bericht absandte, hatte der Bundestag über den Plessen'schen Antrag wegen des Art. 13 der Bundesakte einen nichtssagenden Beschluß gefaßt und schon war Gagern als der unruhigste und lästigste Wortführer der „Jakobinischen Partei“ abberufen worden.

Deutlicher noch spricht sich Reinhards Enttäuschung in einem Briefe aus, den er in diesem Sommer an August Hennings, den Oheim seiner verstorbenen Frau, nach Rantzau schrieb. Die lange unterbrochene Korrespondenz wieder aufzunehmen, war Reinhard dadurch veranlaßt, daß Hennings' Sohn, der jetzt dänischer Gesandtschaftssekretär in Petersburg war, ihn besucht hatte. Er schreibt dem Oheim am 11. Juli 1818:

Kennen Sie eine Schrift von H. v. Gagern über die virgines germanicas, die vor einigen Jahren erschien? Sie ist mit Geist, aber wie alles, was von ihm kommt, in Sprüngen geschrieben. Nationalität wird der Deutsche schwerlich aus seiner Geschichte schöpfen; und was in diesem Sinn in den letzten Jahren geschrieben wurde, war nur ein vorübergehender Impuls; die Einheit der deutschen Geschichte beginnt und endet mit Tacitus. Auf diese Bemerkung führt mich, was hier seit zwei Jahren unter meinen Augen vorgeht. Für jetzt ist die ganze Thätigkeit des Bundestags auf die Militärangelegenheiten beschränkt, allein sie hat sich ganz in die beiden Ausschüsse zurückgezogen und verbirgt sich so viel sie kann profanen Augen. Dieses schwierige Geschäft bringt, die Einheit ausgenommen, alle Systeme wieder zum Vorschein, zwischen denen der Kongreß von Wien vor Errichtung der Bundesakte schwankte und es steht noch zu erwarten, ob gütlicher Verein oder irgend ein schiedsrichterlicher Machtspruch über seinen Ausgang entscheiden werde. Ist es auf diese oder jene Art zustande gebracht, so wird die Kompetenz des Bundestags für die weitere Ausführung nur im Fall eines Kriegs wieder thätig werden. Bis dahin wird seine Hauptbestimmung darin bestehen, etwaige Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern auszugleichen. Für politische Verhandlungen ist von ihm nichts, und für gemeinschaftliche nationale Anordnungen wenig zu hoffen.

Am 1. Oktober ging Reinhard mit seiner Familie wieder nach seinem Berg bei Remagen, um hier in ländlicher Einsamkeit die Bundestagsferien zuzubringen. Doch schon nach zwei Wochen erhielt er einen Wink des Herzogs von Richelieu, der ihn bestimmte nach Aachen zu kommen, wo der Kongreß seit Ende September versammelt war. Am 12. Oktober schreibt er an Wessenberg:

Diesen Morgen habe ich mit meiner Familie eine reizende Fahrt zu Wasser und zu Land nach Nonnenwerth gemacht, einer Insel im Rhein am Fuß des Siebengebirges. Sie wissen, es ist der klassische Boden der schönen Gegenden. Auf der Insel befindet sich ein Kloster von Nonnen, der einzigen, die auf dem

ganzen französischen Boden der Zerstreuung entgangen sind. Durch Fürsprache der guten Josephine durften sie 1804 bleiben, um in dieser Einsamkeit zu sterben. Von zwanzig, die es damals waren, sind sie jetzt nur noch zehn; die jüngste, die uns führte, zählt fast 60 Jahre. Ein alter Geistlicher mit weißem Bart machte seinen einsamen Spaziergang, wir gingen mit ihm rund um die Insel; zu unseren Füßen fuhr eines jener mächtigen Fahrzeuge vorbei, die nach Holland gehen; es war heiß wie im Juni und das Wetter prachtvoll. Das alles machte mich an Sie denken und ich wollte diesen Abend dazu verwenden, Ihnen einen langen Brief zu schreiben, aber in diesem Augenblick erhalte ich einen aus Aachen, der mich benachrichtigt, daß am 9. die Konvention für die Räumung Frankreichs unterzeichnet worden ist. Man teilt mir gleichzeitig mit, daß es nicht den Anschein habe, die Konferenzen werden sich wegen anderer Gegenstände noch lange hinziehen. Das bestimmt mich morgen abzureisen, um dem Herzog von Richelieu meine Aufwartung zu machen, und da es eine eilige Abreise ist, sind noch tausend Anordnungen zu treffen.

Die Reise nach Aachen brachte ihn um das Vergnügen, der Weinlese am Rhein beizuwohnen. „Dieser Genuß ist meiner Schwester und meinen Kindern ohne mich zu teil geworden und auf die Arbeit ist ein Ball gefolgt, um den ich gerne das Konzert von Madame Catalani gegeben hätte.“ Es war seine Absicht gewesen, erst nach diesen ländlichen Festen nach Aachen zu gehen, aber der empfangene Wink ließ keine Wahl, und der Schauplatz von Aachen, den er „nach zwölf Tagen gierig eingesogener Landluft“ betrat, bot nun eine Befriedigung anderer Art. Die verständige Politik des Herzogs von Richelieu hatte den Verbündeten Vertrauen eingeflößt, so daß der Wunsch, die Besetzung des Landes durch fremde Truppen abgekürzt zu sehen, willige Geneigtheit fand. Damit war gleichsam die auf das friedlose Land gelegte Sperre aufgehoben; Frankreich war, obgleich der Vierbund in der Stille vorsorglich erneuert wurde, öffentlich wieder in die Reihe der Großmächte aufgenommen, und Reinhard verhehlte nicht das Glück, das er empfand, durch seine Anwesenheit in Aachen diesen — der russischen Großmut verdankten — Triumph mitzugenießen; er sah darin zugleich für sich selbst eine persönliche Anerkennung, die ihm wohlthat. Nach seiner Rückkehr auf den Apollinarisberg schrieb er an Hennings:

Es war wenig zu sehen und noch weniger zu hören; aber so wie man in einen Zirkel eintrat oder auch nur über die Straßen ging, begegnete man berühmten oder bedeutenden Männern. Im engeren Zirkel, der eigentlich der meinige war, fand ich Wohlwollen und freundlichen Empfang; und in der That war dies eigentlich die Familie, durch die ich, nach so manchen Stürmen, in Frankreich einheimisch bin. Ueberall, besonders in den ersten Tagen, nach leicht und glücklich und von allen Seiten ehrenvoll vollbrachtem Hauptgeschäft, zeigten sich fröhliche Gesichter;

selbst die glänzende, wärmende Herbstsonne trug dazu bei; sie hätte keine anderen geduldet. Zwei Monarchen waren abwesend*); dem Kaiser von Österreich bin ich vorgestellt worden. Sie werden nicht erwarten, daß ich Ihnen über das was geschehen ist und damals noch geschehen sollte, Aufschlüsse gebe. Überall hat Weisheit die Wahl der Gegenstände beschränkt und die Form der Behandlung geleitet. Vor allen leuchtete Rußlands wohlthätiges Gestirn; von den Umgebungen nenne ich Ihnen den Grafen Capo d' Istria, einen Mann mit göttlichem Strahl im Auge, dem sein Kaiser Großes und Gutes getrost vertrauen mag. Ohne die Furcht, parteiisch zu scheinen, würd' ich Ihnen den Herzog von Richelieu nennen, in dem eben auch ein Funke jenes Göttlichen wohnt, wodurch ihm so schweres gelungen ist. Nach einem Aufenthalt von beinahe drei Wochen bin ich wieder hieher zurückgekommen. Ich werde die Ebbe von Aachen erst an meinem Felsen vorüberströmen lassen, eh' ich selbst in die gewohnten oder ungewohnten Verhältnisse zurückkehre.

Der Herzog von Richelieu hatte ihn bis Bonn begleitet; jetzt aber kam auch der Kaiser Alexander auf seiner Rückreise über den Rhein, und als er in der Nacht am Apollinarisberg vorüberfuhr, war im Hause des französischen Gesandten eine kleine Beleuchtung improvisiert. Wie dann anderen Tages auch die Kaiserin-Mutter Maria, deren württembergische Abkunft ihm die Erinnerungen seiner Kindheit wachrief, mit ihren Söhnen Konstantin und Michael vorbeikam und in Remagen zur Mittagsstunde anhielt, wie er selbst vom Berge herabstieg, aber zu seinem Leidwesen nicht vorgestellt wurde und nicht einmal ein Körbchen mit Trauben, das seine Kinder darboten, angenommen wurde, wie er aber von ferne in den Anblick der hohen Frau vertieft stand — „mein Zweck war erreicht, ich sah sie und lange und genau“ — das hat er selbst an Goethe erzählt.[5]) Goethe war mit der Kaiserin-Mutter, die dann nach Weimar ging, glücklicher: er hatte Gelegenheit, im Zwiegespräch ihren Verstand und ihre klare Weltübersicht zu bewundern, und nicht lange, so konnte er seine Dichtung: Maskenzug bei Anwesenheit der Kaiserin von Rußland (18. Dezember) an Reinhard senden, eine Sendung, der dann bald auch die ersten Bogen des westöstlichen Divans folgten.

Bis in den Dezember blieb Reinhard auf seinem Apollinarisberg. Er hatte auch Sulpiz auf dem gemeinsamen Berge erwartet, doch dieser war damals mit dem Einpacken seiner Bildersammlung beschäftigt, die nach Stuttgart kommen sollte. Ihm selbst aber verrann unmerklich die Zeit auf dem prächtigen Landsitz. Im gewühlvollen Frankfurt hatte er ihrer eine solche Überlast, daß er, um sie zu töten, kein anderes Mittel wußte, als eine oft sehr unfruchtbare Lektüre. So schrieb er an Hennings, um dann fortzufahren:

*) Der Zar und der König von Preußen hatten auf Richelieus Wunsch einen Abstecher nach Paris gemacht.

Hier ist es anders. Des morgens nach dem Frühstück eine Stunde mit den Kindern, alsdann bis ein Uhr Briefe nach Frankfurt oder nach Aachen; von da an ein Spaziergang oder eine Fahrt, niemals unter zwei Stunden, bis zum Mittagessen; dann den Abend in Familie, litterarische oder auch politische Studien mit den Kindern; zum Thee die Post, die Zeitungen, doch nicht alle Tage, und der Tag ist dahin. Wenn ich nicht irre, so ist das ungefähr das nämliche Leben, das Sie im ganzen Jahre führen, und um ebenso viel, als mir dies nur wie Ausnahme zuteil wird, sind Sie glücklicher als ich. Dazu kommt die herrliche Gegend, eine der schönsten am Rhein, durch Legenden geheiligt, in allen Beschreibungen berühmt. Von weit her sehen wir die Reisenden herbeikommen, bis sie unten am Fuß von einem Felsen verschwinden; stromauf, stromab Schiffe, jetzt häufiger als in den Zeiten des Kriegs und des Drucks; der Rhein in einer Linie von drei Stunden sichtbar; vier Städtchen, acht bis zehn Dörfer mit einem Blick zu umfassen; das Siebengebirge; die Ruinen vom Drachenfels und von Rolands-Ecke einander gegenüber, in der Mitte Nonnenwerth, die ganze Landschaft nicht zu eng, nicht zu weit, wie für unsern Horizont berechnet; und eben jetzt, um des Herbst- und Erntesegens willen, von zufriedenen und fröhlichen Menschen bewohnt.

Auch gegen Goethe rühmte er die wohlthätige Wirkung, die dieser Aufenthalt auf sein äußeres und inneres Wohlsein ausübte. Und zum erstenmal genoß er das Gefühl, daß seine Verhältnisse nun endlich für die Dauer befestigt seien.

3.

Das Ministerium des Herzogs von Richelieu sollte seine Aachener Erfolge nicht lange überdauern. Noch vor Weihnachten 1818 kam es über dem Entwurf eines veränderten Wahlgesetzes zu Fall, und der Herzog v. Decazes bildete ein neues Kabinet von liberalerer Schattierung. Der Vorgang zeigte mit einemmal, wie unsicher doch die Verhältnisse in Frankreich noch waren. Reinhard hatte große Achtung vor Richelieus Charakter gewonnen; jetzt nahm er an der Krisis „tiefen, kummervollen Anteil". Er beklagte es lebhaft, daß die Geschäfte sich nicht mit einem solchen Charakter, oder ein solcher Charakter sich nicht mit den Geschäften vertragen konnte. Die Krisis schien ihm unnötig, mindestens voreilig; doch, meinte er, wenn sie einmal stattfand, sei die Entscheidung, so wie sie erfolgte, beruhigender und dem wahren Bedürfnis angemessener, als jede andere.

In Deutschland selbst verhießen die Zeichen nichts Gutes. Noch auf dem Aachener Kongreß hatte Kaiser Alexander die Denkschrift des Walachen Stourdza verteilt, die den Geist der deutschen Universitäten als revolutionär anklagte und Maßregeln gegen sie verlangte. Die Schrift machte, als sie

in Paris gedruckt wurde, das größte Aufsehen. Reinhard, der einst als Gesandter am Hofe Jeromes die westfälischen Universitäten gegen die Willkür des französischen Beamtentums geschützt hatte, konnte in diesem Sturmlauf gegen die Hochschulen nur „eitle Versuche den Gang der Geister und der Nation zu regeln" erblicken. An Goethe schrieb er, daß Freund Willemer untröstlich über diesen Mißgriff sei. Und bald brachen die Fluten der Reaktion ungehemmt herein. Nach Sands unglücklicher That fuhr ein blinder Schrecken in Höfe und Kanzleien; schon hörte man von den ersten Demagogenverfolgungen, es war das Vorspiel der Teplitzer und Karlsbader Beschlüsse.

An Ostern 1819 bekam der französische Gesandte in Frankfurt Besuch aus der Heimat: es war der älteste Jugendfreund und einstige Sangesgenosse C. Ph. Conz, jetzt Professor der Dichtkunst und der Beredtsamkeit in Tübingen. Mit den Jahren war er ein umständlicher und unförmlich dicker Herr geworden, hatte aber die Liebe zu den Musen und das Gefühl der Freundschaft in unalterndem Gemüte bewahrt. Reinhard nahm ihn mit zu einer Main- und Rheinfahrt nach seinem Apollinarisberg, und während sie auf schwanker Barke an den vielbesungenen Ufern vorbei getragen wurden, ergötzten sie sich an den Erinnerungen vergangener Tage, ja sie übten sich, wie in alten Zeiten, in wetteifernden Liederspielen, — jetzt, der fortgeschrittenen Mode entsprechend, in Form von Sonetten:

> Auf, laßt die Wimpel der Sonette wehen,
> Und stoßt vom Land die goldne Liederbarke!
> Das Ruder führ' Apoll, der zarte, starke,
> Um den im Kreis die Pierinnen stehen!

Wind und Wetter waren freilich in diesen Apriltagen nicht sonderlich gewogen, und als Reinhard das ihm von Goethe mitgeteilte Fragment des westöstlichen Divans trotz dem Gebot der Geheimhaltung hervorzog, um den Freund an dem Genusse teilnehmen zu lassen, entführte ein Windstoß das Blatt, so daß es mit Mühe aus dem Main wieder aufgefischt werden mußte. Dem Freund Professor aber erweckte die romantische Rheinfahrt an den sagenumrauschten Burgen vorbei, umleuchtet von des Lenzes ersten Gluten, einen wahren Liederfrühling, und auch das ausgestandene Ungemach verschmolz sich in der Erinnerung mit den freundlichen Bildern, die sie zusammen genossen hatten.

Auch in Bonn brachte Reinhard damals wieder einen Tag zu und lernte u. a. August Wilhelm Schlegel kennen, dessen Schwärmerei für indische Religion und Philosophie er freilich gar keinen Geschmack abgewinnen konnte.

Er hoffte, Bonn, das zu den Füßen seines Apollinarisberges lag, sollte ihm mit der Zeit das werden, was ihm während seines Kasseler Aufenthalts Göttingen gewesen war. Die geistige Regsamkeit der neuen rheinischen Hochschule flößte ihm ebenso Achtung ein, wie die Fortschritte der gewaltigen Befestigungen von Koblenz. Gegen Goethe äußerte er sich mit Bewunderung über die Anstrengungen Preußens, „durch administrative, militärische und intellektuelle Bande von diesen Rheinländern Besitz zu nehmen." Er erkannte den preußischen Staat „trotz einem gewissen Anschein als im Fortschreiten begriffen", worin ihn namentlich die umfassende Sorgfalt für Unterricht und Bildung bestärkte. Eben war, als erste Wirkung der Sand'schen That, die Kabinetsordre erschienen, die den preußischen Studenten den Besuch der Universität Jena verbot und damit auch Bonn einen größeren Zuwachs versprach. „Über diese Ordre und ihre Veranlassung," fügte aber Reinhard hinzu, „lassen Sie mich ebenso schweigen, wie Sie es gethan haben."

Mitteilsamer spricht er seine Ansichten über die öffentlichen Dinge in Deutschland in einem Brief an Hennings vom 24. September 1819 aus. Soeben waren die Karlsbader Beschlüsse bekannt worden. Sie mußten einen Staatsmann beunruhigen, der jetzt nach all den Erfahrungen einer stürmevollen politischen Laufbahn die Einführung und ehrliche Handhabung verfassungsmäßiger Freiheiten für das beste hielt. Die Charte, eine Regierung mit Kontrole der Volksvertretung, blieb fortan Reinhards politisches Glaubensbekenntnis, und es schien ihm zum allgemeinen Besten zu dienen, wenn die beiden Völker, das französische und das deutsche, gleichzeitig in die ruhige Bahn stetigen Fortschritts gebracht und nicht durch die Verschiedenheit der inneren Entwicklung eine Kluft zwischen ihnen aufgethan würde. Eben diese Hoffnung hatte durch die Karlsbader Beschlüsse einen Stoß erlitten.

Der Brief war veranlaßt durch eine Schrift über die alten Deutschen des Tacitus, die der unermüdlich die Feder führende Oheim — auch ein Halbdeutscher — geschrieben und ihm zugesandt hatte. Reinhard entschuldigte zunächst die Verspätung des Dankes:

Zu manchem hab' ich Lust und Liebe verloren, auch zum Briefschreiben. Nach Geschäftsbriefen und Geschäften such' ich meine Erholung lieber im Lesen als im Schreiben, und wie es zu gehen pflegt, man verstockt sich in der Sünde. Diese Versicherung wenigstens darf ich Ihnen geben, daß ich Ihrem Buch einige der interessantesten Abende verdanke, und daß ich es im Druck mit ebenso vielem Vergnügen gelesen habe, als im Manuskript. Einigen Freunden hab' ich es mitgeteilt und für meine Kinder soll es der kleinen Sammlung beigelegt werden, die uns in künftiger Woche auf den Apollinarisberg begleiten wird. Eben einige

Deutschland betreffende Stellen aus Tacitus hatten sie dort mit mir im vorigen Herbst übersetzt, unter andern die Geschichte vom Krieg des Civilis am Rhein: daran wird Ihr vollständiges Gemälde sich nun anreihen. Dies mögen wir Halbdeutsche thun, denen nicht vergönnt ist, an dem was jetzt geschieht einen Anteil wie an eigener Sache zu nehmen. Die Deutschen selbst haben, wie mir scheint, eben jetzt Lust und Mut verloren, zu solchen Untersuchungen und Betrachtungen der Vorzeit aufzusteigen. Die Gegenwart hat sich zu sehr der Gemüter bemächtigt, und es ist ungewiß, ob die neusten Ereignisse eine Stimmung herbeiführen werden, in der man resigniert oder unbefangen genug sein wird, um an den Sagen der tiefen Vergangenheit sich zu trösten oder zu ermutigen. Hermanns Schlacht hat vor einigen Jahren Wunder gethan; nun bleiben freilich Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod. — Ehe Sie diesen Brief erhalten, werden die Gerüchte vom Resultat der Konferenzen zu Karlsbad längst zu Ihnen gedrungen sein. In wenigen Tagen werden die in Gemäßheit vom Bundestag einstimmig und ohne Diskussion gefaßten Beschlüsse vor Ihren Augen liegen. Mir kommt es nicht zu, ein Urteil zu fällen; aber ich fürchte, die Völker werden noch mehr in diesen Beschlüssen sehn, als was schon deutlich in ihnen ausgesprochen ist. Was geschehen soll, um dem allerdings weit um sich greifenden Übel zu steuern, schreckt mich weniger, als was nicht geschehen ist. Die Radikalen in England schreien nach Reform und bedürfen Brot; hat man sich's in Karlsbad wohl klar gemacht, wonach die Deutschen schreien und was sie bedürfen? Einheit oder Republik mag die Losung einiger Thoren sein, aber was alle bedürfen, sind Regierungen mit Kontrole, und davon steht in den Beschlüssen nichts. Diese, wie ich höre, ist fester Vorsatz mit Strenge durchzuführen; auch dies ist nicht leicht und auf jeden Fall das Übel, das zurückgedrängt wird, ist darum nicht gehoben. Was diese Ereignisse in Frankreich für eine Wechselwirkung hervorbringen werden, wag' ich noch nicht zu bestimmen. Manches bei uns ist schon angepflanzt und scheint fest zu stehn; aber auch bei uns sind Leute, die alles, was schon ist, als problematisch betrachten. Für Regierungen sind Beispiele jener Art verführerisch; das zivilisierte Europa hängt zu innig zusammen, als daß es gleichgiltig sein könnte, wenn Regierungssysteme, statt sich zu nähern, divergieren. Von der anderen Seite ist der übermütige Trotz einer Partei zu fürchten, die durch die letzten Wahlen neue Stärke gewonnen hat. Jetzt Weisheit, jetzt Mäßigung bei allen denen, die in den Charten die Grundlage wahrer Freiheit erkennen; jetzt der Zeit nicht vorauseilen und die Entwicklungen lieber abwarten, als erzwingen! Geschieht dies, so werden auch deutsche Regierungen ihre Maximen in ein milderes Licht stellen und ihre Völker werden Zuversicht und Mut zur Ausdauer gewinnen. Im übrigen, wie jedermann weiß, ist der eigentliche Streit nicht zwischen Regierung und Volk, sondern zwischen Privilegien-Adel und Nation. Und so leben wir fort in einer verhängnisvollen Zeit, die uns nicht einmal gestatten wird, die Hoffnung, daß für unsere Kinder und Enkel Tage der Sicherheit und Ruhe wiederkehren werden, mit uns ins Grab zu nehmen.

Zu Ende des Jahres 1819 sandte Goethe seinen Freunden das Blättchen „Erwiderung der Feier meines siebzigsten Geburtstags“ zu, das Reinhard

wieder an Bekannte seiner Nachbarschaft, so an A. W. Schlegel schickte. Und jetzt war auch der westöstliche Divan vollendet und gelangte zu den Freunden. Reinhard erhielt sein Exemplar am letzten Tag des Jahres, „ein Neujahrsgeschenk, wie ich kein kostbareres mir hätte wünschen können!" Und von neuem bewunderte er „diese lebendige Thätigkeit eines allumfassenden Geistes, der in allen Regionen gleich einheimisch zu jeder Höhe sich erhebt, in jede Tiefe hinabsteigt". Ihn selbst erinnerte dieser Liederstrauß, der aus Goethes morgenländischen Studien aufgeblüht war, an seine eigenen Studien auf diesem Felde, an das Tübinger Stift, den Orientalisten Schnurrer und an seine eigenen Übersetzungen aus dem Arabischen. Dann war wieder ein Augenblick gewesen, da er im Begriffe stand, diese Studien wieder aufzunehmen: in Jassy, wo er mit dem österreichischen Geschäftsträger Hammer-Purgstall zusammentraf, bald aber seine gewaltsame Wegführung durch die Russen ihn in andere Gegenden und Schickungen trieb. „So war mein Leben! Eitel Stückwerk und umhergeworfen vom äußern und innern Schicksal!"

Indessen ist er fortdauernd bemüht, was er aus der französischen Gelehrtenwelt über die Farbenlehre erfahren und erreichen kann, zur Kenntnis Goethes zu bringen. Und auch dem Freund Boisserée kann er sich in seiner Eigenschaft als französischer Gesandter hilfreich erweisen: endlich ist jener mit dem lange vorbereiteten Kölner Domwerk so weit fertig, daß er die Kupferplatten nach Paris schicken kann, wo sie vollendet und das ganze Werk herausgegeben werden soll. „Es ist Zeit," schreibt Reinhard an Goethe, „daß das lang angekündigte Werk erscheine. Noch mehr freue ich mich, wiewohl es keine Prachtwerke sind, auf die von Ihnen angekündigten Hefte. In und außer den Ferien des Bundestags bleibt mir Muße genug, auf den Wellen des litterarischen Ozeans mich hin- und herschaukeln zu lassen. Schriften, wie die Ihrigen, werden mir dann zur freundlichen Insel, wo ich lande und mich ausruhe."

Das Buch des Kabus, ein neues Heft Kunst und Altertum und ein Heft zur Morphologie sind die nächsten Sendungen Goethes, der den Freund zugleich durch die Versicherung erfreut: „Ihre Teilnahme an meinen Zuständen und unser wechselseitiges Verhältnis bewähren sich mir immer mehr." Reinhard nahm die Schriften mit zu einem Landaufenthalt in Bockenheim, wohin er sich nach einem Ausflug nach Straßburg im April 1820 zurückzog, „weil die Landluft für mich immer wohlthätiger ist, und weil eine Entfernung von der Stadt, auch wenn sie nur eine Pariser Straßenlänge beträgt, doch eine Entfernung ist, die man vorschützen kann, um manchem Zwang und mancher

Langeweile zu entgehen. Auch läßt, bis der Bundestagspräsident uns die 65 oder 68 Artikel der Wiener Konferenzen mitteilt, mein Beruf mir alle mögliche Muße, und wenn ich nicht als ein wahrer Heautontimorumenos noch immer fortführe, die seit dreißig Jahren und länger täglich geopferten zwei Stunden an Zeitungen zu vergeuden, so würd' ich seit einigen Wochen rein vergessen haben, daß ich der politischen Welt angehöre."

Der Ausflug nach Straßburg hatte den Zweck, seinen Sohn Karl, der jetzt achtzehn Jahre alt war, nach der dortigen Universität zu bringen. Die Wahl dieser Hochschule war für den Vater bezeichnend. Er brachte ihn nach Straßburg, „weil mir dies für seine ganze deutsch-französische, jedoch stark auf die deutsche Seite neigende Bildung am angemessensten schien." Zufällig traf es sich, daß das letzte Heft von Kunst und Altertum, das Goethe ausgehen ließ, eine lobende Anzeige von Arnolds Lustspiel in Straßburger Mundart „Der Pfingstmontag" enthielt. Reinhard machte nun die Bekanntschaft des Verfassers, der Professor der Rechte in Straßburg war, und freute sich als geborener Schwabe, leicht in die Elsäßer Mundart sich gefunden zu haben und durch das Stück gänzlich in seine Jugendzeit versetzt worden zu sein. Es war ihm kein Zweifel, daß Elsässer und Schwaben vom nämlichen Volksstamm seien, und was er weiter von der Erhaltung der deutschen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart in Straßburg schreibt, ist aus der Feder des französischen Gesandten immerhin zwiefach von Interesse. „Überhaupt bewahrt sich in Straßburg und im ganzen Elsaß ein eigentümlicher Geist; die Vorteile der Einheit in der Nation, der man angehört, werden anerkannt und niemand gelüstet nach der germanischen Zerstückelung; aber wenn man im politischen Sinn sich gerne als Franzosen betrachtet, so sind doch in jeder andern Richtung deutsche Kultur und deutsche Sitte überwiegend, und keine der französischen Superstitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln schlagen."

Konnte sich Reinhard in dieser Zeit eines besonders regen Verkehrs mit Goethe erfreuen, immer wieder belebt durch dessen Sendungen, die bald in die Naturwissenschaften, bald in Kunst und Litteratur einschlugen, so sollte eben dieses Jahr noch ein neues Band zwischen ihm und der Familie Goethe schlingen. Der Geburtstagsbrief, den er zum 28. August nach Weimar absandte, war zugleich ein Gevattersbrief. Die „herzlich-geistige Verbrüderung", wie Goethe schrieb, erhielt noch eine geistlich kirchliche Bekräftigung, indem Reinhard zum Paten für Goethes zweiten Enkel Wolfgang gewonnen wurde. Nur durch Rücksichten der Konvenienz ließ er sich zurückhalten, selbst nach Weimar zu kommen; aber im Begriff, zur Weinlese wieder nach seinem

Apollinarisberg zu gehen, gesteht er seine heiße Sehnsucht, einmal wieder über das Salve der Schwelle des Freundes zu treten, mit dem sich verbunden zu wissen seine Freude und sein Stolz ist. Der herrliche Brief vom 15. Sept. aber, worin Goethe sein polykratisches Glück preist, ohne die Dämpfer zu vergessen, die Sorgen und Alter jedem sterblichen Geschick auflegen, regt Reinhard zu der stolz-wehmütigen Selbstbetrachtung an: „Sibi res, non se submittere rebus, wie herrlich haben Sie dies in Ihrem schönen, reichen Leben durchgeführt! Die zweite Hälfte des Satzes glaub' ich bis zu einem gewissen Grad auch mir angeeignet zu haben, oder vielmehr sie eignete sich meiner Natur von selbst an; aber die andere!"

Der Briefwechsel zwischen Frankfurt und Weimar ist in dieser Zeit von beiden Seiten besonders reich an Mitteilungen und Ergüssen aus dem Innersten, in denen die Befestigung einer in reifen Jahren geknüpften Männerfreundschaft aufs schönste sich darstellt. Wenn Reinhard als Gevattersmann eine Sendung Scharfenberger Auslese nach Weimar gelangen läßt und Goethe dafür seine Schriften, frisch wie sie entstanden sind, dem Freunde zusendet, so spinnt sich an diesen Fäden stets ein geistreiches Aussprechen innerer Lebenserfahrungen fort, „dabei denn Freundschaft und Liebe, Anerkennung und Verehrung, Vorsorge und Nachhilfe das schönste Gleichgewicht allen Zuständen verleihen." Die Gedanken berühren abwechselnd Wissenschaft und Litteratur, aber auch Politik und Religion. In einem Briefe vom 9. Februar 1821 kommt Reinhard auf visionäre Erscheinungen zu reden, die ihn schon in frühen Jahren beschäftigt haben und für die ihm die gewöhnlichen physiologischen und psychologischen Erklärungen nicht genügen wollen; er bescheidet sich, solche Erscheinungen als Erfahrungen gelten zu lassen, ohne ihnen weiter nachzugrübeln; aber er gesteht: „da ich von der unsichtbaren Welt um uns so überzeugt bin, wie von der sichtbaren, so entstehen daraus Ideenverknüpfungen, die ich nicht immer hemmen will noch darf." Wie seine politischen Ansichten, so befestigen sich in dieser Zeit auch seine religiösen. Eine vorgeschriebene, ausschließliche Rechtgläubigkeit erkennt er hier so wenig an als dort. Er läßt sich genügen an gläubigem Empfinden und Ahnen, mit Abweisung jedes dogmatischen Zwanges, und in diesem frommen Skepticismus weiß er sich mit dem Goethe der späteren Jahre wesentlich eins, wie er von hier aus gleichzeitig mit dem warmherzigen Idealismus Wessenbergs sich aufs beste verstand.

Wessenberg hatte ihm kürzlich die kleine Schrift: „Jesus der göttliche Kinderfreund" zugesandt und das Titelbild, nach einer Zeichnung von

Danneckers Christuskopf, hatte eine jener phantasmagorischen Erscheinungen bewirkt, über die er an Goethe berichtete. An Wessenberg selbst schrieb er am 17. Februar, für das Büchlein dankend:

Herr Kirchenrat Burg hat mir Ihre kleine Schrift übergeben und ich habe sie, wie alles, was von Ihnen kommt, mit Liebe und Rührung gelesen. Sie besitzen, wie wenige Religionslehrer, das Geheimnis edler Einfalt und klarer Würde. Was mich aber unbeschreiblich angezogen und sonderbar bewegt hat, ist die kleine Zeichnung von Danneckers Christuskopf. Wer das Original kennt, findet sie außerordentlich ähnlich. Es ist Liebe und tiefes, erhabenes Mitleid, was im mannigfachen Ausdruck vorherrscht, und so mußte es sein. Noch liegt Ihre Schrift auf meinem Schreibpult, weil ich das Bild oft ansehe und den Eindruck festhalten will. Dieser Eindruck fiel gerade in eine Epoche, wo ich, wie dies zuweilen geschieht, mit mir selbst zu kämpfen hatte und es begegnete mir etwas sonderbares, das ich Ihnen mitteilen muß. Es geschieht mir oft nachts vor dem Einschlafen, daß Bilder vor meinem Auge vorüberschweben oder Stimmen vor meinem Ohre verhallen. Diesmal aber war es beim Erwachen, bei, wie natürlich, noch verschlossenen Augen, daß eine Erscheinung vor mir stand, von ganz anderer Art und Form, als jene gewohnten. Ein Kopf, vollkommen plastisch und gediegen, von edlem, ernstem Ausdruck, aber von dem jenes Bildes durchaus verschieden. Ein Engel! war mein erster Eindruck und mein erster Gedanke. Ein oder zwei Sekunden und das Bild verfloß, aber langsam.

Er hatte das Büchlein durch den badischen Kirchenrat Burg erhalten, der Wessenbergs Begleiter auf der römischen Reise gewesen und jetzt bei den Frankfurter Konferenzen der Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz einer der badischen Delegierten war. Im Januar 1821 waren diese Konferenzen wieder aufgenommen worden, während die Unterhandlungen in Rom über die Abgrenzung der fünf Diözesen jetzt dem Abschluß zugingen. In demselben Brief an Wessenberg schreibt Reinhard:

Oft und mit steigender Zuneigung hab' ich zwei andere Mitglieder der geistlichen Kommission gesehen, die Herren von Schmitz-Grollenburg und Jaumann. Jener ist ein freier ächter Mann. Mit diesem hab' ich häufig von Ihnen gesprochen, von unsern Wünschen für Sie, die Sie vielleicht kaum teilen, von dem was Deutschland Ihnen schuldig ist zu thun, um seiner selbst willen, von der Unfähigkeit unsres Zeitalters, an Prinzipien und selbst an Maximen festzuhalten, weil es ebenso überreich an Verstand ist, als bettelarm an Willen! Ein solches Zeitalter mußte denn auch den Kochischen Schritt[6]) so aufnehmen, wie es gethan hat, und die Sache mißbilligen, um der Form Willen. Der Zeitpunkt war auf jeden Fall übel gewählt, weil er höhere Interessen kompromittieren könnte; vielleicht auch nicht: denn die römische Kurie hat einen tieferen und umfassenderen Blick als ihre Schranzen in Deutschland; sie wird fühlen, daß es Zeit sei, der Anarchie ein Ende zu machen, und sie wird sich hüten, durch Verfolgung dem Mann die Meinung

wieder zuzuwenden, den die Meinung verlassen hat. So viel ich weiß, sind Sie noch immer in Konstanz. Ohne Zweifel werden Sie in dieser paradiesischen Gegend den Frühling erwarten. Zweimal bin ich Ihren See hinauf und hinunter geschifft; einmal in Freude und Scherz, einmal in Trauer und Wehmut. Beides gehört zum Leben; beides wünsch' ich Ihnen in dem schönen Ebenmaße, worin sich die Ruhe der Seele begrenzt.

In diesem Briefe sprach sich immer noch eine schwache Hoffnung für die Sache Wessenbergs aus. Allein auch jener Rest von Hoffnung mußte bald vor den Thatsachen vollends schwinden. Seit dem Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig genoß Wessenberg nicht mehr die Gunst und die Unterstützung seiner Regierung. Auch in den Frankfurter Konferenzen kündigte sich der Abfall Badens an. An Wessenberg 20. Juni:

Wie Sie, mein verehrter Freund, bei der ganzen Sache sich benehmen, seh' ich mit Rührung und Bewunderung; mit Unwillen aber, um nicht mehr zu sagen, was von andern Seiten geschieht. Es ist hier ein Maßstab für das ganze Treiben der jetzigen Welt. Ueberall Ziele, aber kein Ziel, das Rechte und Wahre in tausend kleinliche Nebenrücksichten auseinandergezerrt, der ganze Fluch unsres hochverständigen, verweichlichten, egoistischen Zeitalters, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehn. Zuweilen geschieht wohl auch das Gegenteil. Man sieht nur den Wald und nicht die Bäume; man hält sich an einen leblosen Abstraktionsbegriff, den man höhere Politik nennt. Daher in Laibach jene Assimilation der türkischen Legitimität mit der christlichen, ein Mißgriff, den man noch schwer bereuen wird, welches auch das Schicksal Griechenlands sei. Und woher diese beiden Erscheinungen? Aus lauter Überkultur hat die gegenwärtige Generation den Instinkt verloren, das richtige, sittliche Gefühl, ohne welches keine Energie denkbar ist.

Seit dem Frühjahr 1821 hielten die Ereignisse im Süden des Weltteils die europäische Diplomatie in Atem. Die in Laibach Versammelten waren, auf die Niederwerfung Neapels bedacht, durch den Ausbruch der Revolutionen in Piemont und in Griechenland erschreckt worden. Noch war Frankreich nicht in der Lage, von der Politik der Ostmächte offen sich zu trennen; wie Reinhard persönlich schon jetzt über die Griechenfrage dachte, läßt sich der eben mitgeteilten Briefstelle entnehmen. In einem Brief an Goethe spricht er von dem politischen Karneval, dessen toller Wirrwarr im März alle Köpfe schwindeln machte. Er selbst rühmt sich, daß er in diesem allgemeinen Taranteltanz keiner der Gestochenen sei. Doch um ganz aus den politischen Zauberkreisen sich zu retten, weiß er ein bewährtes Mittel: er tritt in Goethes Kreise und freut sich „aller der heiteren Genüsse, die uns da die nimmer täuschende, nimmer alternde Muse bereitet.“ Zu seiner vergnüglichen Überraschung sah er sich selber zum namenlosen Mitarbeiter am

neuesten Heft Kunst und Altertum (III, 1, S. 70) geworden: Goethe hatte jene Sätze in Reinhards Brief vom 22. Mai 1820 über die Bewahrung deutscher Sitte und Sprache im Elsaß in seine Nachträge eingeschaltet. Auch die Farbenlehre verlangt immer wieder ihr Recht. Goethe selbst ist aufs neue diesen Problemen hingegeben. Er schreibt Nachträge, er zieht die entoptischen Farben in den Kreis seiner Theorien, er sieht sich durch Hegels Zustimmung bestärkt und das alles regt auch den ehemaligen Schüler von Karlsbad zu erneuter Teilnahme auf. Freilich gesteht er errötend, daß sein Wissen nur Stückwerk sei und daß er sich über Goethes Unterricht und Buch nicht hinausgewagt habe. Auch mit seinen Proselyten hat er nicht viel Glück gehabt; nicht einmal seine Freundin aus der Kasseler Zeit, die wißbegierige Fürstin Pauline von Detmold, hatte sich gewinnen lassen. Die treffliche Fürstin war eben zu Anfang dieses Jahres gestorben. Seit zwölf Jahren war er mit ihr in einem Verhältnis des Vertrauens und der Freundschaft gestanden, „und im Briefwechsel konnte sich begründen und befestigen, was persönlicher Umgang ohne Zweifel umgestaltet oder leicht gestört hätte." Nach dem Apollinarisberg, wo er Pfingsten zuzubringen gedachte, wollte Reinhard wieder die Farbenlehre und die Erfordernisse für entoptische Farben mitnehmen. Doch ein heftiger Podagraanfall hielt ihn im Mai in Frankfurt zurück und die Besuche dieser Diplomatenkrankheit wiederholten sich fortan mit Regelmäßigkeit. Der Mai wurde ein besonders gefürchteter Monat. Der Gesellschaft entzogen ihn diese Anfälle noch mehr. Er klagte über den Mangel eines Vereinigungspunktes in Frankfurt, wo ein Austausch über ernstere Fragen der Wissenschaft und Litteratur möglich wäre und wo die Rätsel, die Goethes neueste Sprüche aufgaben, Gegenstand der Unterhaltung sein könnten. Die Nichtigkeit der Assembleen, wo regelmäßig gespielt wurde, stieß ihn ab. Sobald in diesen Gesellschaften die Rippenstöße begannen, um Spieltische und Stühle zurecht zu setzen, pflegte er nach Hause zu eilen zu den Büchern, die ihm der Frankfurter und der Straßburger Buchhändler geschickt hatten. Daß die häuslichen Verhältnisse etwas Ödes hatten, war ihm weniger für sich als für seine Tochter schmerzlich.

Im August 1821 beschloß Graf Reinhard wieder einmal seine schwäbische Heimat aufzusuchen und die Erinnerungen seiner Jugend aufzufrischen. Seit er vor 23 Jahren auf den Gesandtschaftsposten nach Florenz gereist war, hatte er die dortigen Verwandten und Freunde nicht gesehen. Die Kinder begleiteten ihn. Was in Stuttgart von Jugendfreunden sich befand, traf er am Abend des 13. August im Hartmannischen Hause, und die einstigen

Liedgenossen wurden nicht müde, ihn aus seinem bewegten Leben erzählen zu hören. Friedrich Haug, der Epigrammendichter, hatte sich mit Versen eingestellt (wenn er sie nicht improvisierte, worin er Meister war), mit Versen, in denen Apollo und Fama um den Dichter und Diplomaten sich stritten, und deren Schluß die biedere Hoffnung ausdrückte, daß der Vielerfahrene und Ruhmgekrönte seine letzten Tage unter den Freunden der Heimat verleben möge —

> Drum wünschen wir und hoffen, nicht vergebens,
> Daß, wenn er satt der Lorbeern ist,
> Ihm einst der Winter seines Lebens
> In Württemberg verfließt.

In Konstanz wurde Wessenberg besucht und daran schloß sich ein Ausflug in die Schweiz. Auch in Zürich sah Reinhard alte Freunde wieder: Usteri, Füßli, Meister. Über Schaffhausen und den Rheinfall kamen die Reisenden zurück nach Balingen. Er konnte das Städtchen nicht wiedererkennen. Eine Feuersbrunst hatte es im Jahre 1809 fast gänzlich eingeäschert. Nur die Stadtkirche zu Unserer Lieben Frau mit der Kanzel, darauf er oftmals gestanden, war damals verschont geblieben, und um sie hatte sich eine neue Stadt erhoben. Reinhard führte die Kinder zum Grab ihrer Großeltern, und die junge Gräfin Sophie widmete den Eindrücken, die sie auf dem Friedhof empfing, einige gefühlvolle Strophen. Hierher, nach Balingen, waren auch der Jugendfreund Conz aus Tübingen und der geistliche Rat Jaumann aus Rottenburg herbeigerufen worden. Dann ging es durch das Murgthal nach Baden, nach Heidelberg und über Darmstadt, wo man den in Zollangelegenheiten hier befindlichen Wangenheim traf, nach Frankfurt zurück. Es war eine dreiwöchentliche Erholungsreise, welche die angenehmsten Erinnerungen zurückließ. „Erinnerung und Vergessen, beides war die Absicht dieser Reise, in beiden Beziehungen hat sie ihren Zweck erreicht. Der herzliche Empfang, den mir alte und neue Freunde bereiteten, ließ das Vergnügen, das mir die Schönheiten der Natur darboten, in die zweite Linie treten. Hier will ich noch — so schreibt er an Wessenberg — zwei Wochen bleiben und dann die Zeit, die mir noch übrig ist, auf meinem Landgut am Rhein zubringen."

Noch einmal genoß Reinhard die Herbstwochen auf seinem Apollinarisberg. Dazwischen wurde ein Besuch in Köln bei den Boisserées, in Düsseldorf — „wo ich zwei schöne Tage in der Jacobi'schen Familie, und besonders mit den Tanten auch in Erinnerung der alten Zeiten zubrachte" — und

schließlich in Bonn ausgeführt. Es war das letztemal, daß Reinhard auf seinem Berge weilte und in den Genuß der frohen Stunden mischte sich das Gefühl des Abschieds. Auf Sulpizens Wunsch und Drängen kam er mit diesem überein, das gemeinschaftliche Eigentum zu lösen. Eine tüchtige Verwaltung des Gutes war bei dem geteilten Besitz nicht durchzuführen, und Reinhard erkannte, wenn auch ungern, an, daß von den Mitbewerbern Sulpiz billigerweise das Vorrecht beanspruchen dürfe, „und so wurde das letzte materielle Band gelöst, das mich an Deutschlands Boden knüpfte". Die Auseinandersetzung geschah in freundschaftlichster Weise, wenn ihr auch einige Mißklänge vorangegangen waren. Sulpiz war am 15. Oktober gleichfalls auf dem Berge eingetroffen und, ganz mit Rechnen und landwirtschaftlichen Sorgen befaßt, war er wenig erbaut davon, daß das Haus voll von Gästen war, französischen und deutschen, männlichen und weiblichen. Auch der Straßburger Student brachte seine Ferien auf dem Berge zu, und zwei Vettern, Fritz und Christian Hauff, Söhne des Professors, waren gleichfalls zum Besuch da. Am 18. Oktober brannten auf den umliegenden Bergen die Feuer zum Gedächtnis der Leipziger Schlacht, und Sulpiz hätte gern auch auf dem Apollinarisberg eines angezündet, wenn nicht Reinhard da gewesen wäre. Die viele Gesellschaft verhinderte diesen an der Durchführung seines Vorsatzes, diese Ferientage zu praktischen Versuchen in der Farbenlehre zu benützen. Wenn er aber sich losmachte zu einsamen Spaziergängen über Hügel und durch Wälder, begleiteten ihn Wilhelm Meisters Wanderjahre, bis er jeden einzelnen Teil durchgedacht oder durchgeträumt hatte.

Im Dezember kam dann das Verkaufsgeschäft vollends ins Reine, „schnell, freundlich und definitiv". Reinhard verschwieg nicht, welches Opfer er brachte und wie er und seine Kinder mit Wehmut von dem auf Gottes Erde so ausgezeichneten Plätzchen schieden, zu dessen Vollbesitz er aber Sulpiz, nachdem das Geschäft abgethan war, herzlich Glück wünschte. Goethe vernahm ungern, daß Boisserée sich von dem Mitbesitzer getrennt hatte. „Da er uns zusammenbrachte, so war es mir immer ein angenehmer Gedanke, Sie auf diese Weise vereinigt zu wissen." Sulpiz zerstreute aber Goethes Besorgnis, daß die Trennung eine Störung des Verhältnisses zu Reinhard mit sich führen möchte. „Es thut mir von Herzen wohl, Ihnen versichern zu können, daß im Gegenteil diese Auseinandersetzung das höhere, für das ganze Leben geknüpfte Verhältnis nur befestigt." [7])

4.

In Frankreich hatte die Geburt des Herzogs von Bordeaux und der Ausfall der gleichzeitigen Wahlen (September 1820) der Partei der Ultraköniglichen einen mächtigen Aufschwung gegeben. In der Kammer gab es die leidenschaftlichsten Debatten; die Regierung, an deren Spitze wieder der wohlmeinende aber schwache Herzog von Richelieu stand, geriet mehr und mehr ins Gedränge, und im Dezember 1821 mußte sie einem Ministerium der Ultra, Montmorency-Villèle, Platz machen. Reinhard sah mit Besorgnis diesen Gang der Dinge; er durfte sich wohl fragen, wie dies auf seine eigene Stellung zurückwirken werde. Er wußte, daß er als Liberaler angesehen war. Andererseits konnte ihm aber die Reise nach Gent im Jahre 1814 nicht vergessen sein, auch wußte er wohl, daß man ihn für seinen jetzigen Posten besonders geeignet hielt und zuletzt durfte er sich sagen: „ich habe mir das Recht errungen, was auch jener Gewaltige, der Individualitäten so selten anerkannte, am Ende gelten ließ, zu sein wie ich bin." Übrigens war er entschlossen, in seinen nächsten Ferien selbst nach Paris zu gehen, um zu sehen, wie es etwa weiter gehen solle, und da er jetzt dreißig Dienstjahre hinter sich hatte, sah er der Zukunft ruhig entgegen. Auch war er überzeugt, daß die Dinge sich nicht überstürzen und trotz der hitzigen Debatten, die vorausgegangen waren, das Ministerium mit seinen Gesetzesvorlagen vorsichtiger sein werde. „Auf beiden Seiten der Kammer," schrieb er im Februar 1822 an Wessenberg, „haben wir Hitzköpfe; diese Hitze verbessert sich aber rasch, wenn man sich im Mittelpunkt der Geschäfte befindet, nicht um zu reden, sondern um zu handeln. Die Regel ist, daß man dann der Diagonale folgt." Diese Theorie der Diagonale ist für den jetzigen politischen Standpunkt Reinhards bezeichnend. Er kommt öfters darauf zurück. So im Herbst desselben Jahres in einem Brief aus Paris, in dem er die Hoffnung ausspricht, daß der Ministerpräsident sich von seinen extremen Freunden freimachen und Frankreich im Sinne Frankreichs regieren werde: „Thatsache ist, daß es in Frankreich und in Europa eine Macht der Dinge giebt, die alle Bewegungen im Sinne der Diagonale lenkt; es wird wahrscheinlich in Verona nicht anders sein."

Überall waren die römischen Tendenzen im Vordringen, und auch die ausgedachten Künste der süddeutschen Staatsmänner vermochten sie nicht aufzuhalten. Infolge der päpstlichen Bulle Provida sollersque (26. August 1821), die endlich die Abgrenzung der fünf oberrheinischen Kirchenprovinzen

mit dem Metropolitansitz Freiburg anordnete, trat die Frankfurter Kirchenkommission unter Wangenheims Vorsitz im Oktober wieder zusammen, und ihre Beratungen führten zu dem Vertrag vom 8. Februar 1822, worin die Staaten sich verpflichteten, unter gewissen Beschränkungen die Bulle zu genehmigen und eine landesherrliche Verordnung zu erlassen, auf welche die nun zu wählenden Bischöfe verpflichtet werden sollten. Reinhard ließ diesem Versuch, die landesherrlichen Rechte zu wahren, alle Gerechtigkeit widerfahren; ob er aber Erfolg haben werde, mußte er bezweifeln. An Wessenberg 10. Februar:

Von ganzer Seele schenke ich der Vollendung des Werkes der Kirchenkommission meinen Beifall, des einzigen, das hier im wahren Geiste des Fortschritts des Jahrhunderts unternommen und durchgeführt worden ist. Es ist ein Vermächtnis, das nun den Regierungen gehört, das ihnen anvertraut ist, um es gewissenhaft zu bewahren und fruchtbringend zu machen. Allein, um es zu bewahren, braucht es Männer. Sie sind der erste von allen, und Sie sind es, gegen den alle Hindernisse sich häufen. Sache der Regierungen ist es, sie hinwegzuräumen; ihre Ehre und vielleicht die Ruhe ihrer Zukunft hängt davon ab. Ihre Ehre ist außer Frage und vielleicht, je mehr die Schwäche derer, die Ihre Sache verteidigen sollten, sie in den Formen verletzen ließe, um so größer wird Ihr Ruhm sein. Sie werden geschehen lassen, aber Sie werden nichts thun, das Ihrer nicht würdig wäre. Ob man Sie an den Platz stellt, der Ihnen gebührt, ob man Ihnen die Wege offen hält, oder ob man die Feigheit hat weder das eine noch das andere zu thun: gleichviel, Sie können und werden allem entsagen, aber Sie bleiben Sie selber und werden nichts zurücknehmen. Das Jahrhundert braucht ein solches Beispiel. Die Fragen, um die es sich handelt, sind durchaus von dieser Welt; allein gegenüber dem römischen Hof hängen sie stets mit dem Gewissen zusammen, und in Sachen des Rechts darf man ihm niemals nachgeben, weil er selber niemals nachgiebt und von allem, was man ihm nachgiebt, Besitz ergreift für Jahrhunderte. Ich fühle an der Entrüstung, die mich ergriffen hat und an der Offenkundigkeit der Thatsachen, die sie veranlassen, daß mein Gefühl von Millionen ehrenhaften und wohlmeinenden Geistern geteilt werden muß, und unvergleichlich mehr von den Katholiken als von den Protestanten, die in diesen Sachen entweder zu unwissend oder zu gleichgiltig sind.

Gleich als es an die Bezeichnung der künftigen Bischöfe ging, zeigte sich, daß die Kurie die schismatischen Tendenzen der rheinischen Staatsmänner durchschaute und ihre Absichten zu durchkreuzen entschlossen war. Schon im Mai schreibt Reinhard an Wessenberg, daß der Gang der Verhandlungen mit Rom ihn mit Unmut erfülle. Wessenberg selbst war bei der Designierung des Freiburger Erzbischofs bei Seite geschoben worden. Gleich darauf wurden ihm zwar Aussichten für das Bisthum Rottenburg eröffnet und Reinhard

schrieb ihm: „Inzwischen hat mich eine vertrauliche Nachricht, die mir aus Rottenburg zukam, getröstet, meine Hoffnungen wiederbelebt und mir das Vertrauen wiedergegeben, daß die Sache der Religion und der Aufklärung, die bei Ihnen so schön und liebenswert erscheint, Sie noch unter die Zahl ihrer Verteidiger werde rechnen können, in einer Stellung, wo der Beruf Gutes zu thun um so erhabener wird, je schwieriger er wird." Doch auch diese Aussicht zerrann wieder schnell, und es zeigte sich jetzt immer deutlicher, daß die Persönlichkeit Wessenbergs das Opfer wurde für den Frieden zwischen der Kurie und den Regierungen.

An diesen kirchlichen Dingen scheint Reinhard fast mehr inneren Anteil genommen zu haben, als an den Verhandlungen des Bundestags. Ohne Einfluß war er auf die einen wie auf die anderen. Immer aber spricht er ziemlich mißächtlich von den bundestäglichen Händeln, von dem Streit zwischen Preußen und Köthen wegen des Anhalters Schmuggels oder von dem „elenden Nassauischen Kontingentstreit", der eine Zeit lang alle Arbeiten hemmte und eine Quelle bitterer Feindschaft zu werden drohte. Alle diese Fehden schienen ihm in schreienden Mißverhältnis zu der Wichtigkeit der Dinge. Und selbst die unermüdliche Beredtsamkeit seines Freundes Wangenheim, der sich eben in diesen Streitfragen hervorthat, als ein eifriger Gegner Preußens und zugleich als ein wohlmeinender Anwalt freisinniger Grundsätze und Einrichtungen, scheint ihn ziemlich kühl gelassen zu haben. „Wangenheim wird wegen seiner improvisierten Beredtsamkeit lebhaft angegriffen; man sollte denken, daß er notwendig entweder unterstützt oder preisgegeben werden müßte; aber man darf heutzutage bei den Deutschen nichts folgerichtiges erwarten." Doch auch die große Politik, in der sich durch die orientalische Frage eine neue Gruppierung der Mächte langsam herausbildete, entlockt ihm unmutige Betrachtungen. „Was soll man sagen über diese ewige und ermüdende Ungewißheit über Krieg und Frieden, über diese furchtsamen Bedenken, die jedes edle Gefühl ersticken und jede Berechnung der Zukunft unsicher machen? Welches Buch ließe sich schreiben über das was seit den Erklärungen von Laibach geschehen ist! Die Geschichte der Griechen und was drum und dran hängt macht schaudern. Solange die Türken die Vorstädte von Pera nicht niedermezeln, können sie sicher sein, daß man ihnen ihren Platz in der heiligen Allianz aufhebt, obgleich sie bis jetzt es verschmähen ihn einzunehmen." Erst einige Jahre später hatte Reinhard Gelegenheit, seine griechenfreundlichen Ansichten in amtlicher Weise bei seiner Regierung zur Geltung zu bringen.

Vor der Reise nach Paris hatte der Arzt dem Gichtleidenden eine Kur

in Baden verordnet. Hier traf er sich mit seinem jüngsten Bruder, der in Christiansand, Norwegen, etabliert war und den er seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte. Auch sonst fehlte es nicht an erfreulichem Umgang. Freund Wessenberg fand sich zu einem Besuche ein und mit dem Kanzler Müller wurde damals die Freundschaft begründet. Eine angenehme und später gern wieder aufgefrischte Bekanntschaft knüpfte sich mit Wessenbergs Jugendfreund, dem Fürsten Friedrich von Hohenzollern-Hechingen, dessen Frau eine Nichte Talleyrands war, und mit der Schwester des Fürsten, der Prinzessin Julia, an. „Ich ahnte nicht, daß der Nachfolger meiner einstigen Nachbarn so viel Geist und Bildung besitze." Die Heilquelle that Wunder. Nach einmonatlichem Aufenthalt konnte er, neugestärkt und des Gebrauchs der Hand wieder mächtig, Ende August nach Paris abreisen.

Seit fünf Jahren hatte er die Hauptstadt nicht gesehen, wo jetzt die reaktionäre Partei obenauf war. „Ich finde dort neue Menschen, neue Maximen, eine andere Welt. Wie diese mich aufnehmen, wie ich mich in sie fügen werde, weiß ich noch nicht. Bis jetzt bin ich zwar durch mehrere Nuancen gegangen, aber doch immer auf der Lichtseite. Auf die Schattenseite überzutreten ist gegen meine Natur. Dreißig Dienstjahre sind nun vollendet und gesetzlich ist mir meine Pension gesichert. So oder so muß sich nun meine Zukunft entscheiden." Indessen traf er seinen Minister nicht an; er war ihm in Epernay begegnet, als derselbe nach Wien und Verona reiste. So blieb er über seine persönlichen Anliegen zunächst im Ungewissen. Nach achttägigem Aufenthalt ging er nach der Normandie, um die Güter zu sehen, die er dort erworben hatte. Das eine davon lag eine halbe Stunde von Caen auf einer Anhöhe, mit der Aussicht aufs Meer; auf dieses Gut war das Majorat für den Sohn gegründet. Eben dieses Gut sollte vergrößert und abgerundet werden, ein Geschäft, das aber, da man mit Normannen zu thun hatte, „die niemals ja oder nein sagen", nur unter großen Schwierigkeiten abgeschlossen werden konnte. Zum erstenmal sah er die Normandie, „vielleicht die schönste und reichste Provinz Frankreichs" mit ihren Getreidefeldern, Wiesen und Obstgärten, die jetzt eben im schönsten Herbstschmuck standen. Acht Tage brachte er in Caen zu und zeigte seinen Kindern das Meer. Auch mehrere Edelsitze in der Nähe wurden besucht, so Fervaque, wo der Marquis Alfons von Custine, auch ein Halbdeutscher, mit seiner Mutter wohnte; sie hatten, mit Varnhagens befreundet, in den Jahren 1815 und 1816 in Frankfurt gelebt.[8])

Anfangs Oktober kehrte Reinhard nach Paris zurück, wo er noch drei

Monate zubrachte. Alte Bekanntschaften wurden erneuert, neue angeknüpft. Der Druck, der auf den liberalen Meinungen und ihren Vertretern lastete, machte sich überall fühlbar und mahnte auch im gewöhnlichen Verkehr zur Vorsicht. Reinhard scheute sich aus diesem Grunde sogar manchen Faden aufzunehmen, der in wissenschaftliche Kreise geführt hätte. „Noch aber giebt es in Paris herrliche Charaktere, selbst Gemüter durch Erfahrung und Trübsal geläutert; und der Geist in Frankreich kann nie gebannt werden; darin ist noch Hoffnung." Fleißig besuchte er die Theater der Großstadt und wiederum ergriff ihn Talmas Spiel. Die Schaubühne war ihm zugleich der Maßstab für die politischen wie für die litterarischen Strömungen. Er fand, daß der litterarische Geschmack in Frankreich sich in einer Gährung befinde. Man begann sich mehr um ausländische Litteratur zu kümmern und fühlte das Bedürfnis sich der engen Schnürleiber zu entledigen. Schon wagte man sich an Goethe. Eben waren zwei junge Franzosen daran, die Schrift: Rameaus Neffe ins französische rückzuübersetzen. Wilhelm Meister sollte folgen; ja schon war von einer Übersetzung des Faust die Rede. „Doch," meinte Reinhard, „muß noch Ungeheures geschehen, ehe Paris, und das ist Frankreich, den Szepter des alten guten Geschmacks niederlegt." Auch für Boisserées Domwerk, das nun endlich in Paris unter Hindernissen aller Art das Licht der Welt erblicken sollte, leistete Reinhard Vermittlerdienste, mit denen er es freilich Boisserée nicht zu Dank machen konnte. (Boiss. an Goethe 18. Dezbr. 1822). In Jens Baggesen traf er einen alten Bekannten wieder, aber zu trauriger Stunde. Der unstete Däne, der damals in Paris lebte, hatte im Juni seine zweite Frau verloren und am 26. November verlor er seinen jüngsten hoffnungsvollen Sohn Paul. Baggesen vergaß nie die Teilnahme, mit der ihn Reinhard am Totenbett des geliebten Sohnes verließ.

Einige Tage brachte Reinhard zu Bonneuil an der Marne zu, auf dem Landgut des Grafen Beugnot, dessen Sohn ihm in Frankfurt attachiert war, und genoß hier die reizenden, mit Schlössern und Parks übersäten Umgebungen von Paris. Er hatte sich lange nicht so wohl befunden als während dieser Reise, lange nicht einer solchen Heiterkeit des Geistes sich erfreut. Seine politischen Eindrücke aber faßte er, nach Frankfurt zurückgekehrt, zusammen in einem Briefe an Wessenberg, den er auf der Rückreise nicht hatte besuchen können:

Gerne hätte ich mir bei Ihnen den Mut der Hoffnung geholt, während ich von Paris nur den der Entsagung mitgebracht habe. Zwar habe ich diese große Hauptstadt blühender, schöner, interessanter als jemals gefunden. Aber inmitten

dieses Glanzes der Gegenwart glaubte ich tausend Anzeichen von Sturm für künftig zu erblicken. Ich verließ Paris am 22. Dezember, folglich drei Tage vor der Krise, die zur Ernennung des Herrn v. Chateaubriand führte. Man schreibt mir, daß Herr v. Villèle sicher ist, die Mehrheit in der nächsten Session zu behalten. Ich wünsche es sehr. Er muß das Repräsentativsystem aufrecht erhalten, um nicht die Basis und das Piedestal seiner eigenen politischen Existenz zu zertrümmern. Herr v. Chateaubriand ist nicht der Mann, dessen Bewegungen sich leicht berechnen lassen; aber auf alle Fälle traut man ihm zu, daß er mit Vorliebe solche wählen wird, die den Charakter der Größe und Erhabenheit haben. . . . Kaum hatte ich Paris verlassen, so beeilte sich das Drapeau blanc meine Abberufung anzukündigen. Der Schlaukopf! Warum hatte man mich abreisen lassen? Sie kennen hinreichend meine Lage an diesem Platze, um leicht zu glauben, daß ich in denselben nicht sehr verliebt sein kann. Indessen beim Blick auf die Aufregungen der Hauptstadt und überdies gekräftigt an Leib und Seele durch die wohlthätigen Bäder, wo Sie mich verlassen haben, sagte ich mir, daß bei der Kenntnis des Guten und des Schlimmen, das mich in Frankfurt erwartet, ich mir daran genügen lassen müsse, zu wissen, daß das Gute überwiege.

Im Februar 1823 wurde Goethe von einer ernsthaften Krankheit, einer Herzbeutelentzündung befallen, die für sein Leben fürchten ließ, und von der er sich nur langsam erholte. Die Teilnahme und Freude über seine Rettung gab sich in und außerhalb Weimars vielfach kund, und Reinhard wollte die Wiederkehr des Freundes von den Ufern des Acheron durch ein fröhliches Mahl feiern, zu dem er etliche Freunde lud. Einer der Teilnehmer war der Freiherr von Wangenheim, der dann über das Fest an seinen Stuttgarter Freund, Geheimrat von Hartmann berichtete. Selbst von einer schmerzhaften Krankheit sich eben aufrichtend, erhielt er von Reinhard, „dem ein deutsches Herz in der Brust zu schlagen nie aufgehört hat", am 6. März folgende Einladung: „Ein Hahn wird dem Äskulap geopfert für Göthes Genesung, Sonntag den 9. März um 4 Uhr. Der Eingeladenen sind sieben und in dieser heiligen Zahl ist Freund Wangenheim begriffen, wenn sein Zustand ihm erlauben sollte, der Feier der Genesung beizuwohnen. Auf jeden Fall gilt das Opfer auch der seinigen." Da nun inzwischen die Nachricht nach Frankfurt kam, daß eben am 6. März in Reinhards Geburtsland Württemberg ein lange ersehnter Kronprinz geboren war, auch Wangenheim imstande war am Feste teilzunehmen, war Reinhard überglücklich, daß alles so gut zusammentraf: der Kronprinz, Goethes Genesung und diejenige Wangenheims. Es war ein wirkliches Fest, die Gäste sagten sich zu und nahmen gleich warmen Anteil an den drei Gegenständen der Feier. Es versteht sich, daß Reinhard auch poetische Gerichte seinen Gästen vorsetzte. Er feierte Goethes

Rückkehr von den Ufern des Acheron in Distichen, während die junge Gräfin Sophie in Reimen die Geburt des Fürstenkindes besang. Reinhards Verse lauteten:

Auf Göthes Genesung. [9])

Wahrlich! Er kommt von den Schatten zurück —! Schon schwebten dem Auge
Diese, die Wasser des Styx rauschten vorüber dem Ohr.
Minos sah Er von fern und Aeakos und wie der Pöbel,
Schultern an Schultern gedrängt, trank das altäische Lied.
Sträubend nahte der Fuß bereits dem Nachen, da blickte
Charon, der schiffende Greis, scheu und verwundernd ihn an.
„Wer ist's," rief er, „der hier, unähnlich den bleichen Gestalten,
Noch nicht der Oberwelt fremd, diese Gestade betritt?
Orpheus scheint er zu gleichen, ihm schmücken die Kränze die Leyer.
Aber Jahrtausende sind's, seit er — Euridice! sang;
Oder kommt Er, den Freund zu befrei'n, wie den seinen Herakles
Los mit gewaltiger Faust riß von dem ewigen Sitz?"
Also der Alte. Da taucht er die Hand in den heilenden Lethe
Und dem Nahenden sprengt er entgegen die Flut —
Plötzlich ermannt sich im Kranken der Geist, vor dem kräftigen Willen
Schwindet das wirre Gesicht, wallet besänftigt das Blut.
„Reicht mir," ruft er, „vom heilenden Trank aus Böhmens Gefilden;"
Atmet dann tiefer und trinkt und — die Genesung ist da!
Aber wir opfern den duftenden Hahn dem Asklepios, fordernd
Nicht von der Elbe den Trank, sondern vom sonnigen Rhein.

5.

Schon seit Ende März hatte Reinhard wieder an Gicht zu leiden, was auch auf seine Stimmung drückte, wie wir aus einem Briefe an Wessenberg vom 21. Juni ersehen:

Ich ertrage das alles; aber um es zu ertragen, fliehe ich die Erinnerungen, die mir die gegenwärtige Leere meines Daseins fühlbar machen würden. Selten und mit Mühe reiße ich mich aus meiner Apathie; ich habe nicht zu klagen, aber ich muß vergessen, daß ich nicht glücklich bin. Ihre beiden reizenden Werke habe ich erhalten. Indem ich die Sammlung Gedichte öffnete, stieß ich gleich auf die Legende: Der Bettler. Als ich die letzte Zeile gelesen hatte, ergriff mich ein religiöser Schauder, denn ich war nicht darauf gefaßt. Gesegnet sei die Hand, die das geschrieben hat; die Seele, die das erdacht hat, steht in Rapport mit dem Himmel. Ihre Verse könnten zuweilen besser abgeteilt sein, die Einschnitte sind nicht immer wohl angebracht; aber auch das giebt Ihren Strophen etwas Ernstes und Feierliches, das im Einklang mit der Erhabenheit der Gedanken und selbst mit der evangelischen Milde der Empfindungen ist.

Die andere Schrift, die ihm Wessenberg zugeschickt hatte, die Athenischen Dialoge, behielt er sich vor, in seiner neuen Wohnung zu lesen, die er im

Juni bezog. Sie lag am Mainquai, gegenüber der Insel, auf der das Goethe-Denkmal zu stehen kommen sollte, mit der doppelten Aussicht auf den Fluß und auf den Taunus; oben ein Belvedere, das sein Olymp werden soll, wo er ganz den Musen leben will und wo auch ein paar Freunde zu vertrautem Gespräch Platz hätten, wenn er Freunde besäße! Dieser Umzug war, wie er an Goethe schrieb, „die einzige Veränderung, die mir seit sechs Jahren Vergnügen macht oder bei der ich gewinne.“ — Auch Politisches berührt Reinhard in jenem Briefe an Wessenberg, die spanische Verwicklung, und fährt dann fort:

Indessen streift das fortrollende Rad den König von Württemberg und droht den armen Wangenheim zu zermalmen, der sich noch nicht entschließen kann, einen rettenden Seitensprung zu thun. Dieser hat mir von dem Brief des Kardinals Consalvi gesprochen und von der Antwort, die er darauf gegeben[10]; sie werden mir vielleicht mitgeteilt werden. Die erstere soll sehr gebieterisch sein, und in der That, die Weltherrschaft kehrt zu den sieben Hügeln und zu allem, was dahin gehört, zurück. . . . Neulich habe ich dem Fürsten von Hechingen geschrieben und ihm zwei ziemlich mittelmäßige Werkchen geschickt, aus der Zeit, da ich noch Dichter war, nämlich vor vierzig Jahren. Es ist eine Übersetzung des Tibull und eine Sammlung Gedichte, in denen ein kleiner Roman spielt, dessen Schauplatz ein Dorf an der Grenze des Hohenzollernschen Landes war. Meine Tochter dankt bestens für Ihr Andenken und beauftragt mich, Ihnen zu sagen, daß sie alle Gefühle ihres Vaters für Sie teilt. Sie unterhält sich damit, Blumen zu malen; was Verse betrifft, so macht sie nicht mehr als ich verlange, und das ist nur einmal im Jahre.

Um Heilung von der Gicht zu suchen, ging Reinhard mit dem Anfang der Bundestagsferien, Ende Juli, nach Baden; für den Herbst war der längst geplante Besuch in Weimar in Aussicht genommen, um endlich Goethe wieder zu sehen, der von seiner Krankheit vollkommen wieder hergestellt war und jetzt in Marienbad seine Lebenskraft verjüngt hatte. Sechzehn Jahre waren seit dem ersten Zusammentreffen in Karlsbad verflossen, und in diese Zeit war nur der kurze Besuch im Jahre 1809 gefallen, der durch das unvermutete Erscheinen König Jeromes unliebsam abgekürzt worden war. Der fünfwöchentliche Aufenthalt in Baden hatte wiederum die beste Wirkung, trotzdem daß an dem mit Fürstlichkeiten und Diplomaten angefüllten Orte Gastmähler und Gesellschaften mehr sich häuften, als für einen Gichtbrüchigen gut war. Auch Conz fand sich aus Tübingen zu einem Besuche ein, „ein Mann von viel Geist, dessen Dichtungen etwas anmutiges, leichtes haben; aber sein Äußeres ist so schwerfällig und ungeschickt, wie man es nicht wieder finden wird, und diese Schwerfälligkeit erstreckt sich auch auf seine Rede, wenn er anfängt, Tübinger Studentengeschichten zu erzählen.“ Was sich

während dieses Badener Aufenthalts durch eine zufällige Begegnung angesponnen hat und von wichtigen Folgen für Reinhards späteres Leben sein sollte, davon wird bald die Rede sein.

Nach der Rückkehr aus Baden, 6. September, blieb Reinhard noch vierzehn Tage in Frankfurt, dann wurde die Reise nach dem Norden angetreten, und zwar mit der ganzen Familie; außer der Tochter und dem Sohne, der im Frühjahr die Universität in Göttingen bezogen hatte,[11]) war noch „eine kleine niedliche Reisegefährtin" mit, nämlich Fräulein Virginie v. Wimpffen, die als Freundin der Tochter, wie wir wissen, seit dem Winter 1821 auf 1822 im Reinhard'schen Hause war. Die Reise wurde über Würzburg und Bamberg gemacht und über Gotha, wo Lindenau besucht wurde, ein Bekannter vom Bundestag, der mit Reinhard die astronomische Liebhaberei teilte. Am 30. September kamen die Reisenden in Weimar an, wo sie nun eine Woche blieben, in täglichem Verkehr mit Goethe und den Seinigen. Sie trafen es günstig genug, Goethe war aus Marienbad in bester Stimmung heimgekommen, und aus dem Liebesglück, das dem Herzen des Alternden die süßen Schmerzen vergangener Tage zurückgebracht hatte, machte er gegenüber dem Freunde kein Hehl. „Bei ihm und mit ihm habe ich eine herrliche Woche zugebracht, voll von Erinnerungen an Vergangenes und von Nahrung für die Zukunft; ich brauchte erst einige Zeit, um an Geist und Seele aufzutauen; denn ich kam von einem Nowa-Semlja." Am 2. Oktober wurde Reinhards Geburtstag durch ein Mittagessen bei Goethe gefeiert; „fröhlich und anständig", wie der letztere an Boisserée berichtete, auch das sonstige Zusammentreffen als „gut und heiter" preisend. Vom folgenden Tage erzählt der Kanzler Müller, Goethe sei, als Reinhard abends von Belvedere zurückkam, anfangs still und unmitteilend gewesen; dann sei das Gespräch auf politische Dinge gekommen, und Reinhard habe vertrauliche Mitteilungen über sein Verhältnis zur französischen Regierung gemacht, zu Chateaubriand insbesondere, seinem gegenwärtigen Chef, und habe dann „mit liebenswürdiger Wärme und Geradheit" allerlei aus seinem politischen Leben und aus seinem wechselnden Verhältnis zu Talleyrand erzählt; in Frankfurt sei er eigentlich Null, und eben dies habe ihm seine Selbständigkeit, die Freiheit des Worts und des Urteils erhalten. Samstag den 4. Oktober kündigte Reinhard an, daß er am 6. abreisen werde; als er aber weggegangen war, bat Goethe den Kanzler Müller, er möchte es verhindern. Seine Äußerungen über Reinhard, erzählt Müller, waren rührend: „ich lasse ihn so bald nicht fort, ich klammere mich an ihn an." Wirklich gab Reinhard noch ein paar Tage zu. Sonst so wortkarg

und gemessen, konnte er den Weimarer Freunden nicht genug erzählen, bald von Johannes v. Müller und seinen letzten Tagen zu Kassel, bald ergreifende Szenen aus der Schreckenszeit, über den Charakter Napoleons, über die neuesten französischen Memoiren. Am 6. war man wieder zu Tisch bei Goethe und der Kanzler trug zum Rheinwein aus dem Bremer Ratskeller Gedichte auf Goethes und Reinhards Wiedersehen vor. Einer der Abende wurde beim Kanzler zugebracht; hier erschien auch Schillers Witwe, die ihrem Sohn Ernst von den angenehmen Eindrücken dieses Zusammenseins berichtete.[12] Für den 7. Oktober aber bat sich Reinhard von Goethe noch eine vertraute Viertelstunde aus, um über „persönliche jetzige oder jüngstvergangene Zustände" mit ihm zu reden, wozu er seinen Rat und seine Erfahrung bedürfe. „Tage wie diese kommen nicht wieder und nur noch einer bleibt mir. In diesem Sinne will ich vermeiden, das o mihi praeteritos referat si Jupiter aus eigener Schuld mir zurufen zu müssen." Der Kanzler Müller berichtet dann von dem letzten Tag, daß Goethe vormittags mit Reinhard in Belvedere war und bei Tisch, woran außer Reinhard und Müller auch Staatsrat Schultz aus Berlin teilnahm, sehr heiter und lustig war. Nachmittags war Reinhard mit Müller in Goethes Garten an der Ilm und genoß bewegt die schöne Abendbeleuchtung. Am Abend öffnete Goethe seine Mappen und zeigte eine Menge eigener Zeichnungen. „Sind Sie denn ein Dutzend statt Einer," sagte Reinhard, „daß Sie so unglaublich vieles machen konnten?"

Mit unauslöschlichen Zügen war die Erinnerung an diese glückliche Woche in die Seele des alten Freundes und in die jungen Gemüter seiner Begleiter gegraben. Und als sie auf dem Rückweg noch schöne Spätherbsttage im Rheingau genossen, wurde überall Goethes mit Dank und Liebe gedacht. Aus Frankfurt aber schrieb der zu den Bundestagsgeschäften Heimgekehrte: „Im Übrigen befinde ich mich hier wieder in den alten Wüsten und mehr als je entschlossen, nur in meinem Haus und in meinem Kabinet die ersprießliche Nahrung zu suchen." Auch die Freunde mußten teilnehmen an seiner Freude über den Besuch in Weimar. Sulpiz, damals in Paris, erhielt durch ihn willkommene Botschaft von Goethes Wohlergehen, und an Wessenberg sandte er einen ausführlichen Bericht über Goethes Lebensweise, seine unermüdliche Thätigkeit, seine litterarische und persönliche Stellung, die er mit der Hofhaltung eines gekrönten Hauptes verglich, mit Ministern und Vertrauten, mit Botschaftern und Eroberungen in benachbarten Reichen. In demselben Briefe erwähnte er, ohne weitere Glossen, die Epuration des Bundestags, die Abberufung der Häupter der Opposition, Wangenheims und Lepels,

der auch die Abberufung des preußischen Grafen Goltz folgte, alles, wie er urteilt, „die Wirkung einer unwiderstehlichen Zeitrichtung, die keine Abweichungen gestattet". Und über den hoffnungslosen Stand der oberdeutschen Verhandlungen mit Rom fügt er hinzu: „Der römische Hof weiß was er will und hält daran fest. Daraus folgt, daß wenn man etwas anderes will als der römische Hof, man gleichfalls daran festhalten muß." War er überzeugt, daß der geschickten und unerbittlichen Politik Roms gegenüber Wessenbergs kirchliche Stellung hoffnungslos geworden war, so blieb er um so mehr der standhaften Gesinnung des Freundes zugethan, und seinen frommen Dichtungen, deren poetischen Wert er nur allzu nachsichtig beurteilte. Auf die Zusendung einer neuen Sammlung Gedichte schrieb er nach Konstanz zurück:

Sie haben gleichfalls [wie Goethe] Ihr besonderes Gepräge und ich kenne keinen christlichen Schriftsteller, der diese evangelische Milde erreicht, die Ihren Stil auszeichnet. Eine Ruhe, die nicht von dieser Welt ist senkt sich in die Seele beim Lesen dieser kleinen Schriften, wo Sie die Moral in die Strahlen einer himmlischen Religion getaucht zeigen. Das sind die Traktätlein, die man verbreiten sollte an Stelle des mystischen Zeugs der Basler Gesellschaft. Ich weiß nicht, ob Sie einige kleine Schriften kennen, die in Paris unter den Auspizien der Gesellschaft der christlichen Moral gedruckt werden. Ich kenne solche darunter, wo ein Hauch desselben Geistes weht, der die Ihrigen auszeichnet, nur behandeln sie besondere Gegenstände der praktischen Moral. Da ich vermute, Sie sind nicht so ultramontan, um ein Feind der biblischen Gesellschaften zu sein, lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine kleine Schrift mit dem Titel: „Über die biblischen Frauengesellschaften." Sie ist von Frau von Broglie, Tochter der Frau von Staël.

Und auf den Einwand des Katholiken, daß das rohe Bibellesen gefährlich sei, entgegnete er, das sei wahr, aber doch habe nur der Glaube an die göttliche Eingebung, an das eine Gotteswort den Eifer und die Begeisterung der biblischen Gesellschaften hervorrufen können.

Das nächste Frühjahr, 1824, brachte wiederholt erwünschte Besuche nach Frankfurt. Es kamen der Kanzler Müller und Fr. A. Wolf, der Homeriker; der letztere auf seiner Unglücksreise nach dem Süden, von der er nicht wieder kommen sollte. Beide brachten gute Nachrichten von Goethe, und bald darauf erschien Eckermann, später auch Ottilie v. Goethe, die auf der Reise nach Ems sich in Frankfurt aufhielt. Ein anderer willkommener Besuch war Karl Sieveking, der mit seiner im Jahre 1822 angetrauten Frau Karoline, geb. v. Chapeaurouge, erschien und von Frankfurt nach Bad Ems ging, wohin ihnen Reinhard mit seiner Tochter Ende Juli für einige Tage

nachfolgte, ein Zusammensein, durch das „die Bande der Geistes-, Herzens- und Familienverwandtschaft“ aufs neue befestigt wurden.

Im Herbst gebrauchte er eine dritte Badekur in Baden, woran sich wieder eine Schweizerreise reihte. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb er an Sieveking:

Mit meiner Badekur traf es sich so glücklich, daß bei fast immer günstiger Witterung und bei der bereits eingetretenen Ebbe von Gästen, ein kleiner Kreis von Bekannten und Freunden wie sich ablösend immer um uns versammelt blieb. Der 64. Geburtstag, der Schluß des klimakterischen Jahres,[13]) wurde noch dort am 2. Oktober gefeiert. Am vierten wurde über Freiburg und Basel die Reise nach der Schweiz angetreten, im offenen Wagen, weil die eingefallene Pflichttrauer*) den Damen gestattete, ohne Garderobe zu reisen. Über Basel, Aarau, [wo ein Tag mit Rengger, dem einstigen Minister der Helvetik, zugebracht wurde], Zug und Arth gelangten wir an den Fuß des Rigi, übernachteten auf dem Kulm und genossen die ganze Pracht des Panorama, den Rosenglanz der Schneeberge ausgenommen, weil die Sonne in Wolken unterging. Von da über Brunnen, Schwyz, Einsiedeln nach Glarus, wo Regentage eintraten, bis in St. Gallen der Barometer auf eine Höhe stieg, die uns den günstigsten Blick auf den Bodensee und auf den Rheinfall zum Voraus verbürgte. In St. Gallen wohnt' ich unter fünfzig Schweizern nach einem Zwischenraum von 24 Jahren, alte Erinnerungen vorfindend und erwidernd, der Inaugurationsmahlzeit des neuen Bischofs bei, während am nämlichen Abend mein Freund Wessenberg, dieser unvorhergesehenen Konkurrenz zum Trotz, zum gegebenen Rendezvous, wiewohl inkognito, bei mir sich einfand. Von Schaffhausen aus wurde, dem ersten Reiseplan entgegen, der Rückweg über Balingen, Tübingen, Stuttgart angetreten, Freunde und Verwandte in der Eile wiedergesehen und Familienverhältnisse, auch meines Neffen Louis regressus in patriam[14]), unter durchaus günstigen Auspizien besprochen; und glücklicherweise traf ich in Frankfurt ein, wie gerade den Tag vorher Jacobi aus Pempelfort, um mich zu besuchen, aus Mainz gekommen war. Das weitere liegt nun in den Händen der Vorsehung und alles scheint für mich und die Meinigen auf eine nahe Entscheidung unserer Zukunft hinzudeuten.

Ungern kehrte Reinhard aus den Bergen in die schwere, erdrückende Luft der Bundeshauptstadt zurück, und es brauchte diesmal lange, bis er das Unbehagen überwand und die entsagende Ruhe des Gemüts wieder gewann, die ihn fähig machte, die Widerwärtigkeiten des äußeren Lebens zu tragen. Immer unerfreulicher wurde der Gang, den die politischen Dinge in Frankreich nahmen. Mit Besorgnis und Unwillen erfüllten Reinhard die Ministerveränderungen, die Villèle im Juni 1824 vorgenommen hatte. Die bedeutendste Kraft des Kabinets, Chateaubriand, war beseitigt und das auswärtige

*) Tod König Ludwigs XVIII. am 16. Sept. 1824.

Ministerium einer untergeordneten Persönlichkeit gegeben worden. Das neue Ministerium bedeutete wieder ein Entgegenkommen gegen die Klerikalen, was sich bald in einer Reihe von Gesetzen äußerte, die die liberale Meinung empörten. Reinhard sah sich „wieder in ganz unbekannte Zonen verschlagen", wo ihm die eigene Zukunft unsicher erschien. Doch mehr als politische Verdrießlichkeiten beschwerte ihn in dieser Zeit ein anderes: im Winter auf 1825 konnte die Entscheidung in einer unwillkommenen Familienangelegenheit, die dem Vater schwere Sorge bereitete, nicht länger verschoben werden.

Seit dem Besuch in Weimar im Jahre 1823 finden sich in dem Briefwechsel zwischen Reinhard und Goethe Andeutungen über ein besonderes Anliegen, das zunächst die Tochter Sophie betraf, in der Folge aber auch Reinhards eigener Zukunft eine neue Wendung geben sollte. Während jenes Aufenthaltes in Baden, der dem Besuch in Weimar vorausging, war es nämlich der Gräfin Sophie begegnet, daß ihr Herz im Sturm eingenommen wurde durch die bezaubernde Schönheit eines flotten Kavallerielieutenants. Vater Reinhard war davon um so mehr betroffen, als die sonstigen Neigungen des poetisch veranlagten Mädchens, ihr Sinn für die Wissenschaften, ihre vom Vater geleitete ernste Erziehung eine solche Wahl am wenigsten vermuten ließen. Er widerstrebte der Verbindung und versuchte seine väterliche Autorität zu gebrauchen, allein die Tochter, bei der stets die Phantasie überwog, hing mit schwärmerischer Verehrung an ihrem „Ideal" und der Vater sah bald, daß ihm ein ernster Widerstand entgegentrat. Indessen wurden Erkundigungen über den jungen Mann eingezogen. Georg von Diemar stand damals in badischen Diensten, war aber der Sprößling eines thüringischen Adelsgeschlechts. Der Vater wohnte auf dem Stammschloß Walldorf nahe bei Meiningen; der würdige Herr war in seinen Vermögensverhältnissen zurückgekommen, was nicht verhinderte, daß er von den Vorurteilen seines Standes in hohem Grade erfüllt war. Auch das paßte Reinhard wenig, der trotz des Grafentitels niemals verleugnete, daß er ein Sohn der Revolution war. Goethe wurde ins Vertrauen gezogen und der Kanzler Müller, und der letztere besonders machte in der Folgezeit den hilfreichen, aufopferungsvollen Mittelsmann in einer Sache, die noch jahrelang zu peinlichen Verhandlungen führen sollte.

Der Kanzler Müller erscheint von nun an überhaupt als einer seiner regelmäßigen Korrespondenten.[15]) Auch mit ihm bestand ein Verhältnis der Gevatterschaft. Reinhard war Pathe bei einem von Müllers Enkeln, bei dem zweiten Sohn des Kammerrats Adalbert Müller. Die Briefe des

Kanzlers nahm Reinhard zugleich als eine Art Ersatz für Goethes Briefe. Aus Bescheidenheit und Rücksicht auf die Zeit des Vielbeschäftigten wollte er sein kostbares Vorrecht nicht allzu oft geltend machen. Er rechnete, wie er einmal an Müller schreibt, nie mit Goethe ab und empfing jeden Brief nur als ein Geschenk, nicht als eine Schuld, „ich bedarf ihrer aber von Zeit zu Zeit als einer Vergünstigung, den Faden meiner eigenen Korrespondenz wieder fortzuführen." Für jetzt nun galt der eifrige Verkehr mit Müller vornehmlich jener Herzensangelegenheit. Der junge Diemar hatte auf eine Äußerung Reinhards hin, daß er einen Nichtmilitär für seine Tochter vorziehen würde, flugs seinen Dienst als Gardelieutenant aufgegeben; er trat dann als Stallmeister und Kammerjunker in die Dienste des Herzogs von Meiningen und kurze Zeit darauf in die des Herzogs von Koburg. Das machte aber den Vater keineswegs geneigter, und die Bemühungen, für ihn eine andere passende Stelle zu finden, hatten keinen Erfolg. Indessen zeigte die Tochter eine Festigkeit, die voraussehen ließ, daß sie über kurz oder lang ihren Willen durchsetzen werde. Schon am 23. August 1824 schrieb Reinhard an Goethe: „Am Ende werde ich doch sagen müssen: Gott segn' euch, ihr seid ein Paar." In Baden hatte sich in diesem Herbst Herr von Diemar wieder eingefunden, zugleich mit seinem Vater, und diesem hatte Reinhard am 2. Oktober, seinem Geburtstag, ein vorläufiges Jawort erteilt. Im nächsten Winter sehen wir die Entscheidung getroffen. Die festgewurzelte Neigung der Tochter hatte über den väterlichen Willen den Sieg davongetragen. An Wessenberg schrieb Reinhard am 8. Februar 1825: „Die Hochzeit meiner Tochter wird nach Ostern stattfinden. Ich habe der Beharrlichkeit einer Neigung nachgegeben, die von 18 Monaten datiert. Sie werden wahrscheinlich den Vater in Karlsruhe sehen. Er ist ein Ehrenmann, auf den meine Tochter großes Vertrauen hat. Meine Absicht ist, diese in Meiningen zu installieren, wo ihr bescheidener Einzug auf den des großherzoglichen Paares folgen wird. Es hat dies für mein eigenes Heim neue Entschließungen zur Folge, über die ich mit mir selbst noch nicht ganz im Reinen bin." Er stand vor einem wichtigen Schritte des eigenen Lebens. Noch gestand er dem Freunde nicht, welches Vorhaben er bei sich erwog. Es war kein anderes, als sich selbst eine neue Häuslichkeit zu gründen. Mit Schmerz dachte er an die Trennung von seiner Tochter, ihm bangte vor seiner Vereinsamung, „zumal in Frankfurt". Als der gefürchtete Zeitpunkt herannahte, überraschte er die Seinigen mit dem Entschluß, sich mit der Freundin seiner Tochter, Virginie von Wimpffen, zu verbinden. „Die Idee dieser Heirat,"

schrieb er an Sieveking, „hielt seit Jahren bei mir gleichen Schritt mit der Idee der Trennung von Sophien; zum Entschluß ist sie seit Monaten gereift. So weit Überlegung und Erfahrung die Zukunft verbürgen können, glaub' ich ihr mit Zutrauen entgegensehen zu können. Die Verbindung ist nicht für die Gesellschaftszirkel, sondern für die Zurückgezogenheit und fürs Krankenlager geschlossen." Er stand im vierundsechzigsten Jahre, doch das Wagnis glückte über alles Erwarten und die Ehe des Vaters wurde glücklicher als die seiner Tochter. Er fand in Virginie mit ihrem anspruchslosen, heiteren Wesen eine Gefährtin, wie er sie für seinen Lebensabend nicht besser wünschen konnte: aufopfernd, teilnehmend und mit ihrem lebhaften, frohmütigen Temperament besser geartet, als es Christine Reimarus gewesen war, die trüben Launen des Gebieters zu verscheuchen. Man vernimmt von da an seltener von Anfällen schwermütiger Stimmung. Der Verbindung mit Virginie, die ihn um vierzig Jahre überleben sollte, hatte es Reinhard zu verdanken, daß seine letzte Lebenszeit, wie sie frei von äußeren Stürmen war, so auch durch das Glück einer befriedigenden Häuslichkeit verschönt wurde.

Es war beschlossen, die beiden Vermählungen gleichzeitig zu feiern. Um den Festlichkeiten der Vermählung des Herzogs, die unmittelbar vorher stattfand, auszuweichen, machte Reinhard noch einen Ausflug nach Gotha und Weimar. „Der Kanzler von Müller kam mir bis Gotha entgegen, wo mir bei Lindenau, diesem herrlichen Menschen, wieder einmal wohl ward." Er war noch ungewiß, ob er die Reise bis nach Weimar ausdehnen sollte, da er den dortigen Freund durch das unglückliche Ereignis des Theaterbrandes am 22. März niedergebeugt wußte. Doch was er von Müller hörte und ein Schreiben Goethes selbst bestimmten ihn, am 7. April auch nach Weimar zu kommen. Er fand Goethe hinlänglich gefaßt und über den Besuch erfreut. „Nur einen Tag war ich in Weimar zur Tafel beim Großherzog, am Abend bei Göthen, der, sonst um 9 Uhr das Bett suchend, bis gegen Mitternacht mit uns zusammenblieb. Mit Müllern hab' ich, zum letztenmal für dieses Leben, Dinge besprochen, in die ich nach fruchtlosem Kampf mich resignieren muß und, da sie nur a n m i r und nicht i n m i r waren, so ist es mir leichter geworden als ich glaubte, mich von ihnen loszumachen."

Am 12. April fand dann in Walldorf die Trauung der Tochter mit Georg von Diemar statt. Andern Tages ließ sich ebendaselbst Reinhard mit Virginie von Wimpffen trauen[16]), und da letztere katholisch war, fuhr man unmittelbar nach der kirchlichen Handlung bis zur nächsten bayerischen Stadt Mellrichsstadt, um den Ehebund auch durch die römische Kirche ein=

segnen zu lassen. Gleich nach der Rückkehr nach Frankfurt wurde der neue Ehemann wieder von Gichtschmerzen an der rechten Hand und an beiden Füßen heimgesucht. An Wessenberg, 17. Mai:

Ich habe eine viel zu hohe Meinung vom Badener Wasser gehabt, wenn ich davon eine gänzliche Heilung erhoffte. Doch ist, dank einer kräftigen Konstitution, der Anfall jetzt vorüber, die Kräfte kehren wieder und meine Hand, obwohl noch zitternd, beginnt wieder ihre Verrichtungen zu erfüllen. Freilich hat die arme Virginie zwei Drittel ihres Honigmondes die Krankenwärterin machen müssen; aber das war eine der Bedingungen des Heiratsvertrages, sie hat sich wunderbar darein geschickt, und es scheint mir sogar, sie liebt mich nur um so mehr. So weit der Mensch sich erlauben darf, die Zukunft voraussagen zu wollen, werde ich die Zufriedenheit für den Rest meines Lebens (das Wort Glück wäre zu viel) in dem Entschlusse finden, den ich gefaßt; er ist reiflich überdacht; er ist auf eine dreijährige Erfahrung gegründet, die ich von der immer gleichen Heiterkeit und der Charakterreinheit meiner kleinen Frau habe, die sich wahrhaft glücklich fühlt, mir anzugehören. Permitto divis caetera.

Zwanzigster Abschnitt.

Am Bundestag.

Zweite Hälfte. 1825—1829.

Thronwechsel in Frankreich. Landaufenthalt in Kronberg. Gerning und Gagern. Widerwärtigkeiten am Bundestag. Reise nach Paris. Denkschrift über die griechische Sache. Häusliches Leben. Reise nach den oberitalienischen Seen. Rückreise über Schwaben. — Der Globe. Vordringen der kirchlichen Tendenzen. Ende des badischen Kirchenstreits. Geselligkeit. Vom Bundestag. Herannahendes Alter. Reise nach Norwegen. Besuch in Hamburg und in Weimar 1827. Ministerium Martignac. Jubiläum Sömmerings. Der Tod Karl Augusts. In Kronberg. Verkehr mit Gagern. Reise nach Paris 1828. Ernennung Karls zum Gesandtschaftssekretär. — Familiensorgen. Diemar in russischen Diensten. Übersiedlung Sophiens nach Weimar. Feier von Goethes achzigstem Geburtstag. Ministerium Polignac. Abberufung aus Frankfurt. Besuch in Weimar. Trennung von Deutschland. Reinhards Berichte vom Bundestag.

1.

Am 16. September 1824 hatte König Ludwig XVIII. das Zeitliche gesegnet. Der Nachfolger Karl X. erklärte, die Erwartungen der Ultras täuschend, die Regierungsweise seines Bruders fortsetzen zu wollen. Villèle blieb nach wie vor an der Spitze des Ministeriums. Erst allmählich wurden die Anzeichen verstärkter Priestermacht fühlbar. Am auffälligsten, als im Mai des folgenden Jahres der König zu Rheims durch den Erzbischof von Paris sich krönen und mit dem heiligen Öle salben ließ. Zur Feier der Königskrönung gab der neuvermählte Bundestagsgesandte ein Ballfest in seiner Wohnung am Main. Das war in der Ordnung; überraschend ist aber doch, daß er auch bei diesem Anlaß die deutsche Muse beschwor und daß der einstige Freund der Königsmörder, der Revolutionshymnen gesungen und zürnende Proteste gegen den Vatikan geschleudert hatte, jetzt mit seinen Versen eine kirchliche Handlung verherrlichte, in der alle Welt die priesterliche Weihe der Restauration, einen Triumph der klerikalen Strömung erblickte. Ihm selbst schienen die Verse, in denen allerdings auch der Schwur auf die

Charte, das Losungswort und Panier der Liberalen, angedeutet war, so wohl gelungen, daß er sie seinen deutschen Freunden Goethe, Wessenberg, Sieveking mitteilte. Sie wurden von einem deutschen Männerquartett aus München vor Beginn des Ballfestes gesungen und lauteten:

Zum Krönungsfest.

Den 29. Mai 1825.

Heilig sei der Väter Glaube!
Ihn bewährt der Lauf der Zeit.
Öl vom Himmel bringt die Taube;
Gott ist's, der den König weiht,
Wenn nach Zülpichs Schlacht der Ahne
Sich der Christensitte beugt,
Wenn der Hirten-Jungfrau Fahne
Von der Rettung Wunder zeugt.

Und noch Größres ist geschehen!
Wieder fest steht Frankreichs Thron.
Unser Auge hat's gesehen,
Wie dem Rechte ward sein Lohn.
Seht nach Rheims die Völker wallen!
Jubel tönt aus Einem Mund!
In des Domes hohen Hallen
Schwöret Karl den neuen Bund.

Wo die heilge Kraft des Alten,
Nun geläutert und verjüngt,
Um die ordnenden Gewalten
Sanft das Band der Treue schlingt;
Wo, geschützt in jeder Sphäre,
Arbeit, Kunst und Wissenschaft,
Frei im Segen der Altäre
Karl'n sein Reich zum Eden schafft.

An Sieveking schrieb er zu diesen Versen: „Da ich keinen Anspruch mehr mache Poet zu sein, so wünsch' ich ihnen wenigstens prophetischen Wert."

Gleich nach diesem Feste zog Graf Reinhard mit seiner jungen Frau nach Kronberg, um das dortige Bad zu gebrauchen und in der herrlichen Luft des Taunus „die Abgeschiedenheit von allen frankfurtischen Dünsten" zu genießen. Selten riefen ihn von da Geschäfte zur Stadt zurück. Seine Briefe atmen das volle Glück, das ihm seine Ehe gewährte und diese ländliche Einsamkeit, die den Umgang mit Freunden nicht ausschloß, mit Gagern vornehmlich, dessen Hornau zwei Stunden entfernt war, und mit dem wunder-

lichen J. J. von Gerning, Dichter, Kunstsammler und hessenhomburgischem Bundestagsgesandten, dessen Tuskulum ganz in der Nähe lag. „Seit gestern," so schreibt er am 5. Juni an Sieveking, „sind wir hier am Fuße des Taunus. Ich hoffe von der reinen Luft, von der herrlichen Gegend, von den dicht nebenan in einem lieblichen Thal liegenden, zum Trinken und Baden geeigneten Mineralquellen, von einer Abgeschiedenheit, in der ein poetischer Freund, Gerning, und ein politischer, Gagern, meine Nachbarn sind, physische und geistige Stärkung. Einem Podagraanfall, der seit zehn Jahren fünfmal im Monat Mai mich heimsuchte, hat der neue Ehestand mich nicht entziehen können. Er war heftig aber kurz; und meine Virginie hat bewiesen, daß sie, dem Kontrakt gemäß, nicht nur die Pflichten einer guten Frau, sondern auch die einer vortrefflichen Krankenwärterin zu erfüllen verstehe." Besonders erfreut war er, als er auch von Frau Johanna Sieveking, der Schwester seiner verstorbenen Frau, den Ausdruck des Anteils an seiner Wiederverheiratung und der Billigung seines Entschlusses empfing. Er dankte ihr in einem Brief vom 17. Juni für diese erfreuliche Zugabe zu seiner eigenen inneren Beruhigung. „Es ist ein schönes, halb ehliches, halb kindliches Verhältnis, so wie es sein muß, um Dauer zu versprechen. Die Mutter und eine hübsche achtzehnjährige Schwester haben teils in Frankfurt, teils hier einige Wochen mit uns zugebracht; seit vierzehn Tagen sind wir tête à tête, außer daß Karl ab und zugeht und einige Freunde aus der Nähe es zuweilen unterbrechen. Die Gegend ist herrlich; das ganze Mainthal bis zum Rhein bei Worms liegt zu unsern Füßen; wir wandern durch reife Kirschen- und blühende Kastanienwälder; in der Entfernung von einer halben Stunde finden wir unser Bad; und von allem diesem spreche ich Ihnen lieber, als von Frankfurt." Daß er gerade in dieser Zeit am Bundestag höchst widerwärtige Erfahrungen machte, muß man auch aus einer Stelle des an Sieveking geschriebenen Briefes schließen: „Das „„sich selbst wiedergegeben sein"", mein lieber junger Freund, ist eine banale Phrase. Ich bin mehr als tausende, im Guten und Schlimmen, immer ich selbst gewesen. Daß aber, eben darum, nach solchen inneren und äußeren Schicksalen, in einer Folge der sonderbarsten und bizarrsten Verhältnisse, eben darum, bei einem auch persönlichen und politischen Feinden unantastbaren Ruf, und doch angetastet von einer Seite, wo der Angriff ehrlos und die Verteidigung waffenlos ist, das „an mir" und „in mir" sich zuweilen verwirren, das muß ich tragen, willig die innere Nemesis anerkennend, aber mit vollem Selbstgefühl mich erhebend über die feige Bosheit ihrer Werkzeuge." [1])

Der Landaufenthalt erstreckte sich über den ganzen Sommer. An Wessenberg schrieb Reinhard am 21. August aus Frankfurt:

Seit drei Monaten, mein trefflicher und verehrter Freund, habe ich meinen Wohnsitz zwischen hier und zwischen Kronberg am Fuß des Taunus geteilt, so zwar, daß der größte Teil auf die Villeggiatur fiel und ich nach Frankfurt nur Geschäfte halber kam. In Kronberg, fern von den Unannehmlichkeiten des Berufes, eine reine Luft atmend, inmitten von Kastanienwäldern in Blüte und Kirschbäumen mit reifen Früchten, zu Nachbarn habend auf zehn Schritte den Dichter, Antiquar und Hagestolz Gerning, und auf zwei Meilen die liebenswürdige Familie des Eremiten Gagern in Hornau, verfügten Virginie und ich allein über eine Holzhütte, mit zwei Badewannen neben einer eisenhaltigen Quelle, gleich gut zum trinken und zum baden. Ein halbstündiger Spaziergang durch einen schönen Garten, zu dem wir den Schlüssel besaßen, und ein köstliches kleines Thal führte uns jeden Morgen um 6 Uhr dahin, und erfrischt von den stärkenden Eigenschaften des Bades trotzten wir einer Sonnenhitze von 30 Grad. Die Entfernung von Frankfurt, zu groß für die Gleichgiltigen und die Lästigen, führte uns immerhin von Zeit zu Zeit einige Freunde zu. Mein Sohn ging ab und zu, wir forschten alle Plätze und alle Pfade aus und Gerning war uns als Cicerone bald nicht mehr nötig. Also, mein trefflicher Freund, habe ich meine Honigmonate zugebracht, im Anfang unterbrochen von einem Gichtanfall, mit dem mich seit zehn Jahren fünfmal der Monat Mai beschenkt hat. Und warum habe ich inmitten dieser Herrlichkeiten Ihnen nicht geschrieben? Aus lauter Muße fand ich keine Zeit dazu. Wir dachten oft an Sie, wir sprachen von Ihnen; zuweilen machte ich mir Vorwürfe und faßte den Vorsatz, meinen Fehler gutzumachen, aber entweder war die Hitze zu groß oder wenn es frischer war, rief's uns zum Spaziergang; kurz, ich ließ mich gehen; wenn meine Feder unseren Freunden fehlte, waren sie doch meinem Geiste gegenwärtig; Sie besonders waren es; denn alle Ihre reizenden Duodez- und Sedezbändchen waren auf dem Tische Virginiens aufgereiht. Ihr letztes Geschenk haben wir mit Wonne empfangen und mit Erbauung gelesen, nur daß Virginie im stande der Unbußfertigkeit verharrt, zumal wegen ihrer Vorliebe für die Oper. Was mich betrifft, so ist meine Bekehrung so ziemlich vollendet, und es würde mir nicht darauf ankommen, auch dem zu entsagen, was Sie erlauben oder billigen. Morgen kehren wir nach Kronberg zurück, um uns dort zu verabschieden. Die Ferien des Bundestags stehen vor der Thür und um sie zu genießen, habe ich Urlaub erbeten und erhalten, nach Paris zu gehen. Ich denke schon den 5. September mich auf den Weg zu machen. — Was meine junge Existenz als alter Ehemann betrifft, so kann ich Ihnen nur bestätigen, daß ich völlig damit zufrieden bin, wie Sie bereits aus dem Ton dieses Briefes werden ersehen haben, ja, daß ich auch aller Bürgschaften für die Zukunft versichert bin. Virginie ist dankbar, während ich es zu sein alle Ursache habe; sie widmet mir eine zärtliche und feste Anhänglichkeit.

Der Aufenthalt in Kronberg hatte Beiden so gut gefallen, daß sie in den folgenden Jahren regelmäßig den Frühsommer dort zubrachten. Als der

Bundestag in die Ferien ging, reiste Reinhard mit seiner Frau nach Paris. Er fühlte das Bedürfnis, in der Hauptstadt selbst über die politische Lage sich zu orientieren, und unterwegs wurden in Bouzonville in Lothringen die Eltern Virginiens besucht. In Paris wurde Reinhard zur Audienz beim König befohlen. Zwei Tage zuvor hatte er wieder einen kleinen Podagraanfall. „Glücklicherweise paßten mir noch die Schnallenschuhe, dies gab mir Mut; hinkend machte ich die Runde der Aufwartungen und blieb zum Spiel der Wasser in St. Cloud; dafür den andern Tag Fieber und eine Krise, welche schnell die Krankheit brach." Die ritterliche, gewinnende Art des Königs verscheuchte jeden Zweifel an seiner persönlichen Loyalität und machte auch auf Reinhard einen günstigen Eindruck. Von seinem Minister aber erhielt er den Auftrag, eine Denkschrift über die griechische Sache aufzusetzen, die eben damals in ein kritisches Stadium getreten war. Ibrahims Ägypter hatten den größten Teil des aufständischen Gebietes unterworfen, Navarin war verloren, der Fall Mesolonghis schien unabwendbar, die Petersburger Konferenzen waren ohne Ergebnis geschlossen worden und die Griechen hatten durch die Schutzakte vom 1. August ihr Schicksal in Englands Hand gestellt. Die Politik des französischen Kabinets war bisher ganz mit Metternich gegangen, die öffentliche Meinung verlangte aber mit immer größerem Nachdruck eine philhellenische Politik, und in der Regierung selbst begann man die Rätlichkeit einer Wendung zu erwägen. Reinhards Denkschrift führte aus, für den Augenblick sei die Verhinderung weiteren Blutvergießens das dringendste, dies müsse nicht durch bloße Noten, sondern durch Demonstrationen des Abendlandes erreicht werden, wozu unter Frankreichs Vermittlung England und Rußland sich verständigen sollten; Österreich werde dann gezwungen sein nachzufolgen. Dennoch hat sich die Schwenkung Frankreichs zur Politik Cannings hinüber nur langsam vollzogen. Erst mit dem Protokoll vom 4. April 1827, das an die Pforte das gemeinschaftliche Verlangen des Waffenstillstandes stellte, und mit dem Vertrag vom 6. Juli desselben Jahres wurde der Dreibund von England, Rußland und Frankreich zur Wirklichkeit.

Die allgemeine politische Lage in der Hauptstadt fand Reinhards Optimismus damals, September 1825, nicht ungünstig. „In unserer politischen Atmosphäre herrscht, wie mir scheint, eine viel mildere Temperatur als vor drei Jahren; hin und wieder streift freilich eine jesuitische Zugluft. Aber der herrschende Wind ist der Industrie günstig und allem was daran hängt. „Lassen Sie sich [so schreibt er an Kanzler Müller] das Journal de commerce empfohlen sein; es gewinnt festen Boden. An die Griechen denkt man end-

lich; viele halten sie für gerettet. Ob das konstitutionelle Deutschland sich retten werde? da kann noch fern die Frage sein. In solchen Fällen gilt immer das Wort Lafontainens: aide toi, je t'aiderai." [2]) Am 10. Oktober reiste Reinhard nach Caen auf seine normannischen Güter, wo wieder „deutsche Ehrlichkeit acht Tage lang in Konflikt mit normandischen Pfiffen war." Am 25. Oktober wieder nach Paris zurückgekehrt, blieb er dort noch einen vollen Monat. Er lernte damals die Häupter des politischen Liberalismus, wie die Führer der neuen litterarischen Schule kennen; mit Royer Collard, mit Mignet, Cousin sehen wir in der Folge freundschaftliche Beziehungen angeknüpft.

Während Reinhard in Frankreich war, wurde in Weimar am 3. Sept. das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl Augusts gefeiert dem am 7. November das Fest der Erinnerung an Goethes Ankunft in Weimar vor fünfzig Jahren folgte. Reinhard nahm aus der Ferne an diesen Festen Teil. Dem Kanzler Müller schrieb er:

> Auch außer Weimar, auch außer Deutschland finden sich gerührte, dankende, jubelnde Herzen. Eine solche Regierung ist welthistorisch; sie wird nicht nur in der Geschichte, sie wird noch in der Sage leben; vielleicht wenn keine Geschichte mehr ist; denn auch auf die Stämme, die unsere Nachkommenschaft verdrängen werden, wird der Nachklang der Thaten und der Lieder, werden die Namen der Fürsten und der Heroen dieser herrlichen Epoche übergehen. Ihre Geschichte lebt alsdann in Amerika und im fünften Weltteil. — Sagen Sie der Frau Großherzogin, ich sei entwölkt und erheitert durch meine Virginie. Sie ist in Paris, wie Sie sie in Kronberg gesehen haben, ebenso lebensfroh, ebenso genügsam, ebenso, ich darf es sagen, für mich und in mir lebend. — Geben Sie unserem innig geliebten, innig verehrten Jubelsenior beiliegendes Blättchen.

Müller war ihm auch der treue Berichterstatter aus Weimar, der seiner Einbildungskraft und seinem Mitgefühl jene frohen Ereignisse vergegenwärtigte. Und durch ihn erhielt er die Weimarer Jubiläumsmedaillen; dies zu einer Zeit, da der Tod des Kaisers Alexander auch den weimarischen Hof in Trauer versetzt hatte. „Ach, nun deckt wohl ein düsterer Trauerflor bei Ihnen die Erinnerung an jene Tage des Jubels und der Freude! Der Pendul des europäischen politischen Uhrwerks steht nun still und es gebührt mir nicht, nach dem Zeiger zu blicken. Aber mitfühlen kann ich in die Seele der hohen liebenden und geliebten Schwester ihren großen Verlust, und als Mensch und Staatsmann den Verlust für die Welt." Goethe äußerte wohl, er sei auf Müller neidisch, ja verdrießlich, denn dessen Viel- und Schnellthätigkeit sei schuld, daß er selbst nun mit Reinhard weniger Briefe unmittelbar wechsle. Doch

die Verbindung mit Weimar wurde durch den vermehrten Verkehr mit Müller nur noch inniger, und auch in diesen Briefen bildete Goethes Thun und Treiben immer den Hauptinhalt, während die Hefte, die Goethe über Naturwissenschaftliches, wie über Kunst und Altertum ausgehen ließ, die Teilnahme des Freundes stets aufs neue erregten, auch da wo seine Kenntnisse nicht ganz ausreichten.

Gerne war er aus Paris wieder nach Frankfurt in seine vier Wände zurückgekehrt. „Trotz allem, was mir der Aufenthalt in Paris angenehmes und belehrendes bot, trotz allem Ungemütlichen und Widerhaarigen, was, wie ich wohl weiß, mich hier erwartet, überfiel mich selbst dort in den letzten Tagen ein gewisses Heimatgefühl, das ein zehnjähriger Aufenthalt giebt, besonders aber die Gewißheit, in meinem häuslichen Leben Zufriedenheit und Ruhe zu finden. Dazu kam, daß ich die Anerkennung meiner besonderen Tauglichkeit zu dem hiesigen Posten überall, selbst an den höchsten Orten fand, und so, im Gefühl noch einiger Kraft, sei es der Thätigkeit, sei es des Widerstandes, mir nur vorbehielt, meine Lebensweise so zu umschanzen, daß das Fremde und das Feindliche meinem engeren Bezirke fern bleibe." Das häusliche Leben war jetzt, nach jahrelanger freudloser Stille, aufs angenehmste belebt. Reinhards hatten aus Lothringen die „gutgeartete, niedliche" Schwester Virginiens, Irene, mitgebracht. Der Sohn, der nun doch zum französischen Staatsdienst bestimmt war, stand dem Vater als Attaché zur Seite, und ein zweiter Attaché, Enkel des Grafen Simeon, des ehemaligen westfälischen Ministers, vervollständigte die jugendliche Partie quarrée im Hauswesen. Das Alter gab Reinhard ein Recht, von gesellschaftlichen Rücksichten sich mehr und mehr loszumachen. Zu Anfang des Jahres 1827 lies er endlich auch seine Bibliothek aus Hamburg kommen, von der er seit zwanzig Jahren getrennt war. Von seiner stillen Warte sah er dem ehrgeizigen Jagen der Staatsmänner in Frankreich gelassen zu: „Ich ziehe mich gern", so schrieb er dem Kanzler Müller, „in die Sphären des Gemüts und der Gesinnung zurück, die uns angehören."

Und in der ländlichen Stille in Kronberg, wo Reinhards wieder den Juli 1826 zubrachten, entbehrten sie doch nicht den Umgang mit Freunden. Mit Gagerns sah man sich fast täglich. Andere Besucher gingen ab und zu. Sulpiz Boisserée brachte acht Tage in Kronberg zu. Eben damals hatte Goethe ein großes Geschäft zum Abschluß gebracht, den Vertrag mit Cotta wegen der neuen Ausgabe seiner Werke. Dabei hatte Freund Sulpiz treulich geholfen, und Goethe vergaß nicht, wem er diese so fruchtbar gewordene, zu inniger Freundschaft gediehene Bekanntschaft verdankte. „Sie sind es,

mein Teuerster," schrieb er an Reinhard, „und mit diesen wenigen Worten spreche ich gar viel aus, gar viel Gutes, das nun seit so viel Jahren anhaltend geworden ist." Durch seine Verbindungen in Paris aber bemühte sich Reinhard jetzt dem Freund einen neuen Dienst zu erweisen, nämlich Vorsorge gegen etwaigen Nachdruck der Werke in Paris zu treffen. Er wurde belehrt, daß eine gesetzliche Bestimmung wegen des Nachdrucks fremder Werke nicht zu erwarten sei, daß aber Goethe gleichwohl nichts zu befürchten habe. „Sagen Sie Goethen," schrieb ihm Viktor Cousin, „daß hier alle Welt zu seinen Füßen ist und daß sein Interesse den Ausschlag gäbe, wenn es irgendwie bedroht wäre, aber es ist nicht der Fall."[3])

Was aus der unermüdlichen Feder des Konstanzer Freundes kam, durfte stets auf den wohlwollendsten Empfang rechnen. Als Wessenberg seine Schrift „Über den sittlichen Einfluß der Romane" schickte, schrieb Reinhard zurück: „Ich habe seit dreißig Jahren keine Verse gelesen, aber viele Romane, selbst die von Lafontaine, bei denen ich zuweilen Thränen vergossen habe, wie bei den Iffland'schen Stücken. A propos Verse, ich hatte lange eine Antipathie gegen Byron. Aber seitdem Brönner seine Werke in Einem Bande veröffentlicht hat, habe ich schon ein Drittel davon in Kronberg gelesen, und ich stelle ihn wegen seiner Originalität, der Tiefe seiner Empfindungen über alle bekannte Dichter. Er ist und macht schwermütig. Selbst inmitten des Cynismus seines „Humors". Er ist ein gefallener Engel." Diese Bekehrung zu Byron war eigentlich ein Triumph des Goethe'schen Kreises. Frau Ottilie Goethe hatte nicht nachgelassen, ihm den britischen Dichter zu empfehlen, und Reinhard war jetzt so von ihm eingenommen, daß er sich an die Übersetzung einer Szene aus Foscari machte. Er schickte sie Goethen; wenn sie als Fragment gedruckt würde, sollte es Frau Ottilie zugeeignet werden. Er nahm die Arbeit mit zu seinem nächsten Landaufenthalt in Kronberg und bekam Lust das ganze Stück zu übersetzen, doch widerstrebten andere Szenen seinem Gefühl und so ließ er die Arbeit liegen. „Der Teil ist mehr als das Ganze."

In den Ferien des Bundestags, Herbst 1826, wollte Graf Reinhard seiner jungen Frau die Schweiz, ein Stück Oberitalien und seine schwäbische Heimat zeigen. Die Reise, mit eigenen Pferden auf die bequemste Weise unternommen, ging bei herrlichem Wetter über Straßburg, Basel nach Zürich, wo Wessenberg sich eingefunden hatte und wo Freund Ebel den weiteren Reiseplan feststellte, nach Chur, wo die Bekanntschaft mit Salis erneuert wurde, über die Via Mala und den Bernhardin. An Wessenberg erzählt er:[4])

Es war ein Sonntag, als wir durch das Misoxer Thal, das nach Bellinzona führt, Italien betraten. Von da nach Lugano, wo wir eine kleine Spazierfahrt auf dem See machten, dessen Ufer nach Ebel die Seefahrer an die von Tahiti erinnern. Am 20. und 21. September besuchten wir den Comersee bis Cadenabbia, das fast gleichweit entfernt von Como, von Lecco und von Chiavenna ist. An seinen Ufern haben Natur und Kunst wetteifernd ihre Reichtümer ausgestreut. Villa Sommariva, Villa Melzi, Villa Serbelloni. Sie werden mit Vergnügen hören, daß in der Villa Pliniana die intermittierende Quelle, die durch die beiden Plinius klassisch geworden ist, heute dem heiligen Franciscus geweiht ist. In Monza verschaffte uns ein Brief des Fürsten Metternich an den Gouverneur von Mailand die Ehre, die eiserne Krone sehen zu dürfen mit ihrem ganzen Spektakelwerk, angezündeten Kerzen und drei Priestern im Chorhemd. In Mailand war es kalt, der Himmel bedeckt; der Monte Rosa, der am Vorabend in seiner ganzen Pracht sichtbar war, hatte es uns ahnen lassen. Außer dem Dom und der Gallerie der Brera haben wir nichts bemerkenswertes gesehen, als den tragischen Dichter Manzoni, den Goethes Empfehlung in Deutschland eingeführt hat. Von Baveno ließen wir uns auf Isola bella und Isola Madre übersetzen, jene schön von ferne, diese entzückend in der Nähe. Der folgende Tag zeigte uns bei wolkenlosem Himmel den Simplon, dessen Höhe wir am Morgen des 28. erreichten. Diese Straße, ein bewundernswertes Denkmal Napoleons, ist vortrefflich unterhalten. In Brieg konnte ich dem Gelüste nicht widerstehen, Jesuiten zu sehen. Ein guter Pater führte mich ins Kolleg, das zu betreten Virginien versagt wurde. Um mich zu rächen, verweigerte ich ihm meinen Namen zu sagen, was ihm verdächtig schien. Es war die Zeit der Ferien, aber im Oratorium erkannte ich den Geist der Anstalt an der Wahl der Schriftstellen — alle den blinden Gehorsam predigend.

Durch das Wallis begleitete die Reisenden noch die schönste Sonne. Von da an verließ sie das Wetterglück, der Genfer See empfing sie mit Regen und Sturm. Alte Erinnerungen wurden in Vevey wieder aufgefrischt, und hier trafen ihn Glückwunschbriefe zum 2. Oktober von den Seinigen, aus Weimar, aus Paris, die ihm einen wahrhaft glücklichen Morgen gewährten. Denn wie er hier vor vierzig Jahren den ersten Geburtstag außer dem Vaterland verlebt hatte, so wollte er eben hier mit dem treuen, liebenden Wesen an seiner Seite diesen Tag feiern. „Und welche Unermeßlichkeit von Erinnerungen, von Zeichen der höheren, leitenden, schützenden und strafenden Hand, von Freuden und Leiden liegt eingeschlossen zwischen diesen beiden Grenzen! Ich hob meine Blicke zum Himmel mit Rührung und Dank.“ Im Regen wurde die Dampfbootfahrt nach Genf gemacht, und im geschlossenen Wagen fuhren die Reisenden von da nach Lausanne. In Coppet wurde Halt gemacht und bei dem Herzog von Broglie und seiner Frau, der Tochter der Frau von Staël, das Frühstück eingenommen. „Virginie war

auf der ganzen Reise mein kleiner Engel, und nur ein einzigesmal war sie übler Laune, als ich sie zu Coppet im schlechten Reisekleid zum Frühstück der Frau Herzogin von Broglie führte; beständig hat an ihrer Heiterkeit die meinige sich erneut." In Lausanne wurde der General Laharpe besucht, der Unitarier von 1799. Die politischen Gegensätze von damals waren kaum mehr vorhanden, und in Bern vernahm er gerne, daß man seinem damaligen Wollen und Handeln jetzt mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, als zu jener Zeit geschehen war. Und nun begann sich auch der Himmel wieder aufzuheitern, so daß der beabsichtigte Ausflug ins Oberland gewagt werden konnte und vollkommen gelang. „Wir sahen den Staubbach im Schein des Mondes, der genau über dem höchsten Gipfel der Jungfrau aufging. Ich hatte ihn bei derselben Beleuchtung im Juni 1800 gesehen, er war ätherisch wie damals, aber was mir damals noch ätherischer erschien, war das Rieseln des Falles. Diesmal war es ein ziemlich starker Wassersturz, der auf einen Felsenvorsprung aufschlagend, das Geräusch eines gewöhnlichen Wasserfalles machte, während 1800 diese Beleuchtung und dieses überirdische Geriesel aus einer anderen Welt eine Wirkung hervorbrachte, die ich nicht besser beschreiben kann, als wenn ich sage, es war aus einer anderen Welt und aus einer besseren." Die Reisenden drangen bis zu den beiden Gletschern in Grindelwald vor, wie sie sich vom Dorf Hinterrhein zum Rheinwaldgletscher gewagt hatten. Eine Erinnerung anderer Art wurde durch einen Besuch in Hofwyl geweckt. „Ich sah Herrn v. Fellenberg wieder und sah ihn in seiner Familie. Er selbst führte uns durch seine Anstalten und ich zähle die Stunden, da er mir den Zweck derselben, ihre Anfänge, Verbindungen und Fortschritte erklärte, unter die angenehmsten meiner Reise." Schaffhausen, Tuttlingen, wo Reinhard im Postmeister einen Jugendbekannten wiederfand, Balingen mit den Gräbern seiner Eltern waren die nächsten Stationen. Zwei Tage wurden auf dem Lindich, dem Lustschloß des Fürsten von Hohenzollern-Hechingen zugebracht und von hier an einem Vormittag der Hohenzollern besucht, wo Reinhard seine Beschreibung vom Jahre 1784 nicht wieder erkannte, da mehrere Neubauten inzwischen aufgeführt worden waren.

„Von Vevey bis Stuttgart war es für mich eine Erinnerungsreise, wie die erste Hälfte eine Reihe neuer Eindrücke gewesen war. Ich genoß die einen wie die anderen und ich erfuhr, daß man, indem man dem Grabe näher rückt, auch der Wiege sich wieder nähert." Das ist der Gedanke, den er in einigen Distichen ausdrückte, als die Prinzessin Julia seinen Namen in ihrem Album zu haben begehrte.

Scheltet mich nicht, daß im Alter ich suche der Jugendgefühle
Eindruck im lieblichen Thal oder auch drüben am Berg . . .
Irr im Gedränge der Zeit und müde vom nichtigen Tagwerk
Samml' ich aus früherer Welt mir die Reliquien auf.
Was den Knaben die Mutter gelehrt, erkenn' ich nun wieder
Und die Erinnerung steigt bis an die Wiege hinan . . .

Zuletzt wurden noch vier „gewühlvolle Tage" in Stuttgart mit Freunden und Verwandten zugebracht — u. a. machte Reinhard die Bekanntschaft Matthisons, auch Jaumann traf er hier und den alten Freund Boisserée[6]) — und am 29. Oktober wurde nach zweimonatlicher genußvoller Reise das freundliche Haus in der unfreundlichen Mainstadt wieder erreicht.

2.

Vom Jahre 1825 tritt in den Gedankenaustausch zwischen Goethe und Reinhard ein neues gemeinschaftliches Anliegen. In Frankreich kündigt sich eine veränderte Geschmacksrichtung an. In der Zeitschrift Globe führt eine Gesellschaft junger Kritiker das Wort, die vom überlieferten Klassizismus sich abwenden und durch das Studium fremder Litteraturen neue Maßstäbe der Kritik zu gewinnen suchen. Man weiß, wie freudigen Beifall Goethe dieser gelehrten Jugend schenkte, die sich selbst so entschieden auf seine Seite stellte. Die Bestrebungen dieser „gebildeten, erfahrenen, klugen, geschmackreichen Männer" waren es, die in ihm den Gedanken wachriefen, daß wir auf dem Wege zu einer allgemeinen Weltlitteratur seien. Diese Tendenz, vorbereitet durch das, was Frau v. Staël, Villers, Constant gewirkt, mußte ganz in der Denkart eines Mannes gelegen sein, der selbst zwei Völkern angehörte. Doch ist Reinhard erst durch Goethe angeregt worden, den Globe regelmäßig zu lesen, er selbst hat dann seine Freunde Wessenberg und Gagern auf die neue Richtung hingewiesen. Wenn aber Goethe seine Freude an dem Phänomen einer kosmopolitischen Litteratur hatte und es ihm fast unbehaglich wurde, als der Globe auch im Politischen die Tendenz hervorkehrte, begrüßte es Reinhard freudig, daß auch im Politischen „der formlose Verband der Gleichgesinnten sich immer weiter auszudehnen" scheine, und folgte mit gespanntem Anteil den Wirkungen der neuen Schule, die sich im öffentlichen Leben zeigten. „Eigentlich der Zukunft angehörend, scheinen mir die Verfasser seit einiger Zeit zu fühlen, daß sie, um die Zukunft zu retten, für die Gegenwart kämpfen müssen und dadurch werden sie gediegener und praktischer." Er hielt namentlich auch dies für wichtig, daß durch die neue Schule das Urteil über die große Revolution berichtigt und abgeklärt wurde, und in

ihren Ansichten fand er die eigenen wieder: durch die Entfernung der Zeiten wurde jetzt die unparteiische Übersicht gewonnen, die er schon damals bis zu einem gewissen Grade dadurch besaß, daß er als geborener Fremder mitten in den Ereignissen über ihnen war. Übrigens sind seine Urteile über die politische Richtung des Globe, die liberale Doktrin, je nach den Ereignissen und Strömungen des Tages bald zustimmender, bald zurückhaltender. Er nennt sie epochemachend, er findet unter den Mitarbeitern des Blattes „herrliche Menschen im Wissen, Wollen und Ausführen.“ Ein schönes Bestreben, eine rührende Zuversicht rühmt er ihnen nach. Aber er tadelt dann wieder das starre Festhalten an dem, was sein soll und nie sein wird, und meint, eben daran seien die richtigsten Ansichten und die reinsten Gesinnungen in der konstituierenden Versammlung gescheitert. Er findet in den Tagen, da das ehrliche, vermittelnde Ministerium Martignac heftig von der Linken gedrängt wird, daß der Globe etwas zu jugendlich Partei genommen habe; doch, setzt er hinzu, „eben auf der Jugend beruhen unsere Hoffnungen.“ Im ganzen sind doch hier seine Sympathien, und er freut sich, daß er, wiewohl einer anderen Zeit angehörig, doch fähig geblieben ist mit der Zeit fortzuschreiten, glücklich genug, sich am Ende wieder zurechtzufinden. „Das Unvergängliche und allgemein Geltende ist das Recht und die Pflicht, und beide sind ins Herz geschrieben. Wie sie sich in der Anwendung modifizieren sollen, hängt von Umständen und Lokalitäten ab, aber Recht muß Recht bleiben, und am Ende Recht und Licht!“

Das war im Hinblick auf die kirchlichen Bewegungen der Zeit betont. Von seiner Jugendbildung her war Reinhard eine Neigung für religiöse und kirchliche Fragen geblieben, und gerade in diesem Zeitpunkt sprang ihre Wichtigkeit für das öffentliche Wesen in die Augen. Er sah, wie das Verhältnis von Kirche und Staat allerwärts die Politik aufs tiefste beeinflußte. In Frankreich empfingen die politischen Wandlungen den entscheidenden Anstoß eben aus diesem ewigen Widerstreit. An den Kanzler Müller schrieb er im Juli 1828: „Der Kampf auf Leben und Tod des Kirchentums hebt sich jetzt überall als prädominierendes Moment der Zeitgeschichte hervor und von seiner Seite gar nicht ohne Hoffnung und Möglichkeit des Siegs.“ Immer wieder zog ihn der auffällige Gegensatz zwischen dem katholischen Frankreich und dem protestantischen Deutschland in der Auffassung der religiösen Fragen an: „Jenem fehlt der Schwerpunkt, die Gelehrsamkeit, und dann — die religion de l'état!“ Aufmerksam verfolgte er alle Symptome in dem auf- und abwogenden Kampfe: den Gang der Frankfurter Konferenzen, die im

Herbst 1826 mit einem Ergebnis schlossen, das gegen den ersten Anlauf gehalten ein völliger Rückzug vor der siegreichen Kurie war; die Angelegenheit seines Freundes Wessenberg, dessen Schicksal sich im Jahre 1827 vollends entschied; die antirömischen Schriften Fr. W. Carovés,[7]) von denen er außerordentlich angezogen wurde, und dessen Stimme ihm um so gewichtiger schien, als es ein Katholik war, der die Aufhebung des Widerstreits der Bekenntnisse in einer Menschheitsreligion forderte. Im Frühjahr 1827 machte er die persönliche Bekanntschaft des jungen Gelehrten, der seit vier Jahren in Frankfurt lebte, und dessen Wirkung, wie er meinte, noch größer wäre, wenn er seinen Hegel aus dem Spiel gelassen hätte. Mit Beunruhigung sah er, wie der neue Jesuitismus sein Netz über ganz Europa ausbreitete und in Zeitungen wie in Baron Eckfteins Le Catholique Propaganda trieb, aber auch scharfe Gegnerschaft hervorrief, wie denn eine Schrift des Grafen Montlosier*) die rechtswidrigen Anmaßungen der Priesterpartei rücksichtslos vor der öffentlichen Meinung blosstellte. Reinhard lenkte auch Goethes Aufmerksamkeit auf diese, wie auf Carovés Schriften. Er hatte aber damit wenig Glück; denn gerade auf die Empfehlung Carovés durch Reinhard äußerte der alte Herr gegen Sulpiz Boisserée: „Nun ja, das sieht Reinhard ähnlich, der sich immer gerne noch vom Reimarus'schen Theetisch her so mit halbem Zeuge und mit halben Menschen befaßt, wähnend, dadurch dem Wahren und Rechten, dem Ganzen und Echten, im Guten wie im Schlimmen auf die Spur zu kommen." Ein Urteil, das nicht ganz unverdient ist und auch von Reinhards Teilnahme an dem Wessenbergischen Wesen gilt.

Folgendes ist den Briefen Reinhards an Wessenberg aus dieser Zeit entnommen.

Sie sehen, daß man vorwärts geht ohne Sie und trotz Ihnen, und leider werden Sie das rollende Rad nicht aufhalten. Die Theokratie hat eine Krisis herbeiführen wollen und die Krisis ist da. Sie hat freilich nur die Gunst benützt, die ihr die Zeit entgegenbrachte. So wie sie heute alles mit Berechnung thut, darf sie sich wohl stark glauben. Was uns vielleicht retten wird, ist eben dies, daß alles Berechnung ist. Der Anstoß ist nur ein mechanischer. Sie verkennt und verachtet wie Bonaparte die moralischen Kräfte.

Auf die Zusendung von Wessenbergs Neuen Gedichten schrieb Reinhard am 5. März 1827:

Zufällig kündigte mir gleichzeitig ein Brief von Herrn Goepp, erstem Pfarrer der lutherischen Kirche in Paris, die Sendung eines Bandes seiner geistlichen Poe-

*) Mémoire à consulter sur un système relig. et pol. 1826.

sien an, der mir einige Zeit nachher zukam. Ich machte die Bemerkung, daß im Stil der lutherischen, geistlichen Lieder sich etwas steifes und trockenes fand, das ohne Zweifel von der Metaphysik des Dogmas herrührt und von dem geringen Spielraum, den dieser Kultus der Einbildungskraft läßt, während bei Ihnen eine Frische, eine Innigkeit des Gefühls ist, die ich nicht ausschließlich Ihrer Individualität zuschreibe. Indessen, um Ihnen nicht gänzlich gewonnenes Spiel zu geben, führe ich Ihnen eine Sammlung von Gesängen des 16. und 17. Jahrhunderts an, die in Heidelberg unter dem Titel „Liederkrone" erschienen ist. Die Schattierung, durch die sie sich von denen Ihrer Kirche unterscheiden, ist noch sehr bemerkbar und sehr charakteristisch; aber die Innigkeit fehlt nicht, sie ist vielleicht weniger kindlich, aber zuversichtlicher, ernster. Ich liebe die Mystik Paul Gerhards und besonders diejenige Arnolds, z. B. sein „O Durchbrecher aller Bande", von dem ich zuweilen einige Strophen vor mich hin trällere, die mir von der Kindheit im Gedächtnis geblieben sind und die ich wieder auswendig gelernt habe. Klopstock ist zu anspruchsvoll, zu sehr Hofpoet (himmlischer), er hat selten den Ton getroffen, der zu Herzen geht.

Im Herbst dieses Jahres kam der langjährige badische Kirchenstreit wegen des Bistums Konstanz endlich zum Abschluß. Die Regierung hatte Wessenberg endgiltig dem Frieden mit Rom geopfert. Nach der Installation des Erzbischofs von Freiburg war vorauszusehen, daß Wessenberg die Funktionen, die er bisher als Bischofsverweser in Konstanz ausgeübt hatte, niederlegen werde. „Es scheint," schrieb ihm Reinhard, „daß in Kurzem Ihre amtlichen Funktionen aufhören werden; um so schlimmer für Ihr Land und ganz Deutschland. Um so besser vielleicht für Sie; um das Gute zu thun, wie Sie es thun, braucht Ihr Haupt keine Mitra, und sein Heiligenschein gilt soviel wie der von Rom."

Seitdem Reinhards Hauswesen wieder durch Jugend belebt war, spielte auch das Gesellschaftsleben eine größere Rolle. Wir erfahren von einer großen Festlichkeit im Hause des französischen Gesandten am Dreikönigstag 1827, wobei die damals hochgefeierte Catalani durch den Vortrag ihres God save the king die Zuhörer hinriß. Sonntags fand sich regelmäßig Gesellschaft im Hause ein; zu den stehenden Gästen gehörte die Sängerin Sessi, die auch bei einem Feste zum 30. Geburtstage Virginiens von Reinhard gedichtete Verse sang. Von Virginien, seinem kleinen Schutzengel, schreibt der Gatte stets in Ausdrücken, die sein Glück bezeugen, und gerne gönnte er ihr das Vergnügen am Tanze. Auf den Bällen pflegte sie, wie er an Wessenberg schreibt, die Duenna von zwei oder drei Fräulein zu machen, „die ihr von Müttern anvertraut werden, die krank oder in den Wochen sind, oder nicht bis zum Kotillon bleiben mögen." Nach dem Osterfest aber, am

17. April, schreibt er: „Auch wir haben unsere Ostern gefeiert; Virginie, obwohl sie, ohne es zu wissen, ein wenig ketzerisch ist, nach den Vorschriften ihrer Kirche, ich auf meine Weise, die ich Ihnen aber nicht in einem Briefe auseinandersetzen kann. Das sind arcana conscientiae, über die ich mich hier mit Leuten vom geistlichen Beruf weder unterhalten will noch kann, weil ich keinen achte." Er deutet im Anschluß hieran noch auf ein anderes Geheimnis seines inneren Lebens, das ihn gegen Verleumdung und Anschwärzung wehrlos, stumm, oder mindestens schwach und unbeständig im Kampfe mache und worüber er dem Freund bei der nächsten Begegnung seine ganze Seele öffnen will — Andeutungen, wie wir sie bereits aus anderen Briefen kennen und für deren Verständnis uns der Schlüssel fehlt.[8])

Zu den Persönlichkeiten in Frankfurt, mit denen Reinhard näheren Verkehr hatte, gehörte auch der liberale Publizist Klüber, der wegen seiner politischen Gesinnungen von der preußischen Regierung in Untersuchung gezogen worden war, im Jahre 1822 den preußischen Staatsdienst verlassen hatte und seitdem, wie man aus Naglers Briefen weiß, als antipreußisch, ja als „Landesverräter" galt. Selten berühren Reinhards Briefe die unerquicklichen Streitfragen, die am Bunde verhandelt wurden. Wenn es aber geschieht, so sehen wir ihn stets Partei nehmen für die deutschen Kleinstaaten gegen Preußen, und es wäre schwer zu sagen, ob er die Beweggründe dazu mehr aus seiner Eigenschaft als Franzose schöpfte oder aus den natürlichen Neigungen und Vorurteilen des mittelstaatlichen Deutschen. Fast ein Jahrzehnt schleppte sich nun schon ungelöst der Zollkrieg zwischen Anhalt und Preußen fort. In rührender Eintracht hatten sich der deutsche Patriot Wangenheim und der französische Diplomat Bignon der Sache Köthens angenommen; die liberale öffentliche Meinung ganz Deutschlands stand auf Seite des hartnäckigen Kleinstaats, der auf den Buchstaben des Bundesrechts gestützt, mit seinem einträglichen Schleichhandel dem preußischen Zollgesetz Krieg machte. Zu Anfang des Jahres 1827 verlor endlich Preußen die Geduld. Im März sperrte es die Elbe ober- und unterhalb Anhalts ab und brachte damit die widerspenstigen Kleinstaaten in eine unhaltbare Lage, in der sie, von der gesamten Presse unterstützt, zunächst wieder die Hilfe des Bundestags anriefen! Reinhard schrieb am 17. April an Wessenberg:

Herr von Nagler ist nach Berlin gereist und Herr von Münch hat plötzlich den Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen. Der Herzog von Köthen und die preußischen Douanen haben ihnen einen gewaltigen gordischen Knoten zu lösen gegeben; denn Sie wissen wohl, daß der Bund es nicht liebt durchzufahren. In der

That scheint es mir unmöglich, vorauszusehen, wie er sich aus dieser Sache ziehen wird, wo die Beharrlichkeit Preußens nach dem Staatsstreich, den es gemacht hat, unwiderruflich scheint, wo die Hartnäckigkeit der gekränkten Partei, sich auf ihr Recht zu steifen, unbesieglich scheint, und wo dazu noch eine persönliche Leidenschaftlichkeit kommt durch jene Schmähsucht, die unsrer Zeit eigen ist, wo sich keine politische Frage erheben kann, ohne durch die Mischung dieses heterogmen Elements, das Sie kennen, entartet zu werden.

Es hat noch bis zum Juli des folgenden Jahres gedauert, bis die bedrängten Kleinstaaten Köthen und Dessau endlich ihren Frieden mit Preußen machten durch Beitritt zu dem preußischen Zollgesetze — der erste Anfang des Zollvereins, den die französische Diplomatie aus Instinkt oder Berechnung, der deutsche Patriotismus und Liberalismus aus Unverstand bekämpft hatten.

Nach einem Gichtanfall, der sich pünktlich wieder im Mai 1827 einstellte, ging Reinhard schon Ende dieses Monats nach Kronberg. Er zählte jetzt 66 Jahre und begann das Alter zu spüren. An den Kanzler Müller schrieb er am 1. Juli: „Ich werde nachgerade müde, körperliche Schwächen kündigen sich an; vor dem Unmut über Ereignisse und Menschen, vor der Beschämung, wie ein krankes Kind meine Not geklagt zu haben, rettet mich nur Indolenz; und so bleibt mir die Behaglichkeit des häuslichen Umgangs oder die einsame Gesellschaft der Bücher, die reine Luft meiner Bergpfade und der gestirnte Himmel." Der Aufenthalt im Taunus aber wirkte so wohlthätig, daß sich Reinhard im Herbst zu einer neuen großen Reise gekräftigt fühlte. Diesmal nach dem Norden. In Begleitung Virginiens und des Sohnes sollte der Bruder Konsul in Christiansand besucht werden. Schon in Hamburg trafen sie mit dem Bruder zusammen. Der Freundes- und Verwandtenkreis in der Hansestadt hatte sich seit Reinhards letztem Aufenthalt im Jahre 1809 gelichtet. Der alte Reimarus und seine Frau, die Doktorin, waren seit Jahren tot, auch der letzteren Bruder, der Kammerherr Hennings, war kürzlich, im Mai 1827, gestorben. Aber noch lebte Frau Sieveking, die Schwester von Reinhards erster Frau Christine, jetzt als das ehrwürdige Haupt eines neuen, sich ausbreitenden Geschlechtes. Man hatte hier dem Besuch des Wiedervermählten mit Wohlwollen, aber mit einer Art ängstlicher Spannung entgegen gesehen, die sich jedoch bald löste. „Man bot," so erzählt J. G. Rist, „alles auf, die Gäste freundlich zu empfangen. Dies gelang vollständig; die junge Frau, leicht lebendig und liebenswürdig; der alte Herr, welcher nur noch in ihr zu leben schien, war umgänglich und zutraulich geworden. Eine wunderbare politische Erscheinung bleibt der Mann, der bei der freiesten Äußerung, und keinen Augenblick die Revolution verleugnend,

seinen Posten durch alle Wechsel der Zeit zu behaupten gewußt. Gewiß fehlt es ihm an Gewandtheit nicht, die eben darum Effekt macht, weil man sie in seinem hagebuchenen und knorrigen Wesen nicht sucht." Karl Sieveking, der Sohn, war abwesend, er befand sich in Brasilien, wo er einen Handelsvertrag abschließen sollte, aus der Ferne aber nahm er herzlichen Anteil an dem Glück, das seinem väterlichen Freund aus seiner zweiten Verbindung erwachsen war. Er schrieb — wieder mit befremdenden Ausfällen auf Christine, Reinhards erste Frau, an seine Mutter: „Wie danke ich dir, daß du mir zu Gefallen Reinhard in Hamburg beherbergt hast. Es ist ein edler, dichterischer Mensch, den die Revolution zu einem Diplomaten verzaubert hat, der in der ästhetischen Koketterie einer kränklichen Frau keinen Ersatz für den Mangel der Wahrheit und des Mitgefühls fand, und dem das Frauenregiment der Familie die daher entspringende üble Laune als geselligen Hochverrat anrechnete. Möge die zweite Ehe mit der liebenswürdigen Virginie v. Wimpffen den Zauber lösen! Daß heitere Unbefangenheit die finsteren Mächte zu bannen weiß, denen sein überlegener Geist erlag, hast du an deinem eigenen Beispiel erfahren."

Von Hamburg ging die Reise in Begleitung des Bruders über Lübeck nach Kopenhagen, wo die Bekanntschaft des würdigen Bischofs Münter gemacht wurde und ein Bruder Sievekings, Johannes, sich den Reisenden widmete, nach Gothenburg und Christiansand, und nach einer wohlthätigen Rast in der Familie des Bruders weiter nach Christiania und über die Trollhättafälle nach Helsingborg. Den Rückweg nahmen Reinhards wieder über Kopenhagen und Lübeck nach Hamburg. Hier sollte der 67. Geburtstag im Sieveking'schen Hause gefeiert werden. Aber die Rechnung schlug fehl, da durch einen Unfall des Dampfboots die Abfahrt aus Kopenhagen sich verzögert hatte. Reinhard konnte nicht vor dem Abend des 2. Oktober in Hamburg eintreffen und bat deshalb, vor Travemünde angelangt, in einem Brief nach Hamburg, den 2. auf den 3. zu verlegen. „Die Feier übrigens liegt ja nicht in der Stunde, sondern in der Gesinnung." Nochmals wurden drei volle Tage in Hamburg zugebracht. Im Augenblick der Abreise, am 6. Oktober, schrieb Reinhard an seinen Neffen in Rio de Janeiro:

Von unserer mit fast jugendlicher Leichtigkeit unternommenen Reise nach Christiansand in den Dampfbooten und zu Land über Christiania und Schweden zurück, hat Ihre Frau Ihnen vielleicht einiges berichtet. Die Beschwerden der Reise belohnten sich dadurch, daß ich meinen Bruder in seinen Thätigkeiten und Umgebungen, im Kreise treuer Gehilfen, einer würdigen Gattin und gutgearteter

Kinder sah. Da meine Zurückkunft mit dem 2. Oktober, meinem 67. Geburtstag, zusammentraf, konnt' ich mir nicht versagen, diesen Tag in dem Familienzirkel zu feiern, der uns schon auf der Hinreise so liebevoll empfangen hatte. Allein statt des morgens konnten wir erst am Abend eintreffen. Die drei Tage seitdem, auch von der heitersten Witterung begünstigt, sind uns nur zu schnell verflossen. Mit dankbarer Rührung seh' ich nun auch meine Virginie so vielen guten, trefflichen Menschen angehörend und die alten Bande fester und unzerreißlich geknüpft. Ihre Mutter fanden wir bei der Zurückkunft kräftiger und wohler und von allen Seiten, scheint es mir, haben sich die Herzen genähert und verstanden. Auch mit Ihnen, mein Teurer, hab' ich in diesen schönen Tagen zusammen gelebt und bin auf der See und zu Land, in Rio, Laranjeiras und Gloria Ihnen Schritt vor Schrit, von Stunde zu Stunde gefolgt. In Ihrem Tagebuch fand ich den geistreichen Mann, den sinnigen Beobachter, den liebenden Gatten.

Auch in einem späteren Briefe kam er darauf zurück, daß er durch Sievekings Tagebuch und Briefe für dessen Abwesenheit entschädigt worden sei. „Ja, ich konnte mehr und inniger in Ihren Ereignissen und Gesinnungen leben, als es vielleicht bei persönlicher Gegenwart hätte geschehen können. In Rücksicht auf freundliche Aufnahme konnten wir Sie nicht vermissen; alle Glieder der Familie haben uns nicht nur in eigenem, sondern auch in Ihrem Namen jene Tage lieb und unvergeßlich gemacht." Von Hamburg ging die Weiterreise über Berlin und Dresden nach Weimar. Wie er Goethe fand, hat Reinhard in einem Brief an Wessenberg geschildert:

Der Patriarch von Weimar ist immer jung an Körper und Geist. Es ist das glückliche Gleichgewicht der Seele, das ihn in dieser Jugend erhält, er läßt sich nichts nahe kommen und berührt nichts, das ihn aufregen könnte. Dieses Gleichgewicht, zuerst künstlich, ist durch Übung seine zweite Natur geworden, seine unerschütterliche Gelassenheit erstreckt sich auf alles; selbst Pustkuchen hat ihn nicht aus der Fassung bringen können, und während meines langen Umgangs mit ihm erinnere ich mich nur eines einzigen Menschen, von dem er mit Bitterkeit redete. Sein Thermometer steigt wohl und fällt, doch immer innerhalb der gemäßigten Temperatur, und nach dem Mahle pflegt sich eine sanfte Wärme über seine Unterhaltung zu breiten. Dann beleben sich seine schönen Augen, man sieht darin den glänzenden Strahl, der ihnen eigentümlich ist, und seine reiche Erfahrung liebt es, sich über das zu verbreiten, was am Morgen nur in raschen Übersichten gesagt war. In Weimar herrscht ein reges, geistiges Leben, aber die Literatur herrscht vor, vielleicht allzusehr, während in Berlin und Dresden das Interesse gleichförmiger über die verschiedenen Zweige menschlichen Wissens sich ausbreitet. Bei Goethe ist übrigens das Interesse encyklopädisch und sein Kabinet bietet abwechslungsweise eine Ausstellung jetzt einer Kamee, jetzt eines Kupferstichs, heute von mineralischen Proben, morgen von einem Romane Manzonis, je nach den verschiedenen Sendungen aus allen Ecken der gesitteten Welt.

Auf Goethes Tisch hatte Reinhard zuerst Manzonis Verlobte gesehen; er las sie gleich nach der Rückkehr und fand sich besonders von den idealisierten Charakteren des Katholizismus darin angezogen. Und wie er Goethes Handschriftensammlung fortwährend bereicherte, so hatte er durch die Vermittlung seines Bruders in Norwegen dem Kabinet des Freundes eine Sammlung norwegischer Gesteinsarten zuwenden können, die das Entzücken des Empfängers war, und wie dieser schrieb, „eine grenzenlose Reihe von Untersuchungen, Kenntnissen und Bestimmungen“ in Aussicht stellte.

Über Koburg und Meiningen, wo die verheiratete Tochter besucht wurde, war Reinhard nach elfwöchentlicher Reise nach Frankfurt zurückgekehrt. Und sogleich machte er Pläne für eine neue Reise, auf der er mit Wessenberg in Venedig zusammenzutreffen gedachte. „Die Reisen sind ein notwendiges Element meines Gesundheitssystems geworden, und mit Vorliebe wähle ich solche Orte, die ich noch nicht vom Augenschein kenne.“ Doch ist aus dieser Reise nichts geworden. Und für jetzt nahmen die politischen Veränderungen in Frankreich sein ganzes Interesse in Anspruch. Nach den Neuwahlen im November, bei denen die Männer des Globe, die Gesellschaft aide toi, le ciel t'aidera mit ihrem Wahlspruch: die Charte, die ganze Charte und nichts als die Charte ihren steigenden Einfluß gezeigt hatte, war Villèles royalistisch-klerikales Parteiregiment unhaltbar geworden. Durch seinen Sturz sah sich Reinhard von einem Zentnergewicht entlastet, das ihm seit Wochen auf der Brust gelegen. Das Ministerium Martignac, das im Dezember mit der ehrlichen Absicht, die Gegensätze zu versöhnen, ins Amt trat, schien ihm eine ebenso bedeutende Sicherstellung der Charte wie der Schwur von Rheims. Noch im März findet er, daß in Frankreich alles nach Wunsch gehe und er faßt jetzt Pläne, in diesem Jahr abermals nach Paris zu gehen, um sich die Dinge in der Nähe zu betrachten. „Wenn der neue Weg, auf dem unser Ministerium seine ersten Schritte macht, sich ebnet und befestigt, so wäre es wohl der Mühe wert, die Evolutionen unserer konstitutionellen Bewegungen in der Nähe mit anzusehen. Aber bis dorthin wird es noch manche Schwankungen und manche Steine des Anstoßes geben. Gott gebe, daß es zu keinem Umsturz komme.“ Was ihn mit besonderem Vertrauen erfüllt hatte, war die Besetzung des auswärtigen Ministeriums mit Laferronnays, von dem er eine hohe Meinung hatte. Der neue Minister war bisher Gesandter in St. Petersburg gewesen, galt für einen Anhänger der russischen Allianz, und man hoffte nicht ohne Grund, daß die französische Politik im Bunde mit Rußland nun nachdrücklicher als bisher für die Sache der Griechen

eintreten werde. Mit dieser politischen Wendung, die gegen Metternich gerichtet war, gewann Frankreich, so schwankend seine innere Politik blieb, wieder Einfluß in den Welthändeln und die Sympathien der liberalen Meinung Europas.

Diesen Dingen gegenüber war, was am Bundestag vor sich ging, klein und bedeutungslos. „Inmitten aller Verwicklungen in Ost und West erfreut sich unser bundestäglicher Horizont einer wunderbaren Ruhe. Zwar fehlen kleine Stürme nicht, aber Österreich hat das Interesse, sie zu beschwören, und es wird ihm gelingen.“ Persönlich bleibt Reinhard mit Wessenbergs Bruder, dem österreichischen Diplomaten, der häufig in Frankfurt erschien, trotz des politischen Gegensatzes der Staaten auf dem besten Fuße. „Ihren Bruder,“ heißt es in einem Briefe vom 15. Januar, „erwarte ich mit Ungeduld. Er gehört zu der kleinen Zahl derer, für die ich gerne aus der Einsamkeit heraustrete, die mir hier von Jahr zu Jahr notwendiger und wohlthätiger wird und die Virginie gerne teilt, einige Tanzvergnügungen von Zeit zu Zeit abgerechnet.“

Der Globe, dessen Mitarbeiterkreis jetzt einen so wichtigen politischen Einfluß ausübte, bildet fortan auch in den Briefen an Wessenberg einen beständigen Gegenstand der Unterhaltung. Reinhard meint wohl, die Leute seien noch jung, ohne Erfahrung, zu weit vorgreifend; er nennt die Zeitschrift das Morgenrot einer Sonne, die vielleicht immer über den Wolken bleiben wird. Aber doch bekommt er stets größere Achtung vor dem Gang der Dinge und glaubt an ihre stetige Befestigung. Im März schickt er an Wessenberg wieder eine Reihe Numern des Globe und schreibt dazu:

> Obwohl er ganz literarisch ist, hat er doch einen starken Einfluß auf unsere politischen Ereignisse gehabt, zunächst durch den allgemeinen Geist, der darin herrscht, und dann durch die unmittelbare Thätigkeit der Männer, die sich zu seiner Redaktion zusammengethan haben. Sie werden sehen, daß schließlich die Jesuiten wohlthätig gewirkt haben, denn der Angriff ruft den Widerstand hervor, und dieser scheint mir stark, weil er maßvoll ist. Unsere jungen Leute beginnen in die Ämter zu treten und sie werden mehr taugen als wir, die wir durch die Revolution gegangen sind und jetzt verbraucht und voreingenommen sind. Jetzt liegt die vollständige Erfahrung vor und diese bietet ihnen ein Ganzes, das wir uns nur stückweise zusammensetzen konnten. Sie verstehen, was sie wollen, während wir wollten, was wir nicht verstanden. Mit Gagern ist beständiger Verkehr. Der Wechsel von Billeten geht seinen Gang und von Zeit zu Zeit sehen wir uns entweder hier oder wir treffen uns in Höchst.

Im April 1828 wurde im Senkenbergischen Museum das fünfzigjährige Doktorjubiläum des Arztes und Naturforschers S. Th. Sömmerring gefeiert.

Auch Reinhard nahm mit seinem Sohne teil und der letztere berichtete über die Reihe der Festlichkeiten an den Kanzler Müller. Was er sonst in diesem Briefe vom 11. April schreibt, gewährt uns einen Blick in das häusliche Leben des Bundestagsgesandten und in die schöngeistigen Allotria, die damals am Bundestag getrieben wurden.

Der Winter ist uns schnell und angenehm vergangen. Gesellschaften haben wir eher zu viel als zu wenig gehabt, besonders für uns, da Fräulein Irene durch ein längeres Unwohlsein zu Hause gehalten wurde und wir also immer nur mit Widerstreben in die große Welt, die uns von ihr trennte, gegangen sind. Dagegen haben wir so oft wie möglich mit meinem Vater gelesen und außer diesem häuslichen Kreis hat sich noch eine Gesellschaft von engeren Freunden und Bekannten gebildet, wo wir die Meisterwerke von Schiller, Goethe, Lessing mit verteilten Rollen lesen. Dieser Zirkel, bestehend aus den Familien Trott, Lerchenfeld, Adlerflycht, Günderode und fünf jungen Herren von der Gesandtschaft und der Militärkommission, die zu meinen vertrauten Freunden und, ich kann es sagen, zu den ausgezeichnetsten der hiesigen Jugend gehören, hat sich sehr glücklich ausgebildet. Heute soll die Reihe an Goethes Egmont kommen. — Wir haben in diesem Augenblick den Besuch von zwei Vettern von mir, die im württembergischen Kloster Schönthal sind und in diesem Herbst nach Tübingen gehen werden, um dort noch weiter Theologie zu studieren[9]). Sie kommen zum erstenmal aus dem Land heraus und ihr lebhaftes Erstaunen über alle die Herrlichkeiten, die sie hier sehen, ihre naive Art, es auszudrücken, sind sehr unterhaltend, besonders da es ihnen gar nicht an Verstand fehlt und sie mit wahrhaft zutraulichem Wesen uns alle Eindrücke mitteilen, die sie empfangen. Sie haben ziemlich viel hier sehen können, von Meß- und anderen Merkwürdigkeiten; ein außerordentliches Glück für sie ist es aber, daß sie an der Sömmerringfeier haben teilnehmen können. — Gagern sehen wir von Zeit zu Zeit in Höchst, wo mein Vater und er sich Rendezvous geben und über die wichtigen politischen Ereignisse der neuesten Zeit besprechen. Was hat sich seit Anfang des Jahres nicht so alles geändert! Besonders in Frankreich! Möchte es nur dort von Dauer sein! Die besseren Köpfe aller Parteien, die es wirklich gut mit dem Vaterland meinen, haben sich genähert; können diese ihren Einfluß behaupten, so ist Frankreich gerettet; gelingt es aber der für den Augenblick gestürzten, aber dadurch nur wütender gemachten Partei, die Herrschaft, die sie freilich nicht lange behalten würde, wieder an sich zu reißen, dann wehe uns!

Ein Brief des Grafen Reinhard an den Kanzler Müller vom 23. Juni ist die Antwort auf die Anzeige von dem am 14. d. M. erfolgten Tode des Großherzogs Karl August.

... Daß in diesem Drang der Gefühle und der Geschäfte Sie meiner sogleich gedacht, daß Sie die Züge, wodurch sein Hingang so charakteristisch wird, wie sein Leben war, mir mitgeteilt, dafür dank ich Ihnen mit inniger Rührung und daran erkenn' ich, daß ich Ihrem Herzen ebenso nahe stehe, als Sie fühlten,

daß der Verstorbene dem meinigen stand. Nicht ihn beklagen wir! Er war bis zum Tode, so auch im Tode glücklich! War es nicht Solon, der jene beiden Söhne die glücklichsten nannte, die schnell starben, wie sie die Mütter in den Tempel gebracht hatten? Hier hatte der Vater die beiden Töchter ins Heiligtum des Königshauses gebracht[10])! Aber nun ist Weimar, nun ist die Witwe, nun ist der Jugendgefährte einsam und das Band, das alles Schöne und Gute zusammenhielt, ist zerrissen, und wenn die Welt einen so großen Verlust zu klagen hat, darf ich den meinigen klagen?

Müller teilte diesen Brief Goethen mit, der ihm aus Dornburg 25. Juli schrieb: „Des teuren Grafen Reinhards Brief an Sie ist wie alles, was von seiner Hand kommt, wahrhaft stärkend, da sich überall ein gefaßter, umsichtiger, teilnehmender und immer gleicher Mann ausspricht."

Im Juni war Reinhard wieder nach Kronberg gegangen, um noch einmal den wohlthätigen Einfluß der dortigen Heilquellen zu erproben. Es war das letztemal, daß er diesen Aufenthalt genoß, der ihm auch um der Nähe der Familie Gagern willen besonders lieb geworden war. Der alte Gagern selbst berichtet:

In dieser Nachbarschaft knüpfte sich unsere Verbindung. Sie beruhte hauptsächlich in der Ähnlichkeit und Auswechselung der Ansichten über die Welthändel, die handelnden Personen, die Wirksamkeit des Bundestags und die Fehler der älteren Bourbonen. Am meisten gewann sie, wenn ihn Schwermut anwandelte, erregt durch die Erinnerung an frühere Unbilden oder sonstigen Verdruß. Es gelang mir oft, sein Seelenarzt zu sein, ihn aus dieser Stimmung herauszuziehen. Uns vergnügte beide das Landleben im Taunus und zwischen Hornau und Kronberg, in der Distanz von nicht viel mehr als einer Stunde, war fast täglicher Verkehr und Briefwechsel.

Und ein Jahrzehnt nachdem diese Villeggiaturen aufgehört hatten, schrieb im Andenken an dieselben Reinhard selbst an Gagern:

Vier Jahre Nachbarschaft und täglicher, stets freundschaftlicher, oft vertraulicher, zuweilen intimer Verkehr lassen in der That Spuren in der Erinnerung, die, zumal in unserem Alter, unzerstörbar haften mußten. Unsere Berührungspunkte konnten nicht Sache bloßer Konvenienz sein, wir mußten Vertrauen einer zum anderen haben, und dieses Vertrauen mußte seine Wurzel in einer genauen Kenntnis der Eigenschaften des Geistes und der Herzen haben, die den Charakter ausmachen. Zufällige Ursachen können wohl dazwischentreten und eine äußerliche Trennung bewirken; eine wirkliche Scheidung könnte sie nur dann werden, wenn man sich überzeugt hätte, daß das Vertrauen aufgehört hat.

Im Herbst 1828 wurde dann wirklich die Reise nach Paris ausgeführt. „Ich werde seit 1825 die Szene verändert finden. Obwohl ich mich über

den allgemeinen Stand unserer Dinge hinlänglich auf dem Laufenden zu befinden glaube, werde ich doch in der Nähe besser in der Lage sein, die Einzelheiten zu unterscheiden. In mehreren Beziehungen werde ich mich auch mit meinen persönlichen Angelegenheiten zu beschäftigen haben." Er meinte damit namentlich die Stellung seines Sohnes, der nun seit fünf Jahren dem Vater attachiert war, ohne eine definitive Anstellung erhalten zu haben. Zwei Tage vor der Abreise, an seinem 68. Geburtstag, schrieb er an Wessenberg: „Ich habe mit Absicht diesen Tag gewählt, um Ihnen zu schreiben. Die Jahre schleichen dahin, das Ziel des Lebens rückt nahe. Mein Geschick ist seltsam gewesen, zuweilen bizarr; vielleicht mehr als ein anderer habe ich erfahren, daß es eine Vorsehung giebt. Meine letzten Jahre sind über Verhoffen verschönt durch die Annehmlichkeiten des häuslichen Lebens. Inmitten vieler Bitterkeiten habe ich Freunde behalten; ihr Charakter entspricht dem meinigen. Unter diese Zahl gehören auch Sie. Nehmen Sie meinen Segen und geben Sie mir den Ihrigen."

Am 4. Oktober reiste Reinhard ab, wiederum begleitet von Frau und Sohn. Der Aufenthalt in Paris dauerte 3 Monate und hinterließ nach allen Seiten günstige Eindrücke. Noch immer schien ihm der Stand der öffentlichen Dinge Vertrauen zu verdienen.

> Wir haben alle an Erfahrung gewonnen und einen sicheren Begriff erlangt von dem, was möglich ist. Man glaubt fest an die Loyalität des Königs, man vertraut auf die Absichten des Ministeriums, wenn man auch über eine gewisse Zaghaftigkeit oder Schwäche klagt. Der Unfall Laferronnays [er wurde vom Schlage getroffen] war ein großes Mißgeschick für Europa, für Frankreich und selbst für mich persönlich, denn ich mußte mehrere Wochen auf seine Unterschrift warten, die er zu geben nicht im stande war. Doch für langhin, hoffe ich, wird unser innerer Friede und, für dieses Jahr wenigstens, unser auswärtiger Friede nicht gestört sein; wir hoffen von der Zustimmung Englands so viel als möglich zu Gunsten Griechenlands zu erlangen und gerne lassen wir das Conclave zur Unterhaltung der Muse des Herrn von Chateaubriand, solange bis er wieder kommt, die unsrige zu stören [11]).

Die Unterschrift des Ministers, die so sehnlich erwartet wurde, betraf die Anstellung des jungen Reinhard. Seine Wünsche waren endlich, Dank dem Entgegenkommen Laferronnays, erfüllt worden: er wurde zum Sekretär bei der Bundestagsgesandtschaft ernannt; der bisherige Sekretär Ségur erhielt die Stelle eines Geschäftsträgers bei der Stadt Frankfurt. Die letztere Funktion wurde somit dem Grafen abgenommen: „So bin ich denn ausschließlich meiner wichtigen Mission bei dem hohen Bundestage geweiht."

Reinhard benützte den Aufenthalt in Paris, wo er durch die Krankheit des Ministers länger als beabsichtigt war, festgehalten wurde, auch dazu, die Bekanntschaft der Männer des Globe zu machen. Er wohnte der ersten Vorlesung Cousins bei, der vor 1500 Zuhörern seine Fahne den drei feindlichen Fahnen gegenüberstellte: den Materialisten, den Metaphysikern des achtzehnten Jahrhunderts und den Ultramontanen. Frau Virginie aber schwelgte unter einem Dutzend Tanten, Vettern und Basen, genoß das Theater und ward dem Hofe vorgestellt, was ihr schöne Ballkleider eintrug, mit denen sie dann — wie ihr Gatte gegen den Konstanzer Freund scherzte — während des nächsten Karnevals in Frankfurt Furore machte. An Sieveking schrieb er über seinen Pariser Aufenthalt:

Für persönliche Verhältnisse fand ich dort mitten in einer neuen Generation den Minister meinem Vertrauen in seinen edlen Charakter völlig entsprechend und im immer mehr sich verdünnenden Überrest von Bekanntschaften aus so verschiedenen Epochen alte, geprüfte Freunde. Sie, junger Mann, haben nur das Ende jener Krisen gesehen, um sogleich in einen stetigen, ruhigen Lebensgang überzutreten; von den Bizarrerien eines Schicksals, wie das meinige, haben Sie keinen Begriff. Doch lassen wir das! In Rücksicht auf allgemeine Verhältnisse im Innern und nach außen hab' ich aus meinen Beobachtungen im Ganzen ein beruhigendes und erfreuliches Resultat gezogen. Vom Gipfel der Regierung an, durch alle Klassen herab, finden sich, insofern sie der Zeit angehören, Elemente des Einverständnisses und des Zutrauens. Die Zeit hat für die Älteren durch Erfahrung, für die Jüngeren durch Lehre gewirkt, die noch nicht Erfahrung ist, aber aus ihr stammt und zu ihr führt. Das Veraltete findet seinen Halt nur noch in jenem abgeschlossenen Gebiet, worin, nach Behauptung seiner Wächter, nichts veralten kann. — Meine Frau genießt ununterbrochen Heiterkeit und Wohlseins und hat zu Paris besonders in der Musik der italienischen Oper geschwelgt. Hier war es leicht, uns wieder einzugewöhnen, mir bis jetzt fast ausschließend im eigenen Zimmer und Büchersaal. Nach dreizehn Jahren kann auch Frankfurt zur Heimat werden; man nimmt das Gute und Schlimme, wo es sich findet.

3.

Nach der Rückkehr aus Paris, im Februar 1829, war zunächst eine leidige Familienangelegenheit ins Reine zu bringen. Die Verhältnisse der verheirateten Tochter ließen viel zu wünschen. Zwar lebte das Paar aufs Glücklichste zusammen auf dem Schlosse zu Walldorf. Aber während fast jedes Jahr einen Zuwachs der Familie brachte, schmolz das Vermögen, das Graf Reinhard seiner Tochter mitgegeben hatte, unter den Händen des ehemaligen Kavallerielieutenants rasch zusammen. Er stand zwar als Kammer-

herr und Reisestallmeister in den Diensten des Herzogs von Koburg, aber das war keine Beschäftigung. Dem Grafen war es unerträglich, daß der junge Mann nun schon seit vier Jahren völlig unthätig war und ein Leben voll Langeweile führte, das für die Zukunft der Frau und der Kinder besorgt machen mußte. Unter diesen Umständen schien ihm eine Trennung des Paares geboten, und als der russisch-türkische Krieg ausbrach, faßte er den Plan, seinen Schwiegersohn in die russische Armee zu bringen. Schon von Paris aus hatte er einen ausführlichen Brief an die Großherzogin von Weimar, eine russische Großfürstin, geschrieben, um ihre Verwendung in der Sache nachzusuchen. Er konnte Georg von Diemar als guten Reiter empfehlen, der in allen Künsten der Reitschule und auch in der Tierheilkunde praktische und theoretische Kenntnisse besaß. Der eindringliche Brief, der mit der Bitte schloß, die Familie zu retten und den Vater von der auf ihn drückenden Sorgenlast zu befreien, hatte bei der Fürstin und durch sie bei den russischen Behörden den gewünschten Erfolg. Dagegen erhoben sich auf der anderen Seite Anstände. Als nach der Rückkehr von Paris der junge Reinhard nach Walldorf ging, um mit seinem Schwager das Weitere zu verabreden, machte dieser Schwierigkeiten. Von einer Trennung wollte er überhaupt nichts wissen, so wenig wie seine Frau. Auch lag ihm wenig daran, sein bequemes Leben gegen Kriegsdienste einzutauschen; er suchte in seinen zerrütteten Vermögensverhältnissen, in den Kosten der Ausrüstung, in der üblen Behandlung der russischen Offiziere Vorwände, um dem Plane auszuweichen. Erst als er sah, daß sein Schwiegervater unerbittlich war, fügte er sich, unter der Bedingung, daß er in der Linie dienen und als Stabsrittmeister angestellt würde. Auch ließ er sich endlich zu einer Erklärung herbei, daß er auf das Vermögen seiner Frau verzichte und so lange in eine Trennung willige, bis er sich durch eigene Thätigkeit eine Existenz verschafft habe. Frau Sophie sollte mit ihren Kindern inzwischen nach Weimar gehen, wo Reinhard die Tochter im Schutze seiner Freunde wußte. In Walldorf in der Familie ihres Gatten konnte sie deswegen nicht wohl bleiben, weil die freisinnigen Ansichten, die sie im Vaterhause eingesogen, allzusehr im Widerstreit standen mit den dort gepflegten steifen Adelsvorurteilen. Um ihre Übersiedelung einzuleiten, kam im April der junge Reinhard nach Weimar, in Begleitung des Schwagers, der bei Hof vorgestellt und auch bei Goethe eingeführt wurde. Sie blieben acht Tage in Weimar und Karl v. Reinhard konnte nicht genug die Freundlichkeit rühmen, die ihnen am Hofe sowohl als bei Goethe, bei Frau Schopenhauer und sonst in der Gesellschaft erwiesen wurde. Den alten

Herrn fand er in der liebenswürdigsten Laune, lebhafter und arbeitsamer als je. Vom Herzog von Koburg hatte Herr v. Diemar inzwischen seine Entlassung als Kammerherr und Reisestallmeister mit dem Majorstitel erhalten. Nun waren aber in Rußland neue Schritte notwendig. Es war nämlich Gefahr, daß Diemar nur als Lieutenant angestellt würde und in einem Regiment, das gar nicht für den Krieg bestimmt war. Man mußte von neuem die Großherzogin von Weimar angehen und den einflußreichen General Tschernitscheff, denselben, der einst die Franzosen und mit ihnen Reinhard aus Kassel verjagte. Auch war es keine Kleinigkeit, die Gläubiger in Meiningen zu befriedigen, die im stande waren, Diemars sofortige Abreise zu verhindern. Nachdem alle diese Hindernisse glücklich überwunden und Frau Sophie am 14. Mai von ihrem dritten Kinde glücklich entbunden war, erfolgte die Abreise Diemars nach Warschau, wo er seine Equipierung vornahm. Im Juli konnte der junge Reinhard seine Schwester endlich aus dem unglücklichen Walldorf befreien und nach Weimar überführen. Die Trennung von ihrem Gatten bereitete ihr schwere Stunden und sie richtete an den Entfernten Verse voll schwärmerischer Sehnsucht. Indessen fand sie in Weimar die freundlichste und rücksichtsvollste Aufnahme. Zu ihrer Freude traf sie hier ihre Freundin Auguste Jacobi, die Tochter Georg Arnolds, mit der sie hoffte, „das alte Freundschaftsband recht fest wieder anzuknüpfen". Goethen machte sich Frau v. Diemar besonders wert durch die Leichtigkeit, mit der sie Byron ins Deutsche übersetzte. Die Übertragung Laras soll ihr aus seinem Munde das Lob eingetragen haben: „Dies ist keine Übersetzung, es ist Byron selbst." Und noch in ihren alten Tagen bewahrte Frau von Diemar die Blätter des „Chaos", jener intimen Wochenzeitung, die der schöngeistigen Gesellschaft Weimars, unter Führung von Frau Ottilie von Goethe, zum Austausch ihrer poetischen Ergötzlichkeiten diente.

Der Vater, der in der übelsten Stimmung gegen seinen Schwiegersohn war, hatte die Abwicklung der peinlichen Angelegenheit dem Sohne übertragen, der dabei die ausdauerndste Unterstützung durch den Kanzler Müller erfuhr. Er selbst hatte im Mai mit Frau und Schwägerin einen Rheinausflug gemacht, war dann nach Bonn gefahren, wo Präsident Jacobi, d'Alton, A. W. Schlegel und andere Bekannte aufgesucht wurden, hatte seinen Damen den Apollinarisberg gezeigt, war aber mit einem Gichtanfall nach Frankfurt zurückgekehrt. Für den Sommeraufenthalt wurde diesmal Nieder-Ursel gewählt, wo sich Reinhards ländlich in einer Mühle einrichteten. Hornau war von da entfernter als von Kronberg, aber dies hinderte doch

nicht fast tägliche Verbindung. Und je mehr Reinhard das Alter mit raschen Schritten herannahen fühlte, um so mehr lag ihm daran, den schriftlichen Verkehr mit Goethe, mit dem Kanzler Müller, mit Wessenberg zu pflegen, und er knüpfte jetzt auch mit J. G. Reinhold wieder an, der inzwischen holländischer Gesandter in Rom und Florenz und zugleich der Vertrauensmann Wessenbergs für die römischen Dinge gewesen, seit kurzem aber nach Bern versetzt worden war. An Goethe schrieb Reinhard damals jenen merkwürdigen Brief vom 4. Juni, angefüllt mit Rückblicken und Bekenntnissen aus seiner politischen Laufbahn, zu denen ihn zunächst der Gedanke an die Wichtigkeit bewegte, die Goethes Bekanntschaft für sein Leben gewonnen hatte. Er war gerade durch die peinliche Angelegenheit seines Schwiegersohnes noch enger mit Weimar verbunden worden. Dem Geburtsland entfremdet und doch in Paris nur ein ab und zu gehender Gast, in Frankfurt seit vierzehn Jahren eingewöhnt und doch nicht eingebürgert, schien ihm oft seine eigentliche Heimat Weimar zu sein, und sie wurde es ihm durch Goethe, wie ihm überhaupt durch sein ganzes Leben Wohlwollen und Schutz wunderbar entgegenkam, Andere ihn hoben und sein Schicksal von Stufe zu Stufe bestimmten. Es kam jetzt noch ein anderes hinzu, was ihn zu Rückblicken auf das eigene Leben reizte. Damals erschienen die vielbändigen Denkwürdigkeiten Bouriennes, der Reinhards Nachfolger in Hamburg gewesen war. Mehr als in anderen Memoiren, die damals erschienen, waren hier Vorgänge erzählt, an denen Reinhard beteiligt war, ja für die er allein die nötigen Ergänzungen glaubte liefern zu können. Man wußte, daß Talleyrand im Begriffe war, durch eigene Memoiren sich einen Ehrentempel zu errichten. Bourienne baute sich daran gleichsam eine Kapelle. Da regte sich auch bei Reinhard der berechtigte Ehrgeiz, den eigenen Anteil an den Dingen für die Nachwelt festzustellen. Bisher hatte er sich den Grundsatz des Schweigens auferlegt. Aber es konnte geschehen, daß Angriff und Herausforderung eine Verteidigung erheischten. Er dachte daran, wenigstens einige Verhältnisse, so zu Talleyrand, zu Bonaparte, vielleicht auch zur Gironde und zu Sieyès darzustellen. In wie weit er diese Absicht ausgeführt hat, ist nicht bekannt. Bruchstücke der Denkwürdigkeiten befinden sich im Nachlaß. In jedem Falle kostete es ihn Überwindung, die Feder zu diesem Zwecke anzusetzen. „In meiner Geschichte läßt der innere Mensch sich nicht vom äußeren trennen, und einer Welt, wie ich sie kenne, sollt' ich den inneren Menschen zeigen?"

Gäste gingen in Nieder-Ursel ab und zu. Einmal wurde der Kanzler Müller auf der Mühle beherbergt. Dazwischen riefen Geschäfte den Gesandten

nach der Bundesstadt zurück, wo der seit zwei Jahren schwebende Streit zwischen Braunschweig und Hannover eben zur Entscheidung drängte. Im August kam Matthison, von einer Rheinreise sich zwei Tage in Frankfurt auszuruhen, und er pries die schön gelegene Wohnung Reinhards, deren drittes Stockwerk, wo auch die Bibliothek war, eine reizende Aussicht nach dem Taunus und auf den Fluß gewährte. Da Matthison von hier nach Weimar reiste, gab ihm Reinhard den Brief mit, der für Goethes 80. Geburtstag bestimmt war. In Frankfurt selbst war von den Freunden Goethes für den 28. August eine festliche Vereinigung auf dem Forsthaus veranstaltet, und Reinhard war aufgefordert, als der erste seinen Namen auf die Liste der Teilnehmer zu setzen. An Wessenberg:

> Wir werden heute an hundert Festgenossen den Tag auf dem Forsthaus feiern. Gestern hat man uns im Theater mit Prolog und Epilog einige Szenen aus Faust gegeben, den Osterspaziergang, die Studentenszene und fast alle Gretchenszenen. Weidner im roten Kardinalskleid hatte eine gute Mephistophelesmaske. Die Linder spielte das Gretchen recht brav, aber ihre Figur paßte nicht, außer im Gefängnis, da sie auf dem Stroh lag. Da ich vom Theater rede, muß ich Ihnen sagen, daß wir vorgestern Paganini hörten. Das ist ein Mephistopheles ohne Maske; sein Violinspiel ist nicht von dieser Welt, es ist bald aus dem Paradies, bald aus der Hölle. Er verläßt mich eben; ich habe ihn zum Essen in die Mühle gebeten und wünschte, Sie wären auch dabei.

Diese Goethefeier sollte der Abschluß von Reinhards Aufenthalt in Frankfurt sein. In Paris hatten sich wichtige Dinge ereignet. Wiederum stand das Land vor dem Sprung ins Dunkle, vor einer seiner verhängnisvollen Schicksalswendungen. Das Ministerium Martignac hatte, von rechts und links befehdet, vergebens an der Versöhnung der Gegensätze gearbeitet. Die Angriffe der Linken in der Budgetdebatte machten es vollends unhaltbar, und so sah der König endlich die Bahn frei, sich mit einem Ministerium nach seinem Herzen zu umgeben. Schon am 8. August war das Ministerium Polignac gebildet. Die Regierung war jetzt in den Händen der staatsstreichlustigen Ultras, und Reinhard wußte sofort, was dies für ihn persönlich bedeute. In eben jenem Brief vom 28. August schrieb er an Wessenberg, der ihm sein neuestes Gedicht „Julius Pilgerfahrt“ in der Handschrift zur Durchsicht zugeschickt hatte: „Wenn ich mich bis jetzt auf einen Gesang beschränkt habe, so ist es, weil die traurige Wirklichkeit der Ereignisse in Paris mich inmitten meiner litterarischen Flickarbeit überrascht und meinem Geist eine Richtung gegeben hat, die nichts weniger als poetisch ist.“ Schon vorher hatte er in einem Brief an Reinhold die Ernennung des Ministeriums

unbegreifliche Verblendung genannt und gegen Goethe äußerte er, das Unternehmen sei ein stupides und noch stupider die Wahl der Werkzeuge. Er sah bereits den Bürgerkrieg, den die Pfaffen wollen, und fügte hinzu: „Mir fehlt nun aller äußere Halt und, kann ich nicht frei stehen, fern sei es von mir, mich an solche Stützen anzuklammern."

Überrascht war er doch, als er schon nach wenigen Tagen sein Abberufungsschreiben erhielt. So plötzlich hatte er die Veränderung seiner Lage nicht erwartet. Auch verstimmte es ihn, daß Rothschild noch früher davon unterrichtet war als er selbst. Gegen die Freunde verbarg er seine Empfindlichkeit nicht. Übrigens, schreibt er am 11. September an Wessenberg, „ist alles auf die ehrenvollste Weise vor sich gegangen. Man hat mir den Großkordon der Ehrenlegion angekündigt, der bereits eingetroffen ist, und nebenbei meine Pensionierung; man hat mich des fortdauernden Wohlwollens des Königs versichert, sowohl für meine Person, die dasselbe für die Regelung der Pension bedarf, als für die meines Sohnes, der wahrscheinlich hier bleiben und einen Gehalt bekommen wird. Es handelt sich nun nur noch um den Zeitpunkt, da meine Funktionen aufhören werden. Sie können sich denken, was jetzt alles auf mir lastet, da ich auswandern und den Haushalt abbrechen muß." Die Freunde aber meinten, Reinhard habe allen Grund sich geehrt zu fühlen, daß er der Erste war, an dem sich das Ministerium Polignac vergriff. „An seiner Stelle," schrieb Reinhold, „würde ich mich freuen, mit seiner Regierung, wie sie jetzt ist, nichts mehr zu thun zu haben."

Indessen war der Bundestag, nachdem er sich mit einem drohenden Machtspruch in den Streit zwischen Braunschweig und Hannover gelegt, in die Ferien gegangen, und Reinhard benützte diese zu einem Ausflug nach Franken, er sah Nürnberg, das er noch nicht kannte, und daran schloß sich in den ersten Tagen des Oktober ein Besuch in Weimar, um sowohl der dort wohnenden Tochter als Goethen Lebewohl zu sagen. Wie vor sechs Jahren feierte er bei Goethe seinen Geburtstag; es war sein 69ter, und nach Frankfurt zurückgekehrt, schrieb er an den Kanzler Müller, der auf einer Reise nach Italien war:

Nie hab' ich Goethen so herzlich gesehen, wie diesmal. Den Tag vor der Abreise zog er mich in sein Kabinet, wo ich Schmellern sitzen mußte. Das Bild ist treffend ähnlich, wie von diesem für Auffassung der Charaktere hochbegabten Künstler zu erwarten war; eine Kopie davon ist mir schon zugekommen. Zugleich hab' ich die Sammlung von 60 Portraiten kennen lernen, der das meinige einverleibt werden soll. Wie ich meine Zukunft einzurichten gedenke, bedarf ich Ihnen nicht zu sagen, aber der äußeren Ereignisse bin ich nicht Meister. Es ist nun

einmal so: Wir, Söhne und Zeugen der Revolution, müssen und sollen ihr Opfer werden!

Und an Wessenberg berichtete er gleichfalls, nie habe er Goethe so herzlich gesehen.

Im Ganzen hat ihm das Alter trotz der außerordentlichen Frische des Körpers und des Geistes, die er sich bewahrte, eine Milde verliehen, die alle seine Bekannten bemerken. Meine Tochter fand ich wieder aufgelebt, am Hof mit Teilnahme aufgenommen und mit ihren drei reizenden, wohlerzogenen Kindern beschäftigt. Seit unserer Rückkehr hatte ich Papiere und Bibliothek auszusondern und in Ordnung zu bringen; das übrige ist Virginiens Geschäft. Mein Sohn ist Geschäftsträger bis zur Ankunft meines Nachfolgers. Ich nehme nach Paris vor allem deutsche Bücher mit; von den Ihrigen fehlt mir keines. Ich hoffe, es wird mir möglich sein, auf dem laufenden der Literatur zu bleiben, nicht allein durch die Vermittlung meines Sohnes, sondern in Paris selbst. Die Trennung von Deutschland wird mir schmerzlich sein; durch Erziehung, Gewohnheiten, durch langen Aufenthalt gehöre ich ihm mindestens ebenso an wie Frankreich durch meine Pflichten. In einer anderen Lage werden nun wohl die französischen Gewohnheiten vorherrschen; aber eine Trennung, für die ich schwerer Ersatz finden werde, ist die von den Freunden, die ich zurücklasse. Es bleibt mir die Aussicht auf Briefe, vielleicht die auf Reisen; aber das Gefühl dessen was ich verliere ist um so inniger, als es sich auf eine sehr kleine Zahl beschränkt. Wie dem sei, mein trefflicher Freund, dasjenige, das mich an Sie knüpft, ist fürs Leben und vielleicht darüber hinaus.

Vor seiner Abreise wünschte er auch Freund Harnier noch einmal zu sprechen. „Die Frage ist, ob Sie ihrem alten Freund, der Manches an Sie und für Sie als Mensch und als Arzt auf dem Herzen hat, die Hoffnung erfüllen, die Bitte gewähren wollen oder können, Sie noch vor seiner Abreise in Frankfurt zu sehen.“ Harnier kam und hatte, wie so oft, den Freund über seine stets wiederkehrenden schwermütigen Anwandlungen zu beruhigen. An Goethe aber richtete der Scheidende, in einem Briefe vom 28. Oktober, ein kurzes letztes Lebewohl, worin er bewegt noch einmal es aussprach, wie seit zweiundzwanzig Jahren der Freund seinem Leben, seinen innigsten Gefühlen angehörte. „Nachsichtig und mild, wie Vielen, treu, auszeichnend, teilnehmend, wie Wenigen, haben Sie sich mir erwiesen. Was ich nicht zum hundertsten Teil Ihnen werden konnte, sind Sie mir geworden. . . . Unser Schicksal steht in Gottes Hand. Möge sie noch lange über Ihnen schweben, um Sie zum Vorbild, zur Lehre, zur Ermutigung der Welt und Ihren Freunden zu erhalten. Leben Sie wohl, herrlicher Mann! Küssen Sie meinen Pathen! Doch dies Lebewohl ist nicht das letzte, das letzte nur aus Deutschland!“

Leichter als von den Freunden wurde ihm die Trennung von dem Amte, das er in Frankfurt bekleidet. Der Kanzler Müller nennt zwar die vierzehn frankfurter Jahre Reinhards die ruhigsten und sorgenfreiesten seines Lebens. Aber doch ziehen sich bis in die letzten Jahre die Klagen des Gesandten über die Verdrießlichkeiten seiner amtlichen Thätigkeit. Daß er sich als Gesandter oft in gereizter Stimmung befand, hat auch Gagern bezeugt. In sofern konnte er sich über seinen Abgang trösten, und zu besonderem Trost gereichte ihm, daß gleichzeitig auch Freund Lindenau, der sächsische Gesandte, von Frankfurt abberufen wurde. Immerhin galt es, von Verhältnissen sich loszureißen, die sich seit fast anderthalb Jahrzehnten festgeknüpft hatten. Und wenn die Stellung des französischen Gesandten am Sitz des Bundestags keine beneidenswerte war, die beschränkte Thätigkeit auf diesem Beobachtungsposten wenig befriedigend sein konnte, so sind doch die Berichte, in denen er die Geschäfte des Bundestags beleuchtete, von seinen Auftraggebern in ehrendster Weise anerkannt worden. Man wußte in Paris, daß Niemand wie er mit solchem Fleiß und Scharfsinn, mit solchem Eindringen in die verwickeltsten Dinge den Berichterstatter aus Deutschland hätte machen können. Bignon hat in der Rede, die er am 14. Mai 1838 zum Gedächtnis Reinhards in der Pairskammer hielt, seine Berichte aus Kassel und aus Frankfurt als die wertvollsten und lehrreichsten hervorgehoben und besonders rühmte er „das Talent, alle Fragen, die sich auf die alte und auf die neue Verfassung Deutschlands bezogen, klar und leicht verständlich zu machen, die eine durch die andere zu erklären und zuweilen in die kleinsten Einzelheiten einzugehen, ohne die allgemeinen politischen Bezüge aus dem Auge zu verlieren, von denen sie zwar nur ein unscheinbares Element bilden, aber ein Element, das sehr nützlich sein und dazu dienen kann, Vermutungen daraus abzuleiten, die oft so gut als Gewißheiten sind. Diese Art der Folgerungen, dieser Scharfsinn, der von einem leichten Zwischenfall zur Kenntnis wichtiger, noch verborgener Ansichten aufsteigt, ist eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften Reinhards gewesen, und ganz besonders aus Frankfurt hat er in diesem Sinne die wertvollsten Informationen übersandt. Wir können es heute ohne Indiskretion sagen, er ist einer der ersten gewesen, der alle Folgen des preußischen Zollsystems wahrgenommen und auf sie aufmerksam gemacht hat."

Einundzwanzigster Abschnitt.

Vor und nach der Julirevolution.

1829—1832.

Neues Leben in Paris. Autobiographische Anläufe. Kirchliche Interessen. Reise nach der Auvergne. Zusammenkunft mit Reinhold. Aufenthalt in Beaujeu. Rückkehr v. Diemars aus Rußland. — Die große Juliwoche. Rückkehr ins politische Leben. Ernennung nach Dresden. Goethes Krankheit. Liberale Bewegungen in Deutschland. Die sächsische Verfassung. Das gesellschaftliche Leben in Dresden. Kur in Teplitz. Verheiratung des Sohns. Wallfahrt nach Herrnhut. — Goethes Hingang. Abberufung aus Dresden. Abschied von Deutschland. Die Bundestagsbeschlüsse. Die späteren Schicksale der Familie Diemar.

1.

Auf den 31. Oktober war die Abreise aus Frankfurt festgesetzt. Beim Scheiden empfand Reinhard erst recht, wie sehr er Deutschland angehörte, wo er fast ausschließlich die Jahre seines diplomatischen Berufes zugebracht, wo er zumal seit den letzten 15 Jahren sich ganz eingewöhnt hatte, wo seine Freunde sich befanden, durch die er ebenso wie durch die Neuigkeiten des Büchermarktes mit dem geistigen Leben der alten Heimat in Zusammenhang blieb. So war ihm, wie er selbst gegen Goethe äußert, das Geburtsland durch Schicksal seine Heimat geblieben, während Frankreich und seine Hauptstadt ihm stets nur als vorübergehendes Absteigequartier gedient hatten. Er war jetzt achtundsechzig Jahre alt und sollte in Paris ein neues Leben beginnen. Er fühlte sich einsam. Seinen Umgang gedachte er sich erst zu wählen. Frau Virginie vermißte noch mehr als ihr Gatte die gewohnte Geselligkeit der Bundeshauptstadt am Main. Dennoch sahen sie sich rasch genug in das gesellschaftliche Leben der Pariser großen Welt gezogen, und am Schluß des Winters war Frau Virginie froh, daß die vielen Vergnügungen vorüber waren. Den Winter über blieben Reinhards im Gasthof wohnen, „also sozusagen in der Luft, und das ist ja für den Augenblick charakteristisch für alles in Frankreich.“ Seit Polignac an die Regierung

berufen war, herrschte ein drückendes Gefühl der Unsicherheit. Noch hatte das Kabinet nichts von seinen Plänen verlauten lassen, aber man traute ihm das schlimmste zu; überall regte sich ein Widerstand, der immer selbstbewußter auftrat. Reinhard fand, daß das Land eine ruhige, aber feste Stellung einnehme, daß es keine Revolution wolle, aber auch keine Gegenrevolution. Eine Audienz bei Karl X. bestärkte ihn in der guten Meinung, die er von dem König hatte, dessen ritterliches Wesen jeden Zweifel an seine Loyalität verscheuchte. Man glaubte denn auch nicht an den Bestand dieses Ministeriums; noch vor dem Zusammentritt der Kammern, war Reinhard überzeugt, werde es einem aus den Centren genommenen Platz machen. Die Regelung seiner persönlichen Angelegenheit, seiner Pensionierung, zog sich indessen hinaus. Seine Ansprüche stießen auf Widerspruch. „So fügt man," schrieb J. G. Reinhold im Februar aus Bern an Wessenberg, „zu dem ersten Unrecht, das man ihm gethan hat, ein zweites hinzu. Was läßt sich besseres von einem Polignac erwarten?" Unter diesen Umständen bedauerte es Reinhard nicht, daß die Sache noch hinausgeschoben wurde: ein anderes Ministerium, dachte er, werde seinen Ansprüchen sich geneigter zeigen, und insgeheim hoffte er sogar auf Wiederverwendung, denn er selbst fühlte seine Kräfte noch nicht erschöpft, für ein unthätiges Leben hielt er sich noch nicht reif. Indessen hatte er Muße genug, dem Plane autobiographischer Aufzeichnungen weiter nachzudenken. Die hauptsächlichsten Papiere, die ihm dazu dienen sollten, hatte er mitgenommen, während die Bibliothek größtenteils noch in Kisten verpackt in Frankfurt lag. Doch er konnte sich schwer dazu entschließen, die Feder anzusetzen, und die Hochflut von Memoiren, die damals erschienen, schreckte ihn ebenso ab, als sie ihn reizte. Er meinte, das Publikum sei davon übersättigt wie er selbst. „In jedem Falle," schrieb er am 3. Dezember an Wessenberg, „werde ich nicht mehr geben als einzelne Bruchstücke. Dazu kommt noch eins: ich unterscheide bei mir ein äußeres Geschick und ein inneres Geschick; das letztere ist nach meiner Meinung viel bemerkenswerter als das erstere; aber das ist das Geheimnis meines Gewissens, und ich habe noch niemals die Bedingungen vereinigt gefunden, die notwendig wären, um es in den Busen eines Freundes niederzulegen." „An Material," schrieb er ein anderesmal, „fehlt es nicht, aber ich glaube, es kommt der Nachwelt zu, es auszubeuten."

In den Briefen an den genannten Freund spricht sich das andauernde Interesse aus, das er an den kirchlichen nnd verwandten Dingen nahm. Er hat der Generalversammlung der protestantischen Bibelgesellschaft beigewohnt,

und er meint, wenn es in dieser Gesellschaft nicht an Extravaganzen fehle, so sei sie doch im Ganzen nützlich und wichtig. Ein christologisches Buch des Pariser Geistlichen Ogger „le vrai Messie" zieht ihn an, da es zwar ohne wissenschaftlichen Wert, aber im Geist evangelischer Liebe und Duldung geschrieben ist: er findet darin etwas wie Lavaters Christusbild wieder. Von Kerners Seherin von Prevorst urteilt er: „Das Helldunkel hat seine eigenen Reize, und es giebt Augen, die ganz besonders dafür organisiert sind, aber in der Regel sind sie doch für das Tageslicht gemacht." An Goethe aber berichtet er von einem erfreulichen Besuch, den er in dessen Auftrag — er betrachtete sich als Goethes Kommissionär in Paris — bei David von Angers gemacht. Die Kolossalbüste des Dichters, die der Künstler im Herbst zu Weimar modelliert hatte, war noch nicht in Paris eingetroffen, da die Zollbehörde in Forbach Schwierigkeiten machte. Später, im Jahre 1833, hat David auch die scharfgeschnittenen, gefurchten Züge des alternden Reinhard in einem Reliefbild verewigt.

Vom 1. Mai 1830 an mietete Reinhard ein kleines Haus in der Rue St. Lazare, das dem Herzog von Bassano gehörte und neben dem seinigen lag. Maret gehörte zu Reinhards ältesten politischen Freunden. Er hatte in seiner diplomatischen Laufbahn gleichfalls alle Wandlungen in der Regierung Frankreichs erfahren; unter den französischen Freunden stand dieser Reinhard am nächsten. Sobald aber der Umzug beendet war, ging es wieder auf Reisen. Man wollte baulichen Veränderungen im neuen Hause ausweichen. Auch wissen wir längst, daß dem unruhigen Geiste Reinhards das Reisen ein Bedürfnis, ein Mittel der Gesundheit war, und Virginie fand wie er Vergnügen an der Fahrt durch neue Gegenden. Diesmal war das Ziel die Auvergne. Die Reise galt zugleich dem Besuch eines Verwandten Virginiens, des Marquis de St. Amand, der ein Landgut in der Auvergne bewohnte. Sie blieben vierzehn Tage bei dem Marquis, der ein beschränkter Ultra war, und bei dem Reinhard nur die Quotidienne zu lesen bekam. In Clermont traf er den Grafen Montlosier, der durch seine Schrift gegen die Jesuiten großes Aufsehen gemacht hatte, der aber, gleich ihm, noch nicht an Umsturzgedanken des Königs glauben konnte. An diesem Hauptort der Auvergne erwarb er eine prächtige Sammlung von Mineralien, meist vulkanischen, aus dem Departement Puy de Dome, die er sich in Kisten nach Paris schicken ließ, und die er für den Freund in Weimar bestimmte. Er war selbst auf dem Puy de Dome, genoß von diesem Gipfel, der ihn an den Vesuv erinnerte, die Weitsicht über Berge und Ebenen, und die herrliche Fahrt von

Clermont bis Lyon entlockte ihm den Ausruf: Wahrhaftig, Frankreich ist ein schönes Land! In Lyon wurden alte Erinnerungen aufgefrischt. Erstmals hatte er die Stadt gesehen, wie er im Jahre 1787 als Hauslehrer vom Genfer See nach Bordeaux wanderte; dann war er auf seinen diplomatischen Reisen von und nach Italien in den Jahren 1793 und 1799 durchgekommen. Da es noch zu früh war, in das neubemalte Pariser Haus zurückzukehren, hatte ihn der Herzog von Bassano auf sein Landgut in Burgund eingeladen. Von Dijon aber machte er zuvor einen Abstecher in das Thal von Locle und nach Neuchatel, wohin er seinen Freund J. G. Reinhold berufen hatte, der damals den niederländischen Gesandtenposten in Bern bekleidete. Reinhold berichtete über diese Begegnung an den gemeinschaftlichen Freund Wessenberg:

Dort haben wir einen Tag zusammen verlebt vom 11. auf den 12. Juni. Seit 1814 hatten wir uns nicht gesehen. Zu meiner Freude fand ich ihn gesund und rüstig, so wie er mich dick und gesund. Mit Vergnügen lernte ich seine liebenswürdige und beglückende Frau kennen. Wie schade, daß Sie fehlten! Leider konnten wir uns in der kurzen Zeit nicht aussprechen; dafür haben wir Pläne auf künftiges Jahr entworfen, deren Verwirklichung in Gottes Hand steht. Sollten in Frankreich die Sachen sich auf eine gewisse Art setzen, so spricht er davon, eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen, allein dahin wird es nicht kommen. Daß und wie Ihr Name zwischen uns genannt wurde, können Sie sich vorstellen.

Am 17. Juni traf Reinhard in Beaujeu ein, dem Landsitz des Herzogs von Bassano, zwischen Besançon und Gray. Hier genoß er nun in bester Stimmung mit Virginie die Einsamkeit und Ruhe des Landlebens, und von Woche zu Woche verlängerte sich der Aufenthalt, indessen die Wahlen zur neuen Kammer das ganze Land in eine fieberhafte Aufregung stürzten und mit Riesenschritten die Katastrophe näher kam. Den Ernst der Lage scheint er doch nicht in vollem Umfang übersehen zu haben, sei es, daß ihn sein gewöhnlicher Optimismus täuschte und der Eindruck, den er von der Persönlichkeit des Königs hatte, oder daß ihm, dem Fremden, die Stärke der wirkenden Kräfte in Frankreich entging. Als er die Nachricht von den ersten Erfolgen der französischen Waffen in Algier erfuhr, schrieb er an Wessenberg:

Algier ist also in unserer Gewalt; was werden wir damit machen? Wie dem sei, für den Augenblick ist es ein Erfolg, zu dem wir uns Glück wünschen dürfen. Übrigens kann ich nicht glauben, daß dieses Ereignis einen großen Einfluß auf unsere inneren Angelegenheiten haben wird; der Impuls ist vornehmlich durch den Ausfall der Wahl der großen Kollegien gegeben, aber für das Ministerium

kehrt die Frage in ihrem ganzen Umfang wieder und noch schwieriger zu lösen als im März.

Und der Sohn schrieb aus Frankfurt am 23. Juni an den Kanzler Müller:

Vielleicht ist in diesem Augenblick Algier schon in unseren Händen. Die Wirkung in Frankreich kann nur die beste sein; denn bei der schwierigen Lage, in der sich unsere inneren Angelegenheiten befinden, würde ein jedes Unglück von dieser Seite her unberechenbare Folgen haben. Mein Vater in seinen Briefen schöpft aus dem persönlichen Charakter unseres Königs, der viel loyales und wohlwollendes hat, noch die meisten Hoffnungen; indem für den Augenblick, wo man ihn dahin bringen wollte, irgend einen Schritt über die Grenzlinien der Charte hinaus zu unternehmen, sich gewiß Bedenklichkeiten in ihm regen möchten, die, von allen wahren und treuen Royalisten unterstützt, vielleicht den Ausschlag geben könnten.

Der Vater war ahnungslos, wie nahe die Katastrophe war.

Fast mehr noch als durch die öffentlichen Angelegenheiten wurde Reinhard während des Aufenthalts in Beaujeu durch die neue Wendung, die die Verhältnisse seiner Tochter nahmen, bekümmert. Der russisch-türkische Krieg, in den sein Schwiegersohn als russischer Offizier gezogen, war schon im September 1829 durch den Frieden von Adrianopel beendigt worden. Georg v. Diemar war eben am Balkan angelangt, als der Friede abgeschlossen wurde. Er kam nach Jassy zurück, um sich von einem Fieberanfall zu heilen, im Garnisonsdienste aber gefiel es ihm herzlich schlecht und im Juni 1830 kündigte er plötzlich sein Erscheinen in Weimar an. Er habe, schreibt er, Urlaub genommen, um seine Gesundheit wieder herzustellen und Frau und Kinder zu besuchen. Es war zu fürchten, daß damit alles im vorigen Jahr Erreichte wieder umgestoßen, daß Diemar sein Verhältnis zu Rußland gänzlich lösen, daß er die Gewalt über seine Frau sich wieder sichern und ganz das alte Leben wieder beginnen werde. Reinhard war in hohem Grade aufgebracht, als er durch seinen Sohn diese Nachrichten erhielt. Er ließ den Kanzler Müller, der nach wie vor den Vermittler in dieser peinlichen Sache machte, um seine Hilfe angehen und ordnete an, daß Frau Sophie, bevor ihr Gatte ankomme, nach Württemberg gebracht werde zu Verwandten, die in Reutlingen wohnten. Ihr Vermögen müsse für sie und die Kinder sichergestellt werden, für die Schulden des Schwiegersohns werde er keine weiteren Opfer bringen, und wenn dieser nicht nach Rußland zurückkehre, solle unverzüglich die Scheidung eingeleitet werden. Selbst der junge Reinhard, der bemüht war, einen gänzlichen Bruch zwischen dem Vater und der Tochter zu verhüten, schrieb: „Wir sind gezwungen, alle Schonung aufzugeben,

wenn Diemar wieder das alte Leben beginnen will.“ Die Befürchtungen, die sich an dessen Rückkehr knüpften, waren nur allzu begründet gewesen. Kaum war jener Brief, der ihn ankündigte, eingetroffen, so erschien er selber in Weimar, — ohne Wissen der Familie reichte er seine Entlassung ein — und im ersten Augenblick hatte er die Herrschaft über seine Frau wiedergewonnen. Sie weigerte sich, Weimar zu verlassen, angeblich weil Diemar krank war, und die Wohnung in Reutlingen, die bereits gemietet war, mußte wieder abbestellt werden. Der Vater war sehr unglücklich über das Verhalten der Tochter, es schien ihm eine unverzeihliche Verirrung, daß sie einem Unwürdigen sich völlig zu eigen gab. Allein, er war schließlich machtlos: der Schwiegersohn ging nicht nach Rußland zurück und die Tochter ließ nicht von ihrem Gatten.

2.

Bis Ende Juli wollte Reinhard in Burgund bleiben. Er verlängerte seinen Aufenthalt noch einige Tage, und am 3. August erfuhr er, was in der großen Juliwoche in Paris sich begeben hatte: die Ordonnanzen des Königs, die Erhebung der Hauptstadt, der Sturz des legitimen Königtums, die Ersetzung der Bourbons durch die Orleans. Mit fast jugendlicher Freude, voll Hoffnung für die Zukunft, begrüßte er die neue Wendung in den Geschicken Frankreichs. Er wußte noch nicht, daß der Straßenkampf in der Nähe seiner Wohnung in der Lazarusstraße heftig getobt hatte; er wußte auch nicht, daß in den ersten Tagen, als der zum Generalstatthalter ernannte Herzog von Orleans Männer seines Vertrauens um sich rief, auch sein Name genannt worden war. Noch einmal, wie vor 30 Jahren, schien ihn, wenn auch nur für eine kurze Übergangszeit, das Geschick an die Spitze des auswärtigen Amtes zu rufen. Der junge Reinhard schrieb am 5. August an den Kanzler Müller:

Die Eltern waren während der drei schrecklichen Tage des Kampfes, der leider in ihrer Straße St. Lazare mit am heftigsten gewesen ist, nicht in Paris, sondern auf dem Land, nahe bei Dijon. Mein Vater, ehe er noch etwas sogar von den Ordonnanzen wußte, hatte beschlossen, bis zum 31. in Beaujeu zu bleiben. Ganz unerwartet lese ich also in dem gestern angekommenen Journal des Débats, daß der Herzog von Orleans ihn zum Commissaire provisoire pour les affaires étrangères ernannt hat. Wenn diese Nachricht sich bestätigt, so können persönliche Erinnerungen des Herzogs von Hamburg her die Wahl auf meinen Vater geleitet haben; er selbst aber, der auf dem Lande war, kann unmöglich in den Verdacht kommen, diese Ehre durch Intriguen erlangt zu haben. Ob er die Stelle annimmt, weiß ich nicht; derselbe Patriotismus, der im Jahr 1799, in der schwierigsten Zeit

des Direktoriums, ihn bewog, die Stelle als Minister der auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen, wird ihn auch vielleicht bestimmen, sich jetzt seinem Lande zu widmen. Wie dem auch sei, würde ich einen solchen Entschluß meines Vaters als die beruhigendste Garantie für die Zukunft Frankreichs ansehen, wo so manche Einzelheiten dieser letzten großen Begebenheit mich schwarz sehen ließen. Für meinen Vater fürchte ich die Anstrengung, obgleich in der letzten Zeit seine Gesundheit sehr gut war, und wünsche sehr, daß er die schwierige Stelle nicht annehme.

Erst am 4. August kam die Nachricht nach Beaujeu, daß man ihn für diese Stelle ausersehen habe. Sofort reiste er nach Paris, obwohl er sich selber sagte, daß das Provisorium nicht auf ihn warten würde. Die ihm zugedachte Stelle übernahm für die ersten Tage Bignon, dann wurde das auswärtige Amt dem alten Marschall Jourdan übertragen, aus dessen Händen es der Graf Molé empfing, bis endlich im November der Marschall Sebastiani an das Ziel seines Ehrgeizes gelangte.

Und was nun? Die neue Umwälzung war recht eigentlich ein Erfolg der englisch-deutsch geschulten Doktrinäre, denen er selbst am nächsten stand. Wiederum war Frankreich, wie man damals sagte, das große Schwungrad der europäischen Begebenheiten, da lockte es auch ihn aufs neue ins thätige Leben zurück. Er sah voll Zuversicht in die Zukunft und wollte nicht müßig danebenstehen. Seine Freunde meinten zwar, in seinem Alter habe er alles Recht, vom öffentlichen Schauplatz zurückzutreten. Er selbst dachte anders. Er redete sich ein, aus einem doppelten Grunde sei es für ihn Ehrensache, unter dem neuen Königtum Dienste zu nehmen, einmal weil er ein Opfer der Polignac'schen Verwaltung war, und dann weil im ersten Augenblick von den neuen Machthabern sein Name in auszeichnender Weise in die Öffentlichkeit gebracht worden war. So erklärte er denn seine Bereitwilligkeit, von neuem in den aktiven Dienst zu treten. Die Entscheidung über seine Bestimmung zog sich aber bis in den Spätherbst hin. Einen Augenblick war von der Rückkehr nach Frankfurt die Rede, was sehr in den Wünschen des Sohnes lag, der inzwischen, als Geschäftsträger am Bundestag, die Weisung von seiner Regierung erhalten hatte, die öffentliche Meinung in Deutschland über die Umwälzung zu beruhigen. Dann kam Bern oder Dresden in Frage. Man begreift, daß Reinhard zuletzt für Dresden sich entschied. Hier war er wieder in der gewohnten deutschen Umgebung, seinen Freunden nahe, in der alten Verbindung mit dem geistigen Leben in Deutschland. Und dann sah er nun doch auf einen Posten, der Ruhe und Bequemlichkeit versprach. „Mein Alter und meine Gewohnheiten machten mir vor allem einen gewissen

politischen Quietismus wünschenswert, so zog ich denn zuletzt den Dresdener Posten vor, den ich auch erhielt." So schrieb er an Wessenberg am 13. Oktober und fügte hinzu: „Meine Frau hätte vielleicht eine Stellung in Paris vorgezogen. Aber in Dresden findet sie ihren Freund Lindenau wieder. Im übrigen werden wir Weimar wieder haben, wo ich gewissermaßen naturalisiert bin, und ich werde noch einmal unsern Patriarchen sehen, von dem ich vor kurzem erst Abschied für dieses Leben genommen habe." Und im Begriff nach Dresden abzureisen, am 19. November, schreibt er: „In Metz treffen wir eine Schwester Virginiens, die sich eben verheiratet. Wir werden Station in Mainz machen, wo sie eine vertraute Freundin hat, [Auguste Jacobi]; in Frankfurt, wo mein Sohn mich mit Ungeduld erwartet; in Weimar, wo Goethe bei der Nachricht vom Tod seines Sohnes die Worte sprach: non ignoravi mortalem me genuisse, und eine Stunde später sich zur Fassung zwingend, wie man mir schreibt, von den Aufklärungen sprach, die ich ihm bei meiner Durchreise über vieles geben würde." Man weiß, wie Goethe durch angestrengte Arbeit seine Gedanken von dem schmerzlichen Ereignisse abzuleiten versuchte, bis zuletzt die Natur doch ihr Recht verlangte und in der Nacht vom 24. zum 25. November ein heftiger Krankheitsanfall ihn darniederwarf. Reinhard erfuhr die erschreckende Nachricht schon in Mainz, traf aber, als er nach Weimar kam, den Kranken, bereits Totgesagten, wieder auf dem Wege der Besserung. „Ich fand ihn während der drei Tage, die wir in Weimar zubrachten, sichtlich sich erholend und kräftigend. Er hatte sich noch sehr zu schonen, aber seine Augen hatten nichts von ihrem Ausdruck verloren, und selbst der metallische Ton seiner Stimme kam ihm allmälig wieder."

Zuvor hatte er in Eisenach und Gotha das Wiedersehen mit alten Freunden gefeiert. Hier traf er mit Wangenheim zusammen, und dorthin hatte er Harnier bestellt, der ihn voll Bewunderung über die ungeschwächte Geisteskraft fand, womit Talleyrand eben das Bündnis zwischen Frankreich und England, das alte Ziel seiner Politik, zu Stande brachte. Hier in Eisenach traf ihn auch die erste Nachricht vom polnischen Aufstand, ein Ereignis, an das sich neue Aufgaben der Diplomatie knüpften, mit denen ohne Zweifel die baldige Abberufung Reinhards von seinem neuen diplomatischen Posten zusammenhing.

Zum Eintritt in Dresden wurde er wieder von einem Gichtanfall heimgesucht. Er fühlte doch allmälig die Last der Jahre. An Wessenberg, 22. Januar:

Meine Gichtbeschwerden sind Schuld, daß Virginie in dieser neuen Welt mehr zu Hause ist als ich. Sie hat große Erfolge in der Gesellschaft, und besonders im Tanze; das berauscht ein wenig, doch nur leicht, wie ein Glas Champagner, und hindert sie im übrigen nicht, ihre Pflichten als Krankenwärterin bei ihrem alten Gatten zu erfüllen. Ich kann mir hier eine friedliche Existenz nach meinem Geschmack versprechen, und ich würde gern noch für einige Jahre darauf die Geschicklichkeit verwenden, über die ich noch verfügen kann, wenn nur nicht der Umschwung der Ereignisse dermaßen rasch wäre, daß in jedem Augenblick jeder fürchten muß aus seiner Sphäre geworfen zu werden. Menschlich gesprochen ist es schwer zu begreifen, wie so viele Bewegungen, die allerorten ausbrechen, sich beruhigen und allmälig aufhören können, ohne daß man ihre Ursachen beseitigt, und wie man diese Ursachen beseitigen kann ohne das Eingreifen materieller Gewalten; aber da seit vierzig Jahren nichts bewährter ist, als daß die Ereignisse niemals so kommen und verlaufen, wie man sie berechnen und voraussehen konnte, ist es immerhin möglich, daß wir den Frieden behalten.

Die fieberhafte Unruhe, die durch die Julirevolution in den ganzen Weltteil fuhr, war ihm doch unbehaglich. Die Literatur, seufzte er, werde jetzt von den Zeitungen und Flugschriften verdrängt. Er fühlte, daß er einer andern Generation angehöre, und konnte auch den Gedanken nicht abwehren, daß man ihn nachgerade unbequem finde. Doch nahm er darum nicht minder Teil an dem, was der Tag brachte. In Sachsen selbst war er Zeuge der fördernden Wirkungen, welche die Julirevolution auf die konstitutionelle Entwicklung der deutschen Kleinstaaten ausübte. Nach den Unruhen in Leipzig und Dresden war die Verfassungsfrage auch hier in Fluß geraten; mit wahrem Interesse, wie er an Goethe schrieb, folgte er dem geregelten, stetigen Fortgang dieses Werkes, und mit um so größerem Vertrauen, als ihn der sittliche Geist in allen Klassen der sächsischen Bevölkerung mit Achtung erfüllte; auch wohnte er, als die neue Verfassung im September glücklich zu stande gekommen war, mit Rührung und Andacht den Überreichungsfeierlichkeiten bei. Er fand, daß das aus Zugeständnissen und Opfern jeder Art hervorgegangene Einverständnis allen Ständen in Sachsen Ehre mache, und sah mit Zuversicht der weiteren Entwicklung entgegen. So begrüßte er auch in den badischen und bayrischen Kammerverhandlungen den Fortschritt der konstitutionellen Idee. Aus allen Äußerungen erkennt man den Freund der liberalen Doktrin, wie sie damals, aus Frankreich eingeführt und durch das dortige Beispiel befestigt, die öffentliche Meinung Deutschlands beherrschte. Wie er von Rottek urteilt, daß er anfange in Deutschland ein public character von Wichtigkeit zu werden, so teilt er andrerseits die damalige Voreingenommenheit der liberalen Meinung gegen Ranke. Als er dessen historisch-politische

Zeitschrift mit der Beurteilung der Julirevolution gelesen hatte, schrieb er dem Kanzler Müller: „Die maß- und schrankenlose Publicität unserer französischen Zustände macht solche Angriffe und Gegeneinanderstellungen leicht, aber eben darin, daß wir eine solche Publicität ertragen können, liegt der Beweis und vielleicht das Geheimnis unserer Stärke. Wär' es möglich, irgend eine der absoluten Regierungen nur acht Tage lang einem solchen Kreuzfeuer auszusetzen, sie würde in Trümmer zusammenstürzen. Bei all dem aber ist es wahr, wir kommen nicht vorwärts und können auch nicht bleiben wo wir sind."

Im Mai 1831 machte Reinhard eine Rundreise bei den herzoglich sächsischen Höfen, bei denen er gleichfalls beglaubigt war. Kaum hatte er dort seine Beglaubigungsschreiben übergeben und war nach Dresden zurückgekehrt, kam ihm das Gerücht zu Ohren, daß er abberufen und durch Bourgoing, den Sohn des früheren Gesandten in Dresden, ersetzt werden solle. Es war kein bloßes Gerücht, wenn es auch der Thatsache vorausgeeilt war. Reinhard war im ersten Augenblick über eine solche Behandlung aufgebracht, um so mehr, als er auch aus anderen Handlungen schließen zu müssen glaubte, daß es darauf angelegt sei, ihn zu reizen und zum Rücktritt zu bewegen. Wiederum sah er sich von Kabalen umringt und die Schatten früherer Unbilden stiegen vor ihm auf. Dennoch war er entschlossen, nicht freiwillig zu gehen, und als er erfuhr, daß die Veränderung aufgeschoben sei, faßte er sich wieder: nur das Ministerium Polignac, sagte er, habe das Recht gehabt, seinen Rücktritt zu verlangen. Er wollte wenigstens selber den Zeitpunkt wählen und bestimmte dafür das nächste Frühjahr. Seine Freunde, auch diejenigen, die die größten Stücke auf ihn hielten, wie Reinhold, konnten doch ihr Erstaunen darüber nicht zurückhalten, daß der Siebenzigjährige mit solcher Zähigkeit sich an den Staatsdienst klammere. Aber der Deutsche in ihm vermochte sich nicht von Deutschland loszureißen. Denn außer dem Ehrgeiz, der ein einflußloses Privatleben schwer ertrug, wirkte bei ihm die Empfindung mit, daß er in Paris „durch Neigung oder Ungeschick" fast isoliert war, während er in der Dresdener Gesellschaft einen Kreis von alten und neuen Bekannten gefunden hatte, den er ungern aufgab. Lindenau, der jetzt als Minister an der Spitze des sächsischen Reformwerks stand, war ihm von lange her vertraut; seine sprudelnde Liebenswürdigkeit zog ihn ebenso an, wie seine wissenschaftlichen Liebhabereien; denn fast noch mehr als seine staatsmännischen Fähigkeiten wurden seine mathematischen und astronomischen Kenntnisse geschätzt. Unter den Häusern, die Reinhard gerne besuchte, war das des

Grafen Schulenburg, dessen Frau eine Schwester seines Freundes Wessenberg war. Auch den litterarischen Kreisen Dresdens blieb er nicht fremd. Der alte Böttiger hatte sich ihm gleich mit vielem Vergnügen als Cicerone für einen Ausflug in die sächsische Schweiz angeboten, er lernte Elise von der Recke kennen und die Herzogin von Sagan, die Nichte Talleyrands. Der letztere war, wie schon erwähnt, von der Julireregierung nach London geschickt worden, um in seinen alten Tagen denselben Plan wiederaufzunehmen, der ihn schon im Jahre 1792 nach London geführt hatte, nämlich ein Allianzverhältnis zwischen Frankreich und England anzuknüpfen. „Es scheint mir," schrieb Reinhard von seinem alten Gönner, „in seinem diplomatischen Laufe liegt eine Großartigkeit und eine Konsequenz, die den Künstler zeigt; man sieht jetzt, daß seine beherrschende Idee war, eine Gleichheit der Interessen mit England zu pflegen oder herbeizuführen, und jetzt ist er nahezu zum Ziele gelangt."

Anfangs Juli wurde wirklich der Ausflug nach der sächsischen Schweiz gemacht, und der alte Böttiger war von einem Schlaganfall so weit hergestellt, daß er versprochenermaßen den Führer machen konnte. Für den Hochsommer hatte der Arzt eine Kur in Teplitz verordnet. Reinhard freute sich darauf, auch Karlsbad wiederzusehen, „wo ich im Jahre 1807 die leibliche Wiederherstellung durch den Strudel und die moralische durch meine Beziehungen zu Goethe gefunden habe." Als er nach einmonatlichem Aufenthalt in Teplitz, der die beste Wirkung that, nach Dresden zurückkehrte, ward ihm die Freude, daß der Sohn seine junge Frau brachte. Karl von Reinhard hatte sich am 4. August mit der Tochter des bayrischen Bundestagsgesandten Freiherrn von Lerchenfeld vermählt, dessen Haus zu den mit Reinhards befreundetsten in der Bundesstadt gehört hatte. Das junge Paar reiste dann über Weimar nach Frankfurt zurück, und Reinhard bestellte durch sie seine Grüße zu Goethes Geburtstag: „Lassen Sie die beiden jungen Leute die Dolmetscher meiner Gefühle sein, nicht in beredter Zunge, denn diese wird stocken, aber im Blick und Händedruck."

Zur Feier des eigenen Geburtstags aber schickte er sich mit Virginie zu einer Art Wallfahrt nach Herrnhut an. Er fand, wenn er an diesem 2. Oktober seine Lage überdachte, daß Gutes und Schlimmes, Weiß und Schwarz in seiner Familie zugleich war: das Gute war der Besuch des Sohnes mit seiner liebenswürdigen Frau, das Schlimme der Kummer, den ihm seine Tochter bereitete, die jetzt seiner strengen Weisung gemäß nach Schwaben gezogen war, aber sich mit ihrem Gatten wieder vereinigt hatte,

obwohl ausgemacht worden war, daß er erst dann bei ihr wieder erscheinen sollte, wenn er die Mittel einer eigenen Existenz sich würde verschafft haben. Er vertraute dies bekümmert seinem Freunde Wessenberg an und fuhr dann fort:

Ach, ich wollte mich heute angenehmen Erinnerungen widmen! Dazu gehört in meinem Alter das Andenken an die Toten. Wenn Sie, wie ich denke, über die Schweiz reisen,*) werden Sie Ebel und Usteri nicht mehr finden, wohl aber Anzeichen einer Desorganisation, welche die Stimme dieser Beiden vielleicht aufgehalten hätte. Und wer wird sie bei uns aufhalten? Ich fürchte sehr, nicht die Debatten der letzten Tage, wo man auf beiden Seiten so tief herabgestiegen ist und sich so schlecht vertragen hat.[1]) Die beiden Systeme, die sich bei uns bekämpfen, ergänzen sich viel mehr, als sie sich widerstreiten, man muß zwischen ihnen die rechte Mitte (le juste milieu) finden. Der Ausgangspunkt des einen ist die Vernunft, der des anderen das Gefühl, aber die Massen sind für das Gefühl. Die Vernunft sagt, daß wir den Krieg nicht wollen; das Gefühl sagt, daß wir ihn haben werden. Wer wird den Sieg davon tragen, der Instinkt oder die Berechnung? Und auf welcher Seite sind die moralischen Kräfte? — Morgen gehen wir nach Herrnhut. Ohne Virginie wäre ich versucht, dort zu bleiben; inmitten des Drunter und Drüber von heute, wo kann man sich wieder zurechtfinden als im Quietismus? Virginie freilich braucht dazu mindestens noch die italienische Oper. Auf das Tanzen, sagt sie, hat sie verzichtet, weil sie jetzt dreißig Jahre alt ist; sie hatte es sogar verschworen, aber in Teplitz hat sie der König von Preußen dem Schwur untreu gemacht. Es war Mangel an tanzenden Damen, die Fürstin von Liegnitz hatte den Fuß verstaucht und der König, der sehr liebenswürdig war, liebt tanzen zu sehen.

Trotz des einfallenden Regenwetters wurde anderen Tages der Plan ausgeführt. Sie fuhren nach Zittau, stiegen auf den Glockenturm, besuchten den Oybin, sahen dann die Damastwebereien in Groß-Schönau und kamen abends nach Herrnhut. Hier ließen sie sich durch die Anstalten führen, in das Schwesternhaus, in das Rathaus, wo sie die feierlichen Gesänge mit anhörten, besuchten den Gottesacker und gaben sich den eigentümlichen Eindrücken hin, den das Ganze dieser frommen Ansiedlung machte. Zum Bleiben fühlte sich Reinhard doch nicht aufgefordert. Die Beschränktheit, die aus den meisten Gesichtern der Bewohner und des Bischofs selber sprach, wirkte als Warnungszeichen. „Wie einladend einem müden Gemüt Ruhe, Stille, Abgeschiedenheit hier erscheinen mögen, gleiche Sinnesart ist die Ausstattung, die jeder hier mitbringen muß; Verschmelzung wäre nicht zu hoffen, und in so engem Kreise würden die abstoßenden Kräfte doppelt energisch wirken. Eine Einsiedelei, wenn ich will, find ich mitten in Paris, und dort hat niemand weder das Recht noch die Lust, mich in ihr zu stören.“

---

*) Wessenberg war im Begriff nach Italien zu reisen.

Wie Reinhards Weggang von Frankfurt im Jahre 1829 zusammengefallen war mit der Feier von Goethes achtzigstem Geburtstag, so sollte sein endgiltiger Abschied von Deutschland mit Goethes Hingang zusammentreffen. Seit 23 Jahren war Goethe als das belebende und segenspendende Gestirn über seinem Dasein gestanden. Jetzt war es hinabgetaucht, und zu gleicher Zeit empfing Reinhard die Nachricht, daß über seine eigene Zukunft anders bestimmt sei und er nun erst ganz aus dem alten Vaterland scheiden müsse. Den einen Schlag nahm er hin, wie man ein schmerzliches, unabwendbares Verhängnis hinnimmt, den anderen trug er unwillig, mit einer Bitterkeit, die er schlecht verhehlte. Unter dem Eindruck beider Nachrichten schrieb er am 27. März 1832 an Wessenberg:

Ich hatte einen Beschluß vorausgesehen, zu dem mich 70 Lebens- und 40 Dienstjahre hindrängen. Aber wenn die Ruhe und Zurückgezogenheit in meinen Wünschen und in meinem Rechte waren, so durfte ich mit Fug erwarten, daß am Schluß einer mühevollen Laufbahn die Regierung diesen Rückzug ehrend anerkennen werde, und die Mittel würden sich naturgemäß darbieten. Im Ausland geboren, würde die Pairie für mich weniger eine Belohnung als eine definitive Naturalisation und die Vollendung meines öffentlichen Lebens sein. Die Nachricht von dieser Ernennung kommt von mehreren Seiten, aber ich habe noch keine direkte oder offizielle Anzeige. Diese Nachricht beunruhigt mich weniger als Virginie, und sie hätte vielleicht meine Antwort noch länger hinausgeschoben ohne die traurige Nachricht, die ich Ihnen mitzuteilen habe, und die Sie in der beifolgenden Abschrift eines Briefes finden, den ich gestern aus Weimar erhielt. Traurig ja, für mich, den Goethe seit 25 Jahren adoptiert hatte, für die, welche seine leibliche Gegenwart genossen haben, für die dieser Blick voll himmlischen Feuers, diese metallene und reine Stimme Gefühle der Freundschaft ausgedrückt haben; aber für ihn, für die Welt der Geister, worin er geherrscht hat, die er anderswo wiederfinden wird, ist es der Anfang der Apotheose: denn er war ebenso gut als er groß war; alles an ihm war Harmonie, und selbst sein Tod war in Harmonie mit seinem Leben.

Die wirkliche Abberufung zog sich noch mehrere Monate hinaus. Im April war Sulpiz Boisserée eine Woche in Dresden, und seine Briefe an den Bruder erwähnen mehrere Begegnungen mit Reinhard. Erst am 22. Juli schreibt dieser an Wessenberg, daß die Abberufung jetzt Thatsache sei. Noch war nichts über die Verleihung der Pairie entschieden, die er als eine Entschädigung für das ihm angethane Unrecht ansah. Übrigens schreibt er:

Alles ist wenigstens in den freundlichsten Formen vor sich gegangen, und der König persönlich hat mich mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß er den Erfordernissen des Dienstes nachgeben mußte, seiner „hohen Achtung vor meinem Charakter“ und seines fortdauernden Wohlwollens versichert. Hier sind die Zeugnisse des Bedauerns und der Anhänglichkeit, wie mir versichert wird, einmütig, und

jedenfalls sind die Beweise, die ich persönlich davon erhalten, zahlreich. Meinerseits bedaure ich, ein Land zu verlassen, wo die geschäftlichen und die gesellschaftlichen Beziehungen mich eine angenehme und friedliche Existenz finden ließen. Die Anhänglichkeit ist immer gegenseitig, und ich war hieher mit einer Zuversicht gekommen, die mich nicht getäuscht hat, der: hier wahre Freunde zu finden.

Vor vierzig Jahren hatte der jugendliche Reinhard bei den Franken das aufgehende Licht der Freiheit begrüßt. Dieses Licht durch die ganze Welt zu tragen schien der Beruf seines Adoptivvaterlandes. Ihm hatte er sich eben deshalb, von Hochgefühlen geschwellt, zu willigem Dienste geweiht. Schmerzliche Enttäuschungen, erschütternde Schicksalswendungen hatte er seitdem erlebt, doch sicherer schien niemals als eben jetzt die Hoffnung begründet zu sein, daß in Frankreich, durch schwere Erfahrung belehrt, ein Geschlecht heranwachse, das die Grundsätze der großen Revolution, aus stürmischem Überschwang zu weiser Mäßigung gebändigt, in das Staatsleben dauernd einzupflanzen fähig sei, jetzt erst würdig, die Leuchte der Freiheit anderen Völkern voranzutragen. Und Deutschland? Die letzten Eindrücke, die Reinhard aus dem alten Vaterlande mitnahm, waren die Bundestagsbeschlüsse, durch die das überall aufgeflackerte liberale Wesen eingedämmt werden sollte, die Kneblung der Presse, der Rückschlag gegen die Wirkungen der Julirevolution. Und dennoch schied er ungern, zögernd von dem mütterlichen Boden. Er schrieb an den Freund in Konstanz von der Erregung, die die Bundesverordnungen in Sachsen und überall hervorriefen.

Der Eindruck, den die Ordonnanzen machten, war stark, aber man ist gesammelt und entschlossen, sich keine Blöße zu geben. So muß es in ganz Deutschland sein unter den aufgeklärten und einsichtigen Männern. Die Lärmmacher sind jetzt zum Schweigen gebracht, die schlechten Subjekte sind erschreckt worden und das ist eine Wohlthat. Die, welche den Beruf haben zu reden und zu handeln, sind nun auf die Probe gestellt, und ehmals wenigstens hat der Bürgermut den Deutschen nicht gefehlt. Indessen, obwohl es gut so ist, daß ich Deutschland verlasse und ich es sozusagen ohne Wiederkehrgedanken thue, so scheint mir doch, indem ich Abschied nehme, ich trenne mich von den wahren Elementen meines Daseins. Wie es sich auch künftig gestaltet, es wird nicht lange mehr dauern. Ich werde von Erinnerungen leben, und ich möchte nicht von den Freunden vergessen sein, die ich zurücklasse.

Am 17. August verließ Graf Reinhard Dresden, um vor der Rückkehr nach Paris noch einige Herbsttage in Baden zu verleben[2]). Er nahm den Weg über Franken und die alte Heimat. Die Tochter lebte jetzt mit ihrem Gatten in Tübingen. Es war noch immer nicht gelungen, für Herrn von Diemar eine Thätigkeit, einen Beruf ausfindig zu machen. Als im Jahre

1833 die neue Hochschule in Zürich gegründet wurde, meinte der Graf, sein Schwiegersohn würde sich, seinen Kenntnissen und Neigungen entsprechend, zum Universitätsstallmeister daselbst eignen. Auch aus diesem Plan wurde nichts. Er dachte nun daran, für das Paar einen Wirtschaftshof im Württembergischen zu erwerben, auf den es seine Existenz gründen könnte. Im Jahre 1834 oder 1835 kam dann ein solcher Gutskauf wirklich zustande. Das Gut lag im Taubergrunde bei der Stadt Mergentheim, und hier hat die Tochter des Grafen Reinhard mit ihrem Gatten fortan ihr Leben zugebracht. Er und sie das ungleichste Paar von der Welt. Sie hatte eine gelehrte Erziehung erhalten, lebte nur in ihren Büchern und in den Erinnerungen an das Vaterhaus, an Goethe, trieb mit ihren Knaben lateinisch und dichtete schwärmerische Verse. Von dem Major aber wird erzählt, daß er Bücher und Wissenschaften gering geachtet habe, um so mehr aber von seinem alten Adel und seiner ungemeinen Schönheit zeitlebens eingenommen gewesen sei. Als nach dem Tode des Grafen Reinhard die Hälfte seiner Bibliothek der Tochter nach Mergentheim zugeschickt wurde, brachte man die Bücherkisten in einen feuchten Kellerraum; der Major wollte nicht, daß sie ausgepackt würden; nur wenn er verreiste, wagte man es, sie zu öffnen, und so sind denn die Bücher, worunter die kostbarsten französischen Werke, teils durch die Feuchtigkeit des Ortes zu Grunde gegangen, teils durch die Jugend des Hauses jammervoll verschleudert worden. Die Wahl des Gutes erwies sich insofern wenig glücklich, als damit noch allerlei Mühlen, Öl- und Säge- und Gipsmühlen verbunden waren und der Major so wenig als seine Gattin Verständnis für den Betrieb eines solchen Anwesens besaß. Und doch haben sie glücklich gelebt. Frau Sophie bewies ihrem Gatten, den sie sich mit solcher Beharrlichkeit erkämpft hatte, eine rührende Anhänglichkeit, die durch nichts erschüttert wurde. Gütig und anspruchslos, ordnete sie sich dem Willen ihres Gebieters vollständig unter. Niemals hörte man sie ihm widersprechen, nie einen Laut der Klage. Still und demütig trug sie das selbstgewählte Los, und so trug sie auch, was ihr als Mutter ein herbes Geschick auferlegte. Auf zwei Töchter waren rasch vier Söhne gefolgt, und diese waren alle von wilder, unbändiger Art. In schäumendem Übermut fuhren sie in die wilde Flut des Lebens hinaus, und alle sind sie frühzeitig darin untergegangen. Der älteste, Karl, der im Jahre 1848 der Hochschule entlief, wurde durch die Vermittlung des Oheims, Generals v. Wimpffen, österreichischer Offizier und ist in der Schlacht bei Magenta gegen die Franzosen gefallen. Der zweite ging auf die See und starb unter Goldsuchern in Südamerika, der

dritte ist als Seemann verschollen und der jüngste, der württembergischer Offizier war, ist an den Folgen eines tollkühnen Rittes zu Grunde gegangen.

In der Wohnstube im Elternhaus zu Mergentheim stand ein alter Schreibtisch mit Fächern. Jedem der Knaben war eines der Fächer zugewiesen. So oft wieder einer von ihnen in die Fremde ging, pflegte die Mutter sein Fach für immer abzuschließen. Sie hat zuletzt auch das des jüngsten verschließen müssen; mit welchen Empfindungen, das sagt in ergreifender Weise eines ihrer Gedichte. Die Worte sind einem der älteren Brüder, einem der Seefahrer, in den Mund gelegt und lauten:

Der alte Schreibtisch.

Fern von hier, im deutschen Lande —
Vom Meer wohl hundert Meilen weit —
Da steht ein Haus am Tauberstrande
In stillen Thales Einsamkeit.

Und in dem Haus ein kleines Zimmer —
Die Wände fleckig, grob bemalt —
So sah ich sie vom goldnen Schimmer
Der Abendsonne angestrahlt.

Dort wuchs ich auf, ein muntrer Bube,
Dort find ich meiner Kindheit Spur.
Ein alter Schreibtisch in der Stube
Steht wackelnd auf drei Füßen nur.

Die Fächer sind so fest und zu,
Wie Särge in des Grabes Ruh;
Einst rissen wir sie lachend auf,
Die Nüsse kollerten zu Hauf'.

Jetzt an dem Tisch steht eine Frau,
Sie steht gebückt, ihr Haar ist grau:
Sie sieht die Fächer lange an,
Eröffnet nur das eine dann.

Das eine war dem kleinsten Kind,
Fern, wie die Brüder alle sind,
Und eh' das leere Fach sie schließt,
In Staub der Mutter Thräne fließt!

Nach dem Tode des Majors im Jahre 1858 verkaufte die Mutter das Gut bei Mergentheim und zog nach Stuttgart; hier ist die Tochter von Reinhard und Christine Reimarus im März 1861 gestorben.[3])

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die letzten Lebensjahre.

1832—1837.

Mitglied der Pairskammer, der Akademie und des lutherischen Konsistoriums. Die Naturalisation. Verkehr mit den deutschen Freunden. Reise in Südfrankreich. Vizepräsident der Akademie. Knebels Tod. In der Pairskammer. Schul- und Kirchenfragen. Das Vereinsrecht. Lamennais. Prozeß gegen die Aufständischen vom April 1834. Ministerveränderungen. — Litterarische Urteile. Protestantisches Bewußtsein. Gegen den Methodismus. Das Leben Jesu von Strauß. Bekenntnisse des Alters. Besuch des Sohns. Die Höllenmaschine Fieschis. Die Septembergesetze. — Reise in die Schweiz und nach Süddeutschland. Virginiens religiöse Richtung. Die Frömmigkeit im Hause Reinhard. Die politischen Prozesse. Wieder nach Deutschland. Attentat Meunier. — Das letzte Frühjahr. Das Ministerium Molé. Hermann Reuchlin. Reise nach London. Besuch in Hamburg. Das Jubelfest in Göttingen. Verabredung wegen des Briefwechsels mit Goethe. Die letzten Wochen. Ernennung des Sohnes nach Bern. G. E. Guhrauer. Erkrankung und Tod. Familiennachrichten. Leichenbegängnis. Gedächtnisreden Talleyrands und Bignons. Wirkung auf die Freunde. Gagerns, Harniers und Guhrauers Mitteilungen. Kanzler Müller über Reinhard.

1.

Die letzten fünf Jahre seines Lebens hat Graf Reinhard in Paris zugebracht. Er zählte, als er aus der Diplomatie zurücktrat, 71 Jahre und hatte jetzt gerechten Anspruch auf einen ehrenvollen Ruhestand. Er hat auch diesen thätig ausgefüllt bis zum letzten Tage. Am 11. Oktober 1832 wurde er zum Pair von Frankreich erhoben. Es war die Entschädigung für seinen halb unfreiwilligen Rücktritt. Kurz darauf wurde durch Guizot am Institut die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wiederhergestellt und damit auch Reinhard wieder in diese Akademie eingereiht, der er schon bei der Gründung des Instituts zugeteilt worden war. Mit den politischen Veränderungen in Frankreich hatte auch das Institut seine Schicksale gehabt. Napoleon hob i. J. 1803 die moralisch-politische Klasse auf, weil er den

philosophischen Freimut ihrer Mitglieder haßte, diese wurden dann in den anderen Klassen untergebracht, und so hatte Reinhard von 1803 bis 1816 der Klasse: Histoire et litterature anciennes angehört, von 1816 an der zweiten Akademie: Inscriptions et belles lettres, deren Mitglied er übrigens gleichfalls blieb. Endlich aber fand sich für ihn ein neuer Wirkungskreis dadurch, daß er bei der neuen Organisation der protestantischen Kulte in das Konsistorium der lutherischen Kirche von Paris gewählt wurde. Der Pairskammer, der Akademie und dem Konsistorium hat er fortan seine Kräfte gewidmet, mit derselben Gewissenhaftigkeit, mit der er alle übernommenen Pflichten zu erfüllen gewöhnt war.

Er war aus Deutschland gegangen unter dem Eindruck der reaktionären Bundestagsbeschlüsse. Gleich im ersten Brief an Wessenberg vom 5. November kann er eine Anspielung darauf nicht unterlassen. Er erwähnt die Wiederherstellung der Klasse der moralischen und politischen Wissenschaften und bemerkt dazu: „Die Fortschritte dieser Wissenschaften waren nicht im Sinne der Maximen des Kaiserreichs und der Restauration, und Ludwig XVIII. war nicht versucht, eine Einrichtung wiederherzustellen, die Bonaparte noch als Erster Konsul zerstört hatte. Wenn ihre Wiederherstellung einen Gegensatz bildet zu den Revolutionen am Bunde, so ist das nicht unsere Schuld.“ Doch schreibt er in demselben Briefe: „Sie sagen, daß der Geist in Deutschland vortrefflich sei. Die Probe wird die Haltung seiner Organe sein, überall wo eine Tribüne ihnen gesetzlich geöffnet ist. Es scheint mir, daß in Frankreich und in Deutschland die letzten Ereignisse den ungeheuren Vorteil gebracht haben, den Ausschreitungen einen Zügel anzulegen. Wenn die Regierungen nichts anders gewollt haben, so müssen sie zufrieden sein; sie werden etzt in der Lage sein, zu bewilligen, was recht und billig ist.“ An seine Stellung am Bundestag dachte er ohne Sehnsucht zurück. Im April des folgenden Jahres schreibt er: „Jetzt geht der Bundestag in die Osterferien, warum nimmt er nicht Ferien für das ganze Jahr!“ Was in Deutschland vorging, sah er selbstverständlich mit französischen Augen. Seine Sympathien gehören pflichtschuldigst den Mittelstaaten. Wir sehen es aus einer Äußerung über das Zustandekommen des Zollvereins. Das Ereignis selbst konnte den langjährigen Bundestagsgesandten nicht überraschen. Am 14. Januar 1834 schrieb er an Wessenberg:

Ein allgemeines Zollsystem war für den deutschen Bund eine unumgängliche Notwendigkeit. Es ist nur natürlich, daß Preußen bemüht war, sich die Sache zu Nutzen zu machen und die Verhandlungen im Sinne seines besonderen Interesses

zu lenken. Daraus folgte, daß die Rücksichten gewisser Staaten darunter mehr oder weniger leiden würden. Österreich konnte darob eifersüchtig sein; aber bei seinem System und bei seiner Politik der Isolierung konnte es keinen wirksamen Widerstand leisten. Was uns betrifft, so haben wir seiner Zeit (ich rede von der Zeit vor acht oder zehn Jahren) den Grundsatz vergessen: principiis obsta. Heute ist es zu spät, und unser Handelsrat denkt mit Recht, daß dieser Stand der Dinge mindestens die Möglichkeit herbeiführen wird, wohl oder übel einen Handelsvertrag zu machen.

Seine Ernennung zum Pair warf die Frage auf, ob er als geborener Ausländer die große Naturalisation nötig habe, die der König erteilte, und die von den Kammern zu bestätigen war. Er war im Jahre 1792 aus dem württembergischen Staatsverband entlassen worden, und hatte alle Bedingungen der Verfassung von 1793 erfüllt, um französischer Bürger zu werden. Gleichwohl entschied die Pairskammer auf den Bericht des Herzogs von Decazes, daß die Naturalisationsbriefe unerläßlich seien. Dies hatte Debatten in der Pairskammer zur Folge, die für Reinhard peinlich waren. Im Jahre 1814 war er an den Königshof in Gent gegangen und dies war für die Radikalen genug, um mißtrauisch seine Vergangenheit zu durchsuchen. Er sollte als Gesandter in Frankfurt die französischen Ausgewanderten verfolgt haben. „Es scheint wahrhaftig," klagte er, „ich bin bestimmt, Anklagen zu erdulden, die meinem Charakter so fremd als möglich sind. Indessen habe ich auch Verteidiger gefunden und 211 Stimmen von 233 haben mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mehr als einmal, und zu verschiedenen Zeiten, haben sich meine Blicke nach irgend einem unbekanntem Dorf in der Schweiz gerichtet, um dort meine Tage zu beschließen, fern von einer Generation, die mich nicht mehr kennt." Unverdiente Angriffe dieser Art hatten stets die Wiederkehr seiner Anfälle von mißtrauischem Trübsinn zur Folge. „Auch im hohen Alter," schrieb damals Reinhold an Wessenberg, „verfolgen ihn die Hirngespinste, womit er sich sein ganzes Leben hindurch gequält hat. Kürzlich haben sie wieder eine Nahrung gefunden in den jämmerlichen Angriffen einiger radikalen Schreier in der Kammer, anstatt daß er solche sich eher zur Ehre hätte rechnen sollen, zumal da sie die vollständige Anerkennung seiner ausgezeichneten Verdienste und der Unbescholtenheit seines Rufs herbeigeführt haben."

Reinhard, so wenig in Frankreich einheimisch, hatte gefürchtet, sich dort isoliert zu fühlen. Wirklich wurde der erste Winter recht einsam zugebracht. „Weder die Gicht noch mein Vermögen verstatten mir den Zutritt zu der großen Welt." Außer den Verwandten Virginiens war es nur die benachbarte Familie des Herzogs von Bassano, mit der ein näherer Verkehr ge-

pflegt wurde. Immerhin fand Reinhard mit der Zeit, daß er Freunde besaß, mit denen sich leben ließ. Und er war jetzt entschlossen, ganz in und mit Frankreich zu leben. Wie oft hatte er empfunden, daß sein Dasein durch das äußere Geschick, durch widerstreitende Neigungen und Interessen etwas Zerstücktes hatte; keine Sammlung, kein Mittelpunkt; und auch in der Lektüre war er, wie er einmal gegen Goethe äußert, mehr Schmetterling als Biene gewesen. Für den Rest seiner Tage wollte er sich nun doch zusammenfassen und auch in diesem Sinne wollte er jetzt ganz Frankreich angehören. Reinhold freilich, der ihn scharf ins Innere sah, glaubte nicht daran, daß er jemals ein rechter Franzose werden könne: „Sein deutsches Gemüt kann sich nie ganz mit dem französischen Wesen befreunden; nicht einmal mit dem der Besseren."

Mit einigen wenigen Fäden jedenfalls, das war ihm Bedürfnis, wollte er noch mit der Vergangenheit zusammenhängen. Er meinte damit seinen Briefwechsel mit Wessenberg und mit dem Kanzler Müller. Dem letzteren schrieb er am 24. Mai:

So sehr ich meine 72 Jahre, die Zerrissenheit, die mitten im ewigen Wechsel der Ereignisse ein mir fremdes und verhaßtes Element in mein Leben geworfen, und das Bedürfnis mich in mir selbst abzuschließen fühle, so erfreulich ist es mir, als Ausnahme von der Regel, einige der Fäden beizubehalten, die meine Vergangenheit an die Gegenwart knüpfen. Ihre treue Freundschaft ist mir erprobt. Sie wissen, daß ich aus einem Stücke, daß ich wahr bin, und darum kann ich mit Ihnen mit gleicher Zuversicht über Dinge reden oder schweigen, die zwischen mir und einer Generation die mich nicht kennt wie ein alle Farben und Strahlen brechendes Prisma liegen.

Der fortdauernde Verkehr mit dem Kanzler Müller war ihm schon darum unentbehrlich, weil er für das Vermissen Goethes ein Ersatz war. Er konnte mit dem Kanzler wenigstens über Goethe reden. Eben dieser Brief vom 24. Mai enthält Betrachtungen über den zweiten Teil des Faust, gegen den er manches auf dem Herzen hat, besonders gegen den Schluß. „Dem ganzen Drama liegt die katholisch-biblische Mythologie zum Grunde, und nichts ist antikatholischer und antibiblischer, als daß das bloße Streben als Streben zur Seligkeit führe. Damit ist noch nicht gesagt, daß der Schluß nicht recht habe; und wirklich, er enthält, wie in einer Nuß, den innersten Kern der Individualität Göthens, wie sie sich schon in der ersten Anlage Götzens von Berlichingen ausspricht. Nur hat alsdann das ganze Drama unrecht; doch dies alles unbeschadet seiner hohen Genialität." In einem späteren Briefe, nachdem er das Werk im Pyrenäenbad Cauterets wieder angefangen zu lesen, schreibt er: „Der Zauber der Verse macht nun, bei

hellerem Kopf und bei heiterem Sinn, auf mich seinen vollen Eindruck." Doch erklärt er, seine Bedenken nicht zurücknehmen zu können. „Was mich dann im Einzelnen stört, das sind die Rätsel, an denen Göthe, der Klare, so reich ist. Haben Sie, hat jemand den Schlüssel zu den Müttern? Ich nicht, und was sollen für die Nachwelt Mysterien, die der Mitwelt unaufgeschlossen bleiben? Freilich, so war es sein Wille, und so hält er uns oft in der marternden Ungewißheit, ob, unter der doppelseitigen Ironie, wir die Schalkheit des Ausdrucks belächeln oder vor der Tiefe des Gedankens schaudern sollen. Doch warum das Unergründliche ergründen, das Unerschöpfliche erschöpfen wollen? Wie armselig ist dagegen unsere französische galvanisierte Tugendlitteratur!" Das Rätsel der Mütter hat ihm dann ein aufklärender Brief Riemers gelöst.

Die Reise nach dem Pyrenäenbad, die er am 1. August mit Virginie antrat, führte ihn wieder nach Bordeaux.

In Bordeaux, wo ich die ersten fünf Jahre meines französischen Lebens zugebracht habe, hatte ich Erinnerungen von 41—42 Jahren aufzufrischen. Es war nicht mehr dieselbe Generation, fast nicht mehr dieselbe Stadt. Damals war, neben dem Wein, der Haupthandel mit San Domingo; damals war der reine und hochherzige Enthusiasmus der ersten Jahre der Revolution; es war der Klub nicht der Jakobiner, sondern der Freunde der Verfassung, den ich die Ehre hatte zu präsidieren, zur Zeit der Wahlen von 1791, aus denen die Gironde hervorging, die mein Geschick entschied, als ich nach Paris kam in demselben Wagen mit Vergniaud, Guadet und Ducos! Zwei und ein halber Tag genügten, um zwei oder drei Bekannte, die noch am Leben waren, wiederzusehen, um den Hafen und die prächtige Brücke über die Garonne zu besichtigen. Das Alte lebt nur noch in meinem Gedächtnis und in einigen aus dieser Zeit stammenden Blättern. Am 9. August setzten wir die Reise fort durch die Landes nach Pau. Am 12. abends über Estalla, Lourdes und Pierrefitte erreichten wir Cauterets. Während der ganzen Reise hatten Witterung, Relais, Nachtlager uns begünstigt. Reisen sind für mich und meine Frau Bedürfnis und Arznei, und haben auch diesmal, mitten unter neuen Gegenständen, beim allmäligen Herannahen der südlichen Vegetation, in den Sandebenen und Tannenwäldern der Landes, beim Anblick der Pyrenäenkette, die sich von Pau aus prächtig darstellt, beim Eintritt in die Vorgebirge, ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlt. Sie wissen oder wissen nicht, daß ich bereits im Jahre 1788 mit der Familie, bei der ich in Bordeaux lebte, eine Saison hier zubrachte, daß die in Erwartung der Etats-Généraux eben damals in Paris versammelten Etats de Béarn durch Gährung der Gemüter und Lebendigkeit der Gesinnungen und Ausbrüche bereits ein Vorspiel der Revolution gaben; daß die Neuheit und Elastizität aller physischen und politischen Erscheinungen, die mich umgaben, mich zu Versuchen in der französischen Poesie begeisterten, die, gewissermaßen prophetisch, auch auf meine Zukunft nicht ohne

Einfluß geblieben sind. . . . . Auf der Reise hab ich überall Wohlstand und Zufriedenheit der Massen gefunden. Dies war auch in Paris der Charakter des Festes, das am dritten Tag in den elysäischen Feldern das Volk sich selber gab; denn Herr Thiers hatte geschmackvoll nur die Dekorationen angeordnet. Bei all dem leben wir nur von Tag zu Tag, wie ganz Europa, und eben darum. Es ist nicht gut, daß bei der leisesten Berührung der ganze Weltteil wie ein unermeßliches, zerreißbares Spinnengewebe zusammenzittert.

So schrieb Reinhard plaudernd an Freund Müller aus Cauterets, wo er mit seiner Frau in ruhiger Abgeschiedenheit, die Bäder gebrauchend, fast einen Monat blieb. Sie konnten wegen schlechten Wetters dort nur einen Ausflug unternehmen: nach dem Pont d'Espagne und zum Lac de Gaube, ein Weg an den prächtigsten Wasserfällen vorbei und im Angesicht des Vignemale. Am 9. September verließen sie — dem Reisebericht zufolge, den Reinhard aus Toulon an Wessenberg sandte, — noch unter Regen, Cauterets und fuhren nach Bagnères de Bigorre.

Da wir auf den Ausflug nach Barèges und zum Zirkus von Gavarni verzichten mußten, so besuchten wir dafür das Campaner Thal und die Wasserfälle von Grip, im Angesicht des Tourmalet und des Pic du Midi. Das Thal von Campan ist bemerkenswert durch den Gegensatz der wilden Natur seiner Berge im Osten mit dem Reichtum des Anbaus und der Bevölkerung in den westlichen Bergen. Ich hatte das Buch von Jean Paul nicht bei mir; aber man sieht, daß er nicht nach der Natur gemalt hat. Die acht Posten von Bagnères nach St. Gaudens bieten Ansichten die über alle Beschreibung malerisch sind; das Auge steigt hier über vier Stufen von Vorbergen zu schneebedeckten Spitzen empor. Dann kommt man in das Becken der Garonne bis nach Toulouse, wo wir am 16. ankamen. Wir besuchten hier die Sehenswürdigkeiten mit dem Prinzen Czartoryski[1]), der von Bagnères kam. Die Stadt hat ein mittelalterliches Gepräge bewahrt und erinnert zugleich an die Römer; ihr Museum enthält 40 Kaiserbüsten, die in der Umgebung gefunden wurden. In Toulouse änderten wir unsern Reiseplan. Virginie hatte große Lust, über den Osten zurückzureisen; mir selbst hatte der Arzt von Cauterets die milde Temperatur des südlichen Herbstes als Nachkur angeraten. So nahmen wir den Weg nach Marseille; unsere erste Station war Castelnaudary, die zweite Narbonne, dann in nordöstlicher Richtung Montpellier mit seinem Platze Peyrou, das Meer, die Pyrenäen im Süden, die Alpen im Norden sichtbar, und mit seinem botanischen Garten, dann Nismes mit seinem restaurierten Amphitheater, das ebenso schön aber ein wenig kleiner ist als das in Verona, seine Maison quarrée, wo jetzt das Museum sich befindet, und seine Fontaine, eine weite und großartige Anlage, modern, aber nach dem Plan der römischen Bauten errichtet; Avignon mit seiner abgebrochenen Brücke und seinem verfallenen Papstpalast, wo man nichts mehr sieht als das Grab Johanns XXII. Ein Engländer, den wir in Nismes trafen, war sehr erstaunt, daß Virginie nicht Bescheid wußte von der

Fontaine von Vaucluse: ich schämte mich meines Vergessens und suchte es wieder gut zu machen. Wir fanden das Wasser außerordentlich niedrig (in Languedoc hatte es seit fünf Monaten nicht geregnet), und so sahen wir nichts vom Wasserfall, dagegen konnten wir in die Grotte hinabsteigen bis in die Nähe der Quelle, die sie ausfüllt. Wenn der Schnee in den Alpen schmilzt oder nach einem Gewittersturm geschieht es, daß ihr Wasser rasch zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß steigt, einen ungeheuren Schlund ausfüllt und in wildem Sturze über gewaltige Felsen hinab ins Bett der Sorgue strömt. Das Wirtshaus: Petrarca und Laura, berühmt durch seine Fisch-, Muschel- und Krebsfrühstücke, hält ein Fremdenbuch, wo auf der einen Seite Franzosen, auf der andern Deutsche und Engländer wie zwei feindliche Parteien erscheinen, indem jene ungerührt von den schauerlichen Reizen der Fontaine die Frühstücke des Herrn Tassy preisen, diese dagegen ihre ganze Entrüstung über solchen Frevel zum Ausdruck bringen.

Am 25. kamen die Reisenden nach Marseille, wo ein Neffe von Reinhards erster Frau, Georg Sieveking, besucht wurde. In Toulon sahen sie das Arsenal und ein Kriegsschiff, das eben mit 3 anderen Fahrzeugen aus den Dardanellen gekommen war; ein Spaziergang auf der Rhede aber frischte das Gedächtnis an die Zeiten von 1799 wieder auf, als Reinhard bei der Rückkehr aus Florenz hier in Quarantäne lag und seine Ernennung zum auswärtigen Minister erfuhr. Von da wurde die Rückreise angetreten über Aix, Avignon, Lyon. „Wir haben 300 deutsche Meilen durchreist, in vollkommener Gesundheit und inmitten des angenehmsten Wechsels von Landschaften und Kulturen. Die Naturschönheiten und die Kunstdenkmäler haben uns fast ausschließlich angezogen, die Menschen haben wir nur als Staffage gesehen. Überall aber haben wir Wohlstand, Ruhe und Zufriedenheit angetroffen, die Wirkung der Erfolge des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels. Sie können versichert sein, daß Frankreich ruhig ist und im Fortschreiten.“

In der wiederhergestellten Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften gehörte Graf Reinhard der fünften Sektion an, die die allgemeine und philosophische Geschichte umfaßte. Im Januar 1834 schrieb er an Wessenberg, er sei zum Vizepräsidenten seiner Akademie gewählt worden. Es gab dies für das folgende Jahr das Anrecht auf die Präsidentenstelle. „Wenn dann Herr von Talleyrand uns die Ehre schenkt, einer unserer Sitzungen beizuwohnen, so werde ich die Ehre haben, ihm das Wort zu erteilen, wenn er es verlangt.“ Reinhard ahnte nicht, worüber Talleyrand reden würde, wenn er in der Akademie das Wort ergriff.

Am 23. Februar 1834 war Knebel gestorben. Reinhard schrieb an

den Kanzler Müller: „Es bleibt mir eine angenehme Erinnerung, Knebels persönliche Bekanntschaft noch vor seinem Hingang gemacht zu haben. Eine kräftige Erscheinung, eine Trümmer der alten Zeit; denn alt, trotz allem Widerstreben, wird sie nachgerade, wie wir alle, die ihr angehören. Auch hier seh' ich, ist Ihre Thätigkeit hülfreich und wirksam gewesen, und so führen Sie ein schönes, reiches Leben." In demselben Briefe bemerkt Reinhard, daß ihm der Buchhändler von der neuen Ausgabe von Goethes Werken die Farbenlehre noch nicht zugeschickt habe. „Nach meiner Meinung ist sie eines seiner genialsten Werke und in jeder Hinsicht klassisch. Bis wir aber, besonders hier zu Lande, uns von der starren mathematischen Ansicht, die mir eben in diesem Gebiet so ganz einseitig und ungenügend erscheint, losgerissen haben, wird noch Zeit hingehen. „Il nous a fallu", sagte mir einst Einer eben in Beziehung auf die Farbenlehre, „cinquante ans, pour mettre Newton sur le thrône, laissez nous d'autres cinquante ans pour le déthroner." [2])

Pünktlich wohnte Reinhard den Sitzungen der Pairskammer an, soweit er nicht durch Gicht verhindert war, die ihn im Frühjahr wieder stark heimsuchte. Er war vom Gang der Verhandlungen, von der Haltung des Ministeriums wenig erbaut. Das letztere schien ihm allzu nachgiebig gegen die Klerikalen. Er war gegen die obligatorische Zuziehung der Geistlichen zum Elementarunterricht, solange sie den Staatseinrichtungen feindlich seien. An Wessenberg: „Ich sehe aus Ihrem letzten Brief, daß Sie der Meinung unseres Ministeriums sind. Ich bin derjenigen Montlosiers und ich war fast versucht das Wort zu ergreifen in der Frage der kommunalen Überwachungsausschüsse, wo ich gewollt hätte, daß die Zulassung der Geistlichen nur eine fakultative sei. Man vermischt in dieser Frage Religion und Kultus, der religiöse Jugendunterricht behält hinreichend Spielraum auch ohne die besonderen Dogmen." Auch das neue Vereinsgesetz, das gegen die Umsturzpartei gerichtet war, aber das Vereinsrecht überhaupt illusorisch machte, und das die Aprilaufstände in Lyon und in Paris zur Folge hatte, schien ihm ein politischer Fehler. Und jetzt suchte das Ministerium den niedergeworfenen Aufruhr für die Neuwahlen auszunützen, die auf den 21. Juni ausgeschrieben waren. An Wessenberg, 5. Juni:

Wir haben eine Session hinter uns, die einige Maßregeln geschaffen hat, denen ich unmöglich meine völlige Billigung schenken konnte. Die Art und Weise, wie wir selbst das Vereinswesen der Polizei untergeordnet und die Erhöhung des Armeestandes begründet haben, ist eine Verleugnung der Grundsätze, denen die

Regierung vom 7. August von Rechtswegen gehört. Niemals konnte ich für Frankreich in seinem gegenwärtigen Zustand eine wirkliche Gefahr in einer Partei erblicken, die zu ihrer Fahne die Namen Robespierre und Marat nahm. Die Regierung hat die Explosion gewollt, deren sie gleichzeitig so energisch und so leicht Herr geworden ist. Ich glaube, sie hat wohl daran gethan; aber nach einem Sieg, der wahrhaftig für lange die verbrecherische Partei der Republikaner erdrückte, wäre es nach meiner Meinung würdiger gewesen, mehr Bewußtsein ihrer Stärke und mehr Vertrauen in den allgemeinen Geist der Nation zu zeigen. Übrigens sind andere Ursachen des Übels vorhanden, die man nicht in Angriff nahm, wie es andere Beweggründe des Handelns giebt, die man nicht öffentlich ausgekramt hat. Was meine Reisepläne betrifft, so sind sie vorläufig vertagt; außer meiner noch unvollständigen Wiedergenesung durch den Zeitpunkt der Wahlen, bei denen ich zum erstenmal mein Recht ausüben werde. Vor Ende Juni kann also nicht davon die Rede sein, mein Landgut bei Caen zu besuchen. Wahrscheinlich nehmen wir den Weg über Dieppe und werden bis nach Cherbourg gehen. Das wird eine Sache von 14 Tagen oder drei Wochen sein. Später werden August und September voraussichtlich zu meiner Verfügung sein, aber ich pflege meine Pläne nicht so weit zu erstrecken. Die Arbeiten des Untersuchungsausschusses der Pairskammer werden nicht vor Anfang Oktober zur Reife gelangen und zu einem Ergebnis führen, und wenn der Anklageakt abgefaßt ist, wird es einen neuen Zeitraum brauchen, bis die Kammer als Gerichtshof zusammentreten kann. — Sie sagen mir, es interessiere Sie, was ich Ihnen über die Litteratur schreibe. Ein Werk, von dem Sie sicherlich nicht durch mich zum erstenmal hören, sind die Worte eines Gläubigen. Sie erinnern sich vielleicht, daß Lamennais eines Tages sagte: Ich werde euch zeigen was ein Priester ist; und er hat Wort gehalten. Lamennais ist sehr konsequent, die Theokratie wird sich niemals aufrichtig mit den Königen befreunden, sich allein behält sie die Freiheit vor, und übrigens ist das Christentum republikanisch. Die Wirkung dieses Löwen wird nicht unmittelbar sein, wenigstens bei uns; aber ich erachte ihn für eine Erscheinung von großer Tragweite, besonders wenn es gelingt, ihn unter die Massen zu bringen. Man hüte sich an diesen Menschen zu rühren; er ist vollkommen bereit Märtyrer zu werden; aber was ihn lähmen wird, ist, daß seine Stärke in der Verbindung mit Rom liegt, und dieses temporisiert zu sehr, um je den Mut zu haben ihn zu adoptieren oder sich ganz zu ihm zu bekennen. Wenn es ihn zwingt den Rubikon zu überschreiten und sich von ihm zu trennen, so wird Lamennais fallen, aber es wird dann zugleich seine mächtigste, seine beste Triebfeder zerbrochen haben. . . . . Ich lebe in den Tag hinein, für mich selbst, teilnahmlos, und sehe vor meinen Augen die Karikaturen der magischen Laterne des Tages vorüberziehen. Mein Alter, meine Beschwerden, mein Vermögensstand, meine Gewohnheiten halten mich fern von der Gesellschaft; das ist ein Geschmack, den Virginie, meine treffliche Krankenwärterin, mit mir teilt; übrigens hat sie den der Familie. — Rottek, den wir zum Korrespondenten unserer wieder hergestellten Akademie gewählt haben, hat uns seine Werke und den ersten Teil der Schriften der historischen Gesellschaft von Freiburg geschickt. Die Akademie hatte mich beauftragt, ihr einen mündlichen Bericht darüber zu erstatten; bei dieser

Gelegenheit erfuhr ich, daß Cousin Mitglied dieser Gesellschaft ist, was ihn nicht abhielt, mit einer souveränen Verachtung von ihr zu reden. Auf Wiedersehen, mein trefflicher Freund, im Geist oder in Person. Denken Sie, daß ich ein armer Kranker bin.

Der Staatsprozeß, der in diesem Briefe erwähnt ist und für den die Pairskammer als Gerichtshof fungieren sollte, war eben gegen die Aufständischen vom April 1834 gerichtet; ein Riesenprozeß, der anfänglich gegen 2000 Verhaftete umfaßte, von denen aber zuletzt nur 120 zurückblieben. Die Meinungen darüber, wie man gegen die Aufrührer vorgehen solle, waren von Anfang an geteilt und es hiengen mit dieser Frage die immer wiederholten Ministerkrisen zusammen, die fast ein Jahr lang, bis in den März 1835 dauerten. Reinhards Freunde waren nicht ganz ohne Sorge, daß er sich bei diesen wechselnden Kombinationen wieder von ehrgeizigen Gedanken ergreifen lassen möchte. Als Wessenberg im Oktober von einem Besuche in Paris zurückgekehrt war, schrieb ihm Reinhold: „Ungemein hab' ich mich Ihres Zusammentreffens mit dem Freunde gefreut, und wäre gern in dem Bunde der dritte gewesen. Sie haben ihn hoffentlich dem Ehrgeiz abgestorben gefunden, und fern von jedem Gedanken einer anderen Teilnahme an dem öffentlichen Leben, als etwa aus seiner Würde fließt." In einem Brief vom 27. November drückt er dann seine Freude aus, von Wessenberg bestätigt zu hören, daß Reinhard den Ehrgeiz völlig abgestreift habe. „Auch wär' er unter den Männern, die jetzt am Ruder stehen, weniger als je an der Stelle. Die Würde selbst, die er bekleidet, muß ihm bisweilen unheimlich vorkommen." Noch am 14. März des folgenden Jahres schreibt Reinhold demselben Freund: „Ich hoffe, daß er keine Stelle annehmen wird, wenn gleich er mehr dazu berufen wäre, wie manche andere. Aber wie dürfte man an einen denken, qui a été à Gand. O die erbärmlichen Menschen! O der blinde, fluchwürdige Parteihaß!" Wenn Reinhard in dieser Zeit je wieder in Versuchung stand, an eine thätige politische Rolle für sich zu denken, so war dies im November gewesen, als sein Freund, der Herzog von Bassano, mit der Ministerpräsidentschaft betraut wurde. Es war dies ein Ministerium, das die sogenannte Mittelpartei, eine von den Doktrinären links stehende Schattierung vertrat. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Reinhard eben dieser Mittelpartei, als deren Haupt der Kammerpräsident Dupin galt, politisch am nächsten stand. Das Ministerium Bassano dauerte aber nur wenige Tage. „Einen Augenblick", schrieb Reinhard am 18. Nov. an Wessenberg, „ließ ich mich von der scheinbaren Lösung vom 10. November

foppen, bis ich bei näherer Überlegung es für klüger hielt, die Kugel nicht im Aufspringen zu fassen, sondern zu warten, wie und wo sie endgiltig niederfallen würde. Nun, sie ist nicht weit zurückgeprallt!" Wirklich wurde das alte Ministerium im wesentlichen wiederhergestellt, dessen Haupt thatsächlich nunmehr Thiers war. Reinhard hielt es für besonders wichtig, daß Guizot im Besitz des Unterrichtsministeriums verblieb. Er wiederholte, daß er einfacher Zuschauer der politischen Bewegungen sei und es mit seinem Ruhestand ernstlich nehme. „Übrigens habe ich mir vorgestern beim Aussteigen aus dem Kabriolet eine Verstauchung zugezogen; die Folge ist, daß ich jetzt statt eines geschwollenen Fußes deren zwei habe. — Carové fühlt sich geschmeichelt von dem Anteil, den Sie, wie ich ihm geschrieben, an seinem Werke nehmen; er bedauert es indessen, daß Sie mit ihm nicht in Einer Linie marschieren. Er kündigt mir die Übersendung einiger neuer Broschüren an; sein Eifer verzehrt ihn." Am Jahresschlusse schreibt er demselben Freund:

Was nun das neue Jahr bringen wird, ist noch in seinen Falten verborgen. Politisch scheint es mir wichtige Dinge im Schoße zu tragen. Ich werde ihren Einfluß mit der großen Menge erfahren und persönlich überlasse ich mich der Vorsehung mit einer Entsagung, die meinem Alter und meinem Geschicke ziemt. Mit meiner Gesundheit geht es augenblicklich besser. Die Schwierigkeit, die ich im Gehen hatte, ist fast verschwunden; aber ich vergesse nicht, daß die Gicht recht eigentlich der Gnadenbrief für ein langes Leben ist, mit dem sie angeblich ihre Untergebenen beschenkt. Anstatt der Politik will ich Sie von litterarischen Dingen unterhalten. Dieser Monat ist durch drei öffentliche Sitzungen des Instituts bezeichnet gewesen, alle höchst merkwürdig und durch den Gegensatz besonders anziehend. Man hatte für eine und dieselbe Sitzung die Lobrede auf James Watt durch Arago und auf Cuvier durch Flourens angekündigt, aber da jede der Reden so lang war, daß sie zwei Stunden ausfüllte, gab man der Rede auf den Engländer den Vortritt. Ich weiß nicht, ob Sie Arago kennen; er ist ein Mann von hohem Wuchs und breiter Brust, aus der eine starke und majestätische Stimme hervorkommt; Astronom, Mathematiker und vor allem Republikaner. Der Inhalt seiner Rede war der Preis des Erfinders, die Geschichte und Beschreibung der Dampfmaschine, ihrer Wirkung, ihrer Anwendung; die Thatsachen des Lebens seines Helden hatte er kürzlich auf einer Reise in England und Schottland gesammelt; aber das alles war übersät mit Zügen voll Geist, Bitterkeit und Satyre; indem er die Wissenschaft in den Fassungskreis des Volkes brachte, schien er sie mit dessen Leidenschaften zu vermischen. Acht Tage später hörten wir die Antrittsrede des Herrn Thiers, ein Meisterwerk von Geschicklichkeit und Beredtsamkeit, das einen vollständigen und allgemeinen Erfolg hatte, sogar einen unfreiwilligen bei denen, die nicht günstig für ihn gestimmt sein konnten. Gestern endlich die Rede des Herrn Flourens, die in einem ruhigen Ton und einfachen Stil ans Licht stellte, womit Cuvier den Anspruch auf den Namen eines großen Mannes erworben hat. Die Berührung der

Politik vermied er ebenso, wie Arago sie gesucht hatte. — Die gegenwärtige Erörterung der Amnestie wird zu keinem Ziele führen. Der Gerichtshof der Pairs hat indessen mit dem peinlichen Teil seiner Aufgabe sich zu beschäftigen, mit der Versetzung in Anklagestand. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß ein geschwollener Fuß mich verhindert hat, an einigen Sitzungen im Anfang teilzunehmen und ich mich von den folgenden habe entbinden lassen, weil die gerichtlichen Formen eine ununterbrochene Teilnahme verlangen. Ein Unglück ist immer auch zu etwas gut.

2.

Reinhard hatte sich daran gewöhnen müssen, die politischen Bewegungen als einfacher Zuschauer an sich vorübergehen zu lassen. Doch allem, was innerhalb und außerhalb Frankreich geschah, folgte er noch immer mit lebhafter Teilnahme, und die Briefe erhärten gleichzeitig sein fortdauerndes Interesse an allen neueren Erscheinungen der Litteratur, der schönen, der wissenschaftlichen und der kirchlichen. So ist bald von Mignet, Michelet, Cousin, von Jouffroy, Quinet die Rede, bald von Lamartine und Balzac, von D. Friedrich Strauß, vom jungen Deutschland und der Goethelitteratur, vom Fürsten Pückler, von Rahel und Bettina; die ungezählten Schriften poetischen und erbaulichen Inhalts ungerechnet, die ihm Wessenberg Jahr um Jahr zusandte, und die der Empfänger meist mit wohlwollend ausführlichen Urteilen erwiderte, einmal aber freilich die Bemerkung hinzufügend: „Alle diese Werke Ihrer Feder, wie schön und nützlich sie sein mögen, kann ich doch nur als Beiwerk und als Früchte der Erholung betrachten. Das Werk, das würdig ist, das Ziel Ihres Lebens zu sein, wird Ihre Konziliengeschichte sein;" ein Werk, das erst nach Reinhards Tode, im Jahre 1840, erschienen ist.

Einige von Reinhards Äußerungen über litterarische und kirchliche Dinge, die für die Denkart des im Greisenalter Angelangten bezeichnend sind, mögen an dieser Stelle eingeschaltet sein. Über die Maßregeln des Bundestags gegen das junge Deutschland schreibt er an Wessenberg:

Die präventive Verfehmung der litterarischen Erzeugnisse des jungen Deutschlands scheint mir sehr spaßhaft. Von dem Unterschied abgesehen, den die Fortschritte der Gesittung heutzutage in der Wahl der Mittel begründen, scheinen mir die Grundsätze der konservativen Politik unserer Tage außerordentlich denen des 16. Jahrhunderts zu gleichen. Mit ein wenig Konsequenz könnte man zu dem Scheiterhaufen zurückkehren. In diesen Dingen kommt es nur auf den ersten Schritt an und es scheint mir, in Frankreich und in Deutschland sind schon sehr bezeichnende Schritte in dieser Richtung gethan ... Überall bilden Wahrheit und

Irrtum eine Mischung, und das einzige, was heilig und unverletzlich ist, die ehrliche Überzeugung, hat weder zum Angriff noch zur Verteidigung äußere Waffen nötig. Ich habe von dieser Koterie blos Mahaguru von Gutzkow gelesen. Ist Gutzkow ein Jude? Die Juden kennzeichnen sich in allem und vornehmlich in der Litteratur durch eine besondere Art von Unbescheidenheit .... Übrigens hat mich dieser Roman (ich weiß nicht, ob Sie ihn kennen) zu der Frage geführt, ob der Pantheismus oder der Glaube an einen persönlichen Gott es ist, der in seinen Verirrungen zu einem gräulicheren und ungereimteren Fanatismus geführt hat. Was mich betrifft, so habe ich immer das unabweisliche Bedürfnis gehabt, an einen persönlichen Gott zu glauben. Es sind die Eindrücke meiner Kindheit, und ich halte sie fest.

Für den deutschen Protestanten hatte die merkwürdige Gährung in den religiösen Ansichten und Bedürfnissen, die sich in so vielen Anzeichen verriet, etwas besonders Anziehendes. Immer wieder findet er, daß die Katholiken sich scheuen, an das eigentlich Theologische zu rühren und vielmehr in ein „politisch-litterarisch-sentimentales Chaos“ sich verirren. Er tadelt es am französischen Liberalismus, daß er kein Verständnis für den Protestantismus habe. Kein einziges Blatt unterstütze die protestantische Sache. Ihm selbst hat der Aufenthalt im katholischen Lande sichtlich dazu gedient, sein protestantisches Bewußtsein zu schärfen. Und zwar war es die feste überlieferte Ordnung seiner Kirche, an die er sich hielt, wie er denn an den Sitzungen des lutherischen Konsistoriums regelmäßig teilnahm. So besaß auch die Bibelgesellschaft und die Gesellschaft für christliche Moral an ihm einen thätigen Förderer, während er mit der neumodischen methodistischen Frömmigkeit sich nicht befreunden konnte. Er erwähnt einmal beifällig die Polemik, die damals der liberale reformierte Geistliche Athanase Coquerel der Ältere in seinem Protestant gegen den Methodismus führte, und nennt diese Richtung „eine Seuche, die aus England zu uns gekommen ist, über Genf und auch direkt, da jetzt die Engländer in Paris für ihre Bibeln ohne Apokryphen einen Laden eröffnet haben in Konkurrenz mit den Austeilungen unserer Bibelgesellschaft. Es sind Thorheiten, die man sich kaum in unserem Zeitalter erklären kann, und die man in England dem Gegensatz gegen die Hochkirche zuschreiben könnte, wenn dieselben Symptome sich nicht auch in Berlin und anderswo zeigten.“

Ein besonderes, zugleich persönliches Interesse fesselte ihn an die im Jahre 1834 veröffentlichte Korrespondenz von J. Baggesen mit Reinhold und mit Fr. Jacobi. Am 17. März 1834 schreibt er an Wessenberg:

Ich weiß nicht, ob Sie sich je mit jenem geist- und talentvollen Narren begegnet oder gekreuzt haben; ich vermute es, weil er lange gelebt hat und in der

Schweiz gestorben ist. Wie dem sei, diese Korrespondenz zeichnet, obwohl in Phantasmagorie, doch mit Treue die Geschichte aller Revolutionen der Metaphysik in Deutschland seit Kant und Fichte bis zu Bardili und Schelling, alles um den guten Reinhold gruppiert, der der Reihe nach Gegner und Anhänger aller ihrer Systeme war; für das Herz aber, d. h. für das meinige, ist es die Geschichte meiner eigenen Familien- oder Freundschaftsbeziehungen in verschiedenen Epochen meines Lebens. Unabhängig von dem Reiz, den es für mich persönlich hat, ist es in der That ein höchst interessantes Buch. Zur Religion auf dem Wege der Metaphysik gelangen wollen, heißt Mittag um 14 Uhr zu suchen und zwar auf einem Zifferblatt, das nur 12 Stunden markiert.

Dem ehemaligen Tübinger Theologen hat das Leben Jesu von Strauß nicht entgehen können. An Wessenberg 25. Januar 1836:

Ich gehe nicht so weit wie Strauß, um aus der evangelischen Geschichte eine Sammlung von Mythen zu machen, das heißt das Kind mit dem Bade ausschütten, aber seit seinem Buche wird die Exegese gezwungen sein, die Mythen als ein Element anzuerkennen, das die Orthodoxen wie die Rationalisten nicht länger verleugnen dürfen. — 28. März. Ich sehe, daß Sie das Buch von Strauß gelesen haben; ich habe es auch gelesen. Es ist ein Werk von ungemeinem Scharfsinn und staunenswürdigem Fleiß, der ihn dermaßen verzehrt hat, daß er, wie man sagt, bucklig davon geworden ist. Aber die Atmosphäre, in die er das ganze Feld der Geschichte Jesu Christi einhüllt, ist dermaßen neblich, daß man keine einzige Thatsache mehr erkennen kann. Die Folge ist, daß jetzt erst recht der Mysticismus gewonnenes Spiel hat: denn was den Rationalismus des Doktor Paulus betrifft, so gebe ich zu, daß Strauß ihn tot gemacht hat. Auf der anderen Seite glaube ich, daß seine Methode, die Überlieferung und die Legende so weit zurückzuführen, etwas ist, dem sich der Katholizismus recht gut anbequemen könnte, während das einzige positive Prinzip des Protestantismus, die ausschließliche Autorität der heiligen Schrift als Glaubensregel, durch sie von Grund aus umgestürzt erscheint. Wie dem sein mag, das Christentum existiert, als Werk der Vorsehung, die in ihren Wegen und Mitteln für den menschlichen Verstand immer unbegreiflich, undurchdringlich ist; es existiert in seinen Vorschriften, in seinen Ideen, in seinen Ahnungen, in seinen Mitteln der moralischen Vervollkommnung, die so ganz der menschlichen Natur angemessen sind und aus denen es den Beweis seiner Göttlichkeit zieht; mit einem Wort: wenn ihr meine Lehre befolget, sagt Jesus Christus, werdet ihr erkennen, daß sie von Gott kommt.

Als ihm Wessenberg wieder einmal einen Band seiner Dichtungen zugeschickt hatte, schrieb Reinhard zurück: „Wie glücklich sind Sie, daß Sie sich noch auf diese Weise unterhalten und zerstreuen können! Ach, abgesehen von meinen 74 Jahren, die ich auf meinen inneren und äußeren Menschen drücken fühle, habe ich so viel Widerwärtiges durchgemacht, daß mir keine andere Rettung geblieben ist, als eine Teilnahmlosigkeit, die die Seele betäubt und

erschlafft. Noch ist Gott sei Dank meine Spannkraft nicht gebrochen, meine Entsagung entbehrt weder der Empfindlichkeit noch der Heiterkeit, aber sie ist nicht mehr produktiv." Er schrieb dies am 13. April 1835, dem zehnten Jahrestag seiner Vermählung mit Virginie, und er fügt hinzu: „Ich habe kaum hoffen können, es so weit zu bringen, und ich kann nur der Vorsehung danken, die mir, ich darf es aus voller Erfahrung sagen, eine ausgezeichnete Frau gegeben hat." An demselben Tage traf der Sohn, damals französischer Geschäftsträger in Stuttgart, zu einem Besuch in Paris ein. Er brachte seine Frau, sein zweijähriges Töchterchen, „ein allerliebstes Kind, das dem Großvater das Herz gestohlen," und seinen Schwager Ferdinand v. Lerchenfeld mit, der mit den bayrischen Truppen in Griechenland gestanden und eben von dort zurückgekehrt war. Sie blieben zwei Monate in Paris, um sich die Sehenswürdigkeiten der Stadt anzusehen, wobei ihnen der Kriegsminister und Königliche Adjutant General Bernard besonders förderlich war, der mit einer Schwester des Freiherrn Max v. Lerchenfeld verheiratet, also ein Oheim war. Karl war zugleich gekommen, um seine Beförderung im Dienst zu betreiben. Hiefür zeigten sich die Umstände wenig günstig, obwohl, wie Reinhard an den Kanzler Müller schreibt, die Brauchbarkeit des Sohnes und seine Spezialität für die deutschen Dinge vollkommen anerkannt wurden. „So, wie Sie ihn kennen, rechtlich, besonnen, bescheiden, etwas scheu und ungelenk, ist er fast nur zu sehr geblieben; eine Art zu sein, die ihre Mängel, aber auch ihre Vorzüge hat, weil sie leicht Achtung und Vertrauen gewinnt und gegen Groll und Mißgunst schützt." [3])

Während dieses Besuchs der Familie des Sohns hatten, im Mai, die Verhandlungen des Staatsprozesses vor dem Pairshof begonnen. Reinhard wohnte in der ersten Zeit pünktlich den Sitzungen bei, wegen seines üblen Gehörs war es ihm aber ungemein anstrengend, ja eine Marter, den Verhandlungen zu folgen. Gleich nach der Abreise des Sohns ließ er sich dispensieren, was ihm um so leichter wurde, als er das eingeschlagene Verfahren für einen Fehler hielt und der Meinung war, man hätte den ganzen Prozeß durch eine Amnestie niederschlagen sollen. „Wozu doch," schrieb er an Wessenberg, „die Aufmerksamkeit Europas auf diese Republikaner, Fanatiker oder Anarchisten lenken? Die moralische Stärke war in der Amnestie." Und dem Kanzler Müller schrieb er am 26. Juni:

Der Prozeß hatte mich im eigentlichsten Sinn krank gemacht, und in jeder Audienz, schon in der ersten Stunde ergriff mich ein Fieber; fürs erste aus einer doppelten physischen Ursache, der schwülen dunstigen Luft im neugebauten Saal,

und in diesem harthörigen Saal der unerträglichen Pein meiner eigenen Harthörigkeit, die sich vergebens anstrengte aus unmittelbarer Quelle die Erkenntnis zu schöpfen, die ich als Geschworener aus keiner anderen schöpfen durfte. Diesen letzten Grund machte ich geltend und seine Gültigkeit wurde anerkannt. Fürs andere aber erlag ich der moralischen Marter einer Sisyphusarbeit, wozu die starre Konsequenz in der unbegreiflichen Inkonsequenz eine Versammlung von Männern verdammt, deren Alter in der Mittelzahl 65 Jahre zählt. Der Prozeß, so wie er angelegt wurde, war von Anfang an unmöglich. Von ursprünglich 2300 Angeschuldigten kamen 800 zur Instruktion; diese auf 120 reduziert, stellen eine Aufgabe dar, wie sie, nach den juristischen Formen, von keinem Gerichtshof der Welt gelöst worden ist noch gelöst werden kann. Daraus entsteht eine zweite Unmöglichkeit, nämlich die des Prozesses aus dem Gesichtspunkt des Komplots, weil die Disjunktion notwendig und, sagt man, auch schon entschieden ist, und nun vollends das Leugnen der Angeklagten, wodurch alles vereinzelt wird. Nehmen Sie dazu, daß von jeher die Amnestiefrage von allen Seiten einstimmig und offen als eine bloße Frage der Opportunität betrachtet und erklärt wurde, und daß ebenso einstimmig und offen als letztes Resultat anerkannt wird, daß an die Stelle der Amnestie Begnadigung treten werde, und nun frage ich Sie: hat man jemals in einer so ernsten Sache eine langweiligere, ermüdendere Komödie gespielt?

Und Bezug nehmend auf die Absicht des Kanzlers, eine Reise nach der Schweiz und vielleicht nach Paris zu unternehmen, fährt er fort:

Ein Wiedersehen mit Ihnen wäre für mich und auch für meine Frau hoher Genuß. Alsdann würde ich auch wieder einmal von Göthen und über ihn sprechen können. Sie haben Recht. So wie er mich erst angezogen, dann an sich hinaufgezogen, dann mit Vorliebe, mit Treue, mit Nachsicht mich geduldet, gehalten, gehoben hat, so ist mir von keinem anderem Menschen geschehen. Mein Schicksal ist ein wunderbares, und die Vorsehung hat mich ausgezeichnet im Wohlthun und in der Züchtigung .... Ihre Briefe sind immer Balsam für meine wunde Stelle.

Noch bevor der große Prozeß gegen die Aprilaufständischen zu Ende geführt war, hatte ein neues Verbrechen politischen Hasses die erschreckende Tiefe der im Lande gährenden revolutionären Leidenschaften enthüllt. Nur durch ein Wunder entging Ludwig Philipp der Höllenmaschine des Korsen Fieschi, die am 28. Juli 1835 achtzehn Personen aus des Königs Umgebung den Tod brachte. Das Urteil über diese That konnte nicht zweifelhaft sein, und Reinhard, obwohl vom Aprilprozeß dispensiert, wollte sich dem Prozeß Fieschi nicht entziehen. „Hier wird, meiner Taubheit zum Trotz, mein Gewissen vollkommen beruhigt sein.“ Allein, wenn man jetzt das Heilmittel in bleibenden Einschränkungen der verfassungsmäßigen Freiheiten suchte, so war Reinhard von Anfang an der Meinung, daß es verhängnisvoll wäre, die unselige Katastrophe in diesem Sinne auszunützen. „Auf alle Fälle,“ schrieb

er an Wessenberg, „wird es eine Wohlthat sein, der zügellosen Frechheit, die sich gegen die Person des Königs richtet, einen Zaum anzulegen. Wenn aber das Gesetz Anordnungen, die nur zeitweilige sein sollten, zu dauernden machte, so wäre das ein Unglück und ein Fehler; doch die Zukunft wird darum nicht minder dem Fortschritt gehören.“ Derselbe unverwüstliche Glaube an Freiheit und Fortschritt, der immer sein Bekenntnis blieb! Doch die damaligen Staatslenker waren anderer Meinung. Der Ministerpräsident Herzog von Broglie legte am 4. August die drei Gesetzentwürfe vor, die unter dem Namen der Septembergesetze bekannt geworden sind und die eine Änderung des Geschworenenverfahrens und einschneidende Beschränkungen der Presse enthielten. Die Gesetze stießen in beiden Häusern des Parlaments auf heftigen Widerspruch, aber selbst der greise Royer-Collard verteidigte vergebens die unveräußerlichen Grundsätze gegen seine einstigen Schüler Broglie und Guizot. Reinhard schrieb unmittelbar vor der Entscheidung im Oberhaus: „Unsere Minister, indem sie so handeln, haben offenbar die aufrichtige Überzeugung von der Notwendigkeit; Royer-Collard hat gesagt, es sei eine Illusion wohlmeinender Männer. Ich hätte alles bewilligt, aber nur als zeitweilige Gesetzgebung; was ich nicht begreifen oder zugeben kann, ist, daß man durch dauernde Gesetze den Gang der Ideen und erworbene Rechte zurück zu drängen sich vermißt. Eppur si muove!“

3.

Nachdem diese Verhandlungen zu Ende waren, konnte Reinhard mit seiner Frau sich zu einer Schweizer Reise anschicken, die er eben um dieser Verhandlungen willen hatte verschieben müssen. Sie reisten über den Gotthard an die Seen, bestiegen bei Lugano den San Salvadore, fuhren zurück über den Bernhardin und besuchten Appenzell, den einzigen der zweiundzwanzig Kantone, den Reinhard noch nicht kannte. Über den Bodensee, Schaffhausen, Basel kamen sie am 5. Oktober nach Freiburg, wo Rotteck, der Lehrmeister des süddeutschen Liberalismus, besucht wurde: „ein Mann von Geist und von einer heiteren, überaus lebhaften Unterhaltung; Virginie behauptete, er spüre ein wenig den Wein.“ In Kolmar traf Reinhard anderen Tages seinen Sohn, der aus Stuttgart gekommen war und die älteste Tochter von Frau von Diemar brachte, die nun in Paris im großelterlichen Hause erzogen werden sollte[4]). Und in Nancy traf man mit Virginiens Verwandten zusammen. Damals sah Virginie ihren Vater zum letztenmal. Er starb am 20. Dezember 1835 in Bouzonville. An sein Krankenbett geeilt,

traf Virginie erst am 21. ein. Da der Vater Protestant war (Frau und Kinder waren katholisch), verweigerte beim Begräbnis der katholische Pfarrer die kirchlichen Dienste, und die Familie mußte einen protestantischen Geistlichen kommen lassen.

Merkwürdig ist die Wendung zum Religiösen, die bei Frau Virginie in diesen Jahren hervortrat. Schon in einem Briefe vom 4. April 1833 schrieb Reinhard an Wessenberg, der wieder eine seiner erbaulichen Schriften geschickt hatte: „Virginie hat sich sofort Ihrer Betrachtungen über die Fastenzeit bemächtigt. Sie wird ernsthaft und nachdenklich, weil sie anfängt, sich alt zu glauben, ach ohne Zweifel nur, weil sie einen so alten Mann hat! Für jede innige Verbindung, um so mehr für die Ehe, kommt eine Zeit der Krisis, die damit endigt, entweder die Dissonanzen schneidender zu machen oder sie beizulegen. Ich wage zu glauben, daß für sie diese Epoche nun vorbei ist und daß sie glücklich geendet hat. Es ist, ich kann es nicht verhehlen, eine Art Entsagung bei ihr eingekehrt, und die religiösen Gefühle spielen dabei eine Rolle."

In einem Briefe vom Frühjahr 1836 heißt es: „Trotz der Wiederkehr der Sonne besteht Virginie hartnäckig darauf, die Strahlen durch ihr schwarzes Trauerkleid aufsaugen zu lassen, sie, die über Hitze klagt, wenn ich vor Frost zittre. Es ist ein vollständiger Verzicht auf die Welt, auch liest sie nur mehr Predigten von Grandpierre und Vinet." Seit dem Tode ihres Vaters vornehmlich begann, wie Reinhard an Gagern schreibt, ihre Neigung zur Frömmigkeit, „die, obwohl stark an den Methodismus streifend, die Sanftmut ihres Charakters noch erhöht hat, ohne — innerhalb dieser Grenzen — die Klarheit und Gesundheit ihres Geistes zu beeinträchtigen. Seit einem Jahre ist sie der ältesten Tochter Sophiens eine wahre Mutter geworden, sie leitet deren Erziehung mit ebensoviel Liebe als Hingebung." Noch mehr als der Tod des Vaters mag das Lesen religiöser Schriften mit dem protestantischen Gatten diese Wendung herbeigeführt haben, die Reinhard geschehen ließ, ohne sie zu beeinflussen. Mit sichtbarer Befriedigung spricht er von „einem inneren Gefühl, das sie besser gemacht hat." Auch dem Freund Reinhold schrieb er von der Veränderung, die mit der heiteren lebenslustigen Gattin vorgegangen war. Wir ersehen es aus einem Briefe Reinholds an Wessenberg vom 1. März 1837, wo es heißt: „In seinem neuesten Briefe hat mich der Freund — zum erstenmale — von der erfolgten geistlichen Umwandlung seiner Gattin unterhalten, und zwar ohne allen Rückhalt, so daß ich über das Ergebnis höchlich erstaunt habe sein müssen.

Die Dame nämlich, ersah ich daraus, scheint für ihr Individuum das erreichen und bethätigen zu wollen, was der Wunsch — aber leider der unerreichbare aller Frommen ist: die Vereinigung und Einheit der christlichen, wenigstens der katholischen und lutherischen Konfessionen. Der Gemahl selber sagt, daß er bis jetzt bei der Metamorphose in jeder Beziehung gewonnen habe." Vor Verirrungen war Virginie, wie Reinhard einmal schreibt, durch die Gesundheit ihres hellen Geistes geschützt.

Man versteht es jetzt, wenn Guhrauer, der im Spätherbst 1837 nach Paris kam, erzählt, daß in Reinhards Hause ein christlicher und kirchlich frommer Sinn jedes Glied der Familie beseelte. „Man besuchte regelmäßig die lutherische Kirche in der Rue des Billets, in welcher Cuvier [ein Neffe des Naturforschers], und Verny predigen, und wohin die Gegenwart der Herzogin von Orleans[5]) seit längerer Zeit auch viele hinzieht, die zu dem reformierten Oratoire gehören. Graf Reinhard hielt darauf, den eigentlichen und strengen lutherischen Begriff zu bekennen. Daß er übrigens in Religion wie in Politik und überall im Leben höchst freisinnig war, darf kaum hinzugefügt werden. Kirchliche und religiöse Fragen wurden bei und von ihm häufig besprochen, wozu die Besuche des schätzenswürdigen Pastors Verny besonders Veranlassung gaben." Der Pfarrer Göpp an der lutherischen Gemeinde, mit Reinhard durch eine vieljährige Freundschaft verbunden, war im Frühjahr 1836 gestorben; aber auch dessen Nachfolger, der treffliche Kanzelredner Eduard Verny, stand ihm nahe und hatte noch zuweilen, wenn jener alte Geist des Trübsinns wieder über Reinhard kommen wollte, Gelegenheit, sich als wohlthuender Seelenarzt zu bewähren.

Erst im Januar 1836 erfolgten die letzten Verurteilungen im Aprilprozeß. Reinhard hatte vom Dezember an doch auch den Verhandlungen dieses Prozesses wieder beigewohnt, den er für den größten Fehler des Ministeriums erklärte. Und gleich darauf, am 30. Januar, begann nun der Prozeß gegen Fieschi und seine Mitverschworenen Morey und Pepin. Wiederum ein „häßlicher und trauriger Prozeß"; und wiederum begegnete es Reinhard, eben an dem Tage, da das Urteil gesprochen wurde, daß er, von der Sitzung heimgekehrt, beim Aussteigen aus dem Wagen stolperte und fiel, und zwar auf seine silberne Tabaksdose, was große Schmerzen verursachte. Nach der Hinrichtung der Mörder schrieb Reinhard am 25. Februar an Wessenberg: „Ich sage Ihnen nichts von dem Prozeß, in dem ich in voller Sicherheit des Gewissens für den Tod gestimmt habe. Eines der Verhängnisse des schrecklichen Ereignisses war das Piedestal, auf das sich dieser Fieschi

stellen konnte, übrigens ein Charakter voll Energie, Typus einer barbarischen Natur; Morey, der verstockte Jacobiner, Pepin, ein ungeschickter Verschwörer." — Schon im Juli hatte der Pairshof einen neuen Königsmörder abzuurteilen, Alibaud, der am 25. Juni einen Schuß auf den König abgefeuert hatte.

Dieser Mensch war nicht durch Ausschweifung oder durch Eitelkeit verderbt, er war es durch die Lehren Saint Justes, deren Samen einen fruchtbaren Boden in seinem Elend gefunden hatte. Er bildete sich ein, tugendhaft zu sein, weil er ein Mann des Volkes war; daher sein Trotz, vielmehr denn Stolz; er hielt die Männer an der Gewalt für schlecht und verdorben; daher sein Haß und die Mission, die er sich gab, und die er gegen den Herrscher konzentrierte. Man kann nicht bezweifeln, daß in der Klasse, zu der er gehört, diese Denkungsart weit verbreitet ist, und daher die Gefahr! Glücklicherweise sind die Charaktere, in denen sie solche Früchte treiben kann, selten und gewissermaßen einzig; es ist immer Monomanie dabei. Immerhin verlangt eine Epoche, wo eine derartige Ansteckung sich zeigt, große Vorsicht und selbst Vorkehrungen, in Erwartung des Erfolgs von Heilmitteln die nur moralische sein und nur langsam wirken können. „Man hat uns nicht Wort gehalten!" Wahr oder falsch, dieses Argument, das diejenigen kalt läßt, die ihre Zerstreuungen im materiellen Leben suchen, ist furchtbar in der Seele derer, die alle Tage gegen die Not zu kämpfen haben und sich vermöge der Julitage als Gläubiger fühlen. Ein ähnlicher Seelenzustand hat lange Zeit in Deutschland geherrscht, infolge der Proklamation von Kalisch! Alibaud hat sein Gegenstück in Louvel und vielleicht noch mehr in Sand. Hier wie dort derselbe Irrtum über die Person, in der sie die Quelle des Übels sahen, und über die Wirkung der Handlung, durch die sie es auszutreiben sich vermaßen.

Die Prozeßverhandlungen waren für den Bejahrten höchst peinlich gewesen, ungeduldiger als je sehnte er sich nach einer Sommerreise. Diesmal war eine Zusammenkunft mit der Familie Lerchenfeld auf deren Landgut Heinersreut in Oberfranken geplant. Am 15. August erfolgte die Abreise. In Saarburg traf Virginie mit Mutter und Geschwistern zusammen. Nach Heilbronn war der junge Reinhard aus Stuttgart bestellt. Dann wurden drei Tage in Mergentheim zugebracht, wo Diemars sich ihren ländlichen Wohnsitz eingerichtet hatten, und der Alte freute sich der vier gesunden Enkelkinder. Er war jetzt völlig ausgesöhnt, nahm mit Befriedigung wahr, wie der ehemalige Kavallerieleutenant sich in den Geschäften eines Müllers zurechtfand, und sah beruhigt in die Zukunft der Seinigen.[6])

In Heinersreut traf man verabredetermaßen mit der Familie Lerchenfeld zusammen. Der Schwiegervater des jungen Reinhard — seit März 1835 bayrischer Gesandter in Wien — pflegte die Sommerwochen auf diesem ober-

fränkischen Gute zuzubringen, wo häufig Besuch von Freunden sich einstellte: zu den nächsten gehörten Wangenheim, Lindenau und, vom nahen Baireuth, Emil Herder, der Sohn des Dichters. Auch diesmal kam, während Reinhards da waren, Lindenau zu einem zweitägigen Besuch der gemeinschaftlichen Freunde. Reinhard schrieb am 10. September an Karl Sieveking:

Wir sind am 23. August hier angekommen; den 30. ist Herr von Lerchenfeld nach Prag gereist [zur Krönung des Kaisers Franz]; am 17. will er wieder hier sein. Für den 21. hat Herr von Lindenau uns seinen Besuch angekündigt, und dieser vorzüglich hat mich bestimmt, die Zurückkunft unseres Wirts abzuwarten. In der Zwischenzeit führen wir ein abgeschiedenes aber ruhiges Familienleben; eine alte Großmutter, die nicht zählt, zwei Söhne und eine Tochter des Barons, halberwachsen, Virginie mit Karolinen und einer zweiten Tochter des Hauses, gleichen Alters, Karl mit seiner Frau und seinen beiden verschiedenartigen, jedes in seiner Art höchst lieblichen Kindern. Diese Beweglichkeit der keimenden und der reifenden Jugend spielt um mich her und geht an mir vorüber; sie erheitert den Geist und die reine freie Luft erfrischt den Körper. Das Haus liegt auf einer Anhöhe, rings von Tannenwäldern umgeben, wie auf einem Plateau mit weiter Aussicht, aber das Plateau von Schluchten zerschnitten, zwischen Kronach, Culmbach und Hof in ungefähr gleicher Entfernung von drei Meilen. Ein Brief aus Bern des Kanzlers Müller ladet mich nach Weimar, wo er den 16. wieder eintreffen will; allein die Rückreise geht nach Süden, über München und Stuttgart, wo mein Sohn, dem sein Chef nicht gestattet die Zurückkunft des Schwiegervaters abzuwarten, uns als Garçon empfangen wird. Müllern habe ich ein Rendezvous auf einem Zwischenpunkt vorgeschlagen, etwa in Coburg. Was mir auf dieser Reise vorzüglich Beruhigung und in mancher Hinsicht Befriedigung gewährt hat, ist der Besuch in Mergentheim. Sophien fand ich als sorgsame Mutter unter vier gutgebildeten, gutgearteten Kindern; ein fünftes lebt bei einer Kousine; die älteste Tochter, wie Sie wissen, mit meiner Frau. Herr von Diemar hat neulich eine Art von Thätigkeit gefunden und ergriffen die ihm zusagt; ein kleines Landwesen mit einem Mühlenbetrieb an der Tauber für Mehl, Öl, Lohe, Holz und Gips; den Einkauf und den Verkauf der meisten Materialien übernimmt er selbst. Freilich hat für die volle Bezahlung des Guts das durch frühere Mißgriffe nur zu sehr verminderte Kapital nicht hingereicht, und so werden Ordnung, Umsicht und Sparsamkeit doppelt nötig, um aufs Reine zu kommen; allein die Sinnesänderung des jungen kräftigen Mannes scheint mir durchgreifend und dauernd. — Sie erweisen mir zu viel Ehre, wenn Sie von mir über unsere gegenwärtigen Zustände Aufschlüsse oder auch nur frappante Bemerkungen erwarten. Politik als Studium hat seit lange für mich allen Reiz verloren, und ihrem täglichen Treiben sehe ich mit Gleichgiltigkeit, wo nicht mit Ekel zu. Mein Jugendinstinkt: Menschenrecht durch das Gesetz anerkannt und in den Schranken des Gesetzes ausgeübt, hat sich in den ersten Jahren der Revolution entwickelt, geläutert und festgesetzt. Daher ein Gefühl unbefriedigter Sehnsucht und ein beinahe beständiger innerer Widerspruch mit dem Bestehenden

neben praktischer Unterordnung. Wie Erfahrung und Jahre sie beschränken und modifizieren mochten, die Idee blieb immer. Neben dem Recht Rechtlichkeit, neben der That die Gesinnung. Der ungesetzlichste Nationalcharakter aber ist der französische; fast nie dort entspringt die That aus der Gesinnung. So entsteht die richtige Mitte als Diagonale zwischen persönlichem Vorteil und zwischen gebotener nicht abzuweisender Pflicht, seit den Julitagen zwischen Dynastie und Charte. Ist aber noch eine Partei in Frankreich, wo die Gesinnung vorherrscht, die für die Sache um der Sache willen handelt, so sind es die Doktrinäre; der Vorwurf trifft nur ihr System. Allein durch das Associationsgesetz haben sie die Schranken des Rechts übertreten, und seitdem bin ich ihr theoretischer Gegner. — Jenes Mémoire über die türkischen Provinzen jenseits der Donau, dessen Sie mit so viel Nachsicht erwähnen, berührt nur sehr im Vorbeigehen einige Punkte, die jetzt noch ihre Anwendung finden. Auch ist es mir nicht gestohlen worden, wie es mit einem anderen Mémoire von 1828 über die bayerisch-badische Streitfrage geschah, und bleibt ruhig unter meinen Papieren begraben.

Auch an Freund Harnier in Kassel richtete Reinhard zwei Tage später einen Brief, worin wir das Bekenntnis finden:

Was die politischen Zustände betrifft, so habe ich allen Illusionen früher als Sie, und mehr als Sie einst glaubten, entsagt, und ganz eigentlich, so wie ich jene aufgab, auch mich aufgegeben! Auch reduziert sich, so wie die späteren Ereignisse immer die früheren vernichteten, meine positive Wirksamkeit auf Zero! Das ist ein demütigendes Gefühl; was einigermaßen beruhigen kann, ist nur negatives Verdienst. Urteilen Sie nun, ob ich Lust haben konnte, in die enge Sphäre mich einzudrängen, worin die Hebel unserer jetzigen Staatskunst sich bewegen! Sie sprechen mir von Ihrer Familie, von Freuden und Leiden, die Ihnen da zu teil werden. Auch mir widerfährt in diesem Kreise mehr Gutes als Schlimmes, und ich darf mich, wie Sie, meiner Hausfrau rühmen. So eilen wir denn dem Ausgang zu und erwarten mit Ergebung, welches neue Thor es uns öffnen werde.

Der Landaufenthalt erwies sich für Reinhards Befinden als überaus wohlthätig. „Man atmet hier," so schrieb er nachher aus Stuttgart an Wessenberg, „eine frische, kühle Luft, gewürzt durch die Fichtenwälder, von denen man rings umgeben ist; die Ruhe in diesem Erdenwinkel, die Spaziergänge, das Familienleben, alles das gab Virginien und mir ein physisches und moralisches Wohlbefinden, dessen glückliche Wirkungen wir noch empfinden."

Nach vierwöchentlichem Aufenthalt verließen Reinhards am 26. September das gastliche Dach von Heinersreut und setzten die Weiterreise fort, über Regensburg, wo eben der Bau der Walhalla begonnen hatte, München, wo mitten in den Oktoberfesten Reinhard seinen 75. Geburtstag feierte, mit Sulpiz Boisserée „das Band der Zuneigung und Freundschaft aufs neue fester gezogen,"[7]) und in viertägigem Aufenthalt die Schöpfungen König Ludwigs

genossen wurden, dann über Augsburg und Ulm nach Stuttgart. Der Sohn, bereits für den Posten in Bern bestimmt, war inzwischen noch froh und gern in Stuttgart, wo er eine sehr angenehme Stellung hatte. „Ich lebe hier," schrieb Reinhard am 14. Oktober von da an den Konstanzer Freund, „inmitten der Erinnerungen an alte Zeiten und der Trümmer meiner alten Beziehungen, Verwandtschaften und alten Freundschaften. Der König, der mir immer viel Wohlwollen bezeigt hat, hat mich diesmal mit besonderer Güte aufgenommen. Wir speisten am Hofe, sozusagen in der Familie; der König, die Königin, die drei Prinzessinnen und die französischen Ehepaare. Heute beabsichtigen wir eine Spazierfahrt nach Cannstatt und auf den Rothenberg, und übermorgen machen wir uns endlich auf den Heimweg. Trotz all dem Guten, das wir finden, ist es Zeit; wir fangen an, uns ermüdet zu fühlen; das Herumrennen in München hat uns zugesetzt. Ich habe hier Wangenheim getroffen, dem ich einen Besuch in Coburg zugedacht hatte. Die Freude, ihn wiederzusehen, war ein wesentlicher Bestandteil des Vergnügens, das unsere Reise gewährte." Unter den neuen Bekannten, die Reinhard bei diesem letzten Besuch in der alten Heimat machte, war der Dichter Gustav Schwab, mit dem ein heiterer Abend zugebracht wurde. Es fehlte wenig, so hätten die Heimreisenden in Straßburg ein aufregendes Ereignis miterlebt. Kaum waren sie wieder nach Hause gelangt, so kam von dort die Nachricht von dem vereitelten Anschlag Ludwig Napoleons, des „großen Tollkopfs", wie ihn Reinhard nannte. Und das Jahr ging nicht zu Ende, ohne daß ein neues Verbrechen aus allen Täuschungen der Ruhe aufschreckte. Als der König am 27. Dezember, umgeben von seinen drei Söhnen, zur Kammereröffnung fuhr, traf eine Kugel seinen Wagen, glücklicherweise, ohne viel Schaden anzurichten. Der Thäter war ein 22jähriger Bursche namens Meunier. Unmittelbar nach der Sitzung begab sich Reinhard in die Tuilerien. „Ich fand die königliche Familie noch bloß von ihrem unmittelbaren Gefolge umgeben und in einem der Vorsäle sich von der Katastrophe unterhaltend. Der Eindruck davon war natürlich noch auf allen Physiognomien gezeichnet. Fluch über die That und die Gesinnung, die solche That erzeugt! Tiefes Mitgefühl für den Seelenschmerz der persönlich Leidenden! Aber wie retten wir Vertrauen?" Reinhard schrieb dies an Boisserée, der sich damals zur Kräftigung seiner Gesundheit in Südfrankreich aufhielt und einen längeren Bericht von dort geschickt hatte, einen Bericht, durch dessen herzlichen Ton — als Zeugnis unverbrüchlicher Freundschaft und Anhänglichkeit — Reinhard besonders erfreut war. „Es ist für mich ein wohlthätiges Gefühl, nach so

vielen Prüfungen, Wechseln und Stürmen, Sie unter der kleinen Zahl derjenigen wieder zu finden, die noch mir und denen ich noch angehöre. Ihre Verzichtleistung auf amtliche Geschäfte hat meinen vollen Beifall. Einmal im Leben müssen wir anfangen, uns selbst anzugehören, und in den gegenwärtigen Zeitläuften je früher je lieber."

4.

So war denn das letzte Jahr angebrochen, das Reinhard erleben sollte. Es traf ihn noch immer in reger Thätigkeit und bei guter Gesundheit; ja er konnte sich rühmen, seit zwei Jahren von Gichtanfällen verschont geblieben zu sein. Über sein Leben im vergangenen Winter schrieb er im Februar an Gagern:

Ich habe fünfundsiebzig Jahre auf dem Rücken; das ist ein Grund, von der Welt zurückgezogen zu leben, und dazu kommen meine Neigungen und Gewohnheiten. Mein Erscheinen in zwei oder drei Salons beschränkt sich im Winter auf einen Besuch, gefolgt von einer Einladung zum Essen, worauf dann wieder ein Verdauungsbesuch folgt. Ich besuche die Pairskammer aus Pflicht, die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften aus Neigung. An den Sonntagen, entweder zu Tisch oder abends, empfangen wir einige Deutsche, entweder vorübergehende oder ständige Hausfreunde (unter diesen ist gegenwärtig ein Herr von Berg*), ein wirklich ausgezeichneter junger Mann); am Dienstag einige Glieder der Familie meiner Frau. Die übrige Zeit gehört der Lektüre .... Was mir unter meinen parlamentarischen Pflichten immer einen Schrecken einflößt, das ist die eines Geschworenen, schon wegen eines gewissen Bedenkens, das mir das Recht gäbe, mich freizumachen: es ist meine Taubheit. Gerade in diesem Augenblick, wo der Prozeß Meunier vor der Thüre steht, lese ich im Moniteur von einem neuen Mordversuch! Eine fürchterliche Pest, wo man sich fragt, ob die Ursachen und die Gegenmittel sich der Möglichkeit einer Voraussicht entziehen oder ob die Ursachen unrichtig beurteilt und die Heilmittel falsch sind.

Der Prozeß gegen Meunier gelangte erst im April zur Verhandlung vor dem Pairshof. Zu gleicher Zeit kam auch wieder eine Ministerkrisis zur Entscheidung, die durch verschiedene Mißerfolge des Ministeriums Molé herbeigeführt war. Der Ausgang war der, daß Molé den Günstling des Königs, Montalivet, ins Ministerium zog und damit, am 15. April, ein Ministerium ganz nach dem Herzen Ludwig Philipps hergestellt wurde. Reinhard berührte diese Vorgänge in einem Brief an Sieveking vom 18. April: „Endlich steht der Zeiger still, die Kugel fällt in ihre case, und — zero gagne! Wiewohl die Entscheidung im Grund nichts entscheidet, so löst sie doch das

*) Sohn des ehemaligen oldenburgischen Kollegen am Bundestag.

Peinliche der Erwartung, und während einige Spieler quitte ou double rufen, resignieren sich die meisten in die Hälfte des Gewinns oder des Verlusts. Ich gehöre zu den letzteren, und wenn auch das Ministerium vom 15. April ein Übergangsministerium sein sollte, so scheint es mir doch kaum möglich, daß der Übergang sich abermals zum Rückgang gestalte." Interessant sind die weiteren Bemerkungen, zu denen sich Reinhard durch einen Artikel des Hamb. Korrespondenten veranlaßt sah, worin er den Versuch einer ungebührlichen Einwirkung Europas auf L. Philipp im Sinn der Aufrechthaltung eines streng monarchischen Regiments erblickte.

Wir hier zu Lande glauben noch immer an die pensée immuable[8]); aber daß der Verfasser jenes Artikels ihr nicht einmal gestatten will, sich in ihrem Ausdruck zu modifizieren, scheint mir ebenso anmaßend als unklug. Diese „Antipathie gegen einen Widerstand um jeden Preis" ist für mich eine Entdeckung, auf die ich einen um so größeren Wert lege, da ich sie für richtig halte. Wie lange aber glaubt man wohl im Norden und im Osten, daß eine Nation wie die französische sich eine solche Teilnahme von außen her an ihren inneren Zuständen werde gefallen lassen? Bis jetzt hat sie, beinahe ganz im Metternich'schen Sinn, nach dem Prinzip der Ruhe gehandelt; allein seit einiger Zeit zeigen sich Symptome von Unlistigkeit, und was diese Symptome bis zu einem sehr gefährlichen Grade steigern könnte, ist, glauben Sie mir, eine solche Ankündigung einer langage énergique. Sie erinnert mich an den 10. März 1792 und an die Depesche von Kauniz, sans comparaison übrigens.

Den Ausbruch dieser französischen „Unlistigkeit", aus Anlaß der orientalischen Frage, hat Reinhard nicht mehr erlebt, aber er hat sie vorausgespürt.

In demselben Brief drückt Reinhard sein Vergnügen darüber aus, daß der Württemberger Hermann Reuchlin eine Anstellung im Sieveking'schen Haus in Hamburg erhalten hatte. Reuchlin war von Ende 1835 bis Oktober 1836 Hauslehrer bei dem Architekten Visconti in Paris und gehörte in dieser Zeit zu den ständigen Sonntagsgästen im Hause Reinhard. Im Spätjahr 1836 vertauschte er diese Stelle mit der in Hamburg; Reinhard hatte den jungen Mann, dem er das beste Zeugnis gab, warm an Sieveking empfohlen und jetzt schrieb er eben demselben: „Meine Frau und ich hatten die volle Zuversicht, daß sein Charakter und seine Kenntnisse Ihrer Erwartung entsprechen würden, sowie Ihr Verhältnis zu ihm der seinigen. Sagen Sie ihm, daß wir uns seiner immer mit wahrer Teilnahme erinnern." Reuchlin hatte in Paris die Studien zu seinem Erstlingswerk: „Das Christentum in Frankreich", gemacht, das er jetzt in Hamburg vollendete, und dem die Geschichte von Port-Royal folgen sollte.

Manches traf in dieser Zeit zusammen, den Grafen zu Rückblicken auf das eigene Leben und zum Hervorsuchen alter Papiere zu veranlassen. Der Briefwechsel mit Gagern war nach langer Pause dadurch wieder in Gang gekommen, daß der Einsiedler von Hornau, wie es seine Art war, auch an Reinhard Fragen stellte, deren Antworten er für die Aufzeichnung seiner politischen Denkwürdigkeiten benützen wollte. Man kennt die naiven Fragen, die er an Talleyrand stellte und die dieser mit großer Gutmütigkeit beantwortete. Auch Reinhard erklärte sich bereit, auf seine Fragen zu antworten: „Einzelnes über Personen und über Dinge, über Politik, wenn Sie wollen, oder wie ich es vorziehen würde, über Litteratur. O die Politik! Ich habe sie übersatt, sie ist niemals mein Beruf gewesen! Und so kann es geschehen, daß man den Weg verfehlt sein ganzes Leben lang!" Ein ähnliches Ansinnen ward ihm um dieselbe Zeit von Bignon gestellt, der von Napoleon testamentarisch den Auftrag erhalten hatte, eine Geschichte der französischen Diplomatie von 1792 bis 1815 zu schreiben. Bignon wünschte von Reinhard Notizen über das ehemalige Königreich Westfalen. „Bei dieser Gelegenheit," heißt es in einem Brief an den Kanzler Müller, „hab' ich mich herbeigelassen, eine Korrespondenz von fünf Jahren fast ganz wieder durchzulesen, was mir für die von Frankfurt sicher nicht begegnen wird. O wie viel verlorene Zeit! Wie viel Fleiß und Mühe für nichts und wieder nichts. Und so kommt es, daß von den Arbeiten eines ganzen Lebens keine Spur und kein Gedenken bleibt, als höchstens an dies oder jenes Unglück, das man hat verhüten können!"

Eine Aufforderung anderer Art erhielt er im April 1837 von einem Pariser Verleger, der ein Sammelwerk deutscher Schriftsteller beabsichtigte und sich dazu einen Brief Goethes zum Zweck der Anfertigung eines Facsimile erbat. Reinhard überließ ihm einen Brief, worin sich Goethe wegen der Verleihung des goldenen Kreuzes der Ehrenlegion bedankte, behielt aber auf den Rat des Kanzlers Müller die anderen Briefe Goethes zurück. Es sei im Plane, hatte ihm Müller geschrieben, die Briefwechsel Goethes der Reihe nach herauszugeben. Zunächst komme der mit Knebel daran, der bereits druckfertig sei. Jedenfalls, meinte er, sollten die Briefe Goethes und Reinhards zusammen gedruckt werden. Reinhard erklärte sich mit der Herausgabe einverstanden, worauf Müller schrieb, Riemer solle sich sogleich diesen Sommer an die Redaktion des Ganzen machen; vielleicht finde sich in Paris ein Verleger; Duncker in Berlin habe mit Herausgabe des Goethe-Zelter'schen Briefwechsels eitel Schaden gehabt. Reinhard beeilte sich vorläufig, die ausdrückliche Bedingung zu stellen, daß an seinen Briefen nicht das geringste geändert

werde; das weitere behielt er der mündlichen Besprechung vor, die für den Herbst in Aussicht genommen wurde. Reinhard wollte nämlich seiner Frau London zeigen, dann mit ihr eine Reise nach Norddeutschland machen, und, da im September in Göttingen das Jubelfest der Universität gefeiert wurde, so hatte dies Gagern und Müller zu dem Vorschlag veranlaßt, sich mit dem Freunde bei diesem Feste zu treffen, um hier inmitten des Geräusches der Jubeltage zugleich ein Sonderfest der Freundschaft und Erinnerung zu feiern. Noch ein weiterer alter Freund, der Hofrat Harnier aus Kassel, wurde von dem Plan in Kenntnis gesetzt, der für Reinhard eine Fülle bedeutungsvoller Erinnerungen in sich schloß. Schon in dem Brief an Sieveking vom 18. April war der Reiseplan angedeutet worden, und wie stark die Sehnsucht nach dem Wiedersehen der alten Freunde war, ersehen wir aus den Worten: „Je seltener und an wie wenigere ich, nach Auswahl, schreibe, um so tiefer fühl' ich das ungenügende und mangelhafte brieflicher Mitteilung. Tausend Erinnerungen, tausend Gefühle, tausend Anforderungen, sich auszusprechen, müssen zurückgedrängt werden. Dafür wäre freilich ein Wiedersehen und ein Sichwiederfinden, wie es sein müßte, ein köstlicher Ersatz! Vielleicht also!" Die Rücksicht auf die Jahre schuf aber diesmal doch Bedenken, die nicht so leicht überwunden wurden. Die Ausdehnung der Reise sollte jedenfalls erst von den Umständen abhängig gemacht werden. Am 13. Juli schrieb Reinhard an Sieveking:

Soviel ist ausgemacht, daß wir, aus Gewohnheit und aus Bedürfnis, reisen werden, und zwar fürs Erste nach London. Alsdann liegt Hamburg vor uns, und die wohlthätige Wärme, mit der Sie die Erwähnung dieses Projekts auffaßten, war es eigentlich, die es der Reife näher brachte. Die Hoffnung, mit meinem Bruder dort zusammenzukommen, gehörte zwar in den Plan, war jedoch kein eigentlicher Bestimmungsgrund*). Was sich ihm entgegensetzt, ist die weitere Entfernung und das innere Gefühl, daß ich meinen 76 Jahren und dem Einfluß, den sie nachgerade auf meine Kräfte äußern, nicht mehr zumuten dürfe, was ich früher leicht und sicher ertrug. Zwar meint meine Frau, daß jede Reise diese Kräfte herstelle oder steigere, habe sich immer durch die Erfahrung bewährt; allein ob diese Erfahrung auch diesmal sich bewähren werde, dies gerade ist das Problem, das die Reise lösen soll. Für den Aufenthalt in London, weil hier die Finanzen besonders zu berücksichtigen, nehm' ich 14 Tage, höchstens drei Wochen, und in dieser Zeit wird es sich entscheiden, ob wir uns auf Ausflüge in England, immer in einer gewissen Nähe der französischen Küsten beschränken, oder ob wir die Tangente nach Osten ergreifen. Erlaubt mir meine Gesundheit, das Reiseprojekt nach Hamburg auszuführen, so nehmen wir das gütige Anerbieten Ihres gastfreundlichen Land-

*) Der Bruder in Christiansand konnte Geschäfte halber nicht abkommen.

hauses um so dankbarer an, da gerade ein solcher Aufenthalt uns die Freiheit und die Ruhe verspricht, die wir am meisten wünschen. Karoline bleibt in Paris in Pension. Wir bitten blos um zwei Plätze am Tisch und zwei Betten. Herrn Reuchlin in einem Verhältnis gegenseitigen Wohlgefallens wiederzufinden, wird uns sehr erfreulich sein.

Reinhard verließ mit seiner Frau Paris am 26. Juli. Nach 45 Jahren sah Reinhard London wieder, wo der junge Revolutionsschwärmer seine diplomatische Laufbahn begonnen hatte. Beim Besuch der Sehenswürdigkeiten und bei den Ausflügen in der Umgegend leistete dem Ehepaar ein Oheim Virginiens, der k. k. österreichische General von Wimpffen, der zufällig gleichzeitig eingetroffen war, willkommene Gesellschaft. Nach sechzehntägigem Aufenthalt (auch Richmond, Windsor, Oxford wurden besucht) trat man die Weiterreise an, und am 17. August in Rotterdam angekommen, schrieb Reinhard an Sieveking: „Ermüdet, wiewohl bei guter Gesundheit, fühlen wir dennoch, daß wir etwas über Vermögen und Kräfte unternommen haben, und nur die Aussicht auf die vollkommene Ruhe und Stille des Landlebens während der Ihnen gewidmeten Tage kann uns noch ermutigen. Mein Kopf schwindelt noch von der Erschütterung der Räder bei konträrem Wind auf der übrigens angenehmen und glücklichen Fahrt. So nahe dem uns vorgesetzten doppelten schönen Ziel wollen wir der Vorsehung vertrauen."

Da Virginie die Seefahrt nicht vertrug, wurde von Rotterdam aus der Landweg eingeschlagen. Die Fahrt ging über Amsterdam durch Westfalen nach Bremen, wo Halt gemacht und ein Tag auf dem Landgut des Bürgermeisters Smidt zugebracht wurde. Ein beabsichtigter Besuch in Oldenburg bei dem Minister v. Berg, gleichfalls einem Bundestagskollegen, wurde auf später verschoben. Am 28. August trafen die Reisenden in Hamburg ein, wo Karl Sieveking, jetzt Syndikus seiner Vaterstadt, sie beim Verlassen des Bootes erwartete und nach Ham führte, dem Landgut bei Horn, eine Stunde östlich von Hamburg, das er durch seine Frau ererbt hatte und seit dem Tode der Mutter bewohnte. Hier brachten Reinhards zwei glückliche Wochen zu. Selten kamen sie nach der Stadt, doch die Verwandten und alten Freunde besuchten sie auf dem herrlichen Landsitze. Schmerzlich war das Wiedersehen mit Piter Poel, der, 77 Jahre alt, dem Erlöschen nahe war. „Wie ich ihn sah, konnt' er nicht mehr eine Mitteilung des Geistes oder Gefühles weder geben noch empfangen." Auch mit Reinhold, der seit dem Jahre 1832 in Hamburg im Ruhestand lebte, war es die letzte Begegnung. In einem Briefe an Wessenberg vom 11. September, dem Tag

vor Reinhards Abreise, sprach Reinhold seine Freude über dieses Wiedersehen aus: „Die vierzehn Tage sind freilich schnell vergangen; doch die Erinnerung daran wird nicht so bald vergehen, und wenn ich mich mit dem Freunde lange nicht genug habe aussprechen und meine Wißbegier nicht genug habe befriedigen können, so ist diese dennoch nicht leer ausgegangen. Möge der Freund seinen Lieben und Freunden noch lange in dem Genuß seiner leiblichen und geistigen Kräfte erhalten werden.“ [9])

In Hamburg erhielt Reinhard genaueren Bericht von Gagern und Müller über die Jubelfeier in Göttingen. Er selbst war, wie wir wissen, während seiner Kasseler Zeit zum Mitglied der kön. Sozietät der Wissenschaften daselbst ernannt worden, aber noch zögert er, ob er in dieser Eigenschaft an der Feier selbst teilnehmen solle, und möchte die Zusammenkunft mit den Freunden lieber auf die Zeit nach dem Jubiläum verschieben. So schreibt er an Wessenberg, und als Grund giebt er an, einmal die Schwierigkeit Wohnung zu finden, und dann seine heikle persönliche Stellung, sei es nun, daß er als einfacher Reisender das Inkognito bewahre oder als Mitglied des Instituts von Frankreich und der königl. Sozietät von Göttingen erscheine. „Müller will, daß ich am 18. komme, um der Sitzung dieser Sozietät beizuwohnen, aber es fragt sich noch, ob nach den Ereignissen von 1814 mein Name daselbst nicht ausgelöscht worden ist. Jedenfalls reisen wir hier am 12. ab und gehen am 14. nach Oldenburg, um meinem alten Freund, dem Minister von Berg einen Besuch zu machen und seinem Sohne, unserem Hausgenossen in Paris; am 20. wird dann der eigentliche Tag unseres Rendezvous sein.“ Über den Verlauf der Reise hat er später an Sieveking berichtet:

Am 13. zu guter Zeit in Bremen angekommen fanden wir unser Couvert an des Bürgermeisters kleinem Familientisch im Garten, und ich Harniers Brief, der sich dem vorgeschlagenen Rendezvous zusagte. Am 14. trafen wir zum Mittagessen in Oldenburg ein, fanden Herrn von Berg in gutem Wohlsein, doch ein wenig gemagert und gealtert, immer noch redelustig, besonders über deutsche Zustände. Seine Frau, in ihrer gleichmütigen Ruhe, schien mir ganz unverändert. Der Sohn, wie sich's versteht, hatte sich gleichfalls eingefunden, vor allem zur Unterhaltung mit seiner Seelenfreundin [Virginie]. Den 15., während der Vater dem Kabinettsconseil beiwohnte, machten wir einen Ausflug nach Rastede, einem Landhaus des Großherzogs mit Park und Blumengarten, wo zwischen Regen und kaltem Wind doch einige Sonnenblicke die Ansicht erheiterten. Wir blieben ganz unter uns, und am 16. Abends empfing uns zum drittenmal, zu Thee und Bier, des Bürgermeisters gastliches Haus. Am 17. erreichten wir Hannover.

Die Briefe Müllers hatten ihn bestimmt, die Reise so einzurichten, daß er am 18. September in Nordheim eintraf; so konnte er andern Tages an der Sitzung der königl. Sozietät und an den Schlußfeierlichkeiten des Festes teilnehmen, wo er denn, wie Gagern schreibt, in diesem großen und merkwürdigen Zirkel denkender Köpfe und wissenschaftlicher Männer auf alle Weise willkommen geheißen und alle Ehre und Aufmerksamkeit ihm erzeigt wurde. Die Bedenken Reinhards waren grundlos gewesen: es war noch unvergessen, welche Dienste der Gesandte Napoleons am westfälischen Hofe den deutschen Universitäten erwiesen hatte. In Briefen an Sieveking und an Wessenberg hat Reinhard ausführlich über den Verlauf des glücklichen Tages berichtet und man fühlt aus ihrem Ton deutlich die Befriedigung heraus, die es dem französischen Staatsmann gewährt hat, in einem so erlauchten Kreis von Männern deutscher Wissenschaft als ein Zugehöriger betrachtet und anerkannt, ja gefeiert zu werden.

Vor 9 Uhr morgens waren wir in Göttingen. Am Thor fanden wir ein Billet von Müller mit der Adresse: im Gräzelschen Hause an der Allee. Hier angekommen werden wir in eine Reihe schön geschmückter Zimmer geführt, und erfahren, der Besitzer sei der Schwager des Herrn von Berg. Nicht aber diesem Umstand verdanken wir eine solche Vorbereitung, sondern das Quartier war dem König von Bayern bestimmt, der kommen wollte, nicht kam und statt seiner Person 100 Friedrichsdor sandte; so war es, fast das einzige in der Stadt, disponibel geblieben und durch eine direkte Autorisation des Ministeriums uns angewiesen. Nach wenigen Minuten erschienen die drei Freunde Gagern, Müller, Harnier zu herzlichem frohem Empfang. Ich erfuhr, die Sitzung der société royale würde um 12 Uhr sein; Müller hatte die Staats- und Universitätswürden von meiner Ankunft unterrichtet und ich mußte, wollend oder nicht, mich seinen Anordnungen fügen. Nun wurden Karten gesandt, Toilette gemacht, und zur bestimmten Stunde kamen die drei Freunde, mich nach dem Feste abzuholen. Hier fand ich mich sogleich in der Mitte mir entgegenkommender alter Bekannten; Herr von Arnswald vor allen, den ich in Kassel und in Frankfurt gesehen hatte, behandelte mich mit auszeichnendem Wohlwollen. Professor Dahlmann lud mich im Namen der Société ein, in der Mitte der Mitglieder meinen Platz zu nehmen, und ich that es nach einiger Weigerung. An der Seite des Präsidenten, Prof. Gauß, saß Alexander von Humboldt, zu dessen, wo nicht Ehren, doch Unterhaltung die Sitzung eigentlich berechnet schien, weil die Beschreibung eines Instruments für Bestimmung der Intensität des Erdmagnetismus, von Gauß nach Humboldts Anregungen erfunden und seit wenigen Tagen für Experimente benützt, unverständlich für den Augenblick auch dem erfahrensten Kenner, sie fast ganz ausfüllte. Dahlmann verkündigte einige Preise und der alte Blumenbach erinnerte mit lebhafter Gebärde und fester klangvoller Stimme an die Epochen der Universität: die Gründung mit den Namen Haller und Tobias Mayer, das fünfzigjährige Jubiläum mit denen von Heyne und

Kästner, und das jetzige Jubiläum mit dem des Herzogs von Cambridge, der erklärt hatte, lebenslang Präsident der Sozietät zu sein, und das war der beste Redeschluß! König Ernst wurde nicht genannt; doch war damals alle Welt überzeugt, daß er, verwarnt von Berlin und belehrt in Karlsbad, auf die verhängnisvolle Absicht verzichten werde, die er jetzt verwirklicht hat.*) Ich wohnte dann dem königlichen Bankett bei, beständig an diesem Tag umgeben von alten Bekanntschaften. Das Präsidium führte Herr von Arnswald, einer der Kuratoren der Universität und Mitglied der Sozietät. Mein Platz wurde mir von ihm zu seiner Rechten angewiesen; Alexander von Humboldt saß zu seiner Linken. Es waren mehr als hundert Gäste, Hof- und Staatswürden, die Abgesandten der Universitäten, die Zug- und Fahnenführer der Studenten, viele bedeutende Fremde, u. a. Herr von Martin, der an drei Mitglieder der Sozietät Kreuze der Ehrenlegion überbracht hatte, und dessen Bekanntschaft ich erneuerte. So war, im Kontrast mit dem ganzen Zweck und dem übrigen Verlauf meiner Reisekur, diese wiewohl ehrenvolle doch fremdartige Episode eingetreten, wo ich gehofft hatte und vorgezogen hätte blos Zuschauer zu sein; und Sie sehen, warum mir daran liegen mußte, den von mir versprochenen Bericht an Mignet nicht zu verschieben. Mignet nämlich ist Secrétaire perpetuel der Akademie des sciences morales et politiques. Der folgende Tag gehörte ausschließlich den drei Freunden. Mit ihnen besuchten wir, unter Leitung des Hofrats Beneke die Bibliothek und das Observatorium, wo wir eine Demonstration des Prof. Gauß an Alexander von Humboldt, im Angesicht des sonderbaren Instruments, unterbrachen und als Laien uns zurückzogen, ehe noch die Schwingungen begannen. Das Diner, ganz unter uns, gab uns Harnier in der Stadt London, und den Kaffee nahmen wir auf einer Anhöhe, im Anblick der Stadt und der schönen Gegend. Gagern reiste noch in der Nacht ab. Müller blieb noch den folgenden Tag.

Mit Müller war noch ein besonderes Geschäft abzumachen. Reinhard hatte die von Goethe an ihn gerichteten Briefe mitgebracht und händigte sie jetzt dem Kanzler ein, diesem wegen der Herausgabe alles überlassend und nur die eine Bedingung wiederholend, daß an seinen eigenen Briefen kein Wort geändert werde. Die Verhandlungen über die Herausgabe haben sich aber noch lange über den Tod des Grafen hinausgezogen. Wir finden, daß am 11. Juli 1846 Reinhard der Sohn eine Urkunde ausstellte, die den Kanzler Müller ermächtigte, den Briefwechsel, wie er von diesem im Auftrag des Grafen bereits früher geordnet und redigiert worden war, „nunmehr alsbald im Druck herauszugeben und deshalb nach eigenem bestem Ermessen einen Verlagskontrakt abzuschließen und zu vollziehen; wobei jedoch die Hälfte des zu erlangenden Honorars den von Goetheschen Erben zufällt.“ Ein solcher

*) Durch königl. Patent vom 1. November wurde bekanntlich die verbindliche Kraft des hannoverschen Staatsgrundgesetzes für erloschen erklärt.

Vertrag wurde auch am 25. Oktober 1847 zwischen den drei Beteiligten: Kanzler Müller und die Familien Goethe und Reinhard unterzeichnet. Der Druck wurde sofort in Angriff genommen und der Kanzler schrieb eine Lebensskizze und Charakteristik, die von ihm unterzeichnet zur Vorrede dienen sollte.[10]) Allein es erhoben sich neue Schwierigkeiten, die nicht zu überwinden waren. Kanzler Müller trat von dem Vertrag zurück und überließ es den Goetheschen Erben selbst, wie sie sich über die Herausgabe mit den Reinhardschen einigen wollten. Dadurch fiel nun leider die Charakteristik Reinhards weg, die Müller den Briefen voransetzen wollte. Er stellte zwar seine Arbeit dem jungen Reinhard zur Verfügung, allein dieser nahm aus politischen Gründen Anstand an einigen Stellen, er mochte diese nicht in eine von ihm unterzeichnete Einleitung übernehmen und wollte doch auch keine eigenmächtigen Änderungen vornehmen. Der Kanzler, meinte er, sollte die von ihm verfaßte Lebensskizze selbständig veröffentlichen. Der Briefwechsel erschien endlich zu Ende des Jahres 1849 im J. G. Cotta'schen Verlag mit wenigen einleitenden Worten des jungen Reinhard als Herausgebers. Es war der ungünstigste Augenblick, in dem das Unternehmen ans Licht treten konnte.

Zu dieser Abschweifung veranlaßte das Zusammensein, das Reinhard nach dem Göttinger Feste mit seinen deutschen Freunden feierte. Reinhard hat dieses Nachfest mit der ganzen Wärme seiner Freundesnatur genossen, wie denn diese Göttinger Tage noch einmal einen vollen beglückenden Schein auf sein dem Ende zueilendes Leben warfen. Er selbst betrachtete das Zusammensein mit den Freunden als „sein Jubiläum". Am 21. September verließ er Göttingen und hielt sich zunächst, von Harnier festgehalten, drei Tage in Kassel auf, in der für ihn an Erinnerungen so reichen ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Westfalen. Hier schrieb er, wie Harnier erzählt, „einen geistvoll zusammengedrängten Bericht, worin er mit eilender Feder seinen Institutsgenossen in Paris den ganzen Hergang der Säkularfeier erzählte." Dann ging es über Arolsen und Elberfeld nach Düsseldorf zu einem Besuch in Pempelfort. Das väterliche Gut bewohnte der zweite Sohn des Philosophen Jacobi, Georg Arnold. Reinhard hatte ihn erstmals im Jahre 1795 in Paris gesehen, wo er als einer der Abgeordneten vom linken Rheinufer die Einverleibung in Frankreich verlangt hatte. Jetzt bekannte er sich zu einer entschieden deutschen Gesinnung und es kam zu einer lebhaften Auseinandersetzung über das niemals erlöschende Verlangen der Franzosen nach der Rheingrenze. Jacobi behauptete, die Wiedererlangung dieses Ufers sei die fixe Idee der Franzosen geblieben und verhindere jede wahre Annäherung,

ja sie würde sogar zur Retorsion wegen Elsaß und Lothringen berechtigen. Reinhard war bis an sein Ende nicht frei von gutmütigen Illusionen. „Was die fixe Idee betrifft," so schrieb er selbst an Gagern, „habe ich das Faktum geläugnet, und, wie ich glaube, mit voller Kenntnis der Sache; und was die Retorsion, behauptete ich, daß nach einem Zwischenraum von 200 Jahren dieser Gedanke so unverzeihlich wäre, als von der anderen Seite das Bedauern nach einem Zwischenraum von 20 Jahren natürlich wäre. Übrigens ist es eine Frage der Zukunft; wenn es Umwälzungen geben wird, und deren wird es geben, so kann niemand für etwas stehen. Es ist das Geschick Rußlands, das darüber entscheiden wird."

Düsseldorf hatte seine Galerie an München verloren, sah aber dafür eine neue Malerschule in seinen Mauern aufblühen. Reinhard besuchte die Ateliers der Schadow'schen Schule, von der er urteilt: „Es sind da schöne und wahre Talente; aber in den Köpfen und in den Werken herrscht eine Atmosphäre von Mystizismus, in der man sich erstickt fühlt.'') Von da nahmen wir über Aachen und Lüttich den Weg nach Brüssel, wo wir uns das Vergnügen einer Eisenbahnfahrt nach Antwerpen verschafften. Im Museum sah ich die Rubens wieder, welche die Zierde des Pariser gebildet hatten; und das Bassin, das uns nicht mehr gehört, liegt vorläufig brach. Übrigens überall die Regungen des Friedens und ein materieller Wohlstand, dem nichts fehlt als die Bürgschaft der Dauer." Am 5. Oktober kam er nach Paris zurück, erhoben von den Eindrücken, die er auf dieser Abschiedreise empfangen — „Gott und die Menschen haben zusammengewirkt, diese Reise zu begünstigen" — aber ermüdet durch ihre Beschwerden, geistig und körperlich abgespannt und zum erstenmal seit drei Jahren wieder von Gichtschmerzen heimgesucht.

5.

Es traf sich glücklich — wie denn überhaupt Reinhards Lebensabend freundlich vom Geschick erhellt war —, daß eben in diesen letzten Wochen sein Sohn zum Besuch in Paris weilte. Er war als Gesandtschaftssekretär von Stuttgart nach Bern versetzt worden. An Sieveking, 5. Dezember:

Seit vier Wochen ist mein Sohn hier, um sich durch Studium der Korrespondenz auf seinen neuen Posten vorzubereiten. Er hat beim Minister und in den Bureaux eine wohlwollende Aufnahme gefunden. Da der König zu seiner Audienz ihm die Abendstunde bestimmt hatte, so gab mir dies Veranlassung, meine entreés als Pair geltend zu machen und ihn Seiner Majestät vorzustellen. Einige Tage nachher ward uns die Ehre der königlichen Tafel zu teil. Seine Abreise nach

Bern wird sich mit dem Zeitpunkt kombinieren, wo der Herzog von Montebello diese Residenz verlassen wird, um den Sitzungen der Pairskammer beizuwohnen. So wird Karl gewissermaßen als Chargé d'affaires debutieren. Nach der Tafel hatte ich zum erstenmal die Ehre, mit der Herzogin von Orleans in eine kurze Unterredung zu treten. Es war meist von einem gemeinschaftlichen Freunde, dem Kanzler Müller in Weimar, die Rede.

Reinhard erwähnt hierauf dankend einige Büchersendungen, die er aus Hamburg erhalten, Reuchlins Buch über das Christentum in Frankreich und Wurms Gutachten über den Staatsstreich des Königs Ernst von Hannover. Er urteilt über das letztere:

Es ist kurz und gut. Dieser König hat die während meines Verweilens in Ihren Gegenden allgemein herrschende Meinung vollkommen getäuscht und es steht nun dahin, ob ihm gegeben sei, seiner Devise, Suscipere et finire, bis ans Ende getreu zu bleiben. Er ist mehr als Hochtory, oder vielmehr weniger; er ist blos M. Josse l'orfèvre*). Seine Ware mag, in den Augen der Zunftgenossen wenigstens, von ächtem Schrot und Korne sein; nur steht zu hoffen, die Façon sei nicht mehr in der Mode. Auf jeden Fall ist die Sache bedenklich und, sie gelinge oder nicht, folgenvoll . . . . In unserer Häuslichkeit geht alles seinen gewohnten friedlichen, in jedem Sinne beschränkten Gang. Einige Tage lang hat auch eine leichte Andeutung von Podagra vom Ausgehen abgehalten, mehr die Geschwulst am Fuße, als die unbedeutenden Schmerzen, die vorangingen. Meine Frau ist in gutem Wohlsein und gewohnter Heiterkeit, immer rüstig zum Briefschreiben, zu Aufträgen von Bekannten und Freunden, zu Besuchen, wohin die Neigung treibt, aber nicht ohne diese. Da sie in Korrespondenz mit den Ihrigen steht, so versteht es sich gegenseitig, daß alsdann der Ausdruck der Gesinnungen und Erinnerungen auch der Ausdruck der meinigen sei, so wie ich jetzt auch in ihrem Namen die Versicherungen inniger Hochachtung und Ergebenheit Ihnen wiederhole.

Thätig und klaren Geistes sehen wir Reinhard auch noch in diesen letzten Wochen. Die zunehmende Keckheit der bonapartistischen Partei beschäftigt ihn ebenso wie der hannoversche Verfassungsbruch, dessen Werkzeuge er zum Teil noch aus der Kasseler Zeit kannte, und der preußische Kirchenstreit, der durch die Verhaftung des Erzbischofs von Köln eine alle Welt aufregende Gestalt gewann. An Wessenberg:

Was die Kölner Geschichte betrifft, so kennen wir Herrn Droste-Vischering und die Klique, zu der er gehört, seit langer Hand. Wir wissen auch, was das Wort Gewissen in der Sprache des römischen Hofes bedeutet. Andererseits fühle ich mich nicht hinlänglich unterrichtet, um die Schwere und die Dringlichkeit der Beweggründe zu würdigen, die die preußische Regierung zu einer so eingreifenden

*) Molière, l'amour médecin, I, 1.

Maßregel bestimmen konnten. Aber so viel scheint mir sicher, daß beim gegenwärtigen Stand der Dinge, zumal in Deutschland, Schwierigkeiten dieser Art, die jederzeit wieder kommen werden, erst dann vermieden oder überwunden werden können, wenn einmal die Gesetzmäßigkeit der Ehe nur mehr von der bürgerlichen Handlung abhängen wird.

Guhrauer erzählt, daß im Reinhardschen Salon diese Frage damals viel besprochen wurde, und daß der Graf, weniger vom Standpunkt des strengen Rechts, als aus einem politischen und weltgeschichtlichen Gesichtspunkt das Verfahren der preußischen Regierung gebilligt aber hinzugefügt habe, daß durch die strenge Trennung des geistlichen und weltlichen Gebiets in Frankreich solchen Konflikten vorgebeugt sei.

G. E. Guhrauer war in diesem Herbst, seiner Leibnitzstudien halber, nach Paris gekommen und hatte, wie er erzählt, noch das Glück, den dem äußeren Ansehen nach rüstigen, für alle Fragen der Wissenschaft und jedes höheren geistigen Lebens empfänglichen Greis oft zu sehen und sich, gleich anderen strebenden jungen Männern, in seinem Hause eines Wohlwollens zu erfreuen, dessen Eindruck nie in ihm erlosch. „Besonders waren es Deutsche, die sich gleich mir in diesem Hause doppelt heimisch finden mußten, und um so mehr, als dasselbe zugleich einen Vereinigungspunkt der bedeutendsten Schriftsteller, Gelehrten und Akademiker von Paris bildete. So war denn auch die deutsche Litteratur in den verschiedenen Zweigen von Wissenschaft und Poesie vollständig auf seinem Tische vertreten. Gleich Männern auf derselben Stufe einer hohen Geistesfreiheit verachtete er nichts — sein Tisch vertrug die flüchtige Novelle, wie die letzte Vergangenheit sie brachte, neben den gediegenen Werken des Tiefsinns oder der Kritik. Er hatte seinen letzten Aufenthalt in Deutschland dazu benützt, sich mit der neuesten deutschen Litteratur vertraut zu machen, so daß ich ihm wenig ganz neues von dort berichten konnte." Guhrauer sammelte damals, unterstützt von dem Sohne Reinhard, die Notizen, die ihn hernach in den Stand setzten, der erste Biograph des Grafen zu werden. Er hatte — als Vorläufer seiner größeren Arbeiten über Leibnitz — einen Aufsatz geschrieben und veröffentlicht: „Leibnitz in Mainz als Staatsmann und deutscher Schriftsteller." Dieser zog durch die Neuheit der Ansichten wie des Materials den Grafen Reinhard dermaßen an, daß er ihn zu übersetzen beschloß. [12]) „Der patriotische Gedanke, der jene schöne deutsche Denkschrift Leibnitzens zur Sicherheit des Reiches gegen Ludwigs XIV. drohende Übermacht ins Leben gerufen hatte, übte noch seine begeisternde Macht auf den im Dienste Frankreichs ergrauten Deutschen." Es ist doch

ein merkwürdiger Zufall, daß, wie seine ersten Verse den tapferen Weibern von Schorndorf, so seine letzten Federzüge einer deutschpatriotischen Schrift gegen französische Eroberungspolitik galten!

Auch daran dachte er noch, Gagerns Schrift über die Resultate der Sittengeschichte, deren zweite Auflage ihm Gagern nach Göttingen mitgebracht hatte, durch einen Essay in Frankreich einzuführen. In einem Briefe vom 14. November sagte er dem Hornauer Freund einiges Verbindliche über dieses Buch und sprach in diesem Zusammenhang noch einmal sein Bekenntnis zum Repräsentativsystem aus. Auf die Absicht, seine eigenen Denkwürdigkeiten aufzusetzen, hatte er endgiltig verzichtet. In seinem letzten Briefe an Gagern schrieb er:

Sie wissen es, daß ich meine produktiven Fähigkeiten zu lange brach liegen ließ, oder daß das Alter sie wirklich geschwächt hat, ich erfahre seit längerer Zeit Schwierigkeit und Ermüdung, wenn ich meine Feder in Materien üben soll, die ich aus mir selbst ziehe. Ja, viel hätte ich zu sagen gehabt über mich, über die Menschen, über die Dinge, aber ich habe es nicht gewollt. Heute will ich es ebenso wenig, und wollte ich, ich könnte es nicht mehr. Wenn seitdem in seltenen Augenblicken der Muße und der Lust mein Gedanke bei irgend einer litterarischen Thätigkeit verweilt, so werde ich sie nur auf dem Boden wählen können und wollen, von dem ich Ihnen gesagt habe.

Dieser Brief, am 19. Dezember angefangen, blieb unvollendet: es war der Tag, an dem Reinhard tödlich erkrankte. Am 16. war eine Sitzung der Akademie gewesen, der beizuwohnen ihn eine Geschwulst am Beine verhinderte. Er ließ sich aber besondere Schuhe machen, um die feierliche Eröffnung der neuen Session durch den König, die zwei Tage später stattfand, nicht versäumen zu müssen.

Die Reden entsprachen genau unseren bescheidenen Erwartungen. Ein Luxus von Vorsichtsmaßregeln, um die Fahrt des Königs gegen jeden möglichen Anschlag zu bewahren, gab uns diesmal eine Sicherheit, die schon zweimal bei ähnlichen Veranlassungen gestört worden war. Sie war übrigens im Voraus verbürgt durch die Entdeckung des neuen Komplots, von dem seit einigen Tagen alle Zeitungen wiederhallen.*) Das sind ohne Zweifel Zeichen der Verzweiflung einer Partei die sich besiegt fühlt, und alle Verzweiflung ist ein zu gewaltsamer Zustand, um lange zu dauern. Aber es ist nicht weniger wahr, daß die Einbildungskraft versucht ist, der Wiederholung dieser abscheulichen Versuche den Charakter eines Verhängnisses zu geben das schaudern macht; auf der einen Seite rufen sie in den

*) Acht Tage vor Eröffnung der Sitzung war ein neuer Mordplan gegen den König entdeckt worden.

Massen das moralische Gefühl wach, während sie andererseits dem Gedanken einen zur Beruhigung über die Zukunft notwendigen Haltpunkt rauben.

Am 19. nahm Reinhard noch an der Sitzung der Pairskammer teil. Abends wollte er in Gesellschaft zum Ministerpräsidenten Grafen Molé gehen. Zwischen 4 und 5 Uhr wurde er aber von einem Fieberanfall betroffen, von dem er gänzlich zusammensank; er selbst hielt es für einen Schlaganfall. Nur mit Mühe konnte er zu Bett gebracht werden. Da sich Blutandrang gegen den Kopf zeigte, wurde Aderlaß verordnet, was ihm Erleichterung verschaffte. Am nächsten Tag erschien eine Art Rothlauf im Gesicht und am Arm. Die folgenden Tage zeigten eine leichte Besserung, aber am Sonntag den 24. Dez. trat plötzlich eine schlimme Wendung ein. Die Brust war angegriffen, alle Mittel waren vergebens und am folgenden Tage, den 25. Dezember 1837 um 7 Uhr morgens verschied er, sanft und ruhig, umringt von den Seinigen. Er sprach nicht mehr, war aber bei Bewußtsein. Während der Nacht hatte er seinen Zustand erkannt. „Die Ruhe, die auf seinen Zügen nach dem Verscheiden lag," so schrieb der Sohn an den treuen Freund Wessenberg, „ist uns eine sichere Bürgschaft, daß seine Seele diese Welt verlassen hat voll Zuversicht in die Zukunft, die ihn im Himmel erwartet, und beruhigt über das Los der seinem Herzen teuren Angehörigen, die er hienieden zurückläßt. Ich kann im Andenken an meinen Vater ein Gefühl des Bedauerns nicht zurückdrängen, wenn ich daran denke, welche schwarze Gedanken oft seinen Geist erfüllten, und wie er denjenigen nicht glauben wollte, die ihm dieselben als chimärisch und grundlos ausreden wollten. Diese Gedanken allein haben ihn verhindert, vollkommen glücklich auf dieser Erde zu sein." Ausführlicher berichtete der junge Reinhard an Karl Sieveking:

Die geistige Kraft und Frische des Herzens, von denen Sie erst kürzlich in Ham Zeuge gewesen, hat mein Vater bis zu dem Tag behalten, an welchem ihn seine letzte Krankheit mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen. Während meines ganzen jetzigen Aufenthalts war mein Vater heiterer und zuversichtlicher gestimmt wie seit langer Zeit. Meine Beförderung und die freundliche Aufnahme, die mir im Ministerium geworden, beruhigten ihn über meine Zukunft; was ich ihm von meiner Schwester und meinem Schwager Diemar erzählte, war, wenn auch nicht ganz befriedigend, doch von der Art, daß die Befürchtungen, die mein Vater früher gehabt, verschwinden mußten; von seiner letzten Reise hatte er die angenehmsten Erinnerungen mitgebracht und er beschäftigte sich im Voraus mit dem Besuch, den er mir in der Schweiz zu machen versprochen hatte. Hier war ich Zeuge, wie er noch an allen Verhandlungen der Pairskammer, des Konsistoriums und der Akademie den lebhaftesten Anteil nahm. Ein junger deutscher Gelehrter, Herr Guhrauer, der jetzt den Leibnitz herausgiebt, hatte ihm große Teilnahme eingeflößt, und mein

Vater hat noch in der letzten Zeit eine ungedruckte Abhandlung von Leibnitz, welche Guhrauer aufgefunden, in das französiche übersetzt. Ebenso wie an Sie, hat er seit seiner Rückkehr von der Reise an Wessenberg, Müller, Gagern, Harnier Briefe geschrieben, die von seinem edlen fühlenden Herzen und klarem Geist die herrlichsten Beweise geben. Gerade der Aufenthalt in Ham war sehr genußreich für ihn gewesen; er hatte sich auf das sorgfältigste alles aufgehoben was sich darauf bezieht. Das Buch von Herrn Reuchlin hat er noch angefangen zu lesen, wie er Ihnen geschrieben haben wird. Einen Schatz von interessanten Manuskripten hat mein Vater mir hinterlassen, sowohl an diplomatischen Aktenstücken, als Korrespondenzen mit Freunden, Memoiren, Notizen, Tagebüchern 2c. Auch einen Anfang zu einer Sammlung seiner Gedichte, welche er zu verschiedenen Zeiten herauszugeben beabsichtigte und geordnet hatte. So wie ich nur etwas mehr Zeit und Geistesfreiheit habe, werde ich im Durchlesen und Ordnen dieser reichhaltigen Schriften Trost und Erholung suchen und finden. Wohlthuend war für mich die allgemein sich aussprechende Anerkennung der Verdienste und herrlichen Eigenschaften des teuren Verstorbenen. Wie natürlich auch diese Anerkennung ist, umsomehr, da in den letzten Jahren, wo er seine Retraite ganz wörtlich genommen, sein Wirken bei Niemand Anstoß erregen, sondern ausschließlich der Wissenschaft und der Wohlthätigkeit geweiht nur die Zahl seiner Freunde und Verehrer vermehren konnte, so hat doch mein Vater während seines Lebens uns nie glauben wollen, wenn wir ihm versicherten, daß sein Name überall nur mit Liebe und Verehrung genannt werde. Den unglücklichen Hang zum Mißtrauen, der in früheren Jahren meinen Vater ganz unglücklich gemacht hat, ist bis zuletzt, wenn er sich auch vermindert hat, nicht völlig von ihm gewichen, und Virginiens freundliche Liebe hat alle schwarzen Gedanken nicht von ihm verscheuchen können.

Reinhard hatte ein Alter von 76 Jahren und 3 Monaten erreicht. Seine Witwe überlebte ihn fast vier Jahrzehnte. Sie starb, 85 Jahre alt, am 18. Dezember 1886 in Maison rouge, einem ihr aus der Familie Wimpffen zugekommenen Landgut bei Paris. Von Reinhards beiden Kindern ist Sophie von Diemar (Witwe seit dem 25. Januar 1858), am 24. März 1861 in Tübingen gestorben. Der Sohn Karl war zuletzt Gesandter der zweiten französischen Republik in Bern. Unter dem Kaiserreich erhielt er seinen Abschied, nachdem L. Napoleon die Depeschen gelesen, die Reinhard als Gesandtschaftssekretär in der Schweiz über den unruhigen Prätendenten nach Paris geschrieben hatte. Er starb in Paris am 14. Okt. 1873. Von dessen beiden Töchtern — aus der Ehe mit Amalie Freiin von Lerchenfeld — war die ältere an einen bayrischen Offizier, Herrn von Parceval, vermählt; die andere, Marie, schloß im April 1857 in München die Ehe mit einem Neffen Virginiens, Karl von François, der von der Wimpffenschen Familie adoptiert wurde. Baron Karl François von Wimpffen war im aus-

wärtigen Amt in Paris angestellt und lebt seit 1870 dort im Ruhestand. In seinem Besitz ist der schriftliche Nachlaß des Grafen Reinhard.

Am 28. Dezember fand das Leichenbegängnis auf dem Friedhof des Montmartre statt. Zahlreiche Freunde, Abordnungen der Pairskammer und der beiden Akademien, deren Mitglied Graf Reinhard gewesen war, umstanden das Grab. Die geistliche Rede hielt der Pfarrer der lutherischen Kirche, Eduard Verny. Dann sprachen Bérenger, Präsident der Akademie der historischen und moralischen Wissenschaften, und Dureau de la Malle, der Präsident der Akademie der Inschriften und der schönen Wissenschaften. Sie bezeugten das gute Andenken, das der Verstorbene in beiden Klassen zurücklasse, denen er bis in seine letzten Tage als thätiges Mitglied angehört hatte. Zuletzt sprach als politischer Freund der Herzog von Bassano.

Größere Ehren standen bevor. Die Gedächtnisrede in der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften hielt kein geringerer als Talleyrand. Die Sitzung war am 3. März 1838 und wurde schon durch die Person des Redners zu einem Ereignis, das ganz Paris beschäftigte. Trotz seiner körperlichen Schwäche und des Einspruchs des Arztes hatte der Zweiundachtzigjährige diese Gelegenheit ergriffen, um noch einmal in der Akademie zu sprechen. Der Saal war dicht gefüllt. Auf der Treppe traf Talleyrand mit dem Herzog von Bassano zusammen, sie hatten sich seit 1814 nicht gesehen und standen auf gespanntem Fuß mit einander: jetzt reichten sie sich die Hände. Der Fürst war nicht imstande gewesen, allein die Treppe zu ersteigen; er wurde von zwei Livreebedienten heraufgebracht. Als er den Saal betrat, auf seinen Stock gestützt und auf Mignet, den ständigen Sekretär der Akademie, erhob sich ehrfurchtsvoll die ganze Versammlung. Dann aber verlas er mit lauter Stimme die nicht umfangreiche Rede zum Lob seines einstigen Mitarbeiters, häufig unterbrochen vom Beifall der Hörer. Sie ist bekannt und öfter abgedruckt. Ein Gefühl der Pflicht, begann der Redner, habe ihn bewogen, ein letztesmal hier zu erscheinen, „damit das Andenken eines in ganz Europa bekannten Mannes, den ich liebte, und der seit der Gründung des Instituts unser Kollege war, hier ein öffentliches Zeugnis unserer Achtung und unseres Bedauerns erhalte." Er erinnerte an seine erste Begegnung mit Reinhard, an dessen vielseitige Bildung, an seinen Entschluß, sich der Diplomatie zu widmen: „Lebensberufen, wo er hätte unabhängig sein können, zog er einen vor, wo er es nicht sein konnte." Seine theologische Vorbildung befähigte ihn ganz besonders zu diesem Beruf; das Beispiel zeigt, daß Theo-

logen oftmals große Staatsmänner geworden sind. Alle Stellen in der diplomatischen Laufbahn, höhere und niedere, hat er mit Auszeichnung bekleidet. Hier flocht Talleyrand eine Schilderung des Ideals eines Divisionschefs, eines Ministers, eines Konsuls ein, hob Reinhards Befähigung in den konsularischen Geschäften, in der Kenntnis und Behandlung von Handelsfragen ganz besonders hervor und fuhr dann fort:

Doch trotz aller Kenntnisse und Fähigkeiten, ein vollkommener Diplomat ist eine Seltenheit. Reinhard wäre es vielleicht gewesen, wenn er noch eine weitere Eigenschaft besessen hätte; er sah gut, er hörte gut; die Feder in der Hand, gab er in bewundernswerter Weise Rechenschaft von dem was er gesehen hatte und was zu ihm gesprochen worden war. Sein geschriebenes Wort war reich, flüssig, geistvoll, pikant; von allen diplomatischen Korrespondenzen meiner Zeit, war keine, der der Kaiser Napoleon, der schwer zu befriedigen war, nicht diejenige des Grafen Reinhard vorzog. Aber derselbe Mann, der wunderbar schrieb, hatte Schwierigkeit sich mündlich auszudrücken. Um diese Geschäfte auszuführen, brauchte sein Verstand mehr Zeit, als ihm in der Konversation zur Verfügung stand. Damit seine innere Rede leicht sich hervorbringen konnte, mußte er allein sein ohne Zwischenmann. Trotz diesem wirklichen Mangel war Reinhard imstande, jeden Auftrag auszuführen und gut auszuführen. Wo fand er nun die Mittel des Erfolgs, woher schöpfte er seine Eingebungen? Er schöpfte sie in dem wahren und tiefen Gefühl, das alle seine Handlungen beherrschte, in dem Gefühl der Pflicht. Man weiß nicht, welche Stärke in diesem Gefühle liegt. Ein gänzlich der Pflicht geweihtes Leben ist frei von Ehrgeiz. Reinhards Leben galt einzig den Funktionen die er zu erfüllen hatte, ohne daß jemals eine Spur von persönlicher Berechnung oder von ungeduldigem Verlangen nach Beförderung bei ihm zu finden war. Diese Religion der Pflicht, der Reinhard sein ganzes Leben lang treu war, bestand in einer gewissenhaften Unterordnung unter die Weisungen und Befehle seiner Vorgesetzten, in einer unablässigen Wachsamkeit, die, mit großem Scharfsinn verbunden, sie niemals in Unwissenheit ließ über das was zu wissen wichtig war; in einer strengen Wahrhaftigkeit in allen seinen Berichten, ob sie angenehm waren oder mißfallen mußten; in einer unerschütterlichen Verschwiegenheit, in einer Regelmäßigkeit der Lebensführung, die Achtung und Vertrauen erweckte, in einer schicklichen Repräsentation, endlich in einer beständigen Sorgfalt, den Handlungen seiner Regierung die Farbe und die Erläuterungen zu geben, die jedesmal das Interesse der zu behandelnden Angelegenheit erforderte .....

Es ist viel, sehr viel Lob in diesem Urteile, und Talleyrand war sicher über die geschäftlichen Leistungen Reinhards ein zuständiger Richter. Auch die Art, wie er Reinhards Befähigung abgrenzt und einschränkt, wird man zutreffend finden. Die „Religion der Pflicht" ist ein gut gewähltes Wort. Gleichwohl ist, neben den ungemessenen Lobsprüchen eine gewisse Absicht, Reinhard herunter zu drücken, in der Rede unverkennbar. Wie Talleyrand als Minister

wiederholt Reinhard in einer Weise behandelt hatte, die dieser als unverdiente Zurücksetzung empfand, wie er ihn in Posten zweiten Rangs, in konsularische Posten zu drängen versuchte und wirklich drängte, so scheinen jetzt in seinem Gesamturteil die gleichen Beweggründe durch. Er rückt den Mitarbeiter in die zweite Linie, um auf dessen Folie das Ideal des Staatsmanns ersten Ranges zu zeichnen, und wen er unter dem vollendeten Staatsmann ersten Ranges meinte, darüber waren seine Zuhörer nicht im Unklaren. Schon jene auffällige Behauptung, daß das theologische Seminar eine besonders günstige Vorschule für die Diplomatie sei, war eigentlich auf den Redner selber gemünzt, noch mehr die Stelle, wo er die für einen leitenden Minister notwendigen Bedingungen aufzählt. Kunstvoll hatte er in dieser seiner letzten Rede vor der Öffentlichkeit das Bild seiner eigenen staatsmännischen Größe und Überlegenheit aufgestellt. So wurde die Rede auch verstanden. Talleyrand hatte sich die Gelegenheit ersehen, mit einem theatralischen Akte von der öffentlichen Bühne abzutreten, und die Absicht gelang ihm vollkommen. Als er geschlossen hatte, brach ein Beifallsturm ohnegleichen aus. Die Bewunderung machte sich in lauten Ausrufen Luft. Wir Deutsche aber glauben aus diesem betäubenden Lärm noch ein anderes herauszuhören: in diesen Enthusiasmus mischte sich etwas wie fränkische Überhebung über den gutmütigen, selbstlosen Deutschen, der sein Leben so hingebend dem fremden Volke geweiht hatte. . . . Reinhards deutsche Verehrer schüttelten zu Talleyrands Rede den Kopf. Sie hätten dem Verewigten gerne einen reineren Panegyriker gewünscht. Zwar können die Freunde, schrieb Reinhold an Wessenberg, zufrieden mit dem Zeugnisse sein, das der durch Stellung und Verhältnisse allerdings berufene Redner über Reinhards Verdienste ausgesprochen. Dennoch sei sie ungenügend, erhebe sich nicht ganz zu ihrem Gegenstand, ja streife zum Teil ans Alberne und lasse jedenfalls den Wunsch nach einem würdigeren Denkmal des Freundes zurück.

Eine letzte Gedenkrede wurde in der Pairskammer am 24. Mai gehalten, und zwar von Bignon, dem diplomatischen Kollegen, der im Jahre 1797 unter Talleyrand in das auswärtige Ministerium eingetreten war und zwei Jahre später, als er vom Posten eines Gesandtschaftssekretärs aus Mailand zurückkehrte, bei dem damaligen Minister Reinhard ein Wohlwollen gefunden hatte, das er seitdem nie vergaß. Seine Rede entwarf eine Skizze von Reinhards politischer Laufbahn. Er nannte ihn ein Geschenk Tübingens, „das uns gleichzeitig Cuvier gab", erinnerte an die Zeit in Bordeaux, da Reinhard ein Genosse der Hoffnungen und Täuschungen eines Ducos, Vergniaud,

Guadet war, rühmte seine Selbstlosigkeit, seine Bereitwilligkeit auch in untergeordneten Stellungen zu dienen — „kein Amt schien ihm seiner unwürdig, wenn er nur die Möglichkeit sah, darin nützlich zu sein," rühmte den ehrenhaften Mut, den er in der Rumboldischen Sache bewies, schilderte die Schwierigkeiten, die der Gesandte am deutschen Bund zu überwinden hatte, und die er mit Klugheit und Takt, ohne Erniedrigung und ohne Ungeduld zu überwinden verstand, wobei die Eigenschaften des Menschen und seine persönlichen Verbindungen dem Diplomaten wirksam zu Hilfe kamen. Noch einen Punkt hob der Redner hervor: die beharrliche Treue, mit der Reinhard unter allem Wechsel der Regierungen in Frankreich gedient hat. „Die großen Umwälzungen haben die öffentlichen Männer auf schwere Proben gestellt. Doch unter allen Staatsmännern sind es die diplomatischen Vertreter, deren Gewissen am wenigsten unter diesen Wandlungen zu leiden hat. Sie haben den Vorteil, auch unter dem Wechsel der Machthaber ihren Dienst fortsetzen zu können, Dank der Beständigkeit der auswärtigen Interessen, die fortdauert bei allem Wechsel. Das nationale Interesse bleibt unverändert dasselbe. Dank diesem Vorrecht der diplomatischen Beamten konnte Reinhard, der übrigens in den hundert Tagen keine Dienste genommen hatte, sich schmeicheln, sich niemals in Widerspruch mit sich selbst gesetzt zu haben." Der Redner erinnerte noch an die erlauchten Freundschaften, die er genossen, Schiller und Goethe voran, und schloß mit dem Zeugnis der allgemeinen Achtung, das die fleckenlose Reinheit seines Charakters erworben.

So ehrte das offizielle Frankreich den geborenen Deutschen. In der alten Heimat wurde nach dem Tode da und dort eine befreundete Stimme laut, doch auch diese ließen erkennen, daß er ein Fremder geworden, dem Gesichtskreis unseres Volkes bereits ziemlich entrückt war. Ein kurzer Nachruf wurde ihm in der Schwäbischen Chronik, der Zeitung seiner alten Heimat, gewidmet. Wie aber die nächstverbundenen Freunde von der Todesnachricht berührt wurden, das ersehen wir aus den Briefen J. G. Reinholds an Wessenberg:

Hamburg 15. Januar. Seitdem wir zuletzt von einander gehört, verehrtester Freund, hat uns beide, Sie und mich, ein schwerer Schlag, ein unersetzlicher Verlust getroffen durch das Hinscheiden unseres gemeinschaftlichen vortrefflichen Freundes. Auf welche Weise mögen Sie die Trauerkunde erhalten haben? Mich, fern davon, ihrer gewärtig zu sein, überraschte sie im Journal des Débats, das ich jeden Morgen empfange, und Tags darauf las ich im Moniteur vom 29. Dez. die Reden von Bassano und Berenger. Etwa zugleich traf ein Brief von der Freundin der Gräfin an Herrn Reuchlin ein. Diese meldete, der Graf sei nur sechs Tage krank gewesen; er sei an einer nicht gehörig zum Ausbruch gekommenen Gesichtsrose gestorben.

Sein Sohn habe sich noch in Paris befunden; auch der Gräfin Bruder Sigismund sei anwesend gewesen. Gelitten habe der Heimgegangene nicht viel; sein Tod sei sanft gewesen. Sein Andenken wird Ihnen und mir gewiß unauslöschlich sein, und zu unserem schönsten Troste darf dienen, daß es ein solches ist, das wir nicht weniger zu verehren als zu lieben haben. Viele seiner Freunde sind ihm in das Land des Friedens vorangegangen; unter den noch vorhandenen gehörten wir beide gewiß zu den treuesten und ihm wertesten. Handschriftliches von Umfang wird man unter den nachgelassenen Papieren vermutlich nicht finden. Unser Freund war vielfach aufgefordert worden, wenigstens Denkwürdigkeiten zu schreiben, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Reiche Materialien werden jedoch dazu vorhanden sein, u. a. die Korrespondenz, welche seine erste Frau unausgesetzt mit ihrer Mutter führte, und worin sie sich über alle Zeitereignisse freimütig aussprach. Zu bedauern ist, daß der Freund so früh von den Musen Abschied nahm: ein ausgezeichneter Dichter ist in ihm untergegangen. Sein Denkmal wird sein ganzes Leben, seine diplomatische Laufbahn sein, auf welcher er ruhmvoll und musterhaft von Anfang bis zu Ende fortgeschritten ist. In einer Geschichte der französischen Diplomatie würde er als ein Meteor erscheinen. Bei seinen Lebzeiten ist er schon von allen die von ihm wußten, als ein solches anerkannt worden, und dazu kann man Richter wie Napoleon und Talleyrand zählen.

Und am 21. Februar, nachdem er von Wessenberg einen die gleichen Gefühle ausdrückenden Brief erhalten, schreibt Reinhold dem Konstanzer Freund zurück: „Wir haben den Wert des Verewigten in gleichem Maße gefühlt, ihm gleiche Anerkennung gezollt; gleich mußte daher unsere Empfindung sein, als er dieser Welt und uns entrissen wurde, und gleiche Verehrung wird hinfüro seinem Andenken und seinem Bilde von uns geweiht: seinem Bilde, das unseren leiblichen Augen nun nicht mehr erreichbar ist, dafür aber unserem geistigen desto verklärter erscheint." Zur Antwort empfing Reinhold folgendes von Wessenberg dem Freunde gewidmete Sonett:

Graf Reinhard.

(† am 25. Dezember 1837.)

Beim Abschiedsgruß des alten Jahrs vom neuen
Schickt' ich den Glückwunsch für den Freund, den fernen,
Am Hausaltar herzinnig zu den Sternen:
Mit Blumen möcht' es ihm den Pfad bestreuen!

Da trat, mich setzend zwischen Leid und Freuen
Sein Bild vor mich, als käm' es von den Sternen:
So leuchtete sein Blick vom Glanz der Fernen,
Der Himmlisches dem Lächeln schien zu leihen.

Auch war sein Laut nicht der von Erdensöhnen.
„Hold ist ein neues Jahr mir aufgegangen!"
So sprach's mit leisen, doch melodischen Tönen.

„Im Land des Lichts von Liebenden empfangen,
Labt mich des Guten Frucht im Strahl des Schönen.
O Wonne, werd' ich hier auch dich umfangen!"

In der Öffentlichkeit ließ sich von den Freunden zuerst der Freiherr Hans v. Gagern vernehmen, der in der Allgemeinen Zeitung (1838, 28. u. 29. April) Mitteilungen über seine persönlichen Beziehungen zum Grafen gab. In der Minerva (1838, Mai und Juni) veröffentlichte Harnier Erinnerungen an den Freund, die besonders der Kasseler Zeit galten, aber durch Mitteilungen aus dem Briefwechsel auch sonst biographisch wichtige Angaben enthielten. Im Jahre 1846 veröffentlichte Guhrauer, der schon im Freihafen (1838, 3. Heft) und im Panorama d'Allemagne (1839) kurze Notizen über Reinhard gegeben hatte, im Histor. Taschenbuch (N. F. VII) die Lebensskizze, für die ihm, außer der mündlichen Mitteilungen im Hause des Grafen, auch Einblicke in dessen Papiere und Aufzeichnungen verstattet worden waren. Und in den Blättern für litterarische Unterhaltung (1847, Nro. 79) trat eben derselbe nachdrücklich für Reinhards Andenken ein gegenüber einem ehrenrührigen Artikel der Biographie universelle, der vom Geist eines unduldsamen Obskurantismus eingegeben war und zugleich die gröbsten Irrtümer über Reinhards Leben enthielt.

Der Kanzler Müller schrieb, wie schon erwähnt, im Dezember 1847 eine Vorrede zum Goethe-Reinhard'schen Briefwechsel, die aber unveröffentlicht blieb. Er giebt darin einen Lebensabriß, worin wenigstens die Hauptstationen in Reinhards Laufbahn bezeichnet sind, mit besonderem Verweilen bei der in Karlsbad mit Goethe geknüpften Freundschaft und bei der Frankfurter Periode, während deren Müller selbst in ein näheres und vertrautes Verhältnis mit Reinhard kam, das ihn befähigte, in die Lebensskizze zugleich einen Versuch über Reinhards Persönlichkeit und Charakter, wie sie in diesen späteren Tagen sich darstellten, einzuflechten. Zwei Eigentümlichkeiten, so urteilte der Kanzler, treten in Reinhards Leben auffallend hervor: der fortwährende Widerstreit seines angeborenen Naturells mit den Lagen und Verhältnissen, in die ihn das Schicksal versetzte, und dann der jedesmalige Obsieg seines Charakters über sein Schicksal. Durch sein ganzes Leben zieht sich eine echt deutsche Sinnesweise. Ein Hang zu ernstem Nachdenken und eine gewisse melancholische Stimmung hielten seinem lebhaften und aufgeweckten Geiste stets das Gleichgewicht. Er schien ganz zu einem gemütlichen Stillleben und zu behaglicher Beschaulichkeit geboren und sein Lebensgang führte ihn in die aufgeregtesten und stürmischsten Weltverhältnisse. Wenn Reinhard so viele

politische Stürme glücklich überstand, im fortwährenden Wechsel so vieler Machthaber, wiewohl zuweilen durch ihre Ungunst mehr oder weniger gebeugt, doch immer ehrenvoll aufrecht blieb, so verdankte er dies außer seiner großen Tüchtigkeit in Geschäften, hauptsächlich der Festigkeit seines Charakters. Er blieb in jeder Lebenslage unter allem Wechsel der politischen Konstellationen immerfort derselbe, „aus Einem Stücke", wie er selbst einmal an Goethe schreibt, regelrecht, pflichtgetreu, ohne Anmaßung, Feind jeder Intrigue. Jener unruhige Ehrgeiz, der sich auf Kosten anderer zu erhöhen trachtet, jede Sucht nach glänzenderen Stellen war ihm durchaus fremd, nur in der strengsten Pflichterfüllung suchte er seinen Ruhm. Und so bewährt sich auch an Reinhard jenes große Wort Goethes:

Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

Wohl konnte diese Treue der Gesinnung mitunter an Starrheit grenzen; unfähig, sich vor Höheren viel zu bücken und mit Geschmeidigkeit auf ihre Ansprüche und Forderungen einzugehen, hat er dies nicht selten auch da verschmäht, wo es ohne alle Verletzung seiner inneren Würde geschehen konnte. Streng gegen sich selbst in Beobachtung aller Rücksichten, die seine öffentliche Stellung gebot, verlangte er auch von anderen dieselbe Strenge und war leicht verletzlich, wenn sie es daran mangeln zu lassen schienen. Ja, es beschlich ihn dann bei einer jeden solchen scheinbaren Vernachlässigung ein augenblickliches Mißtrauen, als ob man seinen Charakter absichtlich mißkenne und zu verdächtigen suche. In solcher Stimmung schuf er sich zuweilen die bittersten Stunden, weil seine reine Seele es nicht zu ertragen vermochte, sich von Männern, auf deren Urteil er Gewicht legte, verkannt zu wissen. Nur erst, wenn das Mißverständnis sich löste, atmete er wieder frei und beruhigt. Hätte der treffliche Mann sich völlig überzeugen wollen, wie innig er von allen, die ihn näher kannten, geachtet und geliebt sei, wie viel reicher an Selbstgenuß wäre sein Leben gewesen! — Niemand wußte die herzliche Hingebung treuer Freunde höher zu schätzen, niemand sie inniger zu erwidern, als er. In solchen Momenten trat die tiefe Gemütlichkeit seines Wesens herzgewinnend hervor, eine sanfte Heiterkeit belebte sein Auge und es war, als ob alle Schleier plötzlich sänken, die ihm die Außenwelt jemals verdüstert hatten. Feind jedes Unrechts, wie jeder Gewaltthätigkeit, verletzte es ihn aufs tiefste, wenn es ihm nicht möglich wurde, sie in seiner Sphäre abzuwehren, wenigstens zu mildern; überaus glücklich hingegen fühlte er sich, so oft er es vermochte. Dies war besonders der Fall, wenn es ihm während

seiner Gesandtschaft in Kassel gelang, Gefahren und bedrohliche Maßregeln von den Hansestädten, wie von andern deutschen Staaten oder von einzelnen Individuen abzulenken, zu denen arglistige Einflüsterungen den Kaiser Napoleon nicht selten verleiten wollten. — Und so schließt denn der Kanzler die Charakteristik mit der Erinnerung an das, was Reinhard für Villers gethan, den er aus den Händen Davousts rettete, und für jene Kasseler Notabeln, die sein energisches Einschreiten im Oktober 1813 dem französischen Kriegsgericht entriß.

So der Kanzler Müller, in dessen Stimme man zugleich einen Nachklang von Goethes Wertschätzung des in Karlsbad gewonnenen Freundes vernimmt.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Zur Charakteristik Reinhards.

Ich hätte diese Biographie in drei Bücher teilen können. Von dem Punkte an, wo Reinhard das Elternhaus und das Vaterland verläßt, gliedert sich sein Leben in drei Abschnitte: unter dem Banne der Revolution, unter Konsulat und Kaiserreich, nach der Restauration. Jeder dieser Abschnitte hat seine besondere seelische Färbung. Vorsätze und Hoffnungen charakterisieren den ersten, den zweiten füllen Enttäuschungen aus und Selbstvorwürfe, das Ende ist Resignation. So bildet sich unter dem Einflusse der Weltereignisse zugleich sein äußeres und sein inneres Schicksal. Eben darin liegt die Einheit dieses Lebens, seine innere Logik.

Es beginnt in der Enge eines schwäbischen Pfarrhauses und endet mit den Ehren, die im fremden Lande dem Pair mit der Grafenkrone, dem gewesenen Minister und Diplomaten erwiesen worden sind. Eine Laune des Geschickes, die ohne Beispiel ist. Der blinde Zufall scheint über diesem Leben gewaltet zu haben. Von den Bizarrerien seiner Laufbahn pflegte Reinhard selber zu reden, er empfand es, daß er umhergeworfen sei vom äußeren und inneren Schicksal. Aber er hat wieder in anderen Stunden des rückblickenden Alters dankbar die Führung erkannt, die ihn alle Stürme der Revolution unversehrt überdauern und von Station zu Station, wenn auch nicht immer in aufsteigender Linie, doch zuletzt zu einem erwünschten Ausgang gelangen ließ. Unter welchen inneren Bedrängnissen er diese Stürme überdauerte, das vermögen wir nur zu ahnen, selten mit untrüglichen Zeugnissen zu belegen. Uns müssen genügen die andeutenden Bekenntnisse und vereinzelten Seufzer, die er den Briefen an seine Freunde anvertraute, und dann die Aussagen dieser Freunde selbst, die aus verschiedenen Epochen seines Lebens die krankhafte Verdüsterung seines Gemütes bezeugen, gegen die oft aller tröstende Zuspruch nichts vermochte. Spuren dieses Trübsinns konnten wir schon in den dichterischen Bekenntnissen des Jünglings wahrnehmen und sie ziehen sich

bis in die letzten Jahre des zur Ruhe gesetzten Staatsmanns, aber sie treten mit größter Stärke in solchen Abschnitten seiner Laufbahn auf, wo ihm die Täuschung standhaft festgehaltener Ideale schmerzlicher sich aufdrängte oder die äußeren Pflichtverhältnisse, in die er sich gestellt sah, ihn in einen schwer zu lösenden Widerstreit mit sich selbst brachten. Es sind Wahngebilde, die ihn drücken, Gespenster, von denen er sich verfolgt sieht, aber uns scheint, sie erwachsen aus einem dunkeln Gefühl der Schuld, in die ihn sein Beruf verstrickt. Das ist es doch wohl, wenn er nach eigenem Geständnis sich wehrlos fühlt und erklärt gegen Anfeindungen, die er erleidet. Wiederholt deutet er auf ein letztes Geheimnis seiner Seele, das er auch vor den ihm Nächststehenden in sich verbirgt.

Die Freunde suchten ihm solche schwarze, selbstquälerische Gedanken auszureden, und G. Poel, der aus der Hamburger Überlieferung schöpfte, dessen Vater zu den nächsten Freunden Reinhards in der Hansestadt gehörte, giebt ihm das Zeugnis: „In Privatverhältnissen gewissenhaft, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, dürfte es als eine glückliche Fügung erscheinen, daß er das klippenreiche Meer des öffentlichen Lebens ohne Verletzung von Wahrheit und Ehre zu durchschiffen vermochte, wie es denn auch sein Ruhm bleibt, daß im Kampf mit Menschen und Schicksal Wohlwollen und teilnehmende Gesinnung ihm nicht verloren gegangen sind.“ Auch aus seinen Selbstgeständnissen lesen wir heraus, daß er freie Augenblicke hatte, in denen er sich bewußt war, sich selbst inmitten des Wechsels der Dinge behauptet und sein besseres Ich aus den mannigfachen Anfechtungen zwischen Pflicht und Neigung siegreich gerettet zu haben. Und dieser, wenn auch nicht ohne Schwankungen festgehaltene Einklang zwischen äußerem Schicksal und freiem Selbstbewußtsein ist es, was seine Freunde meinten, wenn sie ihm vor allem das nachrühmen zu dürfen glaubten, daß er ein Charakter gewesen sei. In diesem Sinne hat nicht der Zufall sein Leben bestimmt, sondern es bildet eine Verkettung, in der Anfang und Ende mit dem Anschein der Notwendigkeit wunderbar sich zusammenschließt. Wie schon die den Jüngling beherrschenden Ideen und Neigungen auf die künftige Wirksamkeit des Mannes vorausdeuten, so hat auch der Greis niemals verleugnet, was ihm einst den Busen füllte. Nichts in seiner Vergangenheit hat er heuchlerisch zu bemänteln gesucht, weder den Idealismus des jugendlichen Schwarmgeists, noch die Dienste, die er dem Direktorium und dem unerbittlichen Cäsar geleistet hatte. Er sagte sich wohl, daß er durch manche Wandlung gegangen sei, „doch stets auf der Lichtseite“, stets als ein Anhänger der Aufklärung, des Fortschritts, der Freiheit. Noch

zuletzt, als er unter der Restauration zu den Liberalen hielt, konnte er sich sagen, daß er der Revolution, deren Anfänge er so stürmisch umfaßte, niemals ungetreu geworden sei. Denn der bleibende Niederschlag der großen Umwälzung schien eben das liberale System, das von Frankreich aus ebenso unwiderstehlich die Welt ergriff, als es die Grundsätze von 1789 gethan hatten.

Reinhard ist ein ganzer Franzose geworden und dabei zeitlebens ein Deutscher geblieben — darin nimmt er eine einzige Stellung unter den Zeitgenossen ein. Nicht wenige Deutsche sind von der Bewegung, die das französische Volk aufwühlte, mit ergriffen und in ihren Strudel hineingezogen worden; aber keiner hat sich dem fremden Volk so ganz zu eigen gegeben, an seinen Dienst die eigene Zukunft geknüpft, keiner so erfolgreich und vom Glück getragen ein langes Leben mit nützlicher Thätigkeit für das erwählte Vaterland ausgefüllt. Doch das ist nur die eine Seite seines Lebens. Inmitten dieses aufopfernden Dienstes blieb es ihm Bedürfnis, den geistigen Zusammenhang mit dem alten Vaterlande zu bewahren, hier war er durch sein protestantisches Bewußtsein festgewurzelt, in Deutschland besaß er die Freunde seines Herzens, und eben diese bezeugen es, daß der französische Diplomat ein unverwüstlich deutsches Gemüt sich bewahrte. Weil es ihm Bedürfnis war, mit Deutschen zu leben und deutsche Luft zu atmen, scheute er sich nicht, mit Vorliebe solche Stellungen zu bekleiden, die ihn wieder in die alte Heimat führten und die ebendamit die Selbständigkeit seines Charakters auf die stärkste Probe stellten. Wie er diese Prüfungen bestand, wie es ihm gelang, jenem Doppelschwure von Bordeaux treu zu bleiben, das ist der eigentliche Reiz, den die Betrachtung dieses Lebens darbietet.

Und damit beantwortet sich auch die Frage, ob es an den Franzosen war oder an den Deutschen, seine Biographie zu schreiben. Mit dreißig Jahren hat er sich dem Vaterland seiner Wahl angelobt, von da an ist sein ganzes Leben dem französischen Staat gewidmet, französische Ämter hat er bekleidet, durch die Wandlungen in Frankreich sind durchaus seine Geschicke bestimmt, in seiner politischen Denkweise und Thätigkeit ist er ganz als Franzose zu beurteilen, seine Stelle scheint ihm innerhalb der französischen Geschichte angewiesen. Doch von dieser Seite betrachtet, hat sein Leben nichts außerordentliches, nichts was ihn aus der Menge brauchbarer Arbeitskräfte heraushöbe. Un honnête homme d'une capacité ordinaire, so hat ihn Napoleon auf St. Helena charakterisiert und damit das französische Urteil über ihn ausgesprochen. Er wäre im Dunkel geblieben ohne die Gedenkrede Talleyrands, — so urteilt einer seiner französischen Biographen, freilich derselbe, der vom

Goethe-Reinhard-Briefwechsel geurteilt hat, daß er nichts Bemerkenswertes enthalte.*) Von dieser Seite betrachtet, ist Reinhard nichts gewesen als ein Beamter, der stets seine Pflicht gethan, der zahlreiche und schwierige Posten zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten ausgefüllt hat. An kein wichtiges Ereignis ist sein Name geknüpft, nirgends erscheint er im Vordergrunde, seine Thätigkeit ist in den diplomatischen Archiven begraben, die Geschichte des Zeitraums läßt sich schreiben, ohne daß sein Name genannt wird. Keiner von den glänzenden Essayisten Frankreichs hat es der Mühe wert gefunden, sein Porträt zu entwerfen; er wäre in seinem Adoptivvaterland so gut wie vergessen, wenn nicht im auswärtigen Ministerium eine dankbare Überlieferung das Gedächtnis des ausgezeichneten Beamten festhielte.

Erst von der deutschen Seite betrachtet, ist Reinhard dazu angethan, ein tieferes Interesse einzuflößen. Wichtiger als der französische Staatsdiener ist uns der mit der weltbürgerlichen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts erfüllte Deutsche, der vom Schauspiel der großen Umwälzung aufs leidenschaftlichste ergriffen, sie zugleich zum Gegenstand kaltblütigen Studiums macht, der vom beobachtenden Zuschauer plötzlich sich zum Mithandelnden gemacht sieht und der unbeirrt vom erschreckenden Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit ebenso zäh an den Grundsätzen festhält, als er seinen Idealismus dem Weltlauf anpassen lernt. Wichtiger als seine fleißig geschriebenen Gesandtschaftsberichte ist uns der Mann selbst mit seiner Anlage und erworbenen Bildung, mit seinem geistigen Aneignungsvermögen, mit seinen gemütlichen Bedürfnissen. Reinhard hat ein zweites inneres Leben geführt, das ihm selbst, einer Äußerung gegen Wessenberg zufolge, bemerkenswerter erschien, als sein äußeres Geschick. Und dieses innere Leben, das er führt, ist seine Mitgift aus der Heimat, deren er sich nicht entäußern kann noch will. Daß er, obwohl Franzose geworden, dennoch zeitlebens nach der deutschen Seite herüber hängt, giebt ihm den Reiz, der an allen zwiespältigen Erscheinungen haftet.

Vom „biederen, zärtlichen Vikar“ zum französischen Diplomaten ist ein Abstand, der kaum einen Zusammenhang erkennen läßt. Dennoch sind die Jugendeindrücke tief bei ihm haften geblieben, an Heimat und Familie behielt er eine starke Anhänglichkeit, die an der Rems und am Neckar geknüpften Freundschaften sind durchs ganze Leben von ihm gepflegt worden, und der deutschen Muse hat er, auch nachdem er aufgehört, regelmäßig die schwäbischen Blumenlesen zu bereichern, keineswegs ganz den Rücken gekehrt: er verzichtete

*) Nouvelle biographie générale, Bd. 41. (Anonym.)

darauf, ein Dichter zu sein, aber er hat das Dichten nicht lassen können; sei es, daß er politischen Gedanken und Erfahrungen, die ihn bewegten, ein poetisches Gewand verlieh, sei es, daß gemütliche Bezüge oder häusliche Ereignisse den in fremde Länder und wunderbare Schicksale Verschlagenen veranlaßten, wieder in die Saiten zu greifen. Er übte dann die Kunst, wie er sie in jungen Jahren getrieben: mitten im Reifeprozeß hatte er die Laufbahn des Dichters abgebrochen, und so ist er in seinen späteren Gelegenheitsstücken nicht über die damals erreichte Stufe hinausgestiegen.

Doch, wenn er als deutscher Dichter einen bescheidenen Platz einnimmt, durch lebendigen Anteil und durch seine persönlichen Verbindungen ist er immer im Zusammenhang mit der deutschen Litteratur geblieben, und die stark schwäbische Art, die ihm anhing, verhinderte nicht, daß er auch in anderen litterarischen Kreisen Deutschlands gewissermaßen einheimisch wurde. Mit Hamburg ist er durch seine Familienbeziehungen dauernd verbunden geblieben. Wie in der Jugend mit den Schweizer Gelehrtenkreisen, so hat er sich später durch den Verkehr mit Sulpiz Boisserée und Friedrich Schlegel mit den Romantikern berührt, und vor allem ist er durch die in seinem Leben epochemachende Freundschaft mit Goethe in einem höheren Sinne Deutschland wieder geschenkt worden, so daß er, der Heimatlose, zuletzt mit Stolz sich sagte, daß Weimar seine eigentliche Heimat sei. Wo immer er auf deutschen Posten verwendet wurde, überall gewann er sich Freunde fürs Leben, unter seinen Amtsgenossen und unter Männern der Wissenschaft und der Litteratur, wie er denn selbst neben seinem Berufe die mannigfaltigsten Interessen gepflegt hat: Philosophie und Kirchenwesen, Farbenlehre, Geologie und Astronomie. Mit seinen deutschen Freunden, mit Goethe und dem Kanzler Müller, mit Gagern und Wessenberg fortzuleben war ihm Herzensbedürfnis, und in den an sie gerichteten Briefen stellt sich uns, wenn irgendwo, sein wahres Wesen dar. Er hat niemals eine Beichte recht aus dem Vollen abgelegt, aber doch enthalten diese Briefe unwillkürliche Bekenntnisse, und wir gewinnen aus ihnen wenigstens vereinzelte Einblicke in die Bedrängnisse, die die Amtsthätigkeit je und je schuf, in die inneren Kämpfe, die ihn bewegten, in den Zwiespalt des Deutschfranzosen, der niemals sich völlig geschlossen hat.

Noch ein anderer Zwiespalt zieht sich durch dieses Leben. Von dem Tausch des Vaterlandes ganz abgesehen, kann man die Frage aufwerfen, ob er im Berufe des Staatsmannes seine Befriedigung hat finden können. Ist er ein geborener Diplomat gewesen? Schon bei seinem Eintritt in den französischen Dienst hat davon die Rede sein müssen; jetzt da sein Leben ab-

geschlossen vor uns liegt, wird man auf die Frage mit Ja und mit Nein antworten müssen. Ihn selbst, den Rousseauschwärmer und Anhänger Schlözers, hat ein dunkler Drang zum Beruf im Staatsleben hingeführt, er hat mit Eifer diesen Beruf ausgeübt und festgehalten, und auch dann noch fast mit Eigensinn festgehalten, als er, in hohen Jahren, mit allen Ehren den Rücktritt ins Privatleben wählen konnte, ja nach der Ansicht seiner Freunde wählen mußte. Es ist doch ein gutes Teil Ehrgeiz in ihm gewesen, so wenig er es selbst Wort haben wollte; ein Ehrgeiz, der allerdings nicht darauf gerichtet war, äußerlich zu gelten und hervorzuglänzen. Wenn er immer höher stieg, so geschah es, wie Gagern von ihm sagte, „nicht mit Schmeicheleien und Täuschungen, nicht mit dem, was die Welt Gewandtheit und die Franzosen don de parler und amabilité nennen, kurz nicht mit dem Schimmer der Persönlichkeit". Sein Äußeres, seine Umgangsformen hatten nichts gewinnendes oder bestechendes; wir wissen daß eher das Gegenteil der Fall war. Selbst die französische Sprache hat er nicht mit voller Sicherheit beherrscht; wenigstens nicht in der Rede. Allen Franzosen fiel seine langsame und schwerfällige Art zu reden auf, die übrigens dieselbe war, wenn er deutsch sprach, so daß sein kasseler Freund Harnier sie auf eine eigentümliche Unvollkommenheit des Sprachorgans, eine etwas schwere Zunge zurückführte, während sie zusamt seinem ungelenken Wesen überhaupt vielleicht nur als Erbteil aus seiner schwäbischen Heimat und als Nachwirkung der Klostererziehung anzusehen ist. Wenn er trotz allem dem in einer Laufbahn Erfolg hatte, in der die äußeren Gaben der Persönlichkeit nicht gleichgiltig sind, so war es durch seine gediegene Arbeit, die Fülle seiner Kenntnisse, seine Fähigkeit der Beobachtung und Darstellung, und daß er durch diese Art der Begabung gerade zum diplomatischen Geschäft sich ausgezeichnet eignete, daß namentlich seine schriftlichen Berichte „neben der Fähigkeit, auf fremde Gesichtspunkte einzugehen, durch Eleganz wie Vollkommenheit der Sprache, ihre Klarheit, die Bestimmtheit des Ausdrucks, die Feinheit der Wendungen und eine sich darin kundgebende bewunderungswürdige Gabe, das Entscheidende hervorzuheben, sich dergestalt auszeichneten, daß die von ihm herrührenden diplomatischen Mitteilungen angehenden jungen Diplomaten als Muster der Nachahmung empfohlen zu werden pflegten", dafür brauchen nicht noch einmal die zahlreichen Zeugnisse angeführt zu werden, die wir bereits kennen. Diese Zeugnisse rühren von Freunden und Kollegen, rühren von seinen hohen und höchsten Auftraggebern her; aber wenn sie auch fehlten, wäre allein die Thatsache entscheidend, daß seine Dienste von allen Regierungen ohne Ausnahme, von der Revolution,

vom Kaisertum, von den Bourbonen und vom Bürgerkönig begehrt wurden — ihnen allen galt er als unentbehrliche Arbeitskraft. Und dennoch lag in seiner innersten Natur etwas, das diesem Beruf widerstrebte. Man hat damals mehr als heute List, Verschlagenheit, Verschleierung der Absichten und Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel für Erfordernisse eines erfolgreichen Diplomaten gehalten. Reinhard brachte zur Ausübung der realistischsten aller Künste eine Gutherzigkeit und Humanität, eine Geradheit und Uneigennützigkeit mit, die ihm von keiner Seite haben abgestritten werden können. Doch das ist es nicht allein. Es lag in seiner Natur überhaupt eine gewisse Scheu vor dem öffentlichen Wesen, die Neigung zu einem zurückgezogenen Leben, das sich am liebsten sich selbst, der Familie, der Pflege geistiger Bedürfnisse gewidmet hätte. Ein Rousseauschüler konnte entweder ein leidenschaftliches Interesse an der Umwälzung von Staat und Gesellschaft nehmen oder den Vorsatz fassen, sich aus der verbildeten Welt ganz auf sich selbst zurückzuziehen. Bei Reinhard war beides der Fall. Wie er als Jüngling für den fantastischen Auszug nach Otaheiti schwärmte, so hat er auch später, als seine politischen Ideale durch den Gang der Revolution erschüttert wurden, wiederholt mit dem Gedanken einer Flucht an den Ontariosee gespielt, um sich unter den Irokesen eine Hütte zu bauen. Ein horazisches Ulubrä zu finden, wo er im Genusse der Natur und in ländlicher Arbeit ein idyllisches Leben führen könnte, hat stets zu seinen innigsten Wünschen gehört. Er hat diesen Wunsch soweit erreicht als er seiner Natur gemäß war, nämlich so, daß er sich ein Tuskulum schuf, wo er wenigstens auf Wochen und Monate drückende Geschäfte vergessen und ganz sich selber angehören konnte. Auch in dieser Beziehung hat er ein Doppelleben geführt. Das eine gehörte der Pflicht des Berufs, das andere seinen Neigungen. So oft er konnte, eilte er nach Falkenlust oder nach seinem geliebten „Berge". Wenn er seine Depeschen geschrieben hatte, griff er nach den neuesten Erzeugnissen der Litteratur oder er pflegte seine wissenschaftlichen Liebhabereien, botanisierte mit den Kindern, trieb lateinisch mit ihnen und die Feder schrieb zuweilen statt eines Gesandtschaftsberichts eine deutsche Elegie oder ein Sonett. Wenn Reinhard mitten in den ersten Zuckungen des Revolutionsfiebers die sanften Reize eines nach der Seinestadt verschlagenen Schwabenmädchens pries, so haben seine Freunde auch an dem späteren Diplomaten jene schwäbische Gemütlichkeit gefunden, die ihn niemals ganz zum Franzosen werden ließ, die aber freilich nur selten die Rinde diplomatisch steifer Gewöhnung durchbrach, denn sein reiches Gemütsleben bildete, wie Poel bezeugt, „einen eigentümlichen Kontrast

mit der großen Zurückhaltung im persönlichen Verkehr, die durch die Erfahrungen eines sturmbewegten Lebens ihm dergestalt zur Gewohnheit geworden war, daß er auch wohl Nahestehenden mit einem Anschein von Starrheit begegnen konnte, der vielleicht gerade dann mehr als sonst in umgekehrtem Verhältnis zu der Wärme seines Gefühls stand."

Es läßt sich nicht verkennen, daß die Mitgift dieses Gefühlslebens auch seiner Physiognomie als Staatsmann mitunter eine befremdliche Beimischung giebt. Wenn er, der soeben zum Basler Vertrag mitgewirkt hat, mit Enthusiasmus Kants Abhandlung vom ewigen Frieden begrüßt und des Glaubens ist, durch eine Übersetzung desselben eine heilsame Wirkung bei den Franzosen hervorbringen zu können, wenn er mit dem Gedanken umgeht, nach dem Tode Katharinas dem russischen Hof auf eigene Faust und durch einen Agenten wie Kerner einen allgemeinen Friedensplan vorzulegen, wenn er in Florenz eine Regierung nach Grundsätzen einrichten will und schmerzlich überrascht ist, daß das toskanische Volk die Wohlthaten eines mit fremden Bajonetten gebrachten Beglückungssystems zurückweist, oder wenn er in der Schweiz zwischen den sich tödlich hassenden feindlichen Brüdern den gutmütigen Mittelsmann spielen zu können vermeint, wenn er in Kassel die Aufpfropfung französischen Wesens auf den deutschen Stamm für ausführbar hält und — wie er an Goethe schreibt — gar nicht begreifen kann, warum die Verschmelzung beider Volksarten nicht gelingen will, wenn er noch seine Frankfurter Stellung mit dem guten Glauben antritt, künftig ohne Konflikte zugleich ein guter Franzose und ein guter Deutscher sein zu können, so sind dies Täuschungen gewesen, die an einem Mann des diplomatischen Geschäfts in der That befremden müssen; sie verraten eine Arglosigkeit, die, um ein von ihm gern im Mund geführtes Wort zu gebrauchen, „nicht von dieser Welt" war; es sind Züge, die dem Menschen mehr Ehre machen als dem Staatsmann. Er selbst hatte Augenblicke, da er fühlte, daß er überhaupt nur durch das Schicksal, wider seine Natur und Neigung ins politische Leben verschlagen sei. Man muß seinen Herrn und Meister Talleyrand daneben stellen — der war aus ganz anderem Holze geschnitzt.

Auch das gehört zu Reinhards Doppelnatur, daß er persönlich die finsteren Geister eines krankhaften Argwohns nicht zu bannen wußte, daß er aber politisch ein Optimist war und blieb. An die Sache, der er sein Leben geweiht hatte, behielt er einen unverwüstlichen Glauben. Vom Grafen Schlabrendorf wird gesagt, er verehrte die Revolution und verabscheute die Revolutionäre. So gab auch Reinhard die handelnden Personen alle Preis,

doch weder durch die Erfahrungen der Schreckenszeit noch durch die Raub- und Gewaltpolitik des Direktoriums ließ er sich in der Zuversicht beirren, daß zuletzt doch Freiheit, Tugend und Vernunft triumphieren, daß aus dem mit Enthusiasmus begonnenen Werk schließlich ein Gutes, ein besserer Zustand der Menschheit hervorgehen müsse. Nie war er um Gründe verlegen, seinen wankenden Optimismus wieder zu stützen. Allen Täuschungen zum Trotz hat er sich doch immer einen Rest der jugendlichen Begeisterung bewahrt und mit ihm hat er alle Wechselfälle des französischen Staatswesens überdauert, um zuletzt im parlamentarischen Verfassungsstaat und in der Aufhebung der Privilegien die wahren und dauernden Früchte der großen Umwälzung zu erkennen. Er ist bei jener Folge von Verfassungsstürzen niemals mitthätig gewesen, stets war er der Überraschte, aber stets hat er sich in den neuen Zustand zu finden gewußt und sich so, nach Goethes feinem Ausdruck „einer Folge von Generationen angeähnlicht", immer bereit, die neuen Pflichten zu übernehmen, immer bewußt, daß er der Sache Frankreichs, nicht der einer Partei oder einzelner Gebieter sich verschrieben hatte. Wie er schon in der Klosterschule in Verhältnissen, die er als unleidlichen Druck empfand, unweigerlich seine Pflicht that, so zieht sich diese mit strenger Pflichterfüllung verbundene Entsagung durch sein ganzes Leben. Ein fatalistischer Zug bestimmt seine Schritte und hat sich immer mehr bei ihm ausgebildet. Aus richtiger Selbstkenntnis ist das Wort gesprochen: „Immer hatt' ich ohne Calcul und wie instinktartig gehandelt: nicht ich hob mich, ich wurde gehoben." Man vermißt den starken Willen, der sich das Schicksal selbst schmiedet, der sich wider unbillige Zumutung auflehnt, ein auferlegtes Joch abschüttelt, der in entscheidenden Krisen mit der Vergangenheit bricht, mit raschem Entschluß den Knoten einer unleidlichen Lage durchhaut. Diese Art von Selbstbefreiung ist ihm fremd, und vielleicht ist auch darauf die tiefe Mißlaune zurückzuführen, an der er zeitlebens krankt. Vor Entscheidungen, in denen er eigene Verantwortung übernehmen soll, scheut er zurück; er hört wohl die innere Stimme, die ihn ruft, aber es versagt ihm die Kraft des Entschlusses, so damals, als er nach dem zweiten Hamburger Aufenthalt von Napoleon mit Ungnade entlassen dem öffentlichen Dienst entsagen will und doch wieder seine Zukunft vom Willen des Kaisers abhängig macht, und dann während der Restauration, wo ein starker Zug zur alten Heimat ihn ergreift, der Entschluß zur Rückkehr schon gefaßt ist und doch nach wiederholten Schwankungen wieder aufgegeben wird. Er fühlt sich im Bann eines Schicksals, gegen das er sich nicht aufbäumen kann, und macht es sich, wie er an Cotta schreibt, geradezu

zum Gesetz: „Je unwiderstehlicher der Strom der Begebenheiten die Menschen und ihre Pläne mit sich fortreißt, um so weniger werd' ich mir's erlauben, eigenmächtig den Gang meiner Bestimmung zu lenken." „Ein Bursch, den die Verhältnisse geschmeidig genug machen werden," diesen Eindruck hat er auf einen seiner Landsleute schon als Student gemacht.

Traumhaft hat er sich so seinem Geschick überlassen; als es ihn aber so wunderbar gelenkt, mehr als einmal dicht vor dem Abgrund gerettet und, wenn auch nicht ohne Demütigungen, zu immer glücklicheren Sternen geführt hatte, blickte er mit Rührung auf das Ganze zurück und erkannte das Walten einer gütigen Vorsehung an, die züchtigte und strafte, aber auch half und entschädigte und ihm alle die Güter dauernd wahrte, die in seinen Augen den Wert des Lebens machten: Arbeit, Anerkennung, häusliches Glück und den Besitz von Freunden, mit denen er sich aus den Widerwärtigkeiten der Zeit „in die Sphären des Gemüts" zurückziehen konnte. Die Anfälle von Trübsinn haben ihn zwar bis in seine letzten Jahre verfolgt, aber sie waren seltener geworden und konnten nur vorübergehend das Gleichgewicht der Seele stören, das ihm zuletzt der Gewinn aus inneren und äußeren Stürmen war. Zugleich mit dem stürmischen Weltteil hat sein Leben sich beruhigt. Mit dem Frieden, den Europa seit dem Sturze Napoleons genoß, haben auch die widerstreitenden Empfindungen, die ihm das Leben zerrissen, in die Entsagung eines geprüften, welterfahrenen Weisen sich aufgelöst. In seinen Schicksalen, in seinen Erfolgen, Ehren und verschwiegenen Bitterkeiten ist er das lehrreichste Beispiel von deutscher Treue für fremdes Volkstum.

Anmerkungen und Zusätze.

Zum 1. Abschnitt.

1. Die Familie schrieb sich Reinhardt; erst seit seinem Aufenthalt in Frankreich nahm Karl Friedrich den Namen Reinhard an; doch kommt diese Schreibung auch schon früher vor, so auf den lateinischen Dissertationen, die der Stiftler 1780 und 1783 mitverteidigte. Auch der Bruder Philipp Christian schrieb sich später Reinhard.

2. Dessen Vater, also Reinhards Urgroßvater, war Johann Christoph Reinhardt, Schuhmacher, Gerichtsverwandter und Stadthauptmann in Stuttgart. Über dessen mutige und patriotische Haltung in der Franzosenzeit 1693 s. J. Hartmann, Chronik der Stadt Stuttgart, S. 117.

3. Ein Brudersohn der Mutter war Franz Karl Hiemer, der Dichter von „Schön ist's unter freiem Himmel". Gödeke, Grundriß III, 173.

4. In dem Buch „Charlotte Diede. Herausgegeben von A. Piderit und O. Hartwig 1884" findet sich (Einleitung S. 56) die Angabe: „Graf Reinhard war von mütterlicher Seite ein Enkel des Herborner Professors Hildebrand" (Oheims von Charlotte Diede). Worauf diese grundlose Angabe beruht, habe ich nicht ermitteln können.

5. Über das Schmidsche Haus s. Reichlin-Melbegg, H. E. G. Paulus I, 77.

Zum 2. Abschnitt.

1. Schuhmann statt Schnurrer in dem Brief vom 1. Februar 1820 ist einer der Druckfehler, durch die der Goethe-Reinhardsche Briefwechsel entstellt ist.

2. (Seybold) Hartmann eine Klostergeschichte. 1778. S. 155.

3. Aus den Briefen Reinhards an seinen Bruder Philipp Christian möge hier noch einiges mitgeteilt sein:

Tübingen, 2. Juli 1781. Was du schreibst, Poesie als Studium behandeln, nur wenig drin thun, das versteh' ich nicht. Poesie ist nicht Studium, nicht μαθημα, sondern παθημα. Empfinde und stelle die Empfindung dar, und du bist Dichter. Aber dis kanst du nicht lernen, höchstens den Zuschnit des Gewands ... Ich habe auch mit gerechtem Unwillen von deinem Prälaten das Urteil gehört, man sol Klopstoks Oden ins Lateinische übersezen und man werde sehn, daß es leere Worte seien!! Mein Gott! Wenn etwas tiefgedacht ist, so ist's, was Klopstok denkt oder schreibt! Aber die Leute haben freilich keinen Sinn dafür ... Stäudlin ist ein unfleißiger Schreiber. Er hat schon einige Wochen meinen Tibull, und ich bekomme keine Antwort.

Tübingen, 27. Mai 1782. Stäudlin ist nach Anspach gereist, und wird sehr distinguirt. Hast du noch nichts vom Wirtemb. Repertorium gehört? Schiller ist der Herausgeber und hat seine Krallen in den guten Stäudlin tief genug eingeschlagen. Der Allmanach

ist im Grund ziemlich vorteilhaft rezensirt, besonders Conz und ich. Wegen meines Tibulls hab' ich mich an zwo Buchhandlungen auf Einmal gewandt, nach Ulm, und durch Bodmer an die Zürchische. Antwort hab' ich noch keine. Dr. Zahn von Kalw hat mir den Vorschlag zu einer Monatschrift getan, und ich habe meinen Beitritt zugesagt. Allein ich wünschte, die Sache zerschlüge, es wäre das 3te Journal in Wirtemberg und ungefehr das fünfzigste in Deutschland.

Tübingen, 9. Juli 1782. [Der Bruder hatte ihn um Uebersendung von Schillers Anthologie gebeten] Ceterum de carminibus in Anthologia praesertim Schillerianis scis, quid sentiam: Bona multa insunt, multa etiam egregia ac nova: Sed, cum multa sint negligentius, obscurius, monstrosius etiam ob novitatis originalitatisque, ut ita dicam, captationem dicta, facile patet, cum cautione esse legenda pleraque, neque ad ea ingenium initiandi maxime esse formandum.

4. Am 5. Juli 1782 schreibt Reinhard dem Bruder: Nescio, quid hoc rei sit, sed bimestre, credo, elapsum est, ex quo ne ad subridendum quidem licuit vultum componere. Urgent autem tam multa tamque varia, ut mirum non sit, si in μισανθρωπιαν illam Timonis incidam: Ephori atrocitas, quem etsi, qua re meruerim, nescio, mihi infensum esse comperi: quamquam hominis tam exacte ad principia aequitatis atque anthropognomices (ignosce novo verbo: optime convenit analogia physiognomices, cum utraque et aeque fallat et in utraque homines adepti gloriantur atque superbiunt) omnes suas actiones examinantis atque accomodantis non est, causam reddere amoris vel odii: accedunt professorum praelectiones pleraeque miserabiles, homuncionum stipendiatorum toxicae pertusaeque facies, et inter ipsos amicos etsi non dissensio, tamen nescio quo infelici casu rupta socialitas, ita ut pene omnia atque omnes, saepe et ipse mihi desim.

5. Luise Andreä war Minnas ältere Schwester. In einem Brief Reinhards an seinen Bruder vom 13. Dezember 1781 lesen wir: „Wilhelmine hatte mir geantwortet, und ich wieder. Einige Tage darauf bin ich bei einer Musik mit Betulius. Ich beginne von den beiden Mädchen, sehr natürlich. Darauf erzählt er mir eine unglükliche Liebe von Luisen, der älteren Schwester; vom Unglük ihres Vaters, Dr. Andreä, weißt du ja auch. Dis macht Eindruk auf mich, und da ich zugleich erfare, daß den 1. Dezember ihr Geburtstag ist, so schreib' ich ein Gedicht drauf, das mir ganz aus der Seele fliest. Es beginnt: O Luise, der Tag ꝛc." Conzens Gedicht an Reinhard (Episteln S. 45), das den Geburtstag derselben Freundin besingt, nimmt Bezug auf Reinhards Ode. Daß dieser seinen Namen nicht nannte, erklärt sich aus den persönlichen Beziehungen dieses Gedichts. „Die Sache war delikat: In einem Gedicht an ein Frauenzimmer von unglüklicher Liebe reden: aber sie ist Luise. Drum, dacht' ich." Luise Andreä wurde im Jahr 1783 die Gattin des Musikers Zumsteeg, Minna in demselben Jahr die Gattin des Stabsamtmanns Bayha. Der Vater, Dr. Andreä, war 1779 gestorben, nachdem er in den letzten Jahren in Geisteskrankheit verfallen. — Näheres über die Schwestern Andreä s. Euphorion II, 735 ff.

6 Die erste Übersetzung der göttlichen Komödie von Bachenschwanz (1767—69) war in Prosa. C. L. Jagemann gab im Magazin der Italienischen Litteratur und Künste 1780 bis 1782 die Übersetzung der Hölle in freien Jamben. Für die Übertragung in Terzinen hatte Reinhard keinen Vorgänger.

7. Reinhard hat über greifbare Traumgestalten, über das Hereinragen der Geisterwelt vielfach gegrübelt, s. an Goethe 9. Febr. und 9. April 1821, und in einem Brief an Wessenberg vom 17. Febr. 1821. Auch die Mitteilung an Lavater, von der im Brief an

Goethe vom 16. Mai 1812 die Rede ist, mag sich auf solche phantasmagorische Erscheinungen bezogen haben.

8. S. Boisserée I, 273. Schmid erzählte, beim Examen habe sich Reinhard mit dem despotischen Schnurrer überworfen. „Er habe sich auf die Bank der Doktoren setzen wollen, was er strenggenommen nicht eher geburft, bis er examinirt gewesen. Schnurrer weist ihn herunter, und Reinhard wird dadurch so disgustirt, daß er ins Ausland geht und Hofmeister in der französischen Schweiz wird."

9. S. Bührers Epistel: An meine Freunde. Kleine Gedichte von M. V B. 1785.

Zum 3. Abschnitt.

1. Nach der Selbstbiographie des Organisten S. G. Auberlen, auf die mich J. Hartmann aufmerksam machte, (S. 33) war im Juli 1784 Reinhard zugleich mit Stäudlin in Zürich. Hienach wäre er Stäudlin nachgereist. In den Briefen finde ich keine Bestätigung.

2. Im Jahre 1823 schickte Reinhard dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen seinen Tibull und die Episteln, „wo ein kleiner Liebesroman ist, dessen Scene in einem Dorf an der Grenze des fürstlichen Landes war". Übrigens eine recht unschuldige Liebschaft, wie er in einem Brief an Wessenberg vom 29. August desselben Jahres schreibt.

3. Dieser runde Hut ist derselbe, den er in der Epistel an H. V. P. seinen Freiheitshut nannte. Es ist im Gegensatz zu dem damals noch herrschenden Dreispitz der hohe, nach oben sich verjüngende Hut, der zuerst in England zu Cromwells Zeit aufgekommen, dann die Tracht der Revolutionszeit wurde.

4. Aus der ungedruckten Biographie F. C. Mayers (1762—1841), Vaters des Dichters Carl Mayer. (Mittheilung von J. Hartmann.) In das Album dieses F. C. Mayer, der ein geschickter Zeichner war, schrieb sich Reinhard mit den Worten ein:

> „Auf den ersten Blick zeichnet' Apelles seinen Mann unverkennbar mit der Kohle. Es war viel. Aber könnt' Einer nach zehnjährigem Studium sein eignes Herz nur halb so treffend zeichnen, das wäre mehr." (C. Mayer, L. Uhland, II, 223.)

5. Eine erste Aussicht auf eine Stelle im Ausland winkte ihm im Jahre 1784. Friedrich Jacobi in Pempelfort, der Philosoph, suchte damals für seinen zweiten Sohn Georg Arnold einen Hauslehrer und wandte sich zu diesem Zweck an seinen Freund, den schwäbischen Theologen Thomas Wizenmann, der zwei Jahre älter als Reinhard war. Wizenmann schrieb an den Professor an der Karlsschule Ph. W. Gottl. Hausleutner und dieser nannte ihm Reinhard. Bemerkenswert ist die Äußerung, die Wizenmann bei diesem Anlaß über Reinhard machte: „Er ist ein Bursch nach meinem Sinne, den die Verhältnisse geschmeidig genug machen werden." (A. von der Goltz, Th. Wizenmann II, 27.) Ob an Reinhard ein förmlicher Antrag kam, ist nicht bekannt.

6. Am 22. Dezember 1785 schrieb er dem Bruder nach Tübingen: „Dein Brief hat mich nicht frappirt. Daß im Schwäb. Museum ein Aufsatz übers Stipendium käme, wust' ich, daß man den Verdacht auf mich werfen würde, wust' ich. Aber das wust' ich nicht, daß er so bitter wäre. Du hast Recht, daß ich, ceteris paribus, nicht in dieser Lage, in Rücksicht auf dich und mich, und nicht so bitter geschrieben hätte. Auch darinn hättest du Recht gehabt, wenn du mir so viel Klugheit zugetraut hättest, in einer solchen Sache nicht durch Armbruster, meinen Korrespondenten und Freund, sondern durch einen Fremden zu agiren. Noch mehr: anfangs, da mir Armbruster davon schrieb, und da auch ich dir Nachricht gab, nam ich die Sache leicht. Aber nach meiner Zurükkunft von Stuttgardt überdacht' ich alles und sah die ganze höchstunangeneme Lage, worinn mich ein solcher Streich versezen muste. Ich that daher Armbrustern erst vor acht Tagen den dringenden Vorschlag,

den Auffaz um meinetwillen zu kassiren, wenns möglich wäre. Es war zu spät! — Nun ist's so. — Was soll ich thun, den Verdacht abzulehnen? Protestiren! — das kann ich und das will ich — aber was wirds helfen! Sag' indessen immerhin in meinem Namen vorläufig, daß man mir zuviel Ehre erweise, wenn man mir soviel Patriotism zutraue, mich um nichts und wieder nichts aufzuopfern. Ich bin ein armer Sünder, der anfängt, sich in die Welt schiken zu lernen, so wie sie ist. Warum solt' ich Händel haben! .... Bey der ganzen Sache bedaur' ich nur unsern guten Vater. Er fürchtet bereits schon, und — auch er wankt, freilich, weil sein Temperament von der Art ist, beim schlimmen das schlimmste zu fürchten ... Es wäre freilich lustig, wenn ich so unschuldig zu der Ehre käme, ein Opfer des Patriotism zu werden." Von seinem Talent zum Diplomaten hat Reinhard mit dieser Abläugnung seine erste Probe abgelegt.

7. „In Betracht kommt 1) M. Karl Friedrich Reinhardt von Schorndorf, welcher in Rücksicht auf Naturgaben, Fleiß und Geschicklichkeit während seines Aufenthalts im Herzoglichen Stipendio sich vorteilhaft ausgezeichnet hat, aber sich dermalen mit E. H. D. gnädigster Erlaubnis vom 20. April 1787 als Parastat zu Bourdeaux befindet, ohne daß es uns auf irgend eine Art bekannt wäre, wiefern bei der weiten Entlegenheit seines nunmehrigen Aufenthalts auf denselben Rücksicht zu nehmen sein möchte." J. Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling. S. 170.

8. ... Forsan et externis te cernam inopinus in oris,
Dextraque jungetur non aliena tuae.
Ah! quoties haec mens terras peragravit et urbes.
Mens modo! Me parvae fata dedere glebae!
Romanos animos, Graecas monstravit et artes
Magnorum in curiis et simulacra virum.
Italiam! Italiam! per dulcia somnia dixi,
Romanum attonitus Numen in urbe colens.
Libera felicem monstravit et Anglia gentem
Sub legum imperio cui sua palma manet.
Haec mihi fingebam, quae nunc Eurusque Notusque
Jactat ad odoratos vota per — Armenios!

(Nach Tib. I, 5, 35.) Die Elegie liegt mir im handschriftlichen Entwurfe vor, mit Varianten, noch unfertig.

9. Nach Boisserée I, 273 erhielt Reinhard die Stelle in Bordeaux durch einen Landsmann, der in Montpellier Hauslehrer war, dann durch Reinhard gleichfalls nach Bordeaux kam und hier ein reicher Kaufmann wurde. Damit ist ohne Zweifel Christian Karl Weber aus Dürrmenz gemeint, der i. J. 1780 zugleich mit Reinhard Magister wurde und von dem bekannt ist, daß er in Bordeaux Hauslehrer war und Bankier wurde. Übrigens sind die dem Syndikus Schmid nacherzählten Angaben bei Boisserée vielfach ungenau.

Zum 4. Abschnitt.

1. Dieser kosmopolitische Geist der Revolution hat seine bezeichnendste Verkörperung in dem Deutschen Anacharsis Cloots gefunden, dem „Redner des Menschengeschlechts", der am 19. Juni 1790 den berühmten Aufzug von Vertretern aller Völker veranstaltete. Reinhard hat sich damals in Verbindung mit ihm gesetzt und ihm einen Aufsatz über die belgische Revolution zugesandt. (Bemerkung Reinhards zu einer Handschrift Clootzens, die er in Goethes Sammlung stiftete.)

2. Fr. Masson, le depart. des aff. etrangères. S. 290. Es scheint, die Worte entstammen einem von Reinhard geschriebenen Lebensabriß, den Masson im ausw. Ministerium fand. — Das Ereignis der Königsflucht hat auf andere ähnlich gewirkt. So auf den Schweizer J. G. v. Salis-Sewis, der damals als Hauptmann in einem Schweizerregiment in Rouen stand. A. Frey, Salis-Sewis. S. 149.

3. In einem Brief an Harnier aus dem Jahre 1833. — Der kurze Nekrolog, den die Schwäbische Kronik nach Reinhards Tode brachte, enthält die Angabe: „Später kam er als Erzieher der Kinder eines französischen Kaufmanns nach Bordeaux und von hier, nachdem er durch eine im Namen dieses Kaufmanns verfaßte politische Denkschrift die Aufmerksamkeit der damaligen Machthaber auf sich gezogen, nach Paris."

Zum 5. Abschnitt.

1. Den Brief besitzt jetzt Elise, Freiin von König-Warthausen in Stuttgart. Veröffentlicht wurde er zuerst von W. Vollmer in der Allg. Zeitung 1875, 16. und 17. Juli, dann von Urlichs.

2. Mit dem 12. Heft, das den fünften Brief enthielt, hörte die Zeitschrift „Deutschland" auf zu erscheinen. Die Veröffentlichung der Briefe wurde dadurch abgebrochen. Fortsetzung und Schluß derselben fehlt. Übrigens ist es nicht ganz aufgeklärt, wie es sich mit diesen Briefen an Sieyès verhält. Ich habe es Guhrauer nacherzählt, daß Reinhard in der Zeit seines ersten Pariser Aufenthalts von Sieyès um diese Auskunft angegangen worden sei, und Steffens bezeugt, daß die Briefe, mit denen Reinhard dem Wunsche seines Gönners entsprach, dieselben seien, die in Reichardts „Deutschland" 1796 veröffentlicht wurden. Das würde stimmen; diese Briefe führen sich ausdrücklich als an einen französischen Staatsmann gerichtet ein. Es sind mir aber durch die Korrespondenz zwischen Reinhard und seinem Bruder Philipp Christian im März und April 1796 Zweifel erweckt worden. Mindestens an der deutschen Bearbeitung scheint der Bruder Anteil zu haben, und es wäre möglich, daß überhaupt der Versuch, Sieyès für die Kantische Philosophie zu gewinnen, erst in die Hamburger Zeit fiele, da es galt, für Kants Schrift vom Ewigen Frieden Propaganda zu machen.

3. Zuvor scheint Reinhard kurze Zeit in den Bureaux des auswärtigen Ministeriums beschäftigt gewesen zu sein. s. Biographie de tous les Ministres depuis la constitution de 1791. Paris 1825. S. 472

Zum 6. Abschnitt.

1. Ernouf, Maret, S. 102. 116. 121.

2. Reinhard hat das Gedicht in der von Usteri herausgegebenen schweizerischen Zeitschrift: Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution. I. Bd. 1795, S. 185 veröffentlicht. Es liegt mir auch in einer Abschrift vor, die aus dem Besitz einer Enkelin Reinhards stammt. Diese Abschrift enthält zahlreiche Abweichungen, von denen einige in den Noten mitgeteilt sind.

Zum 7. Abschnitt.

1. D. Fr. Strauß, Ges. W. 9. Bd, S. 239.

2. Die Balletti war nach dem Teutschen Merkur 1791, 349 am Théâtre de Monsieur, wo die Werke Cimarosas und Paisiellos aufgeführt wurden Als der Herzog Karl im Januar 1789 nach Paris reiste, hörte er die Balletti im Theater und war sehr aufgebracht, daß die ihm entlaufene, in seiner Schule erzogene Sängerin so großen Beifall fand.

(Wolzogen, Geschichte des W.'schen Geschlechts. II, 143.) Der Theologe H. E. Gottlob Paulus hörte sie im Herbst 1788 in einem Concert spirituel in den Tuilerien. (Reichlin-Meldegg I, 145). Der Maler Eberhard Wächter schreibt aus Paris 1791 an Ludovike Simanoviz: „Zum Glück sehe ich jetzt alle Tage Mlle Balletti, deren Charakter sie zum liebenswürdigsten Mädchen macht." (Ludovike, S. 29.) Auch als Marquise v. Lacoste fuhr sie fort, schwäbische Landsleute, die nach Paris kamen, zu empfangen und zu bewirten. (Frhr. Roth von Schreckenstein, Graf Normann-Ehrenfels S. 135.) Kerner hat noch in einem Brief aus Hamburg vom 9. Novbr. 1809 den Grafen Schlabrendorf inständigst gebeten, „die Mad. Lacoste recht herzlich von mir zu grüßen".

3. Reinhard stiftete in Goethes Autographensammlung auch eine Handschrift dieses Buchot und fügte dazu folgende Personalnotizen: frère Ignorantin, zur Schreckenszeit Commissaire des Relations extérieures, dann Tribunalrichter, dann Commis expéditionaire, endlich garçon de bureau und im tiefsten Stand, bis ihm der Kaiser eine Pension bewilligte. Nach anderen Angaben endete er als Oktroibeamter in der Provinz.

4. Im August schrieb Kerner aus Zürich an Philipp Christian Reinhard, damals in Marburg: „Die verabredete Zusammenkunft zwischen Ihrem H. Vater, Ihrer liebenswürdigen Friederike und mir ist noch nicht ausgeführt — an mir war die Schuld nicht, sondern an Ihrem H. Vater, der mir übrigens neue Hoffnung dazu macht, deren Erfüllung mit Sehnsucht entgegensehe." Die Zusammenkunft sollte in Tuttlingen oder Schaffhausen stattfinden. Auf der Rückreise von Schwaben nach der Schweiz im November kam Kerner durch Balingen. Wohlwill, G. Kerner, S. 23.

5. Jener glückliche Zufall wird verschieden erzählt. S. Jochmann, Reliquien, I, 158 und J. Eckardt, Ansichten und Figuren aus der Pariser Schreckenszeit, S. 385.

6. Auch die Lebensgefahr, in der Reinhard am 8. und 9. Thermidor schwebte, wird verschieden erzählt. Nach Miots Darstellung scheint es, daß Reinhard und seine Freunde nicht wirklich verhaftet gewesen sind. Nach der Erzählung von Frln. S. B. (Württemberg. Staatsanz. bes. Beil. 1883, Nro. 15), die aus der Überlieferung im v. Diemar'schen Hause schöpfte, saß Reinhard bereits in der Conciergerie, war zum Tode verurteilt und sollte schon zum Schaffot abgeführt werden, als ein glücklicher Zufall, der mit allen Umständen ausführlich erzählt wird, ihn rettete. Die Mitteilungen von S. B. über Reinhard sind aber voll von Entstellungen und nachweisbaren Irrtümern. Auch in diesem Punkte sind sie unglaubwürdig. Nach Guhrauer, der aus der Familie des Grafen in Paris seine Nachrichten hatte, war Reinhard zwar auf dem Punkte verhaftet zu werden, als einer aus dem Volke ihn auf der Straße als Girondisten anrief; er wurde aber dadurch gerettet, daß er sein Anstellungspatent als Beamter der Schreckensregierung vorweisen konnte. Ich füge nach der mündlichen Erzählung von Frau Staatsrat von Reinhard, der Witwe des württembergischen Bundestagsgesandten (Reinhards Neffen) noch eine weitere Lesart an, deren Richtigkeit ich nicht kontroliren kann. Frau von Reinhard berief sich auf des Grafen Sohn, der die Rettung seines Vaters in folgender Weise erzählt habe. Es war am Vorabend von Robespierres Sturz. Reinhard befand sich bei seinem Chef zum Essen. Hier winkte ihm ein Freund in eine Ecke und flüsterte ihm zu, sein Leben sei gefährdet, seine Verhaftung sei beschlossene Sache, er solle diese Nacht nicht in seinem Bette schlafen. Reinhard befolgt den Rat und geht am anderen Morgen nur noch auf das Ministerium, um Depeschen abzuholen, die er, wie schon vorher bestimmt worden war, ins Ausland bringen soll. Ohne seine Wohnung betreten zu haben, will er sich auf den Weg machen, erfährt dann aber den Sturz Robespierres. Wie dem sei, nach allen glaubwürdigen Berichten ist Reinhard nicht wirklich verhaftet gewesen.

7. Mündliche Überlieferung. Wir haben vor Jahren im Uracher Seminar die Erzählung aus dem Munde des Ephorus Köstlin gehört, und zwar in der Lektion über Psychologie, wo beim Kapitel der Träume und Ahnungen uns dieser Fall als Beispiel einer zutreffenden Ahnung vorgetragen wurde.

8. So ist auch für Sieyès das Andenken an Robespierre wie ein drückender Alp gewesen; noch in seinen letzten Delirien hörte man ihn ausrufen: „Wenn Robespierre kommt, so sagt ihm, daß ich nicht da bin," oder: „Entfernt mir diesen Infamen!"

9. Nach Florenz wurde als Gesandter Miot geschickt. Sein Nachfolger als Kommissär wurde für kurze Zeit Reinhard. In einem Brief des Bruders Heinrich in Stuttgart vom 21. Juni 1795 an den Bruder Christian in Marburg heißt es: „Legationsrat Abel und Assessor Kempf seynd aus Basel zurückgekommen. Ich hörte von einem Bekannten, der den Kempf gesprochen, daß Barthelemy von unserm Bruder mit großer Achtung gesprochen habe, und unser Bruder in Paris sehr geschäzt seye, und er nunmehr den Posten Miots, der nach Toscana gekommen, habe." Bei Masson finde ich nichts davon.

10. „Er spielte damals gegen Sieyès eine sehr stille unterwürfige Rolle." Äußerung Oelsners nach Jochmann, Reliquien, I, 217.

Zum 8. Abschnitt.

1. Der Kapellmeister J. F. Reichardt, der mit seiner Familie zwei Jahre lang in Neumühlen bei Altona gelebt hatte, kehrte eben in diesen Tagen wieder nach Giebichenstein zurück.

2. Sofie Reimarus an K. L. Reinhold am 26. Januar und an den Frhrn. v. Knigge am 13. Februar 1796. Nach dem von J. F. Reichardt herausgegebenen Journal „Deutschland" Bd. I. S. 263 und 282 wurde Kants Schrift gleich nach ihrer Erscheinung ins Französische übersetzt und in Frankreich mit Bewunderung aufgenommen Der Moniteur hatte schon am 6. Januar einen Auszug gebracht. Aus Reinhards Feder? — Nicht verständlich ist, wie Christian Reinhard noch am 29. März 1796 seinem Bruder schreiben kann: „Du hast wol nicht Lust, dich jetzt mit der Übersetzung vom Ewigen Frieden zu beschäftigen?"

3. Ich verweise auf die Note 2 zum 5. Abschnitt. Daß an den Bemühungen, Sieyès für Kant zu gewinnen, der Bruder Christian mitbeteiligt war, geht aus den hier mitgeteilten Briefen bestimmt hervor. Wie sich die Arbeit der Brüder verteilt, wie es sich mit früheren Versuchen in dieser Richtung verhält und wie die in Reichardts „Deutschland" 1796 veröffentlichten Briefe in dieselben einzureihen sind, vermag ich nicht zu entscheiden.

4. S. Kuno Fischer, Geschichte der neueren Philosophie V, 48.

5. Ein Rundschreiben vom 12. Juli 1796, das aber bald darauf wieder eingeschärft werden mußte, ordnete an, daß die Gesandten der Republik keinen anderen Titel führen durften als Citoyen. Wer monsieur heißen wollte, war nicht würdig der Republik zu dienen. Eine Zeit lang konnten sich die Diplomaten auch nach Belieben kleiden. Doch erschien für ihr Auftreten eine Uniform als zweckmäßig. Eine Verordnung vom 22. Juni 1796 bestimmte für sie folgende Uniform: blauer Rock, Weste und Hose von derselben Farbe, rote und weiße Binde mit dreifarbigen Franzen, runder Hut mit dreifarbiger Feder.

6. Christian Reinhard, der sich zu Ende des Jahres in Jena aufhielt, schrieb von dort am 6. November an den Bruder: „Humboldten habe ich besucht, sobald ich hörte, daß er angekommen sei. Ich werde gewiß diese Bekanntschaft zu cultiviren suchen. Er und seine Frau haben auf alle Weise gezeigt, wie sehr sie die Bekanntschaft mit dem Reimarusschen Cirkel und besonders auch von dir vergnügt und interessirt habe."

7. Zuerst veröffentlicht in J. L. Ewald, Fantasieen auf einer Reise durch Gegenden des Friedens. 1799. S. 131 ff. und in Reuffers Taschenbuch für Frauenzimmer. 1800.

8. So, Kinder, wandelt fort, und euer Gang sei Liebe,
Sei Blumengang durchs Leben hin 2c.

begann ein Gedicht, das Frau Reimarus an das Brautpaar richtete.

9. A. Wohlwill, Mittheilungen des Vereins für Hamb. Gesch. 8. Jahrg. S. 127. Dieselbe Feier ist es wohl, deren sich Varnhagen aus seiner Knabenzeit erinnerte, die er aber irrtümlich mit Lafayettes Freilassung in Verbindung brachte. (Denkwürdigkeiten I, 226.)

10. Desorgues ist derselbe, dessen Hymne: Père de l'univers, suprême intelligence bei dem von Robespierre geleiteten Fest des höchsten Wesens, 20. Prairial III, von Künstlern der Opera gesungen wurde. Aulard, le culte de la Raison, S. 314.

11. Zuerst veröffentlicht in J. L. Ewald, Fantasieen u. s. w. 1799 und in Reuffers Taschenbuch für Frauenzimmer. 1799.

Zum 9. Abschnitt.

1. Am 18. März schrieb Treilhard: „Wenn Reinhard noch derselbe ist, so wäre er der Mann, den wir hier brauchen.“ Hüffer III, 168.

2. Cotta erwähnte in seiner Neuesten Weltkunde, aus der bald darauf die Allgemeine Zeitung wurde, diese Reise des Bürgers Reinhard und veröffentlichte bei diesem Anlaß eine Stelle aus den Distichen, die Reinhard auf seine Trauung gedichtet hatte. Von Florenz aus hat Kerner in die Cotta-Posseltsche Zeitung korrespondiert.

3. Mit Magdalena Regina, der hinterlassenen Tochter des Einnehmeramts-Aktuars und Administrators des evangelischen Collegii zu Augsburg, Georg Friedrich Weidner. Die Trauung fand in Wüstenroth, Oberamts Weinsberg, als dem bisherigen Aufenthaltsort der Braut, statt, und zwar durch den dritten Sohn des Dekans, Philipp Christian, der damals bei ihm Vikar war.

4. Kurz vorher hatte sich der Abbé Maury, der bekannte Anhänger des Königtums, nach Siena geflüchtet. Als jetzt der Papst nach Siena kam, mußte der Abbé, dessen Vereinigung mit dem Papst nicht geduldet wurde, die Stadt verlassen und ging nach Florenz wo aber Reinhard mit seiner Verhaftung drohte, so daß er in Verkleidung nach Venedig flüchtete. Corresp. diplomat. et mémoires inéd. du Cardinal Maury. I, 184.

5. Über diese unerquicklichen Händel zwischen Claudius, Stolberg und Hennings s. Herbst, Claudius, S. 439 f.

6. Marie Pauline Bonaparte, erst an den General Duphot, dann an General Leclerc und im Jahre 1803 an den Fürsten Camillo Borghese vermählt.

7. Über die äußeren Einwirkungen, die das Verbot der Cotta-Posseltschen Neuesten Weltkunde herbeiführten, s. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 628 ff.

8. Verfasser der „Fragmente über Italien“, die 1798 anonym in 2 Bänden erschienen, war Karl Joseph Stegmann, der spätere Redakteur der Allg. Zeitung.

9. Guhrauer a. a. O. 221. Eine ausführliche Erzählung der Schreckenstage von Viterbo hat T. Mariotti in der Nuova Antologia 1894, 15. März veröffentlicht.

10. Beschluß des Direktoriums, alle bei den neuen Republiken angestellten Franzosen zurückzurufen.

11. In Cottas Neuester Weltkunde, die damals die liberale Meinung Süddeutschlands vertrat, hieß es am 13. Januar 1798 von den Italienern: „Gerne opferten sie die Reichthümer der Kunst und des Kunstfleißes um den ersten Schritt in das Heiligthum der

Freiheit." Auch in der Allg. Ztg. vom 19. Januar 1799 wird die Beraubung der italienischen Galerien gerechtfertigt.

12. Reumont, der Raub florentinischer Kunstschätze durch die Franzosen. Im 2. Bd. der Beiträge zur italienischen Geschichte.

13. Gianni pflegte zu sagen: „Toskana wird das Übel, das ihm angethan ist, fühlen, es wird aber nicht wissen, wie viel ihm erspart worden ist." Auch die Proklamation, die der österreichische General Ott nach dem Einzug der Kaiserlichen in Florenz erließ, ist ein mittelbares Zeugnis zu Gunsten der Reinhardschen Verwaltung. Sie beschränkte sich darauf, den Toskanern vorzuhalten, welches Unheil bei längerer Dauer der Franzosenherrschaft auch über sie hätte kommen müssen.

Zum 10. Abschnitt.

1. In einem Briefe Reinhards an Wessenberg, Frankfurt 14. April 1828, lesen wir: „In Toulon brachte ich drei Wochen in Quarantäne zu, schutzlos gegen die Jakobiner, die mir nach dem Leben stellten, und die Willkür, womit mich die Gesundheitsbeamten behandelt hatten, die in der Folge vom Direktorium gerügt wurden, bahnte Bonaparten die Wege, es über den Haufen zu werfen." Und in einem Brief aus Toulon 28. September 1833: „Außer dem Stand der öffentlichen Dinge, der verzweifelt schien, ist meine persönliche Lage, die damals höchst peinlich in Mitten der Fractionen war, der Hauptgrund für mich zur Annahme gewesen."

2. Das Treiben dieser Räuberbanden ist bekanntlich auch sonst bezeugt. Sybel, V, 6. 400. 523.

3. Nach den Aufzeichnungen seiner Witwe wäre Kerner während des Gefechts beinahe in den Dünen versunken. Wohlwill, Kerner, 120.

4. Schon in einem früheren Stadium des Streits zwischen Herzog und Landschaft, nämlich zur Zeit des Rastadter Kongresses, als die Landschaft den Assessor Baz nach Paris und den Regierungsrat Georgii nach Rastadt sandte, war davon die Rede, Reinhard um Unterstützung der landschaftlichen Schritte anzugehen. Philipp Christian schrieb aus Marburg 26. Dez 1797: „Hauffs Bruder, dieser rüstige Verfechter der ständischen Freyheit, schrieb hieher: ob sich die Stände auch an dich wenden dürften, daß du ihnen oder ihrem Deputirten in Paris bey einigen Männern von Gewicht Zugang verschaffest. Ich sagte, daß ich nicht zweifelte, du würdest es gerne thun. Ob es indeß geschehen ist, weiß ich nicht." Vgl. Lang, Von und aus Schwaben. II, 88 ff.

5. Das Schreiben des Ausschusses und die (französisch abgefaßte) Antwort Reinhards befinden sich im ständischen Archiv in Stuttgart. Vgl. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 362. Lang, Von und aus Schwaben. II, 73.

6. Depesche Reitzensteins an Edelsheim 13. Febr. 1800. Pol. Korr. Karl Friedrichs von Baden. III, 369.

7. Einen seltsamen Zwischenfall in der Geschichte des 18. Brumaire erzählt Jochmann nach Angaben Oelsners oder Schlabrendorfs. Zwischen den drei provisorischen Konsuln Bonaparte, Sieyès und Roger Ducos sei vorläufig die Wahl einer neuen Dynastie verabredet worden, und zwar sei die Wahl auf den Herzog von Braunschweig gefallen. Reinhard habe im Auftrag der Konsuln einen Brief an den Herzog entworfen, den aber Bonaparte nur zu einer Schlinge für Sieyès benützte. (Jochmann, Reliquien, I, 111.) „Bis 1799 finden sich Politiker in Frankreich, und zwar so einsichtige wie Talleyrand, so überlegte wie Sieyès, um dem Herzog von Braunschweig das Werk Bonapartes anzuvertrauen." (Sorel, I, 115.)

Zum 11. Abschnitt.

1. W. Vollmer in der Allg. Zeitung, 17. Juli 1875.

2. J. G. Müller schrieb in einem Brief vom 10. Sept. an seinen Bruder über die Auflösung der Räte: „Freilich wurde auch diese wiederum von den Franzosen gemacht aber ein Glück scheint es denn doch, denn sie verschlimmerten sich immer mehr, brachten sich um alle Achtung und alle guten Einrichtungen im Vaterland an den Rand des Verderbens."

3. Wielands ausgewählte Briefe. Zürich 1816. IV, 245.

4. Veröffentlicht von A. Wohlwill im Anzeiger für Schweizer Geschichte. 1886 S. 38.

5. Th. Zolling, Heinrich von Kleist in der Schweiz S. 132. Daß übrigens der junge Wieland, ein eifriger Anhänger der Schlegel, mit seiner Schwester Geßner und mit Frau Christine Reinhard sich herumschlug und tapfer für seine Helden verkämpfte, wissen wir aus einem Brief der letzteren an Frau Johanna Frommann. Das Frommannsche Haus. S. 22.

6. „Mit dem französischen Gesandten Reinhard, der gegen das Ende des Jahres 1799 nach der Schweiz kam, dem einzigen dieser Gesandten, der aufrichtig das Wohl des Vaterlandes zu befördern strebte, stand Ebel in wirklichem Freundschaftsverhältnisse, das sich auf gegenseitige Achtung gründete. Während Reinhards Aufenthalt in der Schweiz fand ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihnen statt, und Ebel hat unstreitig auch dazu beigetragen, den rechtschaffenen Mann günstig für die Schweiz zu stimmen." H. Escher, J. G. Ebel, S. 33.

7. Über Müller-Friedberg lauten die Urteile verschieden. In den Augen J. G. Müllers von Schaffhausen war er ein intriguanter, durchtriebener Mann ohne Charakter; er nannte ihn Müller-Fripon. Dagegen verteidigt ihn Johannes von Müller. „Ich halte ihn," schrieb er an seinen Bruder 30. Juli 1802, „für einen ungemein klugen, an Auswegen unerschöpflich erfinderischen Mann, der zu rechter Zeit ignoriert, was sich jetzt nicht ändern läßt, und hingegen beharrlich Ordnung und Friede zum Hauptaugenmerk hat. So ein Charakter ist jetzt viel brauchbarer, als ein leidenschaftlicher; ich wünschte ihm sehr viel Einfluß."

8. Auch sonst gab die Frau des Gesandten den Bernern zu reden. Sie fiel auf durch die ausschweifende Pariser Mode, in der sie sich trug. Wieland, dem man von ihrer anstößigen Tracht berichtet hatte, war so begierig, sich davon durch den Augenschein zu überzeugen, daß er seine Tochter Charlotte bat, ihm eine getuschte Zeichnung von ihrem Kostüm zu schicken. Zolling, a. a. O. S. 139.

9. Die Allg. Zeitung nahm Partei für die Unitarier; sie brachte vom Februar bis Mai zahlreiche Korrespondenzen in diesem Sinn. Ihr Berichterstatter war P. Usteri.

10. „Reinhard zeigte während seines kurzen Aufenthalts in der Schweiz, wie anderwärts, soweit die Instruktionen ihm freie Hand ließen, wohlwollende Gesinnung und die Einsicht eines klassisch gebildeten Geistes." Friedrich v. Wyß im Leben der beiden Züricher Bürgermeister David v Wyß. I, 292.

11. Schon am 24. Juni 1798 schrieb J. G. Müller an seinen Bruder: „Wir müssen das bittere Geständnis machen, die Franzosen sind uns für einmal fast unentbehrlich. Wenn sie weggehen, so wird Bonstettens Weissagung erfüllt werden: partout on s'égorgera!" Ähnliche Äußerungen wiederholt.

12. Der Vorfall ist bei Wohlwill, G. Kerner S. 121 nach einer württembergischen Familienchronik erzählt, mit Recht aber von Wohlwill mit kritischen Bemerkungen begleitet

worden. Die Erzählung muß aus verschiedenen Gründen als unhistorisch bezeichnet werden. Etwas Ähnliches mag aber wohl vorgefallen sein, vielleicht bei jenem Fest des 14. Juli, und würde ganz zu Kerners Charakter stimmen.

Zum 12. Abschnitt.

1. Aus einem Brief des Bruders Christian aus Göttingen 12. April 1803: „Überall fand ich, daß man deinen Aufenthalt und deine Besuche als ein angenehmes, interessantes und ehrenvolles Ereignis noch im lebhaftesten Andenken hatte, daß man in dir den Deutschen schätzte, der unter Franzosen den Geist seiner Nation und unter Revolutionsstürmen die Rechtschaffenheit seines Charakters zu erhalten gewußt hatte."

2. Schellings Lehre oder das Ganze der Philosophie des absoluten Nichts, dargestellt von Fr. Köppen. Nebst drey Briefen verwandten Inhalts von Fr. H. Jacobi. Hamburg 1803. Köppens Vorwort ist aus Lübeck im März 1803 datiert.

3. Poel erzählt nach dem Bericht Villers', der Augenzeuge war, eine hübsche Szene zwischen beiden Brüdern, die der Zeit von Reinhards Aufenthalt in Kassel anzugehören scheint. Der Moskauer Bruder kam nach vieljähriger Trennung zum Besuch, vom Minister ungeduldig erwartet; trotzdem war die Bewillkommnung überaus trocken, fast wortlos. Poel sah darin „eine Eigentümlichkeit, die neben großer Unbehilflichkeit in der Sprache und in den Bewegungen vielen Mitgliedern dieser Familie gemein war, daß sie nämlich bei lebhaften Gemütsbewegungen aus Scheu, sich von ihren Empfindungen hinreißen zu lassen, den Schein gänzlicher Apathie annehmen." (Bilder aus vergangener Zeit. II, 2, 137.)

4. A. Wohlwill in den Mitteilungen des Vereins für Lübeckische Geschichte. 1894. 6. Heft. Nr. 9.

5. Die Hauptstelle des Briefs lautet: „Alles was ich Ihnen seit zwei Jahren über Sie selbst und Ihre Verhältnisse gesagt habe, war aus meiner eigenen innigsten Überzeugung gesprochen; und ich habe nichts von Ihnen gehört, auch durch mein heißestes Flehen nichts aus Ihnen herausbringen können, was mich vor mir selbst entschuldigen möchte, wenn ich in meinen Urteilen und Gefühlen irgend eine Veränderung wahrnähme? Sie kennen mich ganz und durchaus; warum kenne ich Sie nicht ebenso? Ich liebe und ehre Sie, aber mit geteiltem Herzen, mit verzagtem Gewissen; meine Achtung ist ohne Zuversicht, meine Liebe ohne feste Zusage; ich schwebe mit meiner Freundschaft über Ihren Eigenschaften und vertraue mir selbst nicht, indem ich mich Ihren Freund nenne. — Hatten Sie je einen? — Lebt irgendwo ein Wesen, hat irgendwo eins gelebt, das durch Sie ganz und wahrhaft beseligt wurde; das hinwieder Sie ganz und wahrhaft beseligte? Ja oder nein; hier muß der Grund sich finden, warum Sie so unglücklich sind, so unglücklich machen. Reinhard, Sie sind kein harter Mann, und doch sind Sie so voll Unbarmherzigkeit. Aber ich schreibe umsonst, wie ich umsonst zu Ihnen geredet habe. Und wie geredet? Ich spotte meines Schreibens — und dennoch schreibe ich, weil ich nicht von Ihnen lassen kann, nicht von Ihnen lassen will. Grüßen Sie Christine von mir. Ich kann ihr nichts Gutes wünschen, das nicht ein noch größeres Gut wäre für Sie. O, daß ich so gar nichts dazu vermag." (R. Zöppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß. I, 367.)

6. Sowohl den geschichtlichen Zusammenhang dieses Ereignisses als seinen Hergang hat A. Wohlwill erzählt in Hamburgs Vergangenheit, Bd. 1, S. 1 ff., auf Grund von Aktenstücken, die er in der Zeitschrift des Vereins für Hamburger Geschichte Bd. VII und VIII veröffentlichte.

7. Mitteilung A. Wohlwills aus dem Archiv des auswärtigen Ministeriums in Kopenhagen.

Zum 13. Abschnitt.

1. S. den Brief an Goethe vom 27. November 1818. Auch in einem Brief, den Reinhard am 2. Dezember 1828 an die Großherzogin Paulowna von Sachsen-Weimar, die Tochter der Kaiserin Maria, richtete, erwähnte er den außerordentlichen Eindruck, den jenes Bildnis ihrer Mutter im Schlosse zu Bjela Zerkow auf ihn gemacht.

2. Gemeint ist die Teilnahme Bollmanns an der Aaron Burrschen Verschwörung in Amerika. Kapp, J. E. Bollmann S. 331 ff.

Zum 14. Abschnitt.

1. Schillers Witwe selbst hat es nicht minder bedauert, Reinhard verfehlt zu haben. An Cotta schrieb sie aus Weimar 28. Oktober: „Zu meinen vergeblichen Wünschen gehört noch Reinhardt zu sehen. Er war hier, wie ich in Rudolstadt war, und es ist mir ein Schmerz, ihn verfehlt zu haben, weil ich ihn persönlich schätze, und auch seine Ähnlichkeit mit Schiller, die so auffallend sein soll, hätte mir schmerzlich wohl gethan. Goethe hat ihn sehr lieb und hat sich an seiner kraftvollen Natur erfreut." W. Vollmer, Reinhard und Schiller, Allg. Zeitung 1875, 17. Juli.

2. Steffens, Was ich erlebte, Bd. V, S. 318 ff. So wertvoll die von Steffens aufgezeichneten Züge zur Charakteristik Reinhards sind, so unbrauchbar und verworren sind seine Zeitangaben. Während seines Aufenthalts in Neumühlen im Herbst 1807 will er Reinhard getroffen haben und erzählt: Damals sei derselbe von Jassy gekommen (!), damals habe er im Sievekingschen Hause gelebt (!) und damals sei er von Napoleon nach Paris berufen und ihm der Kasseler Posten angetragen worden. (!) Ob Gedankenlosigkeit oder Unsicherheit des Gedächtnisses oder künstlerische Absicht dieser Darstellung zu Grunde liegt, muß dahingestellt sein. Steffens war wiederholt in Neumühlen und wird hier viel über Reinhard gehört haben. Reinhard selbst ist aber während dieses ganzen Zeitraums nie in Hamburg gewesen, weder nach der Rückkehr aus Jassy, noch im Herbst 1807, noch zur Zeit seiner Bestimmung für Kassel. Er schied im Jahr 1805 aus Hamburg mit dem Vorsatz, die Stadt nie wiederzusehen, und noch am 18. Februar 1809 schrieb er an Villers: „Vor Allem muß ich Ihnen sagen, daß, soweit es von mir abhängt, die Stadt Hamburg mich nie wieder in ihren Mauern sieht." Merkwürdig ist, daß auch Jens Baggesen im Sommer 1806 Reinhard im Reimarusschen Kreise in Hamburg getroffen haben will. (A. Baggesen, J. Baggesens Biographie 3, 236.) Ist gleichfalls unmöglich.

3. Wilhelm von Wolzogen befand sich damals zugleich mit dem Kanzler Müller mit diplomatischen Aufträgen des Weimarischen Hofes in Paris. Seine Bekanntschaft mit Reinhard ging ohne Zweifel in ältere Zeit zurück; Wolzogen bekleidete schon Anfang der 90er Jahre in Paris eine halbdiplomatische Stellung im Auftrag des Herzogs von Württemberg. Vielleicht lernten sie sich schon kennen, als Wolzogen noch in der Karlsakademie war.

4. Die Schwester Mine war im Jahre 1806 im Reimarusschen Hause aufgenommen worden und lebte dort bis zu ihrer Verheiratung mit dem jüngeren Loder.

5. Der jüngste Bruder, Gottlob, jetzt 25 Jahre alt, bisher in Hamburg, ging nach Christiansand in Norwegen, wo er ein eigenes kaufmännisches Geschäft begründete.

Zum 15. Abschnitt.

1. Nach A. Kleinschmidt, der sich auf einen Bericht des holländischen Gesandten stützt (S. 205), hätte Reinhard am Hof eine bis zur Verletzung kalte, geradezu feindselige Aufnahme gefunden, Jerome habe in ihm, wie in Jollivet, lediglich einen Spion des Kaisers gesehen.

2. Coup d'oeil sur l'état actuel sur la littérature ancienne et de l'histoire de l'Allemagne. Rapport fait à la troisième classe de l'Institut de France. 1809. Die dritte Klasse umfaßte alte Geschichte und Literatur.

3. Johann Georg Müller. Lebensbild von K. Stockar. S. 260.

4. Goethes Tagebücher IV, 43. In dem Bericht der Annalen wird der württembergische Gesandte irrtümlich Wangenheim genannt.

Zum 16. Abschnitt.

1. Vgl. die beiden Aufsätze von A. Wohlwill im 7. Bd. der Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte, S. 65 ff. und 599 ff., wo die Urkunden über diese diplomatische Verhandlung mitgeteilt sind.

2. Es ist dies das letztemal, daß Kerner in Reinhards Leben erscheint. Er starb schon am 7. April 1812, erst 42 Jahre alt, an einem Nervenfieber, das er sich im ärztlichen Berufe zuzog.

3. Runge hatte sich schon früher viel mit Farbenwirkungen und -Mischungen beschäftigt und mit Goethe selbst darüber korrespondiert; eben jetzt hatte er die Schrift „Farbenkugel ꝛc." geschrieben, die 1810 bei Perthes erschien.

4. Kleinschmidt, S. 347. Nach Masson war Reinhard durch Patent vom 24. Febr. 1809 zum Chevalier de l'Empire ernannt worden.

5. Hamburg hatte 200 000 Frs. für die Unterhaltung der westfälischen Truppen gezahlt, unter der Bedingung, daß die Stadt und ihr Gebiet von ihnen geräumt würden. Ein Befehl des Kaisers ordnete aber an, daß die Truppen wieder nach Hamburg zurückkehrten, unter dem Vorwand, daß dort der Schmuggel noch immer im Flor stehe und Hannover die Last nicht tragen könne. Mémoires et correspondance du roi Jerome, IV, S. 316 f. Befehl des Kaisers an den Fürsten von Neuchatel, Generalstabschef der Großen Armee vom 9. Oktober. Correspondance de Napoleon I, XIX, S. 563.

Zum 17. Abschnitt.

1. Ein Transparent zeigte einen Adler, der sein Junges zur Sonne emporhält, mit der Umschrift: Fortes creantur fortibus et bonis. (Kleinschmidt, S. 409.)

2. Reinhard selbst hat sich über Heyne in einem Brief vom 25. April 1813 an Heeren ausgesprochen, als ihm dieser die Biographie seines Schwiegervaters zugesandt hatte. Besonders durch die in den Beilagen mitgeteilten lateinischen Gedichte religiöser Färbung, schreibt Reinhard, sei er erst zu einer klaren Ansicht von Heynes innerem Wesen gelangt. „Ein Gemüt, das sich in solchem Alter in solchen Gefühlen und Betrachtungen ausspricht, ist ein reines, edles Gemüth, voll vom Bewußtseyn des Guten, das in ihm wohnt, und das es nach außen gewirkt hat. In diesen Fragmenten, ich wag' es zu sagen, ist mir Heyne näher getreten, und durch sie kenn' ich ihn so, wie ich ihn ohne Zweifel erkannt hätte, wär' ich so glücklich gewesen, seines näheren Umgangs zu genießen. Heynens Name war mir schon in früher Jugend verehrungswürdig, wo mich anzog, was auch ihn angezogen hatte; die freundliche Nachsicht, mit der er meiner Uebersetzung Tibulls in den Göttingischen Anzeigen erwähnte, machte mich stolz. Nachher ist mein Leben zu fragmentarisch geworden, um irgend einer bestimmten Richtung folgen zu können; des Guten und Schönen in der Literatur genos ich, mehr wie es der Zufall mir eben anbot, als wie ein fester Plan mir es hätte glüklicher aneignen sollen. Nachher, da ich in zweimaligen Verhältnissen in Göttingens Nachbarschaft lebte, trafen Er und ich wieder in Einem Wunsche zusammen, dem, dieses große deutsche Institut, dessen zweiter Schöpfer Er war, in seiner Dauer, in seinem

Werth und wo möglich in seinem Glanze zu erhalten. Sein Name dauert dort nicht nur in Schriften und Thaten, sondern auch in den würdigen Männern fort, die durch so vielfache Bande der Lehre, der Gesinnung und der Verwandtschaft ihm angehören. Besonders auf Ew. Wolg. ist ein großer Theil seines Ruhms, seiner Verpflichtungen und seines Vermögens übergegangen, die herrliche Anstalt, die Er so fest gegründet hat, auch in den Stürmen der Zeit zu stützen und zu beleben. Meine Verehrung ist Ihnen gewidmet, seit ich Ihre Schriften lese, noch mehr, seit ich Sie persönlich kenne; und ich bitte Sie die Versicherung dieser Gesinnungen aufs neue zu genehmigen." Heyne, der anders als manche seiner Kollegen charaktervoll die Würde der Hochschule gegenüber dem fremdländischen Königtum aufrechtzuhalten beflissen war, hat sich seinerseits mit großer Achtung über Reinhard ausgesprochen. In einem Brief an Joh. v. Müller vom 27. Jan. 1809 bittet er, sein Andenken bei dem würdigen Herrn Gesandten Reinhard zu erneuern: „ich kenne ihn persönlich und verehre ihn wie wenig Sterbliche." (Joh. v. Müller, Werke, Supplement II, 188.) Die persönliche Bekanntschaft rührte wohl von dem S. 275 erwähnten Besuche Reinhards in Göttingen her.

3. Die Angabe, daß Reinhard täglich die Königin sehe, ist auffällig und nicht glaublich; noch auffälliger freilich, daß dies die einzige Spur von einem Verkehr des Gesandten mit der Königin ist, die als württembergische Prinzessin seine Landsmännin war.

Zum 18. Abschnitt.

1. Der Brief enthält noch weiter folgende Stelle über die Franzosen: „Die Franzosen wehren sich gegen Konstitution und Gesetze wie kranke Kinder gegen die Arznei; auch wird keine Arznei sie heilen. Wenn Gall ihre Schädel betastete, so würde er fühlen, daß ihnen allen der Gesetzsinn fehlt." Und über Napoleon das Urteil: „Dem Mord-, Raub- und Spielsinn unbeschadet, den Gall so eminent an seinem Schädel fand, liegt sein ganzer Charakter in den zwei Worten: Spieler und Marktschreier, wodurch ich ihn längst definirt hatte." Der Brief ist abgedruckt bei (Poel) Bilder aus vergangener Zeit, II, 1, 248.

2. Adam Müller berichtet am 5. August an Gentz, daß er zu Reinhard zum Essen geladen sei mit Millin, Denon, Langlès, Visconti, Vanderbourg, St. Morys, kurz mit „dem ganzen gelehrten Paris".

3. Die Angabe, daß sich Oelsner durch diesen Besuch selbst eine Verhaftung zugezogen habe, beruht nach A. Stern (Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft III [1890, I.] S. 127) auf einer Verwechslung mit Oelsners Verhaftung im Jahr 1798. Er selbst hat aber an Varnhagen Frankfurt 15. Januar 1817 geschrieben: „Bei Herrn v. Humboldt hat mir Reinhard zu schaden gesucht, indem er behauptet, ich hätte schlecht an ihm gehandelt, als er im Jahre 1815 hier gefangen saß, mich seiner nicht angenommen, mich furchtsam zurückgezogen. Nun aber ist es notorisch, daß ich, alle Bedenklichkeiten mißachtend, zu ihm gegangen bin und zufolge dieses Besuches selbst verhaftet worden."

Zum 19. Abschnitt.

1. Rahel, Varnhagens Gattin, wollte freilich nicht an Reinhards Hypochondrie glauben; diese Launen schienen ihr nur eine Maske, seine beständige Verlegenheit zu verbergen! Rahel an Varnhagen, Frankfurt, 19. Sept. 1816.

2. Anspielung auf eines der letzten Gedichte der Doktorin, s. (Poel) Bilder 2c. II, 2, 6.

3. In den Briefen Friedrichs an seinen Bruder aus dieser Zeit ist blos ein einzigesmal von Reinhard die Rede. (O. Walzel, Fr. Schlegels Briefe an seinen Bruder,

S. 572.) Spätere Urteile Reinhards über ihn lauten ungünstig. In einem Brief vom 19. Mai 1827 schreibt er: „Ich habe keine Idee und will mir auch keine machen von den Vorlesungen Fr. Schlegels [in Wien] über die Philosophie. Man sagt, ihre Tendenz sei eine vermittelnde; er ist ein fou de mauvaise foi, wie kann er vermitteln!"

4. Aus den Ausdrücken, die Reinhard wählt, könnte man schließen, daß er seine Regierung gerade auf denjenigen Ausgang vorbereiten will, den er blos andeutet und der für Frankreich der unerwünschteste ist: die Aufsaugung der anderen Staaten durch Preußen. Er schreibt nämlich: Cette dissolution amenera-t-elle le partage des Etats de second et de troisième ordre, entre l'Autriche et la Prusse? ou bien leur séparation entière de les deux puissances? ou bien le déchirement de la Prusse? ou bien . . . mais c'est assez etc. Der Bericht ist veröffentlicht von A. Stern, Geschichte Europas I, 640.

5. Die Kaiserin Maria war die älteste Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. In einem Brief an ihre Tochter, die Großherzogin Maria Paulowna von Weimar, vom Jahre 1828 schreibt Reinhard über jene Begegnung in Remagen: „Durch diesen Anblick, wiewol aus achtungsvoller Entfernung, wurde einer der innigsten Wünsche meines Lebens, kann ich sagen, erfüllt. Als Prinzessin von Württemberg, meinem Geburtsland, auf einen der ersten Throne der Welt erhoben, als Schutzgottheit eines ungeheuren Reiches, erschien mir die Kaiserin Maria ganz eine ideale Vereinigung von Größe, Macht und Güte; ja eines Tages, im Jahr 1797, wollte ich ihre Unterstützung für ein romanhaftes Friedensprojekt anrufen, das mir die Unerfahrenheit eingegeben hatte." Vgl. auch Note 1 zum 13. Abschnitt.

6. Der Nassauische Oberkirchenrat Koch hatte im Jahr 1819 eine Verteidigungsschrift für Wessenberg veröffentlicht.

7. Reinhard erlebte noch, daß auch die Brüder Boisserée sich des schönen Besitztums entäußerten (Sept. 1836). Es ging in die Hände des Reichsgrafen Egon von Fürstenberg-Stammheim über, der über den Gebeinen des Heiligen, an Stelle der alten Kapelle, eine prunkvolle gothische Kirche errichtete und den ganzen Hügel zu der Kultusstätte eines aufdringlichen Katholizismus umschuf. Das einstöckige Wohnhaus aber, die ehmalige Probstei, mit dem bischöflichen Wappen über dem Eingang und den beiden oftgenannten Erkerzimmern nach dem Rhein, dem Saal und der Fremdenstube, ist noch heute das alte.

8. Reinhard blieb auch später mit Frau von Custine in Verbindung. Als sie von schwerem häuslichem Leid betroffen wurde, schickte er ihr, Anfang 1826, zum Trost einige erbauliche Schriften Wessenbergs, eine Medizin, die aber, wie ein Brief vom 14. August 1826 sagte, ihre zerbrochene Seele nicht heilen konnte.

9. Zur Erläuterung der Distichen teilte Wangenheim dem Stuttgarter Freunde folgendes mit: „Goethe sah im Moment, wo die Krisis eintrat, in jeder Ecke des Zimmers den Tod lauschen. Da rief er, auf einmal sich im Bette emporrichtend, aus: „Was will mir der? Er komme! aber er soll mich sterbend nicht anders finden, als ich lebend war. Ich will genießen, was mich freut, und niemand betrübt. Man hole mir einen Krug voll Kreuz-Brunnen, der mich immer gelabt und gestärkt hat." Man that, wie er befahl, er leerte ihn langsam; mit dem letzten Glase des Gesundbrunnens waren die Schemen verschwunden; die Krisis war glücklich überstanden und sein Leben ihm und den Freunden gerettet!" — Goethe hat in Kunst und Altertum (Bd. 4, 2) für die allgemeine Teilnahme nach der schwer überstandenen Krankheit seinen Dank ausgedrückt und dabei besonders der Frankfurter Feier gedacht: „Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Aesculap einen Hahn geopfert . . . herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich ꝛc."

10. Es ist der Notenwechsel über die Namen der Bischofswahlen in der oberrheinischen Kirchenprovinz gemeint. Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen, S. 130 ff. O. Mejer, Zur Geschichte der römisch-deutschen Frage. 3, 286 ff.

11. Er studierte in Göttingen mit drei Vettern zusammen, mit Gustav und Theodor Poel und mit Louis Reinhard, der nach dem Tod seines Vaters, des Moskauer Professors, von den Hamburger Verwandten aufgenommen und erst im Sillemschen, dann im Poelschen Hause erzogen wurde.

12. „Beim Kanzler war ich Reinhards wegen zum großen Thee, wo es ein hübscher Abend war. Schauspieler Graf deklamierte die Glocke. Eberweins spielten und sangen Goethische Lieder. Dabei zeigte Graf Reinhard für Poesie und für das Andenken des lieben Vaters einen so zarten Sinn, daß es mich recht rührte.“ Schmidt, Schillers Sohn Ernst. S. 252.

13. Als „Stufenjahr“ bezeichneten die Alten das kritische 63. Lebensjahr.

14. Louis Reinhard vollendete damals seine Studien in Berlin. Der Oheim wünschte, daß er in württembergische Dienste trete, und wandte sich zu diesem Zweck an König Wilhelm, der Reinhard sehr gewogen war und viel auf ihn hielt. (Ihre Bekanntschaft datierte wohl von dem Besuch, den König Wilhelm als Kronprinz im Jahre 1810 am Hofe seiner Schwester in Kassel machte.) Louis Reinhard wurde dann zuerst im inneren Staatsdienst in Stuttgart angestellt, trat aber, da er sich in Schwaben fremd fühlte, in das auswärtige Departement über, wurde bei der Gesandtschaft in Frankfurt angestellt und bekleidete in der Folge eine Reihe von diplomatischen Posten, zuletzt von 1850—1866 den am Frankfurter Bundestag. Er starb als württembergischer Staatsrat kurze Zeit nach Auflösung des Bundes.

15. Unter den Papieren des Kanzlers, im Müllerarchiv in Weimar, befindet sich eine Aufzeichnung über die persönlichen Begegnungen Müllers mit Reinhard. Außer den Besuchen des letzteren in Weimar sind hier erwähnt: Die Begegnung in Baden 1822, Besuche Müllers in Frankfurt Mai 1824, in Kronberg August 1825, in Frankfurt August 1826. Die Korrespondenz begann am 11. April 1823.

16. Georg Kerners Wittwe schrieb am 26. August 1835 an Julie, Tochter des Geheimen Rats A. Hartmann in Stuttgart, auf die angebliche Erzählung eines Ohrenzeugen gestützt: „Bei der Trauung des Alten soll dieser den Geistlichen, der in der Formel fehlte, unterbrochen haben mit der Bemerkung, er habe selbst Theologie studiert und wisse daher, daß er so heiße“. Das Märchen ist ein neuer Beweis, wie leicht sich an Reinhards Leben die erfindende Sage heftete.

Zum 20. Abschnitt.

1. Sieveking mißverstand erst diese Stelle und Reinhard erläuterte ihm dann, daß sie auf „Gries und Konsorten“ gemünzt war. Nähere Aufschlüsse fehlen. Über den Hamburgischen Gesandten am Bundestag, Syndikus Gries, s. Allg. D. Biogr. Aus der Wiederkehr der Worte „an mir“ und „in mir“ muß man schließen, daß auch jene vertraulichen Besprechungen mit dem Kanzler Müller (S. 481) denselben Verhältnissen und wirklichen oder eingebildeten Anfeindungen galten.

2. Mit der Devise: aide toi, le ciel t'aidera bildete sich eben damals der politische Verein, dessen Leiter die Männer des Globe waren.

3. Brief Cousins an Reinhard vom 29. März 1826. (Journal des Débats 12. März 1889).

4. Vgl. den an Goethe geschickten Reisebericht in den Briefen aus Vevey 2. Okt. und Frankfurt 11. Nov. 1826.

5. „Graf Reinhard mit seiner Frau, aus Oberitalien kommend, ist seit zwei Tagen hier und wird noch ein paar Tage bleiben. Beide befinden sich so wohl und heiter, wie man es nur wünschen kann. Er hat Manzoni auf seinem Landgut besucht und spricht von ihm und seinem Familienleben mit freudiger Bewunderung und Teilnahme". Boisserée an Goethe 23. Okt. 1826.

6. Am 29. März 1826 schrieb ihm auch Cousin: „Kennen Sie ein literarisches Journal, das der Globe heißt? Es wäre Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwert und würde vielleicht den Engel, den Sie Virginie nennen, unterhalten. Es ist eines der bemerkenswertesten Anzeichen des Geistes unserer heutigen Jugend. Zwischen gleich gefährlichen Übertreibungen hindurch geht es seinen Weg mit Festigkeit und Ausdauer; man sagt, daß Goethe davon entzückt sei. Es ist wahr, daß er der Gott dieser kleinen Kirche ist."

7. Über die alleinseligmachende Kirche, 2 Bde. 1826 und Religion und Philosophie in Frankreich, 1827 kommen von Carovés zahlreichen Schriften hier zunächst in Betracht.

8. Offenbar ist es im Rückblick auf eben diese Epoche, wenn Reinhard aus Dresden 30. Juni 1831 anknüpfend an das Gerücht seiner unerwünschten Abberufung gleichfalls an Wessenberg schreibt: „Sie können sich denken, daß es mir nach den vielen Prüfungen, durch die mein Leben gegangen ist, leicht wurde, rasch mein Gleichgewicht wieder zu finden. Ich habe es wieder gefunden nach einer viel kränkenderen Prüfung, infolge eines schändlichen Manövers, dessen Mitschuldige und Zeugen noch in der Stadt leben, wo Sie zur Zeit ihren Sitz haben [Karlsruhe?], aber ich achte Sie zu sehr, um Ihnen davon zu reden, und ich bin es mir selbst schuldig, alles aus dem Gedächtnis zu verwischen und als nicht geschehen zu betrachten, was zu dieser schrecklichen Epoche gehört."

9. Es waren Christian Friedrich Gottlob Reinhardt, Sohn des Amtsschreibers in Klein-Gartach, und Christoph Friedrich Reinhardt, Sohn des Amtsschreibers in Beutelsbach. Beide sind als Landpfarrer im Württembergischen, jener 1867, dieser 1857 gestorben. (Mitteilung von J. Hartmann.)

10. Die Prinzessin Marie vermählte sich am 26. Mai 1827 mit dem Prinzen Karl von Preußen, die Prinzessin Augusta am 11. Juni 1829 mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen (Kaiser Wilhelm I.).

11. Chateaubriand war damals Gesandter in Rom, wo Papst Leo XII am 10. Febr. 1829 gestorben war.

Zum 21. Abschnitt.

1. Im September fand — nach dem Falle Warschaus — in der französ. Kammer eine lebhafte Debatte über Polen statt, die aber mit einem Vertrauensvotum für Casimir Perier, den Mann des juste milieu, endete.

2. Dort verfolgten ihn wieder die alten Gespenster des Argwohns. An Harnier schrieb er ein Jahr später aus Cauterets 27. Aug. 1833: In Baden hielten wir uns 12 Tage auf und ich fand Anlaß genug, mich zu überzeugen, daß jene Vermutungen, die Sie kennen, gegründet sind; allein ich fand es zu tief unter mir, irgend eine Spur jener Teufelei, wo sie sich nicht von selbst zeigt, weiter zu verfolgen. Dergleichen Handlungsweise habe ich in Paris während der Krise beobachtet, die durch den Decazeschen Bericht so plan- und folgenvoll herbeigeführt wurde. Es waltete da eine höhere, geübte und mächtige Hand und sie hat ihren Zweck erreicht. Es ist ein Verhängnis, dem ich nichts mehr entgegenzusetzen habe, als mein inneres Bewußtsein, und dem ich, immer das Providentielle darin vor Augen habend, darum unterlag, weil ich nie von mir erhalten konnte, mit Waffen menschlicher Klugheit den Kampf zu bestehen. Daher ist mir auch so manches dunkel geblieben, was ich aufzuhellen unter meiner Würde hielt. Lange hatte ich die Zuversicht, daß die

Guten und die Vernünftigen das Unglaubliche nicht glauben würden; aber sie haben es geglaubt! Dieß ist menschliche Natur!" Nach Harnier bestanden Reinhards Wahnvorstellungen besonders darin, daß er das Ziel böswilliger Ausstreuungen von Kollegen zu sein glaubte. Der Arzt fügt hinzu: „Nie habe ich selbst etwas Thatsächliches dieser Art zu erkunden, nie aber auch Reinhards Verdacht ganz zu beschwichtigen vermocht"

3. Vgl. Jugenderinnerungen von M. B. In der Besonderen Beilage des Staatsanzeigers f. Württ. 1883. Nro. 15—17; ein Aufsatz, der übrigens eine Menge Irrtümer enthält.

Zum 22. Abschnitt.

1. In einem Brief vom 17. März 1834 an Wessenberg schreibt Reinhard, daß er sehr häufig drei ausgezeichnete Polen sehe, die unglücklich darüber seien, daß die Überspannung des Nationalitätsbegriffs bei ihren Landsleuten das Loos des unglücklichen Volkes nur immer schlimmer mache: „den Fürsten Czartorysfi, den General Kniasewitz und den guten alten Niemcewitz mit seinem Kindergemüt."

2. Vgl. Goethe zu Eckermann am 30. Dez. 1823.

3. Rudolf Schleiden, der im Jahre 1833 den jungen Reinhard in Stuttgart kennen lernte, schreibt von ihm in seinen Jugenderinnerungen: „Ihm selbst sah man weder die deutsche Abstammung noch den Diplomaten an; er machte den Eindruck eines gescheiten und trotz einer gewissen Einsilbigkeit offenen freundlichen Mannes."

4. Diese Enkelin Lina (Karoline Virginie) ist erst nach Reinhards Tod in ihr Elternhaus zurückgekehrt. Von allen Diemar'schen Kindern ähnelte sie am meisten dem Großvater. Sie starb i. J. 1872 als Gattin des württembergischen Majors z. D. Hörner.

5. Prinzessin Helene von Mecklenburg war im Mai 1837 als Gattin des Thronfolgers nach Frankreich gekommen. Der Kanzler Müller fragte in seinen Briefen an Reinhard stets nach der Prinzessin, die eine Enkelin Karl Augusts war. Reinhard rühmte vom Hörensagen die Prinzessin, die Festigkeit ihrer Grundsätze, ihre Religiosität, kam aber persönlich in kein näheres Verhältnis zu ihr. S. C. v. Wolzogen, Litter. Nachl. II, 388.

6. „Meine Tochter, an der Sie so gütigen Anteil nehmen, hab' ich im vorigen Jahr in ihrem Haus- und Landwesen unter glücklichen Auspizien auch für die Zukunft, wie ich hoffen darf, besucht." An Frau von Wolzogen, 17. Juli 1837. C. v. Wolzogen, Liter. Nachl. II, 388.

7. Friedrich Thiersch war zu Reinhards Bedauern abwesend. Er hatte ihn im Spätjahr 1814 in Paris kennen gelernt. Fr. Thiersch's Leben von Heinrich Thiersch, I, 124.

8. Nach der damaligen Doktrin vertrat der König unter parlamentarischen Formen und unter wechselnden Ministerien die pensée immuable der Regierung.

9. Piter Poel starb am 3. Oktober 1837, also wenige Wochen nach Reinhards Besuch; Reinhold am 6. August 1838.

10. Das Goethe-Schiller-Archiv enthält ein Exemplar des Briefwechsels, welchem Titel und Text der von Friedrich v. Müller unterzeichneten Vorrede (III—XXV) von 1848 in den Revisionsbogen vorgeheftet sind. Mitteilung von Prof. Dr. Suphan.

11. An Harnier schrieb er noch schärfer: „In Düsseldorf sahen wir in der Malerschule unter der Leitung des Proselyten S. den Triumph des katholischen Mystizismus. Schade um die entschieden abgeschmackte Richtung so vieler ausgezeichneten Talente!"

12. Nach Guhrauer ist die Arbeit nach Reinhards Tode gedruckt worden, und zwar n der Revue des deux mondes, wo ich sie aber nicht finden konnte.

13. Acht Tage vor Eröffnung der Sitzungen war ein neuer Mordplan gegen den König entdeckt worden.

Verzeichnis
der hauptsächlich benützten Litteratur.

(Reinhard), Alb. Tibullus. Nebst einer Probe aus dem Properz und den Kriegsliedern des Tyrtäus. In der Versart der Urschrift übersetzt. Mit einem Anhang von eigenen Elegien. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1783.

Episteln. K. F. Göckingk und Klamer Schmidt gewidmet von K. R. und K. Zürich. Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1785.

G. Fr. Stäudlin, Schwäbischer Musenalmanach. (Blumenlese.) 1782—1793.

J. M. Armbruster, Poetisches Portefeuille. St. Gallen. 1784.

— — Schwäbisches Museum. Kempten. 1785.

Ph. W. G. Hausleutner, Schwäbisches Archiv. 1790.

Schillers Thalia III, 1791. Heft 12.

J. W. von Archenholz, Minerva. 1792.

(Usteri). Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution. 1795.

(Reichardt). Deutschland. Berlin, 1796.

A. Hennings, Genius der Zeit. 1796.

(J. L. Ewald). Phantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens. 1799.

Heuffer, Taschenbuch für Frauenzimmer. 1799. 1800.

C. Ph. Conz, Gedichte. Neue Sammlung. Ulm, 1824.

Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. Stuttgart und Tübingen. 1850.

W. Isler, K. Fr. Reinhards Briefe an Ch. de Villers. Hamburg. 1883.

Guhrauer in Raumers Historischem Taschenbuch. Neue Folge, VII. 1846.

C. Ph. Conz, Einiges über Schiller. Zeitung für die elegante Welt. 1823, Nro. 3—7; 1825, Nro. 206.

A. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. 1875.

Chr. Girtanner, Historische Nachrichten ꝛc. 1791 ff.

Posselt, Europäische Annalen. 1795 ff.

H. v. Sybel, Geschichte der Revolutionszeit. 1865 ff.

H. Hüffer, Europa im Zeitalter der französischen Revolution. 1890.

A. Sorel, l'Europe et la révolution française. 1885 ff.

Fr. Masson, Le departement des affaires etrangères pendant la révolution. 1877.

Ernouf, Maret, Duc de Bassano. 1878.

G. Pallain, La mission de Talleyrand à Londres en 1792. 1889.

J. Kerner, Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit. 1849.

A. Wohlwill, Georg Kerner. 1886.

Ludovike. Ein Lebensbild. 1847.

Mémoires du comte **Mio** de Melito. 1858.

C. G. Jochmann, Reliquien, gesammelt von Zschokke. 1836.

A. Baggesen, Jens Baggesens Biographie. 1843 ff. Aus Jens Baggesens Briefwechsel. 1831.

P. Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. 1881 ff.

A. Wohlwill, Reinhard als französischer Gesandter in Hamburg. Hansische Geschichtsblätter. 1875.

(**H. Klenke**). Aus einer alten Kiste. 1853.

(**G. Poel**). Bilder aus vergangener Zeit. 2 Teile. 1884 ff.

Fr. Kapp, Justus Erich Bollmann. 1880.

A. Leitzmann, Tagebuch Wilhelm von Humboldts. 1894.

— — Briefe von W. von Humboldt an Fr. H. Jacobi. 1892.

A. Franchetti, Storia d'Italia dal 1791 al 1799. 1878.

A. v. Reumont, Geschichte Toskanas. Zweiter Teil. 1877.

Gualterio, Gli ultimi rivolgimenti. 1861.

Baldassari, Geschichte der Wegführung und Gefangenschaft Pius VI. Deutsche Übers. 1844.

E. M. Arndt, Bruchstücke aus einer Reise durch einen Teil Italiens. 1801.

F. M. Gianni, Scritti di publica economia. 1848.

A. Lefèbre, Histoire des cabinets de l'Europe. 1845 ff.

Bignon, Histoire de France. 1829 ff.

Boulay de la Meurthe, le directoire et l'expédition d'Égypte. 1885.

W. Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. 1876.

Politische Korrespondenz **Karl Friedrichs** von Baden. 1888 ff.

Tillier, Geschichte der helvetischen Republik. 1843.

C. Hilty, Vorlesungen über die Helvetik. 1878.

Luginbühl, Ph. A. Stapfer. 1887. — Aus Ph. A. Stapfers Briefwechsel. (Quellen zur Schweizergeschichte. XI. XII.)

E. Haug, Briefwechsel der Brüder J. G. Müller und J. v. Müller. 1893.

Fr. v. Wyß, Leben der beiden Bürgermeister David v. Wyß. 1884 86.

Wydler, Leben und Briefwechsel von A. Rengger. 1847.

J. Dierauer, Müller-Friedberg. 1884.

Frey, J. G. v. Salis-Seewis. 1889.

K. Ott, Leben von P. Usteri. 1835.

H. Zschokke, Denkwürdigkeiten. 1845 ff.
— — Eine Selbstschau. 1842.
Fr. Frommann, Das Frommann'sche Haus. 1870.
Correspondance de **Napoléon** I. 1863 ff.
Isler, Briefe aus dem Nachlaß des Ch. de Villers. 1879.
J. G. Rist, Lebenserinnerungen, herausgegeben von Poel. 1884 ff.
A. Wohlwill, Die Entführung des britischen Geschäftsträgers Rumbold. In „Hamburgs Vergangenheit". Bd. I. Vgl. Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte. VIII. 1885.
R. Zöppritz, Aus F. H. Jacobis Nachlaß. 1869.
Sulpiz Boisserée. 1862.
J. M. Raich, Dorothea von Schlegel, geb. Mendelssohn. 1881.
P. Bertrand, Lettres inédites de Talleyrand à Napoléon. 1889.
Goethes Tag- und Jahreshefte.
Goethes Tagebücher. 1887 ff.
H. Steffens, Was ich erlebte. 1840 ff. Bd. 5 und 6.
Mémoires et correspondance du roi **Jérôme.** 1861 ff.
Du **Casse,** Les rois frères de Napoléon I. 1883.
Goecke und Ilgen, Das Königreich Westfalen. 1888.
A. Kleinschmidt, Geschichte des Königreichs Westfalen. 1893.
A. Wohlwill, Napoleon und die Hansestädte im Herbst 1809. Zeitschrift des Vereins für Hamb. Geschichte. VII. 1879 u. 1883.
Mémoires de **M. de Bourienne.** 1829 ff.
Chr. v. Schlözer, A. L. v. Schlözers öffentliches und Privatleben. 1828.
G. Pallain, Talleyrands Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. Deutsch von P. Bailleu. 1881.
Luden, Nemesis 1817. IX. I. Stück.
L. Assing, Briefwechsel zwischen Varnhagen und Oelsner. 1865 ff.
Goethes Gespräche mit Eckermann. 1836.
C. A. Burkhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller. 1870.
C. v. Wolzogen, Litterar. Nachlaß. 1848.
Max Frhr. v. Lerchenfeld, Aus den Papieren des k. b. Staatsministers Max Frhrn. v. Lerchenfeld. 1887.
A. Pichot, Souvenirs intimes sur M. de Talleyrand. 1870.

Personen-Verzeichnis.